

Lielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 74

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 2004



An historischer Stelle wurde im Oktober 2004 das „Landhotel Kruppenweg“ eröffnet

Im Krug zum grünen Kranze

*Im Krug zum grünen Kranze,
da kehrt ich durstig ein;
da saß ein Wanderer drinnen,
am Tisch beim kühlen Wein.*

*Das Glas ward eingegossen,
das wurde nimmer leer;
sein Haupt ruht auf dem Bündel,
als wär's ihm viel zu schwer.*

*Ich tät mich zu ihm setzen,
ich sah ihm ins Gesicht,
das schien mir gar befreundet
und dennoch kannst' ich's nicht.*

*Da sah auch mir ins Auge
der fremde Wandersmann
und füllte meinen Becher
und sah mich wieder an.*

*Hei, wie die Becher klangen,
wie brannte Hand in Hand;
es lebe die Liebste deine,
Herzbruder, im Vaterland!*

Wilhelm Müller, 1821

„Die Quecke“

Begründet 1950 von Theo Volmert.

Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer

Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf

Die Quecke erscheint einmal jährlich.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen und die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen.

Einzelpreis: € 4,00

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

<i>Wilhelm Müller</i> Im Krug zum grünen Kranze		<i>Hans-Otto Wetzel</i> Vom Bollerwagen zum Schwertransportanhänger 120 Jahre Fahrzeugbau Wetzel	81
<i>Manfred Buer</i> Das „Landhotel Krummenweg“ Ein traditionsreiches Gasthaus ist wiedererstanden	3	<i>Hermann Tapken</i> Anmerkungen zu Rudolf Rickes: „Soziale Not zwischen den beiden Weltkriegen in Ratingen. Ein Erlebnisbericht“ (<i>Quecke 73, 2003, S. 56–61</i>)	91
<i>Karl Doerenkamp</i> Wie man Erinnerungen hegt und voller Liebe pflegt Aus den Erinnerungen von Karl Doerenkamp	15	<i>Josef Schwaab / Bernhard Schwaab</i> Lebenserinnerungen (<i>Fortsetzung</i>)	97
<i>Erich Kästner</i> Das Gemurmel eines Kellners	20	<i>Bastian Fleermann</i> Volkssage oder völkischer Mythos? Die Ratinger „Kultstätte“ Stinkesberg und die Geschichte ihrer Rezeption	107
<i>Lore Schmidt</i> Erinnerungen an Schwarzebruch	21	<i>William Shakespeare</i> Hexengesang	116
<i>Maria Molitor</i> Am Winkelshäuschen – eine Lintorfer Familiengeschichte	22	<i>Gabriele Uelsberg</i> Paul Schwer	117
<i>Maria Molitor</i> Jewitter	25	<i>Monika und Manfred Buer</i> Gretel Krauskopf-Gemert (1923–2004)	124
<i>Wolfgang Kannengießer</i> Jan und Griet vom Hof Termühlen	26	<i>Hans Müskens</i> Hier gilt keine Zeit: Zum Tod von Professor Dr. Heinz Peters	126
<i>Marlies Füsgen / Ewald Dietz</i> Das vergessene Gütchen	31	<i>Claudia Gottfried / Christiane Syré</i> Kleiderlust und Körperfrust Die Suche nach der Traumfigur Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum, Schauplatz Ratingen	130
<i>Manfred Buer</i> Die Altbausiedlung „Am Löken“ konnte nicht gerettet werden	35	<i>Manfred Buer</i> Ein Motorrad aus Breitscheid und das „Wunder von Bern“	135
<i>Uta Asher</i> Sonnenblumen	37	<i>Michael Baaske</i> Von Kopf bis Fuß auf Marlene eingestellt Marlene Dietrich – Inbegriff des mondänen Art Déco	136
<i>Uta Asher</i> Wie ein Paradies (<i>Fortsetzung</i>)	37	<i>Kurt Tucholsky</i> Park Monceau	138
<i>Helga Engelhardt</i> Ein unheimlicher Fang	43	<i>Egon Schuster</i> Gemeinsames Haus der Kulturen	142
<i>Jürgen Steingen</i> Der Jahresablauf in der Landwirtschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts	45	<i>Friedrich Wagner</i> Eine griechische Familie in Lintorf	144
<i>Richard Baumann</i> Wie man in Homburg vor sieben Jahrzehnten wohnte und lebte	52	<i>Manfred Buer</i> Willi Kibbat, oder: Wie ein Lintorfer Junge Engländer wurde	146
<i>Christian Morgenstern</i> Mägde am Sonnabend	55	<i>Karl Schmidt</i> Junge Ratinger fanden schon früh den Weg zur Marine	155
<i>Karl-Heinz Jörgens</i> Die Suche nach den familiären Wurzeln	56	<i>Manfred Fließ</i> Die königlich-preußische Posthalterei in Beelitz – ein in Deutschland einzigartiges Denkmal	157
<i>Michael Buhlmann</i> Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XV. Kauf des Hofes Anger durch das Kloster Werden (1148) XVI. Ein Urbar der Werdener Abtshöfe (12. Jahrhundert, Mitte) XVII. Memorienkalender des Klosters Werden (12. Jahrhundert, 2. Drittel und später)	58	<i>Irmgard Wisniewski</i> Mer fahre en de Stadt	159
<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> ... und darüber niemand in seinem gewissen noch exercitio zu turbieren ... Konfessionelle Auseinandersetzungen in Ratingen 1611	66	<i>Ewald Dietz</i> Gedanken zum Lintorfer Platt	160
<i>Hans Müskens</i> Die evangelische Stadtkirche in Ratingen Kurze Geschichte einer alten reformierten Kirche	71	<i>Maria Molitor</i> Kriminalfall jëlöst	162
		<i>Ewald Dietz</i> Et i-eschte Fahrrad	163

<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	168	<i>Friedhelm Kipp</i> 75 Jahre Herz-Jesu Kirche Ratingen	236
<i>Reinald Bever</i> Damals bei uns daheim – Erinnerungen an Kinder- und Jugendtage in Lintorf	170	<i>Manfred Buer</i> Die Stichwahl brachte die Entscheidung: Harald Birkenkamp wurde neuer Bürgermeister der Stadt Ratingen	239
<i>Eduard Mörike</i> Begegnung	177	<i>Manfred Buer</i> Der Lintorfer Florist Thomas Dietz sorgte für den grünen Rahmen bei den Reiterwettbewerben der Olympischen Sommerspiele in Athen	240
<i>Michael Lumer</i> 50 Jahre Kreuzherren wieder in Deutschland 40 Jahre Kreuzherren in Lintorf	178	<i>Manfred Buer</i> Kurt Tappeser	241
<i>Michael Lumer</i> Durch das Kreuz zum Licht Zum Tode von Pater Nico van Rijn	183	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	241
<i>Hans Lumer</i> 50 Jahre „neue“ Johann-Peter-Melchior-Schule in Lintorf	184	<i>Enrico Peyretti</i> Laudatio auf Josef Schiffer zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes	245
<i>Rheinische Post vom 25. 8. 1954</i> Verkehrssorgen konsequent gelöst	190	<i>Heinzreiner Klinkenberg</i> Laudatio auf Bruno Lambart zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2003	246
<i>Joachim Zeletzki</i> Und noch einmal: Lehrling beim Amt Angerland in den 1950er Jahren	193	<i>Hans Müskens</i> Zur Verleihung der Johanna-Flinck-Ehrennadel an Edith Bohnen	250
<i>Horst Blechschmidt</i> Lintorf 1974–2004 30 Jahre nach der Neugliederung	199	Buchbesprechungen:	
<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> Der lange Weg einer Grundsteinlegungsurkunde...	201	<i>Jörg Engelbrecht</i> Otto Redlich und die Ratinger Stadtgeschichte	253
<i>Thomas van Lohuizen</i> Macht, Reichtum, Mord und Totschlag Linneper Vetternwirtschaft und Kölscher Klüngel	202	<i>Bastian Fleermann</i> Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Band 8	256
<i>Monika Degenhard</i> Der Breitscheider Rottzehnt von 1759	206	<i>Bastian Fleermann</i> 75 Jahre Bund der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften 1928–2003	258
<i>Maria Molitor</i> Kermesbesü-ek am Siepekothe	208	<i>Hans Müskens</i> Ratinger Bilder und Geschichten	258
<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel (<i>Fortsetzung</i>)	210	<i>Erika Münster</i> Alles schreit nach Brot – Ernährung in Ratingen von 1700–1900	259
<i>Edi Tinschus</i> Ein Höseler Schulbild von 1923	217	<i>Hans Müskens</i> 75 Jahre Herz-Jesu Kirche	260
<i>Wolfgang Schmölders</i> Sei nicht dumm, frag, warum	217	<i>Bastian Fleermann</i> Geheimnisvolles Ratingen	261
<i>Ruth Ortlinghaus</i> Wir pflegen Kultur – wir bringen Kultur 30 Jahre Kulturkreis Hösel e.V.	218	<i>Hans Müskens</i> Sagt, was ich gestehen soll! Hexenprozesse – Entstehung, Schicksale – Chronik	261
<i>Hans Kraft</i> Ein großer Höseler Bürger: DGB-Vorsitzender Ludwig Rosenberg (29. 6. 1903 – 23. 10. 1977)	221	* * *	
<i>Erika Münster / Erhard Tittel</i> Dr. jur. Karl Tittel, Pflichtverteidiger des Nazi-Verbrechers Kurt Franz aus Ratingen	224	<i>Hartmut Krämer</i> Lückenhafte Weihnacht?	263
<i>Edi Tinschus</i> Die Operationen	228	<i>Erich Kästner</i> Der Weihnachtsabend des Kellners	263
<i>Otto Samans</i> 110 Jahre Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Ratingen	229	Bildnachweis	264
<i>Jean Oberbanscheidt</i> De Köster von Pitter on Paul	235		

Das „Landhotel Kruppenweg“

Ein traditionsreiches Gasthaus ist wiedererstanden

Als am 18. Oktober dieses Jahres am Kreisverkehr Kruppenweg ein neues 4-Sterne-Hotel unter dem Namen „Landhotel Kruppenweg“ eröffnet wurde, löste das bei vielen Ratingern wehmütige Erinnerungen an alte Zeiten aus.

Am 1. April 1986 hatte an dieser Stelle die traditionsreiche „Gaststätte Kruppenweg“ ihre Pforten für immer geschlossen, nachdem sie fast 90 Jahre von der Familie Doerenkamp betrieben worden war - einst die **erste** Adresse in Ratingen, wenn es um gesellschaftliche Festivitäten, Vereins- oder Firmentagungen und speziell um große Bälle ging. Man sprach vom „Konferenzzimmer des Ruhrge-

biets“; das angeschlossene Hotel auf der anderen Seite der Mülheimer Straße beherbergte in den 1960er und 1970er Jahren viele Prominente, die einen Aufenthalt in einem kleinen, hervorragend geführten Hotel mit Schwimmbad in ruhiger, waldreicher Umgebung den großen Gastronomiebetrieben in Düsseldorf oder in den Großstädten des Ruhrgebiets vorzogen. Aber auch als Ausflugs-gaststätte war der „Kruppenweg“ bei den Ratingern vor allem im Sommer sehr beliebt. An Sonntag und Feiertagen waren die 1500 Sitzplätze auf der Kaffeeterrasse, in den Gartenanlagen und im Schwimmbad nicht selten alle besetzt.

Angefangen hat alles an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Zu dieser Zeit befand sich am Kruppenweg eine Brauerei und Kornbrennerei, zu der auch eine kleine Gaststätte gehörte. Das Unternehmen war 1825 von Friedrich Unterhössel gegründet worden und hatte sich im Laufe der Jahre zu einem stattlichen Betrieb mit mehreren Gebäuden und riesigem Grundbesitz entwickelt. Die beiden durch Brand zerstörten Gebäude an der Straße nach Ratingen genau gegenüber dem neuen Hotel sind die letzten beiden Überbleibsel dieser ehemaligen Brauerei. Im schieferverkleideten Fachwerkhaus lebte die Familie des Brauereibesitzers Unterhössel, im Haus links daneben befand sich ein Teil des Betriebes. An der Stelle der heutigen Aral-Tankstelle lag damals die kleine Gaststätte, die von der Lintorfer Familie Mentzen betrieben wurde und in der Kruppenweger Bier und Kruppenweger Korn zum Ausschank kamen. Im Jahre 1896 wurde die Privatbrauerei in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und trug von nun an den Namen „Aktienbrauerei und Brennerei Kruppenweg vorm. F. Unterhössel“.¹⁾ Kurz vor der Jahrhundertwende pachtete **Josef Doerenkamp** die kleine Gaststätte von der Brauerei. Niemand konnte zu diesem Zeitpunkt ahnen, daß sie unter seiner Leitung einst zum größten und bekanntesten Gastronomiebetrieb des Angerlandes werden würde.

Josef Doerenkamp wurde 1868 in Gladbach (heute Mönchengladbach) geboren und verbrachte seine Jugendzeit im elterlichen Hotel „Elberfelder Hof“ am Gladbacher Bahnhof. Nach seiner Schulzeit absolvierte er eine vierjährige Lehre als Koch im renommierten Hotel „Königshof“ in Bonn, an die sich eine zweijährige Lehre als Konditor anschloß. Nach der langen Lehrzeit von sechs Jahren



Bundeswirtschaftsminister Professor Ludwig Erhard besucht die „Gaststätte Kruppenweg“ in den 1950er Jahren. Ganz links Karl Doerenkamp

1) Siehe dazu „Quecke“ Nr. 10 vom April 1952: Albert Elven „Eine alte Brauerei des Angerlandes“



Die erste „Gaststätte Krummenweg“ war dort, wo sich heute die Aral-Tankstelle befindet. Sie brannte 1917 ab. Die noch ungepflasterte Straße führte geradeaus weiter nach Ratingen (heute: Mülheimer Straße). Das hohe Gebäude hinter der Gaststätte ist das verschieferte Fachwerkhaus des Brauereibesitzers Unterhössel, das heute als Brandruine noch vorhanden ist. Auf der linken Seite erkennt man die riesige Kastanie, die lange vor der zweiten „Gaststätte Krummenweg“ stand.
Das Foto entstand vor dem Ersten Weltkrieg

wurde er Soldat und diente drei Jahre bei einem Garde-Füsilieregiment in Berlin. Als gelernter Koch und Konditor wurde er oft zum Küchendienst abkommandiert, vor allem bei Manövern. Nachdem sich seine Fähigkeiten herumgesprochen hatten, mußte er sogar manchmal in der kaiserlichen Küche bei Hofe aushelfen. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm daher neben einer silbernen Medaille mit dem Bild des Kaisers die Bewirtschaftung der Kantine des Niederrheinischen Füsilieregimentes Nr. 39 in Düsseldorf übertragen. Josef betrieb die Kantine zur Zufriedenheit aller, sein Verdienst war gut, und er konnte ein schönes Stück Geld auf die hohe Kante legen. Während er in der Küche herrschte, leitete seine **Frau Gertrud, geb. Ruppertzhoven**, die er kurz zuvor geheiratet hatte, die eigentliche Gastwirtschaft und war für den Ausschank verantwortlich. Gertrud Doerenkamp stammte aus der Kapuzinergasse in der Düsseldorfer Altstadt, wo ihre Mutter einen „Kolonialwarenladen“ betrieb. Ihr Vater war Rheinschiffer und pendelte als Partikulier mit seinem kleinen Frachtschiff zwischen Holland und Bingen.

Als in Mülheim an der Ruhr das 8. Lothringische Infanterieregiment Nr. 159 neu aufgestellt wurde, übernahmen Gertrud und Josef Doerenkamp dort die Kantine des 1. Bataillons. Die Wirtschaftsräume in der neuen Kantine waren größer und zweckmäßiger eingerichtet als die in Düsseldorf. Auch waren die Doerenkamps bald sehr erfolgreich, obwohl Gertrud Doerenkamp ihre Heimatstadt Düssel-

dorf sehr vermißte und unter der Trennung von Freunden und Verwandten litt. Ihre eigene Familie in Mülheim wuchs sehr rasch: Im Jahre 1893 wurde der älteste Sohn **Karl** geboren, dann 1898 die Tochter **Maria** und im Oktober 1899 Sohn **Hans**.

Aufgrund der zahlreichen Schwangerschaften und durch das anstrengende Kantinegeschäft war die Gesundheit Gertrud Doerenkamps stark angegriffen. Der Arzt verordnete ihr Ruhe und Landluft um auszuspannen. Eine solche Möglichkeit ergab sich nach einem Gespräch mit dem Brauereidirektor Unterhössel aus Krummenweg, der öfter vorbeischaute, weil die Kantine das Bier aus seiner Brauerei bezog. Er überredete die Doerenkamps, neben der Kantine auch noch die kleine Wirtschaft am Krummenweg zu übernehmen. Josef sollte die Kantine alleine weiterbetreiben, während Gertrud die „kleine Wirtschaft am Wege“ leiten und sich gleichzeitig in guter Landluft erholen könnte.

Am 1. Mai 1900 zog Gertrud Doerenkamp mit ihren drei Kindern nach Krummenweg. Sie erholte sich schnell und machte aus der kleinen Kneipe bald ein beliebtes Lokal, das von Besuchern aus Düsseldorf, Essen und Mülheim aufgesucht wurde. Sie kamen mit ihren Kutschwagen, die Pferde wurden ausgeschirrt und in den zum Lokal gehörenden Stallungen mit Futter und Wasser versorgt.



Noch einmal die alte, erste „Gaststätte Krummenweg“, nun von der anderen Seite her gesehen. Die Straße führte weiter nach Mülheim. Hinter der letzten Kutsche links biegt der Fahrweg nach Lintorf ab. Postkarte von 1913



Die Familie Doerenkamp im Jahre 1917. Das Foto entstand anlässlich der Hochzeit von Tochter Maria Doerenkamp mit dem Ratinger Architekten Keller. Die beiden älteren Söhne, Karl und Hans, tragen bereits Uniform, sie haben Heimaturlaub. Von links nach rechts: Vater Josef Doerenkamp, Hans, Maria mit ihrem Bräutigam, Paul, Mutter Gertrud Doerenkamp und Karl

Auch Offiziere aus der Garnisonsstadt Düsseldorf besuchten die Gaststätte an Sonntagen gern mit ihren Damen. Angeboten wurden Kaffee und selbstgebackener Kuchen, Rosinenbrote, Schnittchen aller Art, Mittag- und Abendessen. Tatkräftig unterstützt wurde Gertrud Doerenkamp von ihrem Mann, der bis zum Auslaufen des Kantinenvertrages mit der Garnison in Mülheim jeden Abend mit dem Zug nach Lintorf kam und vom Bahnhof mit dem Fahrrad zum Krumpfenweg fuhr, um dort Brot und Rosinenkuchen zu backen. Morgens in aller Frühe fuhr er wieder nach Mülheim, damit er um 6 Uhr in der Kantine sein konnte.

Bald wurde die Gaststätte Doerenkamp modernisiert: Der alte „Backes“ im Freien wurde durch eine neue Backstube, das Plumpsklo durch neue Toiletten ersetzt, und eine richtige Spülküche wurde gebaut mit bequemen Regalen und mehreren großen Bottichen für heißes Wasser, in die das Geschirr eingetaucht wurde. In einem schönen Garten, dem kleinen Saal und einer Veranda gab es Platz für 300 Gäste.

Mittlerweile war die Familie wieder größer geworden, **Paul**, das

Nesthäkchen der Familie, wurde im Jahr 1901 geboren, während Karl, der Älteste, schon kräftig im Betrieb mithelfen mußte.

Dann kam der Erste Weltkrieg. Josef Doerenkamp, obwohl schon 50 Jahre alt, mußte noch einmal Soldat werden und in Koblenz als Feldwebel Rekruten ausbilden. Auch Karl und Hans wurden eingezogen. Das Kriegsjahr 1917 sollte zu einem Schicksalsjahr für



Die neue, zweite „Gaststätte Krumpfenweg“ lag auf der anderen Straßenseite, genau gegenüber der alten. Das Gebäude steht heute noch, es ist denkmalgeschützt und wird als historische Gaststätte in den neuen Hotelkomplex einbezogen.

Postkarte aus dem Ersten Weltkrieg

die Familie Doerenkamp werden. Zwei Tage vor Pfingsten brannte die Gaststätte völlig nieder. Zuerst gab es nur ein kleines Feuer in der Waschküche, das die Brauburschen der Brauerei vergeblich zu löschen versuchten. Hilf- und tatenlos mußte Gertrud Doerenkamp zusehen, wie alles, was sie sich mit ihrem Mann aufgebaut hatte, ein Raub der Flammen wurde.

Aber die Doerenkamps ließen sich nicht entmutigen. Schon kurze Zeit später ging es auf der anderen Straßenseite weiter: In der sogenannten „Kutscherkneipe“, einem alten Fachwerkhaus, das früher einmal den Kutschern der Transportfahrzeuge auf der Straße von Ratingen nach Mülheim und Essen Gelegenheit zur Rast bot und jetzt dem Braumeister Ecke als Wohnhaus diente. Die Familie Ecke zog in ein anderes Haus der Brauerei, und in zwei Wohnstuben des alten Hauses, das heute unter Denkmalschutz steht und als Teil des neuen Hotels aufwendig restauriert wurde, begann die Familie Doerenkamp mit einer geliehenen Theke aufs Neue den Gaststättenbetrieb. Geschirr und Gläser stellten die Lieferanten zur Verfügung. Nach Ende des Krieges und nachdem die beiden älteren Söhne an den „Krummenweg“ zurückgekehrt waren, kamen auch wieder viele Gäste. Zunächst waren es Angehörige der Freikorps oder der „Roten Armee“, die in die Auseinandersetzungen des Ruhr-



Der sogenannte „Rote Saal“ wurde zu Weihnachten 1925 eingeweiht

kampfes verwickelt waren, dann, nach 1923, waren es immer wieder französische Soldaten, die sich in der Gaststätte aufhielten. Karl, Hans und Paul waren abwechselnd an dem kleinen, provisorischen Bierbüffet beschäftigt.

Allmählich kam auch der Straßenverkehr wieder in Gang. Die Fahrer der Kohlenlastwagen, welche die Fabriken der Umgebung mit Kohle versorgen mußten, waren die ersten Zivilgäste nach den unruhigen Zeiten. Sie freuten sich über die Erbsensuppe, die gute Tasse Bohnenkaffee und die Berliner Ballen, die es nach den Hungerjahren wieder gab.

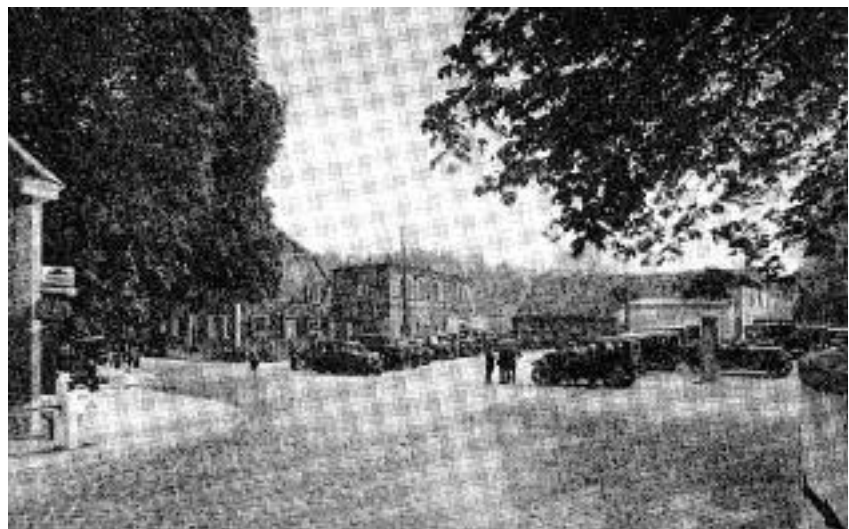
Durch günstige Umstände konnten die Doerenkamps im Jahre 1921 alle Gebäude und Grundstücke der früheren Brauerei Unterhössel käuflich erwerben. Nach großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zusammenhingen, war der marode Betrieb an die Dietrich-Brauerei in Düsseldorf verkauft worden, die sich nun wiederum von ihrem Besitz am Krumpfenweg trennte. So war der Weg frei für einen großangelegten Um- und Ausbau der Gaststätte. Zunächst wurde der alte Restaurationsraum durch ehemalige Stallungen erweitert und geschmackvoll umgestaltet, 1925 wurde der stilvolle „Rote Saal“ gebaut. Im Jahre 1927 erhielt die Gaststätte eine öffentliche Fernsprechkabine. Die Gartenanlagen, ein großer Teich mit einer Fontäne, zwei Wintergärten (1929 und 1938 erbaut) und eine Kaffeeterrasse rundeten das Bild ab.

Schließlich wurde 1934 auf der anderen Straßenseite ein komfortables Schwimmbad mit Restaurationsbetrieb eröffnet, das auch gehobenen Ansprüchen genügte und schon wegen des Eintrittspreises nicht für jedermann zugänglich war. Prunkstück war der im Jahre 1928 errichtete Kuppelsaal.

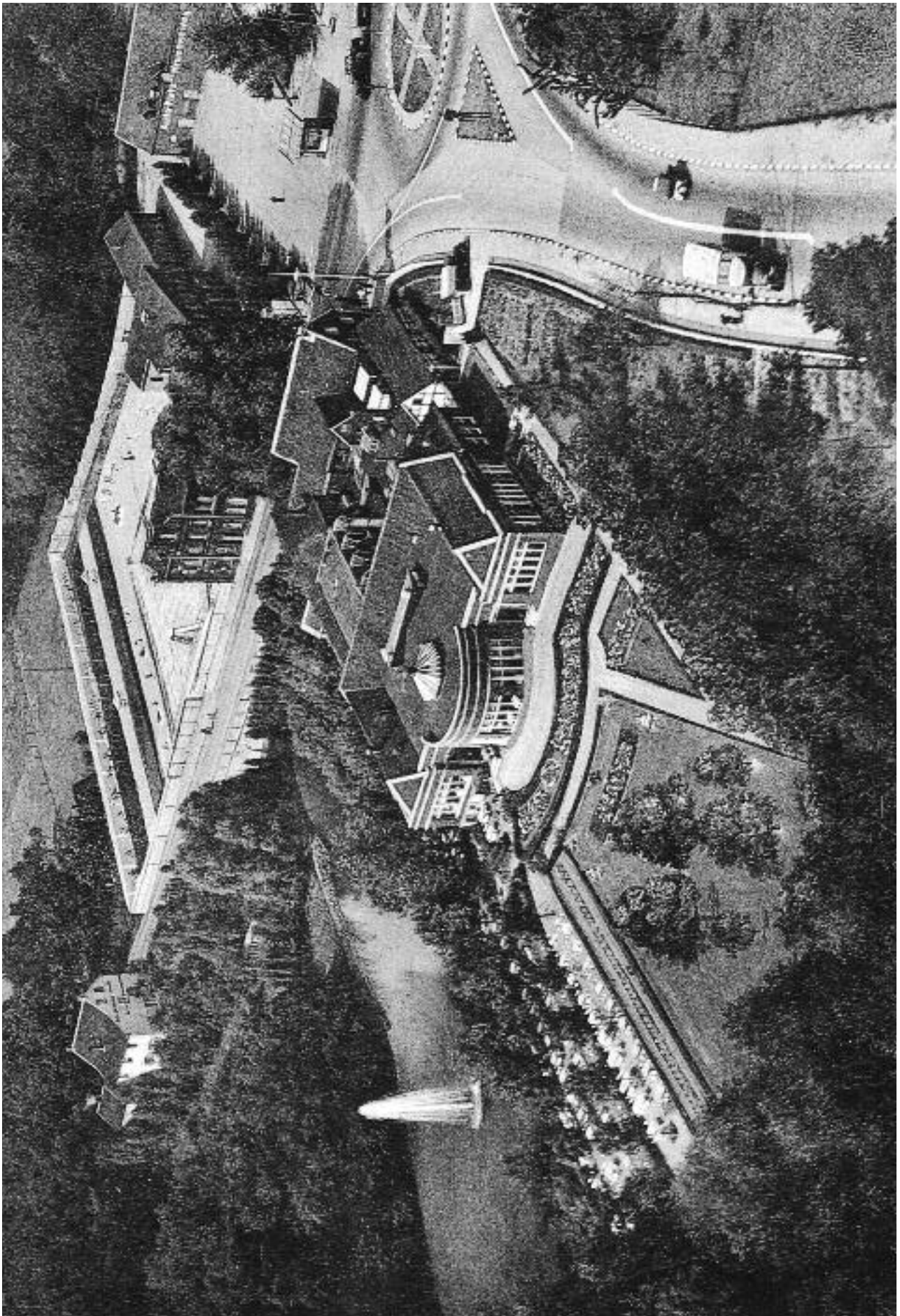
In den 1940er Jahren umfaßte das Besitztum der Familie Doerenkamp neben dem umfangreichen Gebäudekomplex 20 Morgen Land, darunter 12 Morgen Wald. Auf dem Gelände der ersten „Gaststätte Krumpfenweg“ auf der anderen Straßenseite war ein Großparkplatz für 800 PKW mit Kraftfahrzeughalle entstanden. Die Gebäude der ehemaligen Brauerei wurden als Wohnhaus für

die Familie und als Unterkunft für das Personal genutzt. Das Restaurant war in der Lage, pro Stunde 1000 Portionen Kaffee zu servieren. Die großzügigen Räumlichkeiten und die Gartenanlagen boten Sitzplätze für 3000 Gäste. Allein der große Kuppelsaal bot rund 150 Gästen reichlich Platz, der Speisesaal im Erdgeschoß war für 250 Gäste konzipiert. Dazu kamen Tagungsräume mit zweimal 60, einmal 40 und einmal 100 Plätzen sowie die beiden Wintergärten mit jeweils 60 Plätzen und die drei „Stuben“ mit insgesamt nochmals rund 60 Sitzgelegenheiten.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kam zwangsweise ein Rückgang der Besucherzahlen. Das Unternehmen geriet in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Doch sorgte die zunehmende Bedrohung durch den Bombenkrieg in den nahen Großstädten auch für das Überleben der „Gaststätte Krumpfenweg“. Als die **Firma Schloemann**, ein wichtiger Rüstungsbetrieb, an der Steinstraße in Düsseldorf ausgebombt wurde, mietete sie die Gaststätte mit allen Sälen und verlagerte ihre Konstruktionsabteilung und die Firmenleitung nach dort. Im Kuppelsaal und in den Wintergärten standen Zeichenbretter, auch in den übrigen Sälen waren Büros untergebracht, und im Restaurant im Erdgeschoß wurden jeden Mittag 300 Betriebsangehörige aus der Restaurant-Küche verpflegt. Auf dem großen Parkplatz gegenüber und hinter der Esso-Tankstelle der



Der Krumpfenweg um 1930. Ganz links das Restaurant, in der Mitte der große Parkplatz mit anschließender Kfz-Halle. Links davon Gebäude der ehemaligen Brauerei und Brennerei Unterhössel, die sich zu diesem Zeitpunkt schon im Besitz der Familie Doerenkamp befanden



Die „Gaststätte Krummenweg“ in den 1940er Jahren. Die riesige Ausdehnung der Gesamtanlage auf beiden Seiten des Krummenweg ist deutlich zu erkennen. Links oben das frühere „Waldhotel Proske“ (heute „Route 66“)



Die technische Abteilung der Firma Schloemann:
Zeichenbretter statt Tische im Kuppelsaal. Aufnahme von 1943

Familie Flocken wurden zusätzliche Baracken aufgestellt. Der Versuch allerdings, im hinteren Teil des Gartengeländes einen Luftschutzbunker in den Schieferfelsen zu treiben, mißlang wegen des unerwartet hohen Wassereintruchs. Der abgetragene Schiefer wurde in den großen Gartenteich gekippt, so daß sich die Wasserfläche verringerte.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg waren es zunächst ausländische Besatzungssoldaten, die in der Gaststätte ein- und ausgingen - zunächst deutschsprechende Amerikaner aus der Gegend von Milwaukee in Wisconsin, später Engländer mit ihrem Ortskommandanten **Captain Black**, der jeden Morgen um 10 Uhr dienstlich das Haus betrat, um sich mit Karl Doerenkamp, dem damaligen Ortsbürgermeister von Breitscheid, zu besprechen.

Nach der Währungsreform und mit der beginnenden Wirtschaftswunderzeit ging es auch mit der „Gaststätte Krummenweg“ bald wieder aufwärts. Schon nach kurzer Zeit war sie nicht nur eine der beliebtesten Ausflugsgaststätten im Großraum Ratingen geworden, sie war auch der ideale Ort für große Familienfeiern und für Konferenzen und Tagungen großer Firmen aus Düsseldorf und dem gesamten Ruhrgebiet.

Mit der Wiedereröffnung des Messestandorts Düsseldorf durch die große Rationalisierungsausstel-

lung „Alle sollen besser leben“ im Jahre 1953 stieg der Bedarf an Übernachtungsmöglichkeiten in und um Düsseldorf. Aber auch Anfragen aus dem Ruhrgebiet nach einer Unterkunft für mehrtägige Tagungen bewogen die Doerenkamps, im Jahre 1955 ein 38-Betten-Hotel mit gehobener Ausstattung zu bauen.

Ein Teil der alten Brauerei Unterhössel mußte dem Neubau weichen. Planung und Bauausführung lagen in den Händen des über Deutschland hinaus bekannten Architekten Professor Emil Fahrenkamp, der ein guter Freund der Familie war und nicht weit entfernt vom Krummenweg seinen Wohnsitz im historischen Haus Langeltrath hatte.²⁾

Über die Terrasse des Hotels hatten Gäste unmittelbaren Zugang zum Schwimmbad mit seinen Liegewiesen, die Zimmer waren modern und zweckmäßig eingerichtet, aus dem Frühstücksraum blickten die Gäste auf das Schwimmbad. Der angrenzende Wald lud zu Spaziergängen ein.

Bald war auch das Hotel eine hervorragende Adresse für Besucher der Region. Geleitet wurde es von Frau **Ursula Doerenkamp**, die mit ihrem Mann Hansi im Jahre 1954 als Mitglieder der 3. Doerenkamp-Generation in den Familienbetrieb eingetreten war. **Hansi Doerenkamp** und sein Vetter **Dieter** waren zunächst nur zu je zehn Prozent Mitgesellschafter der „Offenen Handelsgesellschaft Josef Doerenkamp und Söhne“, während die Leitung des Restaurants weiterhin in den Händen der Alt-Gesellschafter Karl, Hans und Paul Doerenkamp lag.

Hansi Doerenkamp, Sohn von Aenne Krier aus Ratingen (Gaststätte „Zum Hirsch“) und Hans Doerenkamp, hatte das Handwerk des Kochs im Hotel „Atlantic“ in Hamburg erlernt. Zusammen mit seiner zukünftigen Frau – er mußte sich vor Reiseantritt mit ihr verloben – besuchte er anschließend die Hotelfachschule im schweizerischen Luzern. Er herrschte jetzt in der Küche des Restaurants. Der Ein-

2) Siehe „Quecke“ Nr. 71 vom Dezember 2001: Dr. Christoph Heuter „Die harmonischen Formen begeistern uns sehr – Das Spätwerk des Architekten Emil Fahrenkamp in Ratingen“



Das von Professor Emil Fahrenkamp 1955 entworfene und neben dem Schwimmbad errichtete „Hotel Krummenweg“, das über 38 Betten verfügte



Hotelbar und Sitzcke im Eingangsbereich des Hotels verbreiteten den Charme der 1950er Jahre. Das reliefartige Wandbild „Badende“ stammte von dem bekannten Düsseldorfer Maler Professor Josef Pieper

stieg in den Betrieb war für die jungen Leute nicht immer einfach, da die älteren Familienmitglieder die frischgebackenen Hotelfachleute nicht so recht ernst nehmen wollten. Aber bald setzten sich Fachwissen und Einsatzfreude des jungen Paares durch.

Doch erst nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1973 konnte Hansi Doerenkamp allmählich die Leitung des Restaurants übernehmen.

Unter seinen Gästen hatte das neu erbaute Hotel auch viele Prominente. Sportler, Schauspieler, Musiker und Politiker trugen sich in das von Ursula Doerenkamp ge-

führte Gästebuch ein. Wer das Glück hat, einen Blick hineinwerfen zu dürfen, entdeckt z. B. persönliche Grüße und Bild-Autogrammkarten der Künstlerinnen und Künstler Gustav Knuth, Walter Giller und Nadja Tiller, Gisela Uhlen, Peter Pasetti, Jörg Pleva, Harald Leipnitz, Wolfgang Wahl, Grit Boettcher, Ursula Herking, Lisa della Casa, Peter Maffay und Gitta (Haenning) oder der Sportler Fritz Walter und Hans-Günter Winkler, die sich zwischen 1971 und 1978 von den Doerenkamps am Krumpfenweg verwöhnen ließen. Die Bundesligamannschaften von Eintracht Frankfurt und VfB Stuttgart sowie die Fußball-

Nationalmannschaft der Schweiz waren 1972 zu Gast. Die Spieler des FC Bayern München waren sogar regelmäßig Gäste am Krumpfenweg, wenn der Verein zu einer Bundesligabegegnung in Nordrhein-Westfalen anzutreten hatte. Auf die Frage, warum Beckenbauer, Maier, Müller und Co. so gerne ins „Hotel Krumpfenweg“ nach Breitscheid kämen, sagte Robert Schwan, der technische Direktor der Bayern, einmal in einem Interview mit der „Rheinischen Post“: „Sehen Sie, das Hotel Doerenkamp am Krumpfenweg ist klein und intim, wird hervorragend geführt und bringt neben den Annehmlichkeiten auch die notwendige Ruhe, die unsere Spieler vor jedem Spiel unbedingt haben müssen. Hier stören uns keine Autogrammjäger, hier ist frische Luft, die wir aus Bayern gewöhnt sind, hier können wir als Lockerungsarbeit herrliche Waldläufe machen, kurz, hier ist ein geradezu ideales Quartier für uns.“

Die „Gaststätte Krumpfenweg“ mit ihren ausgedehnten Räumlichkeiten auf der gegenüberliegenden Straßenseite erlebte ihre Blütezeit in den 1950er und 1960er Jahren, nicht nur als Ort für Hochzeitsfeiern, Tagungen und Konferenzen, sondern vor allem auch als Schauplatz rauschender Feste und Bälle von Vereinen und Gesellschaften aus dem Ratinger Raum. Die Winterfeste des Eifelvereins und des Tennisclubs Grün-Weiß, die Karnevalsballer der Reservekompanie



Herglathal
Gustav Knuth
Gisela Knuth

Der Schauspieler Gustav Knuth war im November 1972 Gast des Hotels



Karnevalsball der „Rekora“ in den 1950er Jahren. Winfried Aufterbeck als Louis Armstrong



Tanzmariechen Jupp Keusen mit Tanzoffizier

der Ratinger Bruderschaft („Rekora“) sind bei vielen Ratingern bis heute unvergessen. Dabei hatten die Verantwortlichen der Reservekompanie zunächst große Schwierigkeiten, im „Krummenweg“ Aufnahme zu finden, als sie sich 1956 entschlossen, die jährliche Karnevalsfeier aus dem Restaurant „Jägerhof“ in Tiefenbroich in einen größeren Saal zu verlegen. Der Familienrat der Doerenkamps war zunächst skeptisch, ob man einen „Schützenverein“ in ihren Räumen feiern lassen könnte. Nach einigem Hin und Her wurde schließlich die Bitte der Schützen erhört. Die Familie Doerenkamp brauchte ihre Zusage nicht zu bereuen. Von 1956 bis 1974 fanden die Karnevalsfeiern der „Rekora“ in den Sälen der „Gaststätte Krummenweg“ statt. Mit eigenen Kräften wurden die Räume geschmückt, und „Eigengewächse“ waren es auch, die die jeweils 500 bis 600 Teilnehmer der Veranstaltungen mit ihren originellen Programmen und Tanzeinlagen, einstudiert von **Elly Hastrich**, erfreuten. Selbst die Kostüme waren selbst entworfen und geschneidert, und Kompaniemitglied **Frisör Eickhoff** übernahm es, die „Künstlerinnen und Künstler“ für ihre Auftritte zu schminken und zu frisieren. Später einmal verriet der Juniorchef Hansi Doerenkamp dem späteren Chef der Bruderschaft, **Jupp Keusen**, daß die jährliche Karnevalsfeier der Reservekompanie nach dem Muttertag das umsatzstärkste Ereignis im Jahresablauf der „Gaststätte Krummenweg“ gewesen sei.

Welchen Stellenwert die Gaststätte im Leben der Ratinger, Lintorfer und Breitscheider Bürger einnahm, mag eine kleine Geschichte demonstrieren, die sich in Lintorf zugetragen hat. Anne Perpéet, Witwe des Gründers der gleichnamigen Druckerei an der Krummenweger Straße, Hubert Perpéet, wollte sich bis zu ihrem 90. Geburtstag nicht von ihrem Mercedes und ihrem Führerschein trennen, weil sie sich einmal in der Woche im „Krummenweg“ mit ihren Freundinnen zum Kaffeekränzchen treffen mußte. Na ja, sie brauchte ja auch nur geradeaus zu fahren!

In der Mitte der 1970er Jahre begann dann der allmähliche Nieder-



Das Schwimmbad im Oktober 1980. Etwa ein Jahr nach der Schließung hat die Natur bereits begonnen, sich das einst so gepflegte Gelände zurückzuerobern

gang des großen, lange Zeit so erfolgreichen Unternehmens. Mancherlei Gründe sind verantwortlich für diesen wirtschaftlichen Einbruch. In erster Linie war es sicherlich die Fertigstellung der neuen Stadthalle im Jahre 1976, die Firmen und Vereine in die City ziehen ließ, um dort ihre Feste zu feiern. Viele Vereine bauten sogar ihre eigenen Clubhäuser, die Kirchengemeinden errichteten neue Gemeindezentren. Das Freizeitverhalten der Menschen änderte sich. Dazu kamen erste Anzeichen einer allgemeinen wirtschaftlichen Rezession. Aber auch solch banale Gründe wie das Absenken der Promille-Grenze und damit verbundene schärfere Alkoholkontrollen spielten eine Rolle. Ein solch riesiges Unternehmen verursachte zudem extrem hohe Kosten für Energie, Modernisierung und Instandhaltung, und natürlich ist ein derart großer gastronomischer Betrieb sehr personalintensiv.

So war es nicht verwunderlich, daß Hotel und Gaststätte im Jahr 1977 zum ersten Mal zum Verkauf angeboten wurden, zumal Familienmitglieder aus der 4. Doerenkamp-Generation nur wenig Interesse zeigten, das Geschäft weiterzuführen. Doch es fand sich zunächst niemand bereit, den gesamten Komplex zu übernehmen. Die Stadt Ratingen winkte ab, der Diskussion über die Errichtung eines Spielcasinos machte die Landesregierung ein Ende. Auch ein Niederländer, der auf dem Gelän-

de des Krummenweg einen Vogelpark errichten wollte, nahm von seinen Plänen bald wieder Abschied.

Ende der 1970er Jahre wurden dann das Hotel mit allen Gebäuden der ehemaligen Brauerei Unterhössel, das Schwimmbad und der große Parkplatz mit Kfz-Halle an einen Immobilienhändler aus Wittlaer verkauft. Das Hotel wurde zunächst von einem Pächter weiterbetrieben. Da der neue Besitzer nicht bereit war, in das Objekt zu investieren und Renovierungen vorzunehmen, blieben nach einiger Zeit die Gäste fern und das einstige Nobelhotel wurde zu einem Zuschußbetrieb. Ein letzter verzweifelter Versuch, die einzelnen Zimmer an frühere Gäste, die man zu diesem Zweck anschrieb, oder an andere zahlungskräftige Geldgeber bei Gewinnbeteiligung an der Hotelzimmervermietung zu verkaufen, schlug fehl. Das Hotel wurde Mitte der 1980er Jahre geschlossen. Das einst so beliebte Schwimmbad war nach dem Verkauf erst gar nicht mehr in Betrieb genommen worden und machte um 1980 bereits einen sehr verwilderten Eindruck, da die Natur bereits begonnen hatte, sich ihr altes Terrain durch Überwucherung zurückzuerobern. Die beiden Hauptgebäude der früheren Brauerei an der Straße aus dem Jahre 1825, in denen die Familie Doerenkamp und Angestellte des Restaurants zunächst nach dem Verkauf noch zur Miete gewohnt hatten, standen nach eini-



Bis auf die Umfassungsmauern wurden das mit Schiefer verkleidete Fachwerkhaus und das Nebengebäude am Krummenweg durch Feuer vernichtet. Harry Schröder, der fast 30 Jahre lang bei der Familie Doerenkamp arbeitete, ist tief betroffen
 RP-Foto: Reiner Klöckner · Rheinische Post vom 2.6.1989

ger Zeit leer. Im Jahre 1985 wurden sie von der Stadt Ratingen in die Denkmalliste aufgenommen und unter Schutz gestellt. Nach der Schließung des Hotels und nachdem die Eigentümer des Grundstücks und der Gebäude mehrfach gewechselt hatten, verfiel das Anwesen mehr und mehr. Die denkmalgeschützten Häuser an der Mülheimer Straße wurden häufig von Obdachlosen als Nachtquartier benutzt. Das ebenfalls denkmalgeschützte Hotelgebäude mußte mit Gittern vor dem Betreten durch Unbefugte geschützt werden, die großen Fenster waren zum Teil durch Steinwürfe zerstört.

In der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1989 wurden das Fachwerkhaus des einstigen Brauereibesitzers Unterhössel und das danebenliegende Backsteingebäude durch ein Schadenfeuer bis auf die Grundmauern zerstört. Ein Übergreifen des Feuers auf das ehemalige Hotel konnte gerade noch verhindert werden. Ursache des Feuers war eindeutig Brandstiftung, denn ein Fenster war gewaltsam geöffnet worden, und an zwei Stellen war brennbare Flüssigkeit ausgeschüttet und angezündet worden. Pikanterweise fragten kurz darauf die damaligen Eigentümer bei der Stadtverwaltung an, ob denn nun der Denkmalschutz erloschen sei und sie neue Gebäude errichten könnten.

Die Stadt Ratingen blieb aber bei der einmal erfolgten Einstufung des Gebäudes „Am Krummenweg 3“ als Baudenkmal, obwohl es schwer beschädigt war. Die Eigentümer gerieten in wirtschaftliche Schwierigkeiten und mußten schließlich zusehen, wie das Anwesen am 2. Juli 1992 beim Amtsgericht zwangsversteigert werden sollte. Doch es fand sich niemand, der bereit war, das Mindestgebot von fast 2,5 Mill. DM abzugeben. Die Gründe waren offensichtlich: Auf dem Objekt lagen Schulden in Höhe von fast 5 Mill. DM, drei marode, teilzerstörte Gebäude stan-

den unter Denkmalschutz und durften nicht abgerissen werden, und das Grundstück konnte ausschließlich für ein Hotel genutzt werden. Damit war der weitere Verfall nicht mehr aufzuhalten.

Im März 2004 schien es Pläne zu geben für eine Neubebauung oder einen Wiederaufbau. Das Brauereigebäude zwischen den ausgebrannten Häusern an der Straße und dem alten Hotel wurde abgerissen, das Hotel selbst entkernt. Mittlerweile ruhen die Bauarbeiten wieder.

Nach neuesten Erkenntnissen gehört das Grundstück auf der rechten Seite des Krummenweg zwei Eigentümern. Der eine kaufte das Gelände mit der Tankstelle und der ehemaligen Kfz-Halle, in der zwischenzeitlich ein Palettenhandel betrieben wurde. Danach verkam die Halle zu einer wilden Müllkippe.

Das Gelände mit den Restgebäuden der ehemaligen Brauerei, dem Schwimmbad und dem früheren Hotel „Krummenweg“ wurde von einem zweiten Eigentümer erworben. Die Brandruinen an der Straße, die mittlerweile aus der Denkmalliste der Stadt Ratingen gestrichen wurden, sollen abgerissen werden. Im rechten Winkel zum früheren Hotel, das nach wie vor unter Denkmalschutz steht, soll ein weiterer Hotelneubau entstehen, der das alte Hotelgebäude einbezieht. Das neue Hotel soll sich bis auf das Gelände des ehe-



Abbruch des alten Brauereigebäudes zwischen dem ausgebrannten Fachwerkhaus und dem alten Hotel (ganz rechts) im März 2004

maligen Schwimmbades erstrecken, das ebenfalls abgetragen wird. Zunächst scheinen diese Projekte jedoch aus finanziellen Gründen zurückgestellt werden zu müssen.

Die „Gaststätte Krummenweg“ auf der anderen Straßenseite wurde noch bis 1986 von der Familie Doerenkamp weitergeführt. Der Verkauf des Hotels und die damit verbundene Verkleinerung des Unternehmens hatte nicht verhindern können, daß das Geschäft auf Dauer zu einem Zuschußbetrieb wurde. Der Gewinn durch den Ausflugsverkehr im Sommer konnte den Verlust in den Wintermonaten nicht ausgleichen. Nach Gesichtspunkten einer wirtschaftlichen Betriebsführung konnte es so nicht weitergehen. Daher entschlossen sich Ursula und Hansi Doerenkamp nach 32 Jahren Arbeit in der Geschäftsführung des „Krummenweg“, das Restaurant nach den Osterfeiertagen des Jahres 1986 zu schließen. Für 16 Angestellte ging ebenfalls eine Zeit der langjährigen Treue zur Familie Doerenkamp und zum Haus zu Ende. Für sie wurde ein Sozialplan ausgearbeitet.

Vorher war drei Jahre lang vergeblich versucht worden, das immer noch riesige Objekt an einen solventen Käufer zu veräußern. Der Verkauf erwies sich als schwierig, weil zahlreiche Renovierungsarbeiten durchgeführt werden mußten, weil die Gebäude im Landschaftsschutzgebiet lagen und deshalb gewisse Auflagen zu beachten waren, weil das Objekt als gastronomischer Betrieb weitergeführt werden mußte, und weil auch hier der älteste Gebäudeteil, die sogenannte „Kutscherkneipe“ mit einigen Anbauten, unter Denkmalschutz gestellt worden war. Erst 1986 wurde der Gebäudekomplex an einen Mann namens **Gerold Ludovicks** verkauft, der die Gasträume an drei jüngere Ratinger Unternehmer verpachtete. Sie eröffneten 1987 in den ehemaligen Schankräumen die Diskothek „Remix“, die zwar gut angenommen wurde, aber nach kurzer Zeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte: Es gab nicht genügend Parkplätze, so daß die Autos der Gäste Rad- und Fußwege blockierten, und der nächtliche Lärm störte die übrigen Anwohner



Das „Remix“ in den 1990er Jahren

des Krummenweg. Man entschloß sich zu ausgiebigen Renovierungsmaßnahmen - unter Einbeziehung des Kuppelsaales sollte die Diskothek zu einem großen Tanzcafé umgebaut werden. Fast eine halbe Million Mark wurde für modernste Technik und Einrichtung investiert. Doch zur Eröffnung des Tanzpalastes „Remix“ kam es gar nicht. In den frühen Morgenstunden des 27. April 1988 wurde der 300 m² große Kuppelsaal durch ein Großfeuer vernichtet. Wie sich später herausstellte, war das Feuer durch Brandstiftung entstanden. Der Betreiber einer anderen Diskothek in Ratingen hatte Helfer beauftragt, das neue Tanzcafé in Brand zu setzen, um die unliebsame Konkurrenz auszuschalten. Anstifter und Helfer wurden später vor Gericht zur Rechenschaft gezogen. Mittlerweile war der neue Grundstückseigentümer bereits in Konkurs gegangen, und die Gebäude standen unter Zwangsverwaltung der Düsseldorf-Simonbank.

Nach den Aufräumarbeiten, bei denen die Reste des Kuppelsaales und der angrenzenden Räume beseitigt wurden, eröffneten die Pächter im vorderen Teil des alten Restaurants die Disko „Remix“ aufs neue. Dreizehn Jahre lang, bis zum Januar 2001, war sie ein beliebter Treffpunkt Ratinger Ju-

gendlicher, dann schloß sie endgültig ihre Pforten. Ein enttäuschendes Jahr für die Jugend in Ratingen, denn auch die Disco „Moonlight“ in der Ratinger Innenstadt mußte im Laufe des Jahres ihren Betrieb einstellen.

Etwa ein Jahr lang gab es kein Leben mehr in den Resten der einst so prächtigen und riesigen „Gaststätte Krummenweg“. Wegen der unklaren Besitzverhältnisse gab es weder Pächter noch Käufer für das Gebäude und das große Grundstück. Dann kam im März 2002 wieder Bewegung in die Geschichte des Krummenweg. Der Ratinger Bauunternehmer **Calogero Pizzino**, bekannt durch die fachgerechte und gut gelungene Restauration einiger alter Ratinger Häuser, kaufte den Gebäudekomplex und teilte der Presse mit, er wolle nach gründlicher Restaurierung des alten Restaurants - die Pächter des „Remix“ hatten zehn Jahre lang so gut wie nichts investiert - die Disco noch im gleichen Jahr wiedereröffnen. Außerdem plane er den Bau eines Hotels und die Wiederherstellung des Kuppelsaales. Er wurde unterstützt vom Bürgermeister der Stadt Ratingen, der die Eröffnung einer neuen Disco für die Ratinger Jugend zur Chefsache gemacht hatte.

Unverzüglich begann Calogero Pizzino mit den Umbauarbeiten, da er

noch vor Ende des Jahres 2002 die Disco „Remix“ wieder erstehen lassen wollte. Er wählte sich nach dem im März unterzeichneten Notarvertrag als neuer Eigentümer. Doch er hatte die Rechnung ohne den Vorbesitzer gemacht, der den Krummenweg in betrügerischer Absicht zweimal verkauft hatte. Der zweite Käufer war ein Unternehmer, der in Düsseldorf und Duisburg bereits Hotels unter dem Namen „Plaza“ als Familienbetrieb führte. Er plante auch für den Krummenweg die Errichtung eines neuen Hotels, und zwar auf dem Gelände des ehemaligen Kuppelsaales und seiner Nebenräume. Die beiden unglücklichen Erwerber des Anwesens einigten sich schließlich außergerichtlich: Pizzino verzichtete auf seine Ansprüche. Damit war es mit der Diskothek „Remix“ am Krummenweg endgültig vorbei.



Abbruch des alten Restaurants und späteren „Remix“-Tanzsaales im Dezember 2002. In der Mitte die ehemalige Caféterrasse, rechts der frühere Gartenteich. Beide sollen wiederhergestellt werden

Schon im Dezember 2002 rückten die Bagger an, und Teile des alten Restaurants mit dem Saal, der den Jugendlichen im „Remix“ als Tanzfläche gedient hatte, und mit dem alten Wintergarten wurden abgerissen. Lediglich die „Kutscherkneipe“ und ein Fachwerk-schuppen blieben stehen. In diesen denkmalgeschützten Gebäuden wird künftig wieder eine Gaststätte der gehobenen Gastronomie entstehen. Die Eröffnung ist für 2005 geplant.

Im Frühjahr 2003 begannen die Ausschachtungs- und Fundamentierungsarbeiten für das neue 100-Betten-Hotel (60 Zimmer) mit Gesellschafts- und Konferenzräumen. Im November wurde im Rohbau Richtfest gefeiert. Zunächst sollte das neue Hotel der Plaza-Gruppe den Namen „Hotel Gut Sondert“ tragen. Nach Rücksprache mit einer Reihe Rater Bürger und Pressevertretern entschloß sich die Geschäftsleitung,

das Hotel „Landhotel Krummenweg“ zu nennen und damit die alte Tradition von Hotel und Gaststätte „Krummenweg“ der Familie Doerenkamp wiederaufleben zu lassen. Auch der gemütliche Biergarten am alten Gartenteich soll zu diesem Zweck neu entstehen. Nachdem der Eröffnungstermin des Hotels mehrmals verschoben wurde, da die Außenarbeiten im Sommer 2004 nur schleppend vorangingen, konnten sich nun endlich die ersten Gäste im Haus verwöhnen lassen.



Richtfest für das neue Hotel im November 2003. Links vom Hotelneubau die zur Restaurierung eingerüstete historische „Kutscherkneipe“

Die Rater freuen sich über das Wiedererstehen eines traditionsreichen Gasthauses in ihrer Stadt und wünschen dem Haus alles Gute für die Zukunft.

Quellen:

Private, unveröffentlichte Aufzeichnungen von Karl Doerenkamp

„Die Quecke“ Nr. 10 vom April 1952
 „Rheinische Post“ vom 5.10.1977,
 28.4.1988, 2.6.1989, 7.7.1989, 3.7.1992,
 3.4.2002, 26.7.2002, 13.12.2002,
 19.11.2003 und 25.11.2003

„Rater Wochenblatt“ vom 27.3.1986
 und vom 28.3.2002

Ich danke dem Ehepaar Ursula und Hansi Doerenkamp und Herrn Josef Keusen für ihre Informationen und das bereitgestellte Bildmaterial.

Manfred Buer



AM KRUMMENWEG NR.1 IST DIE WELT WIEDER ZU GAST.



Tradition und modernster Komfort vereinen sich im neu entstandenen Hotel Kruppenweg.

Der Name leitet sich von einem Treffpunkt der Fuhr- und Kaufleute an einer alten Handelsstraße ab, dem Hellweg. Und hier an einer Wegbiegung, dem *kruppen* Weg, treffen sich auch heute wieder Gäste und Manager aus aller Welt zu Konferenzen und Events, Familienfeiern oder mehrtägigen Seminaren.

Landhotel Kruppenweg grenzt an ein ausgedehntes Waldgebiet, das zu Wanderungen, Sport und Erholung einlädt.

Das alte Gasthaus eröffnet im Frühling. Es wird sich unter Erhaltung alter Bausubstanz in ein renommiertes Restaurant mit stilvollem Ambiente verwandeln.

Willkommen am *Kruppenweg*.


LANDHOTEL KRUPPENWEG
★★★★

Am Kruppenweg 1 · 40885 Ratingen
Fon: 02102 / 700670 · Fax: 02102 / 70067-100
www.hotel-kruppenweg.de
info@hotel-kruppenweg.de

„Wie man Erinnerungen hegt und voller Liebe pflegt“

Aus den Aufzeichnungen von Karl Doerenkamp

Der letzte Seniorchef der Traditionsgaststätte „Krummenweg“, **Karl Doerenkamp**, wurde am 25. Oktober 1893 als ältester Sohn der Firmengründer **Josef** und **Gertrud Doerenkamp** in Mülheim geboren. Anders als seine beiden Brüder **Hans** und **Paul**, welche die Berufe des Kochs und des Konditors erlernt hatten, war er nicht immer im Familienbetrieb tätig, sondern sah seine Zukunft zunächst in einer ganz neuen Branche – in dem in Deutschland sich gerade erst entwickelnden Automobilbau. Er absolvierte eine



Karl Doerenkamp (1893–1988)

mehnjährige Lehre bei verschiedenen deutschen Firmen, in denen Autos damals noch nicht am Fließband, sondern in handwerklicher Arbeit Stück für Stück hergestellt wurden. Nach einigen Semestern an der Höheren Maschinenbau-schule in Elberfeld brach er sein Ingenieurstudium ab und kehrte zunächst zum „Krummenweg“ zurück. Später eröffnete er ein Geschäft in Essen, das er aber in der Zeit der Weltwirtschaftskrise aufgeben musste. Erst jetzt trat er endgültig als Gesellschafter in den elterlichen Betrieb ein. Als letzter Überlebender der zweiten Doerenkamp-Generation musste er miterleben, wie das Restaurant „Krummenweg“

nach 88 Jahren am 1. April 1986 seine Pforten schloss. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Karl Doerenkamp bei seiner Tochter **Eva Henkel** in Lintorf. Er verstarb am 11. Januar 1988 und fand seine letzte Ruhestätte neben seiner aus Ungarn stammenden Frau **Marcsa** auf dem Lintorfer Waldfriedhof. Im Alter entdeckte er sein schriftstellerisches Talent. Seit Mitte der 1960er Jahre schrieb er unter den Titeln „Die Geschichte einer Familie“, „Alter Mann, was nun?“, „Als das Auto in mein Leben trat“¹⁾ und „Erinnerungen“ die Geschichte des „Krummenweg“ und der Familie Doerenkamp auf. Die vorliegenden Aufzeichnungen sprach er Weihnachten 1983 für seine Enkeltöchter **Eva** und **Julia** auf Band, nachdem ihm sein Sohn **Karl-Heinz** ein Diktaphon geschenkt hatte. Wir geben Karl Doerenkamps „Erinnerungen“ aus dem Jahre 1983 hier in leicht gekürzter Fassung wieder:

Am 1. August 1900 wurde ich ein Schulkind in der kleinen Zwerg- oder Elementarschule in Breitscheid. Was war sie doch für ein armseliger Schuppen. Es gab zwei Klassenräume. Unten ein Raum für die Jahrgänge eins, zwei und drei. Im oberen Stockwerk eine Klasse für die Jahrgänge vier, fünf und sechs. In der Mitte der Klassenräume stand jeweils ein Kano-nenofen. Die Ofenpfeifen hingen krumm und schief an einigen Drähten und führten dann durch ein Fenster ins Freie. Vor jedem Ofen stand ein Kohlenkasten mit Stückkohle, die wir mit der Kohlenschippe zerkleinern mußten, und dann noch eine Kiste mit An-machholz. In der Ecke gab es einen Spucknapf, in welchen der Lehrer immer hineinspuckte. Auf dem Schulhof eine Bretterbude:

unser Plums-klo. Auf den Fluren standen – schön ausgerichtet – unsere Holzschuhe. Man nannte sie „Blotschen“.

Die Lehrerin für die Schulanfänger war **Fräulein Winter**. Eine gute Seele. Sie war über Jahre unsere zweite Mutter. Oben regierte der Hauptlehrer **Martels**.

Auf der Vorderseite der Schule stand der Spruch: „Den Alten zur Ehr – Der Jugend zur Lehr“. Was haben sich damals wohl die Verantwortlichen des stolzen Kaiserreiches unter Wilhelm Zwei dabei gedacht, daß sie uns Kinder so aufwachsen ließen? Und erst einmal die Lehrer mit ihrem mageren Gehalt, die froh waren, wenn jemand ihnen mal ein Glas Bier spendierte.

Im Jahre 1904 kam ich in das Pro-gymnasium nach Ratingen, zum Direktor **Johannes Petry**, der immer sehr feierlich gekleidet war. Gestreifte Hose, schwarzer Bra-tenrock, Klappkragen und eine schwere Krawatte.

Zur Belebung der nüchternen Darstellung zwischendurch etwas Lustiges.

Vorab noch eine kurze Bemerkung über Ratingen – damals ein Land-städtchen, heute eine Großstadt. Damals mit 4000 Einwohnern – treudeutsch und bürgerlich, heute modern und international.

Wenn wir von der Schule nach Hause gingen, ging es zuerst durch die Bechemer Straße. Da

1) Siehe „Quecke“ Nr. 66, November 1966



Das alte Ratinger Gymnasium an der heutigen Poststraße im Jahre 1908. Links daneben das so genannte Direktorhaus, in dem heute die Johanniter-Unfallhilfe stationiert ist

war ein kleiner Kramladen, wo wir unsere Kleinigkeiten kauften. In der Ecke des Ladens standen Lakritzstangen. Lakritz war damals unsere Schwäche. Lakritz wurde nach Länge des Stückes berechnet. Ein Stück, so lang wie euer Mittelfinger kostete fünf Pfennige. Die alte Frau im Laden fragte immer ganz kurz: „fünf oder zehn“, dann biß sie das gewünschte Stück ab, und wir hatten unseren Lakritz.

Liebe Kinder, ich überlasse es euch, diese Geschichte zu glauben – oder nicht.

Nun noch eine Geschichte:

Als einmal der große Tag kam und uns nach einer Feierstunde in der Aula endlich das begehrte Abschlußzeugnis – die Berechtigung zu „Einjährig-freiwilligem Militärdienst“ – übergeben wurde und wir uns anschickten, unsere kleine Stammkneipe aufzusuchen, kam unser Pedell: „Doerenkamp zu Herrn Direktor kommen“. Na nu, dachte ich, was will er denn jetzt noch von mir? Ich aber hin. Unser Dr. Petry saß vor seinem großen Schreibtisch und empfing mich mit folgenden Worten: „Muß ich jetzt Herr Doerenkamp sagen oder darf ich noch zu sagen?“ „Bitte, Herr Direktor, immer noch du“. Er holte dann aus einer Schublade seines Schreibtisches ein Zigarettenetui, welches ich mal vor Jahren auf dem Schulgebäude verloren hatte. Es waren drei vergilbte Zigaretten darin. (Wir Schüler rauchten damals schon ganz fleißig. Es gehörte zu unserem Statussymbol.)

„Sehr geehrter Herr Doerenkamp“, sagte er, „jetzt, wo Sie in einen neuen Abschnitt Ihres Lebens eintreten, stecken Sie sich mal einen dieser Glimmstengel an. Alles Gute, Glückauf!“

Das war mein Abschied vom Gymnasium. Ich war jetzt also ein halbfertiger Mann!

Mein Vater, also Euer Urgroßvater, erwartete mich schon: „Es ist gut, daß du kommst, du kannst mal das oder das tun“. Dann war ich einige Jahre im elterlichen Betrieb als „Hausdiener vom Dienst“ tätig, was ich übrigens sehr gerne getan habe. Neben der kleinen Gastwirtschaft, die sich gerade begann zu entwickeln, hatten wir einen Stall mit Eseln. Wir hatten Schweine, Hühner, Enten, Gänse und ein herrliches Pfauenpaar. Für meinen Vater und für den damals noch kleinen Betrieb war ich eine brauchbare Figur: Bier zapfen, Gläser spülen, den Garten harken, den Stall, die Spülküche, die Waschküche, Backstube usw. Das war damals „meine Welt“.

Dann kam der Genosse „Zufall“, der mein Leben sehr veränderte. Zufälle spielen oft Schicksal im Leben eines Menschen. Der Genosse Zufall machte uns bekannt mit Herrn Geheimrat Ehrhardt. Er war der Generalissimus der „Rheinmetall“ in Düsseldorf. Nachmittags kam er immer mit Pferd und Wagen, um in unserem Garten seinen Kaffee zu trinken. Mein Vater saß oft mit ihm zusammen. Sie haben sich auch über mich unterhalten. „Herr Ehrhardt, mein Sohn Karl, der jetzt das Ein-

jährige gemacht hat, will Automobilingenieur werden.“ „Großartig, Herr Doerenkamp, dann schicken wir ihn sofort zu meinem Sohn Gustav, der in Zella eine Automobilfabrik hat. Da kann er mal seine Lehrjahre beginnen.“ Einige Wochen später war ich in Zella St. Blasii – heute Zella-Mehlis. Eine Stunde entfernt liegt der bekannte Kurort „Oberhof“. Ich hatte ein Quartier gefunden beim Schmiedemeister Wahl. Mein Vater mußte pro Monat 20 Mark bezahlen. In diesen 20 Mark waren Frühstücksbrote und ein halber Liter Milch eingeschlossen. Mittags aß ich in der „Waldschänke“ im Abonnement für 60 Pfennig. Für abends kaufte ich in der Bäckerei Brötchen und in der Metzgerei Leberwurst.

**EHRHARDT-
AUTOMOBILE**

7/16, 10/20, 13/30, 18/35 PS Vierräder

Geringster Benzinverbrauch
Billigste Preise - Solideste Bauart
Erstklassiges Material
Kanonenfahl

Ehrhardt-Luftwagen
sind staatlich subventioniert

Jeder Automobilreflektant verlange erst
Katalog und Offerte von

Heinr. Ehrhardt
Abt. Automobile · DÜSSELDORF
Fabrik in Zella-St. Blasii (Thüringen)

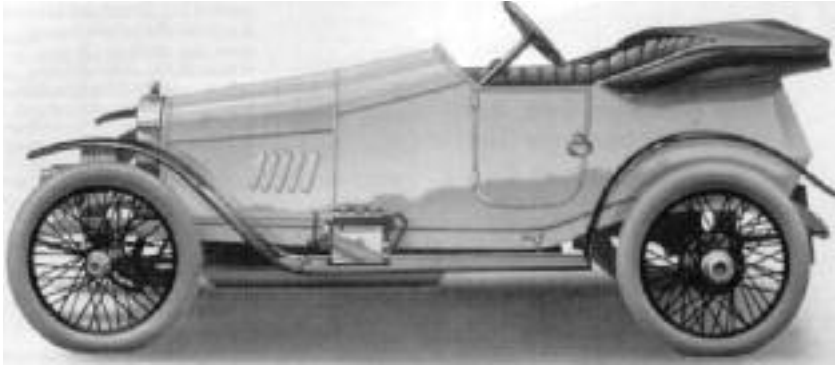
Vertreter an allen größeren Plätzen

Anzeige von 1906

In einer großen Werkshalle, vollgespickt mit Drehbänken und Werkstischen, begann ich nun. Die Arbeitszeit war elf und eine halbe Stunde. Zwischendurch zwei kleine Pausen. Ich hatte mich schnell eingewöhnt, und die Arbeit machte mir Spaß. Für viele Arbeiter war nach 11½ Stunden Arbeit noch nicht Feierabend. Zu Hause saßen sie und machten Heimarbeit für die Waffenfabrik in Suhl. Da wurden Pistolen und Gewehre gemacht (Mauser).

Ich habe damals viel gelernt und wurde ein richtiger Schlosser. Nach etwa sechs Monaten kehrte ich Zella den Rücken und ging

nach Apolda. Dort wurde der „Apollowagen“ gebaut, und ich bekam sofort für die Arbeitsstunde 20 Pfennige. Meine finanziellen Verhältnisse verbesserten sich! Nach einem weiteren halben Jahr ging ich nach Arnstadt. Dort hatte ein Herr Ley eine kleine Fabrik, wo der „Loreley“-Wagen gebaut wurde. Dort bekam ich schon 28 Pfennige.



Apollo Typ B (1911)

Dann ging ich nach einigen Monaten nach Eisenach. Dort war die Fabrik, wo der „DIXI“-Wagen gebaut wurde. Leider gab es dort auch nur 28 Pfennige, und ich „haute daher nach wenigen Monaten ab“, um wieder ins Rheinland, in mein Rheinland zurückzugehen. Dann noch einige Monate bei „Priamus“ in Köln-Sülz. Da bekam ich schon für die Stunde 40 Pfennige. Ich war auf dem Weg zum Kapitalisten.

Zur damaligen Zeit war ich oft in dem Theater der Familie Millo-witsch auf der Ehrenstraße. Sitzplatz 20 und Stehplatz 10 Pfennige. Wir haben uns halb totgelacht, wenn der „Stolz der dritten Kompanie“ oder „Die spanische Fliege“ von der Familie Millo-witsch aufgeführt wurde. Das Theater war übrigens im Freien.

Von Köln dann nach Düsseldorf. „Hilzmotorenwerke“ auf dem Fürstenwall. Bei „Hilz“ bauten wir einen Flugzeugmotor. Fünf Zylinder-Sternform. Ganz aus Stahl (wegen des Gewichtes). Hatten wir einen Motor fertig, ging es zum Flugplatz Lohausen damit, und dort bauten wir ihn in ein Flugzeug der Flugzeugfabrik „GRADE“ ein. Damals machte ich erstmalig Bekanntschaft mit einem Flugzeug.

Jetzt war meine Ausbildung als Autoschlosser beendet. Für eine kurze Zeit ging ich nach Krum-

menweg, und da erlebte ich den ersten großen Knüller meines jungen Lebens. Vor unserer Gastwirtschaft, in der Kurve nach Kettwig, brannte ein Personenwagen völlig ab. Der kümmerliche Rest des Wagens lag nun dort über Wochen im Straßengraben und rostete langsam vor sich hin. Bis mein Vater eines Tages das Wrack von der Versicherung für 300,- Mark

kaufte. Zu mir meinte er dann: „Jetzt bist du ja ein perfekter Monteur. Zeig jetzt mal, was du kannst. Mach aus dem Ding mal wieder ein richtiges Auto.“

Liebe Kinder, das war ein Fressen für mich, und ich stürzte mich in diese neue Aufgabe. Das Fahrgestell wurde in einen Schuppen gebracht, und ich begann meine Laufbahn als „Autobauer“. Wie es jetzt nun im einzelnen weiterging, kann ich natürlich nicht schildern. Aber nach monatelanger ununterbrochener Arbeit hatte ich es geschafft. Im Beisein der ganzen Familie faßte ich die Andrehkurbel, drehte sie einige Male energisch rund, und mein Motor sprang an. Ich stand nun da wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht.

Eine Karosseriefabrik in Mülheim baute dann auf „mein“ Fahrgestell eine moderne Karosserie, offen, eingebautes Verdeck – damals der letzte Schrei.

Am 1. August 1912 machte ich meinen Führerschein für Personen- und Lastwagen. Und dann kam die „Königliche Höhere Maschinenbauschule“ in Elberfeld. Die Episode auf der „HKM“ will ich nur streifen. Nach kurzer Zeit hatte ich bereits den Eindruck gewonnen, daß ich auf einem falschen Pferd saß. Müffig – klein-kariert – ohne Aussicht auf eine Zukunft, die meinen Vorstellungen

entsprach. Wir waren Schüler und wir wurden auch als solche behandelt! Dabei waren wir doch schon erwachsene Menschen. Von acht bis zwölf und von zwei bis sechs! Der Lehrkörper stur und abgeschlafft. Ich hab niemals einen lachen sehen, oder daß sie mal ein freundliches Wort für uns junge Menschen gehabt hätten.

Für euren Opa war das nichts. Nach dem Zwischenexamen – drittes Semester – begab ich mich dann fort

*an den gut bekannten Ort,
wo man ein Gebäude kennt,
das „Am Krummenweg“ sich
nennt.*

*Viele Zwerge wirken hier,
rackern ab sich für und für.
Rackern, daß die Muskeln
knacken
beim Bedienen und beim Backen.*

Ein Herr Schmitz, ehemaliger Hauptlehrer an der Volksschule II in Lintorf, hat sich, als er in den Ruhestand trat, damit beschäftigt, die Herkunft und Bedeutung der Orts- und Gemarkungsnamen in unserem Lebensbereich zu deuten.



Heinrich Schmitz (1874 – 1943)
Um 1920

Da ergab sich eine überraschende Namensdeutung: Krummenweg hat nichts mit „krumm“ oder „gerade“ zu tun. Die Silbe „Krumm“ wurde ursprünglich mit zweimal „u“ geschrieben. „Kruum“ stammt aus dem altgermanischen Wortschatz und hat etwas mit der Rechtspflege zu tun. Früher gab es sogenannte „Kruumtage“, an denen Rechtsstreitigkeiten öffentlich verhandelt wurden. Im Laufe der Jahre verschwand aus dem

Bewußtsein der Bevölkerung die ursprüngliche Bedeutung des Begriffs „KRUUM“. Man sagte: „KRUMMENWEG“.

Hauptlehrer Schmitz hat sich dann noch in dankenswerter Weise und mit beachtlicher Gründlichkeit mit den anderen heute noch bestehenden Ortsnamen unseres Reiches beschäftigt.

Ich will einige aufzählen: „Drüge Pinn“, „Stinkesberg“, „Schlabberdu-ek“, „Kruisebäumke“, „Wilp“, „Pönt“, „Rehecke“, „Düvelshorn“, „Am Löken“, „Imeskamp“, „Hülsdieken“, „Siepenkothen“, „Am Esel“, „Schwarzebruch“ und manche andere.

Wer konnte zu diesem Zeitpunkt schon ahnen, daß „Krummenweg“ einmal das Schicksal einer ganzen Familie werden würde, nämlich der Familie Doerenkamp. Mit „Krummenweg“ legten sich die „Doerenkämper“ abends ins Bett. Morgens standen sie mit „Krummenweg“ auf. „Krummenweg“ hatten sie immer in der Tasche bei sich. Diese fast schon krankhafte Idee bewirkte aber, daß alle immer und ohne Unterbrechung feste ins Geschirr gingen und im Laufe langer Jahre einen Betrieb führten, der weit über die Grenzen von Rheinland und Westfalen bekannt und geachtet war.

„KRUMMENWEG“, die kleine Gastwirtschaft – die Wirtschaft am Wege – hatte sich inzwischen gut gemausert. Der Wirtschaftsgarten mit dreihundert Stühlen – rot und grün. Ein Kinderspielplatz mit Schaukel, Rundläufer, Karussell und eine Pendelrutschbahn, Reitwege für unsere Esel – alles war da. Mein Vater sagte, wir müssen für die Kinder was tun: Das Kind

von heute ist der Gast von morgen. Die inneren Betriebsräume waren auch praktisch eingerichtet. Elektrisches Licht und Wasserleitungen in allen Räumen. Sogar die Toiletten mit Wasserspülung. Ein kleiner Tanzsaal mit einem elektrischen Klavier. Eine nette gemütliche Gaststube mit einem Billard.

„Krummenweg“ war schon was geworden: „Das beliebte Ausflugslokal“ zwischen Essen, Düsseldorf, Mülheim und Duisburg.

Der 1. August 1914 war im Anmarsch. Der Erste Weltkrieg. Der Kaiser rief, und alle, alle kamen, **aber nicht alle kamen zurück!**

So, liebe Kinder, nun hatten wir den Krieg, der später „Erster Weltkrieg“ genannt wurde, weil noch ein **zweiter Krieg** hinterher kam, der dann als **Zweiter Weltkrieg** in die Geschichte einging.

Warum der Erste Weltkrieg entstand, ist noch immer nicht eindeutig bewiesen, und so wird es auch für immer bleiben. War der Kaiser Wilhelm Zwo der Schuldige oder der Zar von Rußland oder der englische König, der von Belgien, von Holland, von Italien oder waren die Franzosen Schuld, oder die Diplomaten, die Politiker, die Generäle, die Admiräle? Man weiß es bis heute noch nicht.

Ich tippe darauf, daß es die Generäle und Admiräle zum größten Teil waren, die in langen Jahren ihre kampfstarke Marine und Armee aufgebaut hatten. Sie wollten mal erproben, ob es auch richtig funktionieren würde. „Jede Waffe und jedes Werkzeug hat in sich die Neigung, einmal ange-

wandt zu werden.“ Daher wollen wir auch nicht weiter unsere Gedanken damit verschwenden.

Ich fahre einfach mit dem Streifzug durch meine Vergangenheit fort: Da ich den Führerschein hatte, kam ich zu einem Krafffahrbaillon nach Mannheim. Zuerst kurze Ausbildung als Infanterist: Hacken zusammen, Fußspitzen nicht ganz im Winkel von 90 Grad, Knie durchgedrückt, Brust heraus, Bauch herein, Hände an der Hosennaht und der Blick geradeaus usw. usw. Dann wurde ich abkommandiert mit einem Sanitätskraftwagen zu einem Feldlazarett ins Ober-Elsaß. Das Dorf hieß Weiler am Fuße der Vogesen. Meine Aufgabe war, Verwundete und Kranke aus den Stellungen zu holen und zum Lazarett zu bringen. Ich hatte einen lieben, netten Beifahrer aus Berlin – Ogradowski.

So lange es hell war, konnten wir nicht zur Front fahren, weil der Abmarsch über eine Straße ging, die von den französischen Fesselballons eingesehen wurde. Bei Anbruch der Dunkelheit ging es dann los, mit dem Licht einer Taschenlampe, die Ogradowski vor dem Wagen hatte und mit der er mir den Weg wies. Aus den Schützengräben holten wir dann die Verwundeten, und zurück ging es zum Lazarett, wo die Ärzte schon bereit standen. Manchmal machten wir drei Fahrten in einer Nacht.

Gegen Ende des Krieges 1918 wurde ich nach Berlin kommandiert, um an den Sturmpanzerfahrzeugen ausgebildet zu werden. Zum Einsatz mit diesen Panzern kam es nicht mehr – dafür kam der **9. November** – die Revolution, Versailler Friedensvertrag (?), Bruderkrieg, Rotfront, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Völkerbund usw. usw.

Das Ende des Ersten Weltkrieges war nun da. Deutschland hatte den Krieg verloren. Mit Roß und Mann und Wagen hat uns der Herr geschlagen. Es kamen traurige Zeiten. Der tiefste Punkt im Dasein eines Volkes war erreicht. Wir hatten Hunger. Wir waren ein Volk in größter Not – und ohne Brot! In einer Art von Galgenhumor ging folgender Witz durch das Land:



Karussell und Rutschbahn auf dem Kinderspielplatz in den 1930-er Jahren

Tünnes und Schäl gehen zu einem Pfandleihlokal, um ein billiges Schnäppchen zu ersteigern. An der Reihe war eine Rattenfalle. Sie wurde mit 30 Pfennig angeboten. Köbes bot 40 und bekam sie. Er hatte ein Stück Speck in der Falle erspäht!

Dieser traurige Witz kennzeichnet unsere damalige Lage. Auf Lebensmittelliste gab es pro Tag und Kopf – **fünf Gramm Margarine!** Unser Geld war nichts mehr wert. Jedermann schleppte ein Bündel Papiergeld mit sich herum mit den Werten 1000, 100 000, eine Milliarde, eine Billion.

Es kam eine Krise, eine allgemeine Weltkrise. Die Zahl der Arbeitslosen stieg bei uns auf fast acht Millionen. Dann trat der „Gefreite Adolf Hitler“ auf die Bühne der

lenfeldzug, Frankreich, England, Rußland und schließlich kämpften die Deutschen gegen die ganze Welt.

Wie sah es am „Krummenweg“ aus, als man begann, sich gegenseitig totzuschießen?

Und nun der Krieg!

*Die Männer eingezogen.
Die Schar der Gäste restlos
ausgeflogen,*

*Nur „Karlichen“ ist zum Troste
noch geblieben.*

*Und dann der Anhang. Ach Du
liebe Sieben.*

*Denn das Geschäft, das sonst
gut lief,*

*lag augenblicklich etwas schief.
Und der Familie weitverzweigte
Masse,*

*Schöpft unentwegt aus der
Reservekasse.*

„Wir wollen uns mal Ihren Betrieb ansehen“. Und ab ging es im Sturmschritt durch alle Räume. „Wir wollen den Betrieb mieten“. **Musik in meinen Ohren!**

Denn immerhin war

*Krummenweg auf alle Fälle,
Seit langem eingeplant als
Ausweichstelle.*

*Auch hier war, das ist äußerst
wichtig,*

Der Zufall wieder einmal richtig.

Nach diesem poetischen Zwischenspiel zurück zur Prosa. Schloemann, ein besonders wichtiges Konstruktions-Unternehmen mit der Dringlichkeit „Nummer eins“, mußte für den Fall aller Fälle eine Ausweichstelle haben, um ohne Unterbrechung weiterarbeiten zu können. Viele Zwerge haben in monatelanger Arbeit Krummenweg für diesen Zweck vorbereitet. Die Planung war richtig. Zwei Tage vor Pfingsten 1942 wurde Schloemann an der Steinstraße in Düsseldorf durch Bomben zerstört, und es konnte am Krummenweg ohne Unterbrechung weiter gearbeitet werden.

Ein Meisterwerk der Planung!

Dreihundert Ingenieure, Techniker, Büroleute usw. mußten wir nun täglich mit Speis und Trank versorgen. Die „Doerenkamps“ hatten eine neue Aufgabe, und, über alles gemessen, wir haben es geschafft!

Als Schloemann 1945 wieder nach Düsseldorf zurückging, machten wir ein großes Abschiedsfest:



deutschen Geschichte. Er erzählte dem deutschen Volk: „Hört mal zu, so geht es nicht weiter. Wenn ihr mir aber die Zügel in die Hand gebt, dann könnt ihr damit rechnen, daß es in kürzester Zeit wieder besser wird. Und wir werden wieder ein großes deutsches Volk.“

Wie der Ertrinkende nach dem Strohalm greift, glaubten Millionen seinen Versprechungen und folgten ihm. Er wurde der „Führer“. Die Weimarer Republik mit 36 politischen Parteien verschwand! Die Zahl der Arbeitslosen wurde von Tag zu Tag kleiner.

Olympische Spiele 1936 in Berlin, und die ganze Welt war in Berlin Gast beim „Führer“. Das deutsche Volk wurde bewundert, beneidet und **gefürchtet**. Aber der Zweite Weltkrieg lag schon in der Wiege.

Vorweg sei gesagt: Wir haben dann auch diesen Krieg verloren. Es ging los im Herbst 1939: Po-

Es kam die große Wende – der Zufall – die Rettung – Schloemann „ante portas“. Zwei ältere Herren – dem ersten Anblick nach zwei Industriebosse – erschienen auf der Krummenweger Bühne.



Die Gaststätte „Krummenweg“ im Jahre 1943. Karl Doerenkamp (ganz links) im Gespräch mit Direktoren und leitenden Angestellten der Firma Schloemann



Das Restaurant der Gaststätte „Krummenweg“ mit der Treppe zu den oberen Sälen.
Angestellte der Firma Schloemann beim Mittagstisch

Liebe Kinder, nun hatten wir wieder Frieden. Weltkrieg II war zu Ende und damit auch die „Ehe“ – Schloemann / Doerenkamp. Wir trennten uns in bestem Einvernehmen. Schloemann ging wieder zurück nach Düsseldorf in die Steinstraße, und wir hatten endlich wieder den „KRUMMENWEG“ für uns.

Onkel Hans und Onkel Paul waren wieder bei uns. Sie hatten es gut überstanden. Wochen später hatten wir auch den Hansi wieder. Er wurde noch kurz vor dem Zusammenbruch zum „Volkssturm“ eingezogen, seine Einheit war in Polen. Von dort kam er dann nach wochenlangen Fußmärschen in einem erbarmungsvollen Zustand hier an.

Der Krummenweg hatte uns wieder, und wir hatten den Krummenweg wieder. Es begann das große Aufräumen, das Ingangsetzen – ein neuer Anfang.



Der große Gesellschaftssaal („Kuppelsaal“) in den 1930-er Jahren

Das müßt Ihr euch, liebe Kinder, einmal vorstellen: wir hatten 3000 Sitzplätze. 1500 in den Gartenanlagen und 1500 in den Innenräumen. Und diese große Zahl von Sitzplätzen war hin und wieder an einem Tag und zur gleichen Stunde besetzt. Wir schafften es, bis zu 500 Mittagessen und etwa 300

Abendessen auszugeben. Über vierzig Kellner waren dann im Schweiß ihres Angesichts am Werk.

Wir waren wieder da und obenauf und sahen mit Zuversicht in die Zukunft. Das Schicksal hat es aber anders gewollt. So langsam kam mal wieder eine Krise. Eine Weltkrise, die ihr, liebe Kinder, ja selbst heute miterlebt. Es gab wieder Arbeitslose in allen Ländern, Unruhe, Kriege, Kampf ums Überleben. Jeder war sich selbst der Nächste. Und zu spüren bekam diese Entwicklung auch die Familie „Doerenkamp“.

Wie man so sagt: „Geldsack und Bettelsack“ stehen nicht hundert Jahre vor der gleichen Haustür, so fing es auch in der Familie Doe-

renkamp an zu kriseln. Der Uropa starb bereits 1943. Die Uroma erlebte ihren 94-sten Geburtstag. Dann verunglückte der Onkel Hans. Im vorigen Jahre verstarb Onkel Paul.

Jetzt sind eure Oma und euer Opa mit Onkel Hansi und Frau Ulla der Rest einer einst großen Familie.

Das Gemurmel eines Kellners

*Kennst du den Kerl? Du kennst ihn auch?
Hier sieht man feine Gäste!
Ich habe eine Wut im Bauch,
die paßt nicht in die Weste.
Erst will der Kerl dort dünnen Tee.
Dann will er wieder stärkern.
Der Junge setzt sich ins Café,
um Kellner totzuärgern!
Er sitzt seit 10. Und fragt um 1,
ob wir kein Roastbeef hätten.
Doch sagt man Ja, dann mag er keins
und will fünf Zigaretten.*

*Man möchte manchmal solchen Herrn
was auf die Hose gießen.
O diese Sorte hab ich gern!
Man sollte sie erschießen!
Am Tage kriechen sie vorm Chef
auf möglichst allen vieren,
und abends denkt so ein Ganeff,
er darf sich revanchieren.
Da steht man hier. Und steckt im Frack.
Und macht devote Schritte.
Und möchte lieber diesem Pack -
Moment, er winkt ... Mein Herr, Sie wünschen, bitte?*

Erich Kästner

Erinnerungen an Schwarzebruch

(Um 1940)

Am „Schwarzebruch“, do wor et jo
vör Johren wirklich schön.
Dat alde Huus steht jo noch do,
is noch jout anzesenn.



E Ausflugsziel för jung on alt,
dat wor et johrelang.
Do trock mer fröhlich durch der Wald,
on manchmol mit Jesang.
Emol fiel de Berufsscholl flach,
mer woren jong on keck
on mäckten ons ohn' Weh on Ach
janz mutig op der Wech.
Mer sungen jet von Wald on Heid',
von Nachtijall on Mösch.
Mer schmetterten voll Lävensfreud
on lauthals dörch de Bösch.
Dat Liesel spillden voller Schwung
de Quetschkommod' astrein.
On met de Quetschebüdel sung
et sich nochmol so fein.
In Schwarzebruch, do wor dann Schluß.
Nu wore mer am Ziel.
Do stungen damols, hengerem Huus
och Dösche metsamt Stühl.

Ob mer he beßke raste kunnt,
weeß ich nimmi genau.
Denn mit de Penninge, do stund
et damols ziemlich mau.

Doch op de Baumstämm rings im Kreis,
do soß mer och janz jout.
Mer sunge laut, mer sunge leis
on hadden frohe Mut.

Dä bruckt mer och, dä Rückwech wor
jo och noch ziemlich lang.
Doch mäckte mir ons, dat is klor,
daför ki beßke bang.



Bin ich mol he, op jede Fall,
kütt et mich in der Sinn:
„Schwarzebruch“ wor e schön Lokal.
Wo sinn die Ziede hin!

Lore Schmidt

Am Winkelshäuschen

Eine Lintorfer Familiengeschichte

Es war 4 Uhr in der Frühe. Wim Großhanten reckte und streckte sich auf seinem Nachtlager. Er musste aufstehen. So gerne hätte er sich seinen Träumen hingegen, aber die harte Wirklichkeit war da: um halb fünf musste er zum Dickelsbach und den Banden (die Wiese) der Nachbarin Gertrud Kleinrahm mähen. Er schulterte Sense und Dengel und machte sich auf den Weg.

Tags zuvor war die Wittib (Witwe) Kleinrahm bei seiner Mutter gewesen und hatte ihr das Leid geklagt. Ihr Mann war gestorben, und als kinderlose Witwe hatte sie das Gütchen Groß-Diepenbroich zu versorgen. Ihre Felder und Wiesen grenzten an die Ländereien der Witwe Großhanten im Norden von Lintorf. Mit einem Knecht versorgte sie die Burschaft (Landwirtschaft), aber es ging den Krebsgang. Es waren schlechte Zeiten. Im vergangenen Jahr hatte eine Dürre den Köttern (Kleinbauern) zu schaffen gemacht, eine Missernte war die Folge. Sie bat nun die Nachbarin, ihr einen ihrer Söhne zu schicken, damit er sich um ihre Burschaft kümmere.

Es war um das Jahr 1819. Die Witwe Johann Wilhelm Großhanten, die mit ihrer Familie das Winkelshäuschen bewohnte, dort Landwirtschaft und eine Schenke betrieb, hatte selbst um das Überleben ihrer Familie zu kämpfen. Ihr ältester Sohn Wilhelm, genannt Wim, war ein hoch aufgeschosener Bursche, schlank, blauäugig und strohblond. Er war 1796 am Winkelshäuschen in Lintorf geboren worden und besuchte die katholische Schule im Dorf. Sein Vater hatte Wert darauf gelegt, dass seine Kinder lesen, schreiben und rechnen lernten. Für den Schulweg brauchte der kleine Wim eine Dreiviertelstunde hin und eine Dreiviertelstunde zurück. Die Wege waren schlecht, tiefe Radspuren waren auf der Straße von den Kalkfuhrwerken. Diese fuhren zum Kalksteinbruch an der Drucht, um Kalk zu laden. Die Fuhrleute machten dann Rast in der Schenke am Winkelshäuschen. Der kleine Wim ging im Sommer wie im Winter nur mit Blotschen (Holzschuhen). Er besuchte die Schule gerne; das Spiel mit den Zahlen fand er interessant,

und so wurde er der beste Rechner in der Klasse.

Nun ging er zur Nachbarin Kleinrahm, um ihr bei der Arbeit auf dem Gütchen zu helfen. Gertrud war am 1. Mai 1754 auf Groß-Diepenbroich geboren worden. Die Ehe mit Peter Kleinrahm war zu ihrem Leidwesen kinderlos geblieben. Gertrud hatte keine Schule besucht, der Umgang mit Geld und Behörden fiel ihr schwer. Nun nahm Wim alles in die Hand. Er überblickte schnell, wo es mangelte, und bald ging es auf Groß-Diepenbroich wieder aufwärts. Traudchen, so wurde Gertrud genannt, war froh, einen so tüchtigen jungen Mann auf ihrem Gütchen zu haben.

Saßen sie sich bei den Mahlzeiten gegenüber, so schob sie ihm die besten Bissen zu. Sie machte ihm seine Kammer behaglich, wusch und stopfte für ihn und behandelte ihn wie ihren eigenen Sohn. Kinderglück war ihr versagt geblieben, aber nun hatte sie einen Jungen, den sie verwöhnen konnte. Wim genoss es, eigentlich war sie ja gar nicht so übel, dieses Traudchen. Sie war trotz ihres Alters noch gut dabei, das dunkle Haar hatte sich kaum verfärbt und ihr Mund war noch voller Zähne. Im Volksmund hieß es: jedes Kind kostet die Mutter einen Zahn, und nach sechs Kindern werden die Frauen so breit wie ein Karrengaul. Das traf bei ihr nicht zu.

Sommer 1820 – es war Lintorfer Kirmes, wie immer 14 Tage nach Pfingsten. Es gab nicht viel zu feiern, aber Kirmes und Schützenfest waren Feste, die jeder in Lintorf mit machte. Auch Traudchen ging mit den Nachbarn Breuer zum „Gasthof Kaiser“, um dort zu feiern. Wim war mit seinen Brüdern auch dort. Im kleinen Sälchen wurde getanzt, gelacht und getrunken. Am späten Abend zog ein Gewitter auf, es blitzte und donnerte in rascher Folge und ein heftiger Regen setzte ein. Traudchen hatte Sorge um Haus und Vieh. Was geschah, wenn der Blitz einschlug? Nicht auszudenken, was alles passieren konnte. In ihrer



Das Anwesen „Winkelshäuschen“ liegt an der Stadtgrenze Ratingens mit Duisburg in der Nähe der Straße von Lintorf nach Wedau

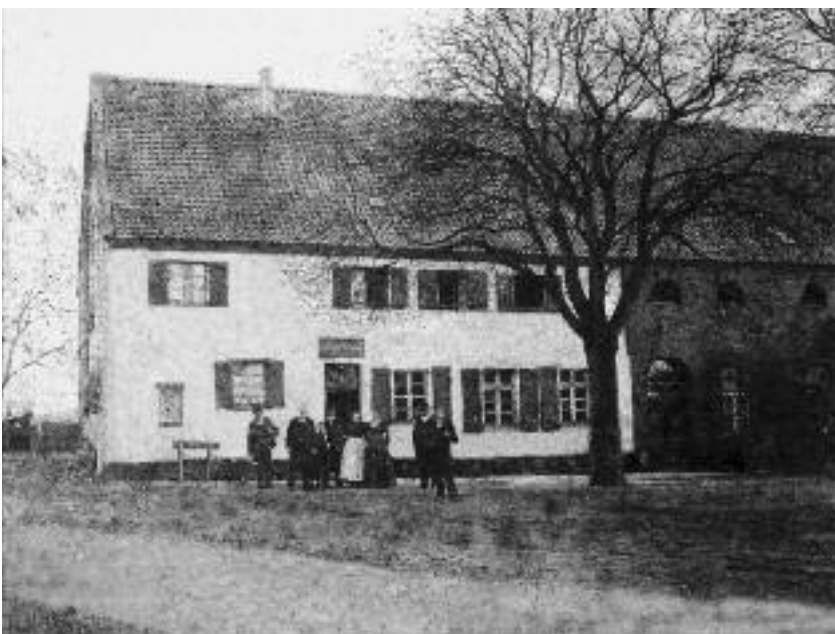


Das Güthen „Groß-Diepenbroich“ (heute an den Banden Nr. 30) im Jahre 1903

Sorge machte sie sich auf den Heimweg. Wim sah, wie sie dem Ausgang zueilte, nein, er konnte sie nicht allein nach Hause gehen lassen. Der Weg bis Groß-Diepenbroich war einsam, verwegenes Volk trieb sich herum. Er musste sie begleiten. Die Blitze zuckten und der Donner krachte unheimlich, dazu noch ein orkanartiger Sturm mit heftigem Regen. Am Duisburger Baum flüchteten sie vor dem Unwetter in die Scheune. Traudchen hatte furchtbare Angst vor Gewitter. Sie wusste, man war den Naturgewalten hilflos ausgeliefert. Sie flüchtete in Wims starke Arme, drückte sich eng an ihn, ihr

Atem ging schwer vor Angst. Wim legte seine Jacke um sie, um sie zu wärmen und hielt sie fest umschlungen. Das Unwetter ließ nach, Angst und Not fielen von Traudchen ab und entspannt setzten sie sich in das duftende Heu. Wim sah in ihr nicht mehr die Witib Kleinrahm, er hatte eine Frau voller Gefühle im Arm, die sich anschmiegte, die Schutz und Liebe suchte. Er war jung, er war gesund und voller Manneskraft. Sie vergaßen alles um sich herum und genossen ihr Glück.

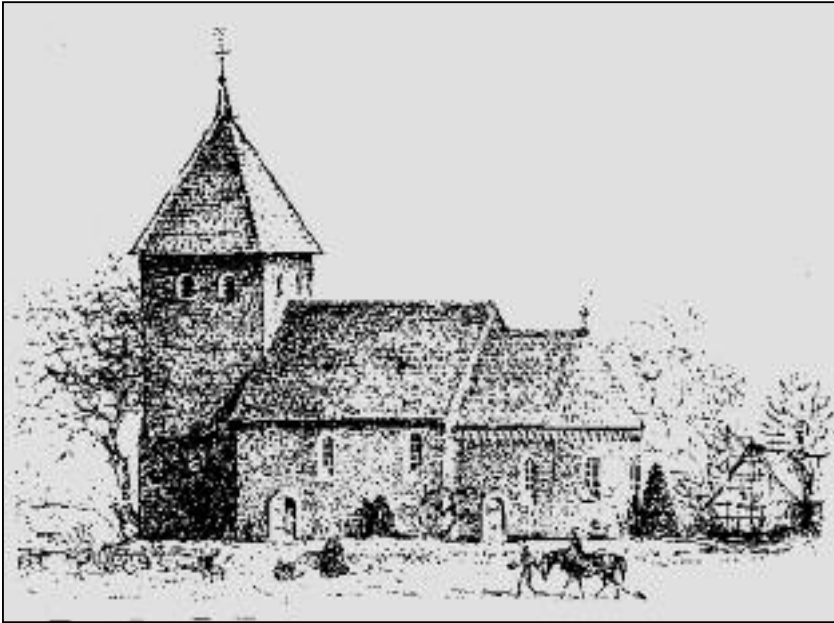
Der Alltag kehrte wieder ein, den Dorfbewohnern blieb nicht verbor-



Die Gaststätte Albert Kaiser (später Holtschneider) im Jahre 1898

gen, was sich auf Groß-Diepenbroich zwischen Traudchen und Wim abspielte. Sie waren ein ungleiches Paar. Im Jahre 1820 ehelichte der 22jährige Wilhelm Großhanten die 66jährige Gertrud Kleinrahm. Die Trauung fand in der kleinen alten St.-Anna-Kirche in Lintorf statt. Am Traualtar, als der Pfarrer die Worte sprach: „Wilhelm Großhanten, willst du Gertrud Kleinrahm lieben und ehren in guten wie in schlechten Tagen, bis dass der Tod euch scheidet, so antworte mit ‚ja‘“, da kam es ihm zum Bewusstsein, welche Bürde er mit der alternden Frau auf sich genommen hatte. Aber er antwortete mit fester Stimme: „Ja, ich will!“ Mit seiner Frau Traudchen bewirtschaftete er Groß-Diepenbroich, bis sie im Frühjahr 1836 an einer Lungenentzündung erkrankte. Ein Arzt aus Ratingen wurde zu Rate gezogen. Er kam zweimal in der Woche mit dem Kutschwagen nach Lintorf und versorgte die Kranke mit Medikamenten, die weitere Pflege oblag Wim und den Nachbarn. Am 7. Mai 1836 verstarb Gertrud Großhanten. Im Testament hatte sie ihren Ehemann als alleinigen Erben eingesetzt.

Mittlerweile war Wilhelm Großhanten 39 Jahre alt und ein freier Mann. Er war im besten Mannesalter und Eigentümer von Groß-Diepenbroich. Nun konnte er Ausschau halten nach den schönen jungen Mädchen. Schon bald hatte er eine gefunden, die sein Herz schneller schlagen ließ. Das war die hübsche Margarete Görtz. Wenn sie ihn mit ihren dunkelblauen Augen ansah, freundlich seinen Gruß erwiderte, dann wurde ihm warm ums Herz. Dicke braune Zöpfe lagen wie eine Krone um ihren Kopf, gesund und kräftig war sie, mit diesem Mädchen könnte er glücklich werden. Aber sie war so jung, erst 20 Jahre alt, in der Blüte ihres Lebens, ob er es wagen sollte? Er wagte es und hatte gewonnen. Schon am 10. Oktober 1836 wurden sie in der St.-Anna-Kirche getraut. Nach einer fröhlichen Hochzeit, an der der ganze Busch teilnahm, zog Margarete zu ihrem Wim nach Groß-Diepenbroich. Dort hatten sie arbeitsreiche, aber glückliche Jahre. Margarete schenkte ihrem Wim neun gesunde Kinder. Christian, der Jüngste, wurde am 2. Februar 1858 geboren.



Die spätromanische, im Jahre 1877 abgerissene St.-Anna-Kirche.
Rechts: der Ulenbroich. Zeichnung von Anton Heinen

Christian wurde laut einer Urkunde am 24. 1. 1877 für großjährig erklärt. Schon früh kam er in den Genuss der Zinsen, die sein Bruder Wilhelm seit der Übernahme des Winkelshäuschens an ihn auszahlte. Als jüngstes Kind war er verwöhnt, einen Beruf erlernte er nicht, er war Bauer wie seine Brüder. Die Arbeit liebte er nicht, aber Wirtshaus und Kartenspiel. Als er fast 50 Jahre alt war, heiratete er eine Witwe mit zwei erwachsenen Söhnen. Als seine Frau und die Söhne sahen, wie gut er von ihrem Geld lebte, verwiesen sie ihn kurzerhand des Hauses. Sie warfen ihm sein Bündel mit seinen Hab-

seligkeiten vor die Türe und verboten ihm, jemals wieder zu kommen. Christian arbeitete bei den Bauern, wenn er Lust hatte oder Geld brauchte. In der Familie hieß er „de fule Chris“ (der faule Christian), ein schwarzes Schaf in der Familie, wie man sagt.

Sein Vater Wim Großhanten war um das Jahr 1868 mit seiner Familie von Groß-Diepenbroich wieder zum Winkelshäuschen gezogen und hatte die dortige Landwirtschaft und Schenke übernommen. Als 1870 die Eisenbahnstrecke Ratingen-West – Osterfeld gebaut wurde, kam ein junger Schachtmeister, Andreas Molitor, aus Metternich in der Eifel nach Lintorf, um dort beim Bau der Eisenbahn tätig zu sein. Im „Gasthof Kaiser“ am Markt nahm er Logis. Die Eisenbahnstrecke durchschnitt unter anderem auch das Gelände von Wim Großhanten am Winkelshäuschen im nördlichen Teil von Lintorf.

Wims Tochter Gertrud war am 12. November 1849 als sechstes Kind geboren geworden. Sie war groß gewachsen, hübsch, blauäugig und hellblond. In der kleinen Schenke lernte Andreas das junge Mädchen kennen und lieben. Die Großhantens sahen es nicht gerne, wenn Andreas mit der Gertrud scherzte und lachte. Wer war der fremde Mann? Aus welchem Elternhaus kam er? Die Eifel war weit weg, da konnte man sich nicht nach der Familie erkundigen.

Wieder war Lintorfer Kirmes. Im „Gasthof Kaiser“ war Jubel und Trubel, auch die Großhanten-Brüder vom Winkelshäuschen waren dort. Der Morgen graute schon, aber ein Gläschen Bier vor dem Heimweg konnte nicht schaden. Zu ihnen gesellte sich Andreas Molitor aus der Eifel. Um dessen Finanzstärke zu testen, fragte einer der Großhanten-Brüder, ob er ihm wohl einen 1000-Mark-Schein wechseln könne. „Aber sicher“, sagte Molitor, stieg hinauf in seine Kammer und kam mit dem Wechselgeld wieder. Nun fragte auch der andere Bruder, ob er ihm einen Tausender wechseln könne. Darauf Andreas: „Auch den kann ich wechseln, und wenn ihr mehr habt, kommt nur damit.“ Da staunten die Brüder Großhanten. Am anderen Morgen beim Frühstück erzählten sie es der Familie. Nun wurde der Fremdling mit anderen Augen gesehen. Als tags darauf Andreas Molitor zum Winkelshäuschen kam, stand die Mutter in der Haustüre und verwickelte ihn in ein Gespräch. Andreas sagte, dass er die Gertrud gut leiden könne. Darauf die Mutter: „Wenn du dat Weit han willst, du kannst et han.“ So wurden Gertrud Großhanten und Andreas Molitor ein Paar. Sie heirateten am 13. Februar 1875 in der St.-Agnes-Kirche in Angermund. Andreas Molitor war der Urahn der jetzigen Familie Molitor in Lintorf.

Maria Molitor



Das Ehepaar Andreas Molitor und Gertrud Molitor, geb. Großhanten



Grabstein von Wilhelm Großhanten mit seinen beiden Frauen auf dem alten Lintorfer Friedhof an der Duisburger Straße

Jewitter

Watt han ech als Kenk Angst vör Jewitter jehatt.

Fröher woren oft schwere Jewitter, on vör mech woren die schlemmste enne Neit.

Dann kohm die Motter on holden us ut em Bett, wir moßten us dann antrecke, et konnt jo sinn, dat der Bletz ensluch. Die Bletze woren su jrell on komen decht openander, on dann de Krach vom Donner, et wor schrecklich.

Enne Köch wor et dann schwülwarm, do durft mer ke Fenster ope make, wejen em Dorchzoch, dat wor jeföhrlich. Die Motter wor fromm, wir moßten us all knie-e on der Rusekranz bede, die Motter hätt vürjebett. De Vatter jing dann op der Speicher on holden de Kruttwech (Kräuter und Blumen vom Wegrand). De wud dann em Heed verbrannt. Die Blume on Kräuter hant wir als Kenger an de Weje jeplöckt, dann wor enne Kerk „Kräuterweihe“, do wuden se dann jesechnet, on dann op der Speicher tom Drüje opjehange.

Wir hadden ne Bande anne Kuckelsterbröck, am Schlüderich. Em Sumer jingen Vatter on Motter des Sondeisnommedeis met us Kenger narm Bande on kiek, off dat Jrass tom Heue ju-et wor. Dat wor die Tied, wo die Himbeere riep woren. De Vatter hätt us dann Zweije voll Himbeere jeplöckt, on wir konnten us dran labe. Oft wor et heet, völl Möcke on Flieje hant us belästicht. Be-i der Jelejenheet zechten us Vatter on Motter die



Rainfarn (Tanacetum vulgare), im Volksmund auch Donnerkraut oder „Hemdenknöpfe“ genannt, war ein wichtiger Bestandteil des „Kruttwech“

Blume on Kräuter, die wir vör de Kruttwech plöcke konnten. Donnerkrut („Hemde-Knöpp“) on noch e paar angere.

Wenn de Jeruch vom brennende Kruttwech dorch de Köch trock, jing et mech schon besser. Die Motter holden dann die jeweehte Keeze ut de Kommud, die hätt se vonne Wallfahrt nach Kevelaer metjebreit. Die wuden dann anjemackt on et elektrische Lecht utjemackt. Emol hat ech arje Du-esch on han en Tass Water ut em Wateremmer jedronke, dat hätt fies geschmeckt. To der Tied hatt Lengtörp noch ken Wasserleitung.

Die Wateremmer stongen op de Pottbank, die Pomp wor butte. Wie ech am angere Morje sohr, woren en dem Emmer die jeschälde Erpel för de angere Dach, doher de fiese Jeschmack.

En eener Neit es am RWE der Bletz enjeschlare, de Herr Schneeberjer ut Diepebru-ek es dobe-i öm et Leve jekohme.

Minne Vatter hätt us vertellt, als he noch ne Jong wor, es der Bletz am Imesberch (Nähe Krummenweg) enjeschlare. De Vatter so-et op de Bank, dronger loch de Honk, de Honk wud vom Bletz getroffe on wor du-et, em Vatter es nix passiert. Moßt mer do als Kenk kenn Angst han? Die Motter hatt och immer Angst vör Jewitter, on die Angst üverdrehet sech op de Kenger.

Wenn de Kruttwech em Heed brannte, die jeweehte Keeze flackerten on der Rusekranz jebett wud, hatt mer dat Jefühl, us passiert nix. Et hätt och immer ju-et jejange. Wenn et jewitterte, seid die Motter: „Wenn der Blitz zuckt und der Donner grollt, dann fühlt der Mensch seine Ohnmacht“.

Woher hatt se datt?

Rusekranz bede, Keeze anmake, Kruttwech verbrenne, su mieken et die Aule en Angst on Nu-et. Sujett jöfft et hütt nit mieh, et es jo och bold honget Johr her.

Maria Molitor

Kuschelsofas, Gästebetten, Schlafsofas –
alles in einem und
für alle Gelegenheiten.
Ein Angebot,
das Sie nicht
verschlafen sollten.
Quint von Brühl
in 4 Farben ab € 990,-
Sofort lieferbar.

4190
aus dem
antrieb
855 für
die
die collection
diesem
0 100
platz
lago maure
verstellbar
kühl
stolz
lefax
lamin
reine a
nigp
staubfrei
s schmitz
hochglanz
sch –
Bosch
von-kulter
1990
Jewitter

ich warte auf Sie!

molitors
Haus für Einrichtungen
Konrad-Adenauer-Platz 17
40685 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 35265
Mo-Fr 10-14, 15-19 Uhr
Sa 10-16 Uhr
www.molitors.de

molitors Haus für Einrichtungen

Jan und Griet vom Hof Termühlen

*Daß zwei sich herzlich lieben,
gibt der Welt den Sinn,
macht sie erst rund und richtig,
bis an die Sterne hin.*

Hermann Claudius

Nicht lange wohnten wir in Lintorf, da machten wir die Bekanntschaft mit dem schönen, alten Hof Termühlen und seinen recht dazu passenden Bewohnern Johann und Margaretha Großhanten, geb. Würsch.

Man ging durch eine wie auf alten Bauernhöfen übliche Doppeltür und stand in der riesigen Küche, wo sich der Alltag abspielte. Ins Auge fiel sofort der schöne, alte Kamin. Er befindet sich jetzt im Museum der Stadt Ratingen. Rechts vom Eingang war die Wasserpumpe. Links ging man in die gute Stube mit der alten Standuhr, und hier wurden viele frohe Feste gefeiert. Die Balkendecke mit der Lehmfüllung war durchgehangen, hervorgerufen durch das Getreide, das oben gelagert wurde. Rechts vom Eingang war das Schlafzimmer. Neben dem Kamin war der sehr kalte, kleine Keller, in dem unter anderem das Bier und der Wein gelagert wurden. Hinten rechts

ging man in den Kuhstall, und dort befand sich auch das Plumpsklo.

1953 gab es auf Termühlen noch Kühe, ein Pferd, einen Hund, mehrere Katzen und viele Hühner, die es nicht scheuten, sich auch schon mal in der großen Küche aufzuhalten. Draußen befand sich der Backes, das Backhaus.

Johann und Margaretha, ich nenne sie in der weiteren Erzählung Hennes und Griet, so wie sie sich selbst ansprachen, waren zwei Menschen, die sich wirklich von Herzen liebten.

Griet, sehr besorgt, daß der Hennes gesund lebte, hatte immer Fachinger Wasser im Haus, und was sie sonst noch brauchte, wurde im Lintorfer Reformhaus gekauft. Gerne aß der Hennes seinen selbstgezogenen Knoblauch auf Brot. Rote Beete wurde entsaftet, und so vieles andere Gute wurde dem Hennes liebevoll serviert. Mit dem Alkohol mußte sich



Johann („Hennes“) Großhanten
(1887 - 1974)

Hennes auf Anraten von Griet zurückhalten. Und er trank doch so gerne einen guten Tropfen oder ein leckeres Bier. Wenn Besuch kam, und das war des öfteren, freute sich der Hennes, denn das war ein Grund, ein Fläschchen zu öffnen.

Einmal erzählte er mir: „Gestern wor ne schreckliche Tag. Ich hatt so ne Dusch. Minnste, et wär mal ener gekumme? Ich hann immer nach de Dör geluert, nix. Kinner kom. Da kunnt ich et nimmer ushalde und bin in de Keller und han mich en Fläsch Wing geschnapp und bin durch de Stall in de Backes.

Dann hann ich die Fläsch upgemat und an de Hals gesetzt. Ich han wohl e bissken zu hastig getrunken und mich dabei verschluckt. Do hört ich dat Griet, und die hörte mich prusten. Sie rief: Hennes, häste dich verschluckt? Ich dachte nur, wenn du wüßtest, woran ich mich verschluckt han.“

Als das Styropor aufkam, besorgte sich der Hennes welches und verkleidete damit das Plumpsklo, damit seine Griet es dort warm hatte. Telefon gab es auf Termühlen nicht. Eines Tages schellte es bei uns. Meine Frau Elisa-



Der Hof Termühlen in den 1960-er Jahren



Margaretha Großhanten
(1889 - 1975)

beth öffnete, und draußen stand der Hennes in seinem guten Lodenanzug, zog einen von der Zeitung abgerissenen Zettel aus dem Täschchen, wo früher das „Strunztuch“ seinen Platz hatte, mit einer Telefonnummer. „Ruf do mal an!“ Elisabeth bot ihm neben dem Telefon einen Stuhl an. Nein, der Hennes blieb stehen, und als die Verbindung da war, nahm der Hennes Haltung an und sagte: „Hier ist Großhanten Lengtörp. Herr Doktor, ich habe mir einen abgebissen!“ Es war also die Rufnummer seines Zahnarztes in Düsseldorf-Oberkassel.

Samstags wurde auf Termühlen gebadet. Der große Humpott wurde mit Stroh gefüllt, Wasser kam drauf und das wurde dann gekocht. Dann kam die große Zinkwanne in die Küche, das Strohwasser wurde eingefüllt, Fenster und Türen verschlossen, und die zwei badeten. Sicher eine gesunde Sache. Frau Großhanten hatte alle Rezepte aus einem alten Kneippbuch aus dem Jahre 1921, das sie fleißig studierte.

Und zu feiern verstand man auf Termühlen. Viele liebe Gäste fanden sich ein, und auch Dechant Veiders fehlte nie. Gedeckt wurde im guten Zimmer, wo die alte Standuhr ihren Platz hatte. Der Hennes thronte immer am Haupt der Tafel, auch wenn eigentlich dat Griet ihr Fest feierte. Es gab gutes, gesundes Essen. Und der Wein war köstlich.

Unser Sohn Johannes sagte einmal: „Eine so leckere Bratwurst und so leckeren Salat wie bei Frau Großhanten habe ich nie mehr gegessen.“

Der Dechant war oft auf Termühlen. Er schätzte Hennes Großhanten und hat sich gerne mit ihm unterhalten. Der Hennes konnte etwas Französisch, und das war was für den Dechanten.

An einem Morgen, es war zu der Zeit, als die Sparkasse gebaut wurde, wartete ich bei Griet auf den Hennes. Es dauerte mir zu lange, und ich ging nach Hause. Unser Klaus kam aufgeregt angelaufen: „Der Herr Großhanten ist verunglückt. An der Ecke Speestraße – Kruppenweger Straße (damals noch Klosterweg) ist es passiert“. Von Ferne sah ich viele Menschen stehen und entdeckte, Gott sei Dank, auch den Hennes. Er stand bei einem Schutzmann.

Erleichtert ging ich auf ihn zu. Er machte einen zerfahrenen Eindruck. Auf meine Frage, was denn passiert sei, sagte er: „Nichts Schlimmes ist passiert. Ein Auto hät nit upgepasst und hätt mich umgeschubst. Dat Schlimmste war für mich, dat dat die Verwandtschaft gesinn hätt.“ Ich mußte ihm sein Fahrrad holen. Man hatte es an den Bauzaun der Sparkasse hingestellt. Hennes fragte: „Is do wat dran?“ Meine Antwort: „Dat rappelt.“ Darauf der Hennes: „Ge-



Hennes Großhanten beim sonntäglichen Kirchgang



Griet wartet auf ihren Hennes

rappelt hätt dat immer.“ Dann ging ich mit ihm zum Metzger Koch neben der evangelischen Kirche, und er kaufte die Sachen ein, die Griet ihm aufgeschrieben hatte. Auf dem Weg nach Hause wurde er immer langsamer. Er wollte aber noch zur Elisabeth, um sich ein bißchen sauber zu machen. Mit Mühe und Not kamen wir auf Termühlen an. Hennes war froh, beim Griet zu sein, und Griet war total aufgeregt. Ich holte Dr. Stick, und der bestellte einen Krankenwagen und wir fuhren zum Marienkrankenhaus Kaiserswerth. Laufen konnte der Hennes gar nicht mehr und er hatte heftige Schmerzen. Im Krankenhaus die üblichen Untersuchungen. Als alles vorüber war, sagte der Arzt: „Herr Großhanten, gebrochen ist zum Glück nichts, aber Sie haben starke Prellungen. Wir würden Sie gerne hier behalten.“ „Nä, nä“, war die Antwort vom Hennes. „Haben Sie denn zu Hause gute Pflege?“ „Die beste Pflege von Nordrhein-Westfalen. Ming Frau mäkt alles mit Retterspitz.“ „Was ist das denn?“, fragte der Arzt. Und wir haben es ihm erklärt und wir wurden wieder zu Termühlen gefahren, und dat Griet war glücklich, ihren Hennes wieder zu haben, und sie pflegte ihn eine lange Zeit mit viel Liebe.

Sonntags ging der Hennes im guten Anzug und Hut zur Kirche. Dat Griet, wie immer besorgt um seine Gesundheit, gab ihm ein Sitzkissen mit, damit er warm auf der Kirchenbank sitzen konnte. Nach



dem Gottesdienst ging der Hennes nicht direkt nach Hause, sondern er ging über die Krummenweger Straße, und in Höhe der Küsterei machte er links um und ging zur Elisabeth und bekam von ihr sein sonntägliches Gläschen Wein. Das war für ihn und auch für uns eine liebe Gewohnheit.

Am 26. Dezember 1974 bekam der Hennes morgens früh beim Lesen der Zeitung einen Schlaganfall. Er wurde in das Marienkrankenhaus Ratingen eingeliefert. Seine Frau war total durcheinander, und so wurde sie mit ihm zusammen ins Krankenhaus gebracht. Sie rief nur immer: „Wo ist der Hennes?“ Und wenn man ihr Zimmer betrat, immer die bange Frage: „Wo ist der Hennes?“ Am 28. Dezember 1974 starb Johann Großhanten im Alter von 87 Jahren.

Oftmals sagte Frau Großhanten in ihrer Sorge um den Hennes: „Was wird mal werden, wenn einer vorm anderen geht?“ Und genau vier Wochen nach ihrem geliebten Hennes, am 15. Januar 1975, starb Frau Großhanten im Alter von 86 Jahren. Der Arzt sagte mir, die Todesursache sei wohl auch das Heimweh nach ihrem Mann gewesen.

Ist es Zufall oder Fügung? 1976 bezogen Johann und Margarete Krispin den Termühlenhof, den sie vorher liebevoll restauriert hatten.

Dafür gebührt ihnen ein herzliches Danke!

Und Termühlen hat nun wieder einen Hennes und eine Griet. Wenn ich die alte Standuhr von Termühlen ticken höre, werde ich immer an die schöne Zeit mit dem Ehepaar Großhanten erinnert.

Wolfgang Kannengießer

*Ich habe Dich geliebt und will Dich lieben,
Solang Du lieber Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier und drüben
Im Lande, wo es besser ist.*

*Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkennlich bin ich nicht.*

*Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht. Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.*

*Heut schlag ich aus dem Sinn mir alles Trübe,
vergesse allen meinen Schmerz;
und drücke fröhlich Dich, mit voller Liebe,
vor Gottes Antlitz an mein Herz.*

M. Claudius für seine Frau Rebekka zum 25. Hochzeitstag 1787.



... **wie**
Höchstleistung.

Schalungs- und Gerüstsysteme
für **hervorragende Bauwerke.**



Besuchen Sie uns im Internet:
www.huennebeck.de

Hünnebeck GmbH

Postfach 10 44 61 · 40855 Ratingen

Telefon (02102) 937-1 · Fax (02102) 37651 · info@huennebeck.com

HÜNNEBECK

Egal, was in der Welt passiert,
ganz gleich, wer unsere Stadt regiert,
ob Schwarz, ob Blau, ob Sozialisten,
wir bleiben weiter Optimisten.
Die Nörgler bleiben auf der Strecke,
vor Weihnachten erscheint die „Quecke“!

Egal, ob Lidl oder Schlecker,
ob Supermarkt, ob Billig-Bäcker,
wir backen Brot, wie sich's gehört
und seit Jahrhunderten bewährt.

Nicht tiefgefroren, aufgefrischt,
heiß aus dem Ofen, duftend frisch
über die Theke auf den Tisch.
Mit Liebe und aus Tradition,
ehrlich gesagt, das schmeckt man schon!

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL 

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19 · Telefon 32198

Die kleine Bäckerei mit dem großen Geschmack!

Fliesen - Marmor - Granit

Giegling Zuhmann
GmbH+Co.KG.

Fliesenlegermeister

Siemensstraße 20
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 12 86
Telefax (0 21 02) 3 47 98

FENSTER · TÜREN · SICHERHEIT

FRIEDO ECKERT
BAUELEMENTE GmbH



Unser Lieferprogramm:

- Fenster und Türen aus KÖmmerling-Kunststoff, Holz, Aluminium
- Rolläden und Vorsatzrolläden aus Kunststoff, Aluminium
- Rolladenantriebe, Garagentorantriebe
- Beschläge, Zylinder, Schließanlagen
- Mechanische Sicherheitssysteme
- Verglasungen aller Art
- Insektenschutzgitter, Markisen, Safes

Unser Dienstleistungsprogramm:

- Reparatur aller Fensterfabrikate
- Wartung von Fenstern und Türen
- Beseitigung von Einbruchschäden
- Kostenlose Sicherheitsberatung vor Ort
- Umrüsten auf Sicherheitsbeschläge
- Nachrüsten von mechanischen Sicherungen

Angebote erstellen wir kostenlos!

Und was können wir für Sie tun?

Alle o.g. Bauelemente werden geliefert und durch unsere kompetenten Mitarbeiter montiert, einschließlich aller erforderlichen Nebenarbeiten.

Büro + Ausstellung:

Krummenweger Straße 21 · 40885 Ratingen
Tel.: (0 21 02) 3 48 78 · Fax: (0 21 02) 3 73 26
E-Mail: friedoeck@aol.com

Das vergessene Gütchen

Wie viele Jahre habe ich in unserem kleinen Kotten hier am Breitscheider Weg verlebt? Meine Kinderzeit, die Schulzeit und die Zeit meiner Jugend mit meiner Schwester Hubertine und meinen Eltern, Hubertine und Karl Küpper. Ich erinnere mich, dass meine Eltern schon mal vom „Gütchen“ sprachen, wenn es um unser Haus ging. Aber eine besondere Bedeutung hatte das damals für mich eigentlich nicht. Auch kam mir nie der Gedanke, dass unser kleines Anwesen eine Jahrhunderte alte Geschichte haben könnte. Bis zu dieser Erkenntnis vergingen einige Jahrzehnte. Vielleicht sind es die so genannten reifen Jahre, die mich für historische Zusammenhänge sensibel machten. Denn erst mit der Zeit entwickelte ich einen Sinn für Heimat- und Familiengeschichte. Natürlich gehört dazu meine heimatkundliche „Quecke“-Sammlung, in der ich gerne „forsche“.

Mit besonderer Liebe aber hütete ich einen hochinteressanten Familienschatz: Briefe, uralte Familienfotos, Fotos und Postkarten von Vaters Kriegseinsatz im Ersten Weltkrieg.

Und zu diesem Familienschatz gehört auch die beglaubigte Abschrift eines Kaufvertrages aus dem Jahre 1895. Ausgestellt auf Heinrich Küpper – meinen Großvater. Ausgeführt ist der Vertrag in zeittypischer Sütterlinschrift. Zwar konnte ich einzelne Worte des Vertrages identifizieren, doch blieben mir die Feinheiten und die Gesamtheit des Vertragswerkes erst einmal weitgehend verschlossen. Aber ein Wort konnte ich dort klar lesen. Hier war wieder von einem „Gütchen am Geist“ die Rede, von dem ich meine Eltern so oft hatte reden hören. Um dem Vertragstext auf die Spur zu kommen, musste er übersetzt werden. Und hier half mir der „Schriftgelehrte“ unseres Heimatvereins, Herr Buer, mit einer Übertragung weiter:

Dem Vertrag zu entnehmen ist die Versteigerung des in Lintorf gelegenen Gütchens „Am Geist“.



Das „Gütchen am Geist“ im heutigen Zustand. Es liegt am Breitscheider Weg 72

„Verhandelt (wurde) zu Lintorf, in dem Wirtssaale der Wittve Carl Steingen¹⁾ den zwei und zwanzigsten Juli achtzehn hundert fünf und neunzig nachmittags ein Uhr.

Vor dem unterzeichneten Doctor juris, Wilhelm Pfahl, königlich preußischem Notar, im Wohn- und Amtssitz der Stadt Ratingen, im Oberlandesgerichtsbezirk Cöln, erschienen (als bis dahin Miteigner des Gütchens):

- a) *Carl Josten, Bergmann, in Lintorf wohnend.*
- b) *Johann Josten, Fabrikarbeiter, zu Ratingen wohnend.*
- c) *Catharina Josten, Dienstmädchen zu Homberg, in der Bürgermeisterei Eckamp wohnhaft.*
- d) *Friedrich Fischer, Polizeiergeant außer Dienst, zu Kaiserswerth wohnhaft, dieser handelnd als Vormund über das minderjährige Kind des zu Schwarzbach verlebten (gestorbenen) Bergmanns Wilhelm Josten, namens Karl Josten, worüber Comparent* Johann Josten Gegenvormund ist und welcher als solcher hier handelt.“*

Diese ersuchen den „instrumentierenden“* Notar, das ihnen mit dem genannten minderjährigen Carl Josten gehörende, in Lintorf liegende Gütchen „am Geist“, unter Vorbehalt der Genehmigung seitens des königlichen Vormund-

schaftgerichtes für jene öffentlich zu versteigern.

Es folgen nun die diesbezüglichen Angaben aus dem Grundbuch von Lintorf so wie die Aufzählung der zum Gütchen gehörenden Parzellen an Wiesen- und Ackerflächen, ebenso die Flächen des Hofes und der dazu gehörenden Gebäude.

Festgelegt wurde, dass das Steigerungsaufgebot wenigstens zehn Mark zu betragen habe.

Zum Modus der Versteigerung gehörten die dreimalige Veröffentlichung im hier erscheinenden „Düsseldorfer Volksblatt“ und öffentliche Bekanntmachungen „zur Kunde des Publikums“. Wie umsichtig man schon damals mit der Fassung des Vertragstextes verfuhr, zeigen die Details des Vertrages: *„Das vorbeschriebene Gütchen wird verkauft wie es da liegt mit allem An- und Zubehör, allen demselben anhaftenden Rechten und Gerechtigkeiten, activen und passiven, sichtbaren und unsichtbaren Dienstbarkeiten, solche mögen bekannt oder unbekannt sein, überhaupt so in dem Umfang des Rechts und Gewalt, wie die Verkäufer und deren*

1) Gemeint ist die Gastwirtschaft „Am Preuß“, die von der Witwe Christine Steingen, geborene Beck, betrieben wurde („Preuße Sting“).

Rechtsvorgänger dieselben bisher besessen und benutzt haben oder dazu ein Recht hatten, jedoch ohne Gewähr für das hiervor angegebene Flächenmaß, selbst wenn der Unterschied zwischen diesem und dem wirklichen Maß mehr als ein Zwanzigstel betragen sollte.“

Auch nimmt man Bezug auf den Zeitpunkt und die Art der körperlichen Übernahme nach der eventuellen Ersteigerung: Sie hat erst nach Aberntung der Wiesen und Äcker im laufenden Jahre zu erfolgen. Dazu bedarf die Übernahme des Gütchens keiner „förmlichen Überlieferung“ durch den Steigerer. Das heißt keiner Vorlage seines Gebotes, mit dem er seine genaue Kenntnis über Lage, Größe und Beschaffenheit des Anwesens nachweist.

Festgeschrieben wurde ferner: „Alle das Gütchen betreffende Steuern und jetzige Lasten des Eigentums nebst der Brandversicherungsbeiträge von Gebäuden hat der Ansteigerer (erst) vom ersten Mai kommenden Jahres an gerechnet zu entrichten.“

Eine interessante Passage des Vertrages ist der Hinweis auf die Zeche „Friedrichsglück“:

„Die den Verkäufern oder einem derselben gegen die Zeche ‚Friedrichsglück‘ etwa zustehenden Schadensersatzansprüche wegen Beschädigung des vorbezeichneten Gütchens bleiben desselben ausdrücklich vorbehalten.“

Weiter interessant ist, dass keinerlei Sicherheiten von Seiten des „Ansteigerers“ erwartet werden, wohl aber muss dieser beim Zuschlage sofort einen bekannten, „solidarisch haftenden Bürgen stellen. Der Zuschlag erfolgt, sobald bei einem Gebot drei successive angezündete Lichter, von denen jedes wenigstens eine Minute lang brennt, erlöschen, ohne daß ein Aufgebot (Gegenangebot) erfolgte.“ Der (Er-)Steigerungszins wurde zinsfrei am ersten Mai 1896 fällig. Im Falle einer späteren Zahlung wurde eine Verzinsung von fünf Prozent für's Jahr fällig, gerechnet vom Tage des Vertragsabschlusses an.

Außerdem waren vom Ersteigerer fünf Prozent Aufgeld zu entrichten, wofür dieser allerdings Anspruch auf eine kostenfreie Ausfertigung des vorliegenden Protokolls als „Eigentum“ hatte.

Und – „Alle Zahlungen von Steigerungszins und ... müssen zu Gunsten und auf der Amtsstube des instrumentierenden* Notars, ohne Compensation* irgend einer Gegenforderung, in deutschen Reichs-, Gold- und Silbermünzen, kostenfrei geleistet werden. Ansteigerer und Bürgen unterwerfen sich der sofortigen Zwangsvollstreckung aus diesem Orte.“

Es schien Regel, dass man nach erfolgtem Zuschlag den Versteigern eine Bedenkzeit von einer Stunde einräumte, ob sie letztlich dem erfolgten Zuschlage zustimmten oder nicht. Erhoben diese Einspruch, „so ist die Versteigerung als nicht geschehen zu betrachten.“

Im Falle des hier zu versteigernden Gütchens ‚am Geist‘ waren sich die Parteien wohl einig. Auch schienen alle vorgenannten Kriterien wie Vormundschaftsfragen bezüglich des minderjährigen Carl Josten und die Einspruchsfrist von einer Stunde formgerecht verlaufen zu sein.

Denn nachdem man alles Vorstehende den Requirenten* und anwesenden Steigern laut und deutlich vorgelesen hatte, wurde „das vorbeschriebene Gütchen ‚am Geist‘ ausgeboten und zugeschlagen dem zu Lintorf wohnenden Weichensteller Heinrich Küpper für das Meist- und Letztangebot, unter Verbürgung des daselbst wohnenden Bäckers Friedrich Karrenberg, welche beide nach Verlesung und Genehmigung unterschrieben haben.“

In der Fortführung des Dokumentes erklären die Versteigerer, der Eintragung des Ansteigerers des versteigerten Gütchens in das Grundbuch von Lintorf zuzustimmen, und der Ankäufer die Beantragung derselben, nebst der Eintragung der Moratorien* und der Verzinsung bzw. Zahlungsbedingungen. Außerdem erklärte der Ansteigerer, dass er auf Anfertigung eines Hypothekenbriefes verzichte.

Und letztlich vermerkt das Dokument:

„In Urkunde wurde diese Verhandlung aufgenommen, den Interessenten vorgelesen und von den selben genehmigt.“

Nach der Vorlesung und Genehmigung dieser Verhandlung haben die Interessenten mit dem Notar, dem alle hierbei erschienenen Personen nach Namen, Stand und Wohnort bekannt sind, nachstehend unterschrieben. So geschehen im Jahre, Monate, am Tage und Ort wie Eingangs gemeldet und geschlossen nach fünf Uhr nachmittags.

Gezeichnet nach der Unterschrift:

Carl Josten
Joh. Josten
Cath. Josten
Fr. Fischer
Heinrich Küpper
Friedr. Karrenberg
Pfahl (Notar).“

Der ganze Vorgang benötigte also vier Stunden. Der Vertrag ist insofern interessant, als er nicht nur die Modalitäten eines wie heute üblichen Kaufvertrages enthält, sondern auch die Verfahrensweise der Versteigerung, wie z.B. Angebotsfristen durch Abbrennen dreier Kerzen, Bekanntmachung in der Presse, die Einspruchsfrist der Versteigerer usw. Sie dienen offensichtlich der Glaubhaftmachung und Festschreibung des Verfahrens.

Interessant ist im Besonderen die Passage, die ausdrücklich einen laufenden oder prophylaktischen Rechtsanspruch gegenüber der Zeche „Friedrichsglück“ im Vertrag festschreibt. Ein Anspruch, der sich möglicherweise auf schon entstandene oder eventuell noch entstehende Bergschäden, wie Boden- oder Wasserspiegelabsenkungen des Hausbrunnens oder Gebäudeschäden, beziehen.

Dieser Hinweis ist insofern bemerkenswert, weil die Zeche „Friedrichsglück“ in diesem Jahre (1895) außer Betrieb war, der Anspruch der „Gütchen“-Bewohner dadurch aber nicht verloren ging und sich deshalb im Vertrag wiederfindet. Ein gerechtfertigter Beschluss. Denn die Zeche „Friedrichsglück“ ging zwei Jahre später wieder und nun letztmalig in Betrieb.

Großvater Heinrich Küpper wurde am 22. März 1844 in Rahm geboren. Die beruflichen Möglichkeiten waren damals sehr begrenzt. Man arbeitete in der Landwirtschaft, als Waldarbeiter, in der Zeche, in einer Fabrik oder, wie mein Groß-



Der Lintorfer Bahnhof im Jahre 1904, also vor genau 100 Jahren. Auf dem von einem bestellten Fotografen gemachten Bild ist die gesamte Belegschaft des Lintorfer Bahnhofs zu sehen: die Beamten in Uniform auf dem Bahnsteig, die Gleisarbeiter davor. In der zweiten Reihe, vor dem Kessel der Lokomotive, der Weichensteller Heinrich Küpper, gut zu erkennen an seinem Vollbart

vater, bei der Bahn. Er begann dort als Rottenarbeiter, arbeitete sich zum Rottenführer hoch und wurde später Weichensteller, wie es im Vertrag vermerkt ist. Eine beachtliche Karriere. In den ersten Jahren wohnte er mit seiner Frau Adelheid, geb. Herriger, aus Pulheim bei Köln in den Bahnarbeiterhäusern, die man vor einigen Jahren am Lintorfer Bahnhof abgerissen hat. Hier wurden auch die Kinder geboren. Großvaters Einkommen bei der Bahn wird nicht

groß gewesen sein. Aber es spricht einiges dafür, dass das Ehepaar Heinrich und Adelheid Küpper sparsam gewirtschaftet hat. Schließlich war Großvater Heinrich schon 51 Jahre alt, als er sich zum Kauf des „Gütchens“ entschloss. Vielleicht flossen die Ersparnisse von Jahrzehnten in die Kaufsumme. Und die Küppers müssen umgängliche Leute gewesen sein. Es zeugte von großem Vertrauen in die Küppers, wenn der ortsansässige Bäcker Fried-

rich Karrenberg sich mit seinem Vermögen als Bürge zur Verfügung stellt.

Großvater Heinrich starb am 26. Juni 1912. Seine Frau Adelheid überlebte ihn um 15 Jahre. Nach deren Ableben waren beide Söhne, Karl und Heinrich, gleichermaßen am „Gütchen“ interessiert. Wie es damals üblich war, überließ man die Entscheidung, Karl oder Heinrich, dem Schicksal, oder wenn man so will, dem lieben Gott. Es kam zum damals häufig praktizierten „Hälmkes trecke“, und Karl hatte das Glück auf seiner Seite. Karl, inzwischen mit Hubertine Scholzen aus Losheim in der Eifel verheiratet, erwies sich in den Folgejahren als umsichtiger und erfolgreicher Geschäftsmann. Die anfangs kleine Scheune wurde zum Lager für Futtermittel. Er beschränkte sich nicht nur auf Laufkundschaft, sondern fuhr mit seiner Handelsware über Land bis Tiefenbroich, Breitscheid, Selbeck, Angermund usw. Anfangs mit einem kleinen Hundekarren, später mit einem stattlichen Pferdegespann, das zu Erntedanktagen festlich geschmückt wurde für den großen Umzug durch Lintorfs Straßen. Aus der Ehe von Karl und Hubertine Küpper gingen zwei Töchter hervor.

Vater Karl erweiterte das „Gütchen am Geist“ um einige Anbauten wie Stallungen und ein Materiallager. Sein ganzer Stolz aber war ein Kleinlieferwagen Marke „Chevrolet“ mit Speichenrädern! Mit dem wirtschaftlichen Erfolg kam auch der gesellschaftliche. 1929 wurden meine Eltern Schützenkönigspaar in Lintorf. Beim Umzug waren auch einige Nachbarskinder als Ehrendamen mit dabei.

Das Futtermittelunternehmen Karl Küpper existierte bis in die Jahre des Zweiten Weltkriegs hinein. Mein Vater wurde zum Volkssturm eingezogen wie viele andere Lintorfer auch. Nach dem Krieg konnte er sich zu einem Neubeginn seines Geschäfts nicht mehr aufraffen, und das „Gütchen“ wurde so etwas wie der Altersruhesitz meiner Eltern. Mein Vater starb am 8. November 1969, meine Mutter am 14. April 1981.

Obwohl die Lager- und Stallgebäude des „Gütchens“ in den Folgejahren in Wohngebäude umgebaut wurden, erfuhren sie außer-



Karl Küpper mit seinem Pferdefuhrwerk bei einem Erntedankfest in den 1920er Jahren. Das Bild entstand vor dem Haus „Am Brand“



Karl und Hubertine Küpper als Königspaar beim Schützenfest 1929 mit einigen Ehrendamen

lich keine Veränderungen, so dass sich das „Gütchen“ auch heute noch als homogene Einheit präsentiert wie zu Anfang des 20. Jahrhunderts.

Dass hier nun plötzlich ein „Gütchen am Geist“ auftaucht, muss jeden verwundern, der sich ein

bisschen mit der Geschichte Lintorfs beschäftigt. Dazu noch in einem notariell beglaubigten Dokument. In allen bekannten Dokumentationen über Lintorf finden wir kurmedige Höfe mit für uns klangvollen Namen wie Bürgershof, Beekerhof, Kornsgut, Termühlen, Helpenstein, Marcelli



Das „Gütchen am Geist“ um 1928. Aus der Erinnerung gezeichnet von Marlies Füsgen

usw. Aber nirgends ein Hinweis auf ein „Gütchen am Geist“! Nicht einmal als Kotten! Der Flurname „Geist“ selbst lässt sich zurückverfolgen bis in das Jahr 1574. Es gab damals Eintragungen im Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft und in den Kirchenbüchern wie „der alt Heidtkamp“, „der andre Heidtkamp“ und „Leißken uf dem Geist“. Darüber, ob es sich bei diesen Kotten um die in E.Ph. Ploenies' „Topographia Ducatus Montani“ verzeichneten Höfe „Geist“ handelt, darf man spekulieren.

Festzuhalten ist, dass das „Gütchen am Geist“ schon 1895 ein altes Fachwerkgemäuer war. Auch kann man sicher davon ausgehen, dass schon einige Generationen vorher in ihm gelebt haben. Bei Umbauarbeiten in den 1960er Jahren fand man in einem Türsturz eine geschnitzte Jahreszahl, die auf ein viel älteres Datum hinwies. Leider ging das wertvolle Beweisstück über die Jahrzehnte verloren. Es scheint offensichtlich, dass die Bezeichnung „Gütchen am Geist“ in Lintorf bzw. im Lintorfer Norden sehr wohl im Sprachgebrauch war. Wie könnte es sonst im o.g. Dokument unter diesem Begriff ausdrücklich erwähnt und beschrieben worden sein? Es bleibt die Frage: Wie konnte das Gütchen von der Geschichte und unseren Historikern übersehen werden? Machte es zu wenig von sich reden, um in der Geschichtsschreibung erwähnt zu werden? Das wird wohl ein Geheimnis bleiben.

Marlies Füsgen
(unterstützt von Ewald Dietz)

instrumentieren:	beurkunden
Requirent:	ein um Rechtshilfe Nachsuchender
Moratorium:	vertraglicher Aufschub
Rectificationsfrist:	Frist, in der ein Vertrag rechtswirksam wird
Comparent:	jemand, der bei einer Behörde oder vor Gericht erscheint

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr. Der Eintritt ist frei. Gäste sind herzlich willkommen.

Die Altbausiedlung „Am Löken“ konnte nicht gerettet werden

Wieder wird in absehbarer Zeit ein Teil des alten Lintorf, so wie wir es seit vielen Jahren kennen, der Spitzhacke zum Opfer fallen. Die Altbausiedlung „Am Löken 3–33“ wurde von der Stadt Ratingen zum Abriss freigegeben. Sie teilt damit das Schicksal vieler, zum Teil historisch wertvoller, wunderschöner Häuser, die vor allem in den 1960er und 1970er Jahren im Ortskern Lintorfs niedrigerissen wurden, um einer „modernen Bebauung“ (Lintorfer Markt, Konrad-Adenauer-Platz) zu weichen. Doch auch in den letzten Jahren wurden noch Häuser „entsorgt“, wenn so genannte „höhere Interessen“ im Spiel waren. Der „Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.“ hat sich bei der Gründung 1950 in seiner Satzung verpflichtet, „sich um den Schutz der Heimatlandschaft sowie die Erhaltung charakteristischer Bauten zu bemühen“ (§ 3, Absatz 3). Wie schwer das ist, mussten wir schon mehrfach und auch im vorliegenden Fall wieder feststellen.

Die Siedlung „Am Löken“ bestand aus zwei Doppelhäusern und drei Vierfachhäusern, bei deren Bau sich der Architekt viel Mühe gegeben hatte, keine eintönige Reihenhaussiedlung, wie wir sie heute häufig finden, zu entwerfen. Jede Hausgruppe bekam andere Giebel sowie Tür- und Fenstereinfassungen. Sicher, luxuriös und mit großer Wohnfläche versehen sind diese Häuser nicht, doch wurden sie ja auch in wirtschaftlich schlechter Zeit in den Jahren 1925/26 von der Gemeinnützigen Baugesellschaft Huckingen als Sozialwohnungen errichtet. In der Vergangenheit haben viele Mieter, die zum Teil schon 60 Jahre und länger dort wohnen, viel in ihre Häuser investiert. Moderne Badezimmer wurden eingebaut und im Dachgeschoss wurde zusätzlicher Wohnraum gewonnen. Das schönste aber waren in all den Jahren die herrlichen, großen, gepflegten Gärten, die sich hinter den Häusern bis zu einem Fußweg erstreckten, der zwischen Speestraße und Am Pohlacker verläuft. Seit einiger Zeit zeigen sich die



Die Häuser 15–21 der Altbausiedlung „Am Löken“ im Sommer 2000. Mittlerweile wurden diese Häuser in einer Eilaktion niedrigerissen

Häuser in einem immer schlechteren Bauzustand, die Gärten verwildern. Ein großer Teil der Häuser steht leer. Was war geschehen?

Schon seit einigen Jahren bemüht sich die Eigentümerin der Häuser, die „Rheinisch Heim“ (im Besitz der Gräflin von Spee'schen Vermögensverwaltung), die Bewohner in andere Häuser der Gesellschaft umzusetzen. Einige Bewohner kamen dem Wunsch der Gesellschaft nach, und die ersten Häuser standen leer. Instandsetzungsarbeiten wurden an diesen Häusern nicht mehr durchgeführt – Dächer, Regenrinnen, Fallrohre nahmen Schaden und führten zur Verwahrlosung der Häuser. Auch Reparaturen an den noch bewohnten Häusern wurden nur nach mehrfacher Aufforderung oder gar nicht durchgeführt. Es war offensichtlich, dass die Gesellschaft plante, die Häuser abzureißen und durch eine Neubebauung zu ersetzen oder das Gelände an einen Investor zu veräußern. Die verbliebenen Bewohner wurden über die Pläne bewusst im Unklaren gelassen, gezielte Anfragen wurden nicht beantwortet. Allerdings wurde auch niemandem die Kündigung zugestellt. Als die ersten Mieter auszogen, gab es eine Reihe von Anfragen von Inte-

ressenten, die entweder ein Haus mieten oder sogar kaufen wollten. Von der Verwaltung der „Rheinisch Heim“ wurden diese Anfragen nie beantwortet. Geschäftsführer Dirk Elbers sagte später in einem Interview mit einer Ratinger Tageszeitung, die Häuser seien nicht mehr vermietbar. (Namen von potentiellen Mietern und Käufern liegen der Schriftleitung der „Quecke“ vor).

Leider viel zu spät bildeten die verbliebenen Mieter im Oktober 2003 eine „Initiative zur Erhaltung der Altbausiedlung Am Löken“. Der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ beantragte bei der Unteren Denkmalbehörde, die beim Bürgermeister der Stadt Ratingen angesiedelt ist, die Unterschutzstellung der gesamten Siedlung. Während die Mieterinitiative mit Unterstützung des Heimatvereins durch eine Unterschriftensammlung, durch Einschaltung der Presse und Mobilisierung der im Rat der Stadt vertretenen Parteien versuchte, das Schlimmste zu verhindern, prüfte die Denkmalbehörde zusammen mit dem Rheinischen Amt für Denkmalpflege beim Landschaftsverband Rheinland in Brauweiler die Denkmalwürdigkeit der Siedlung. Der uns im Januar 2004 zugestellte negative Bescheid kann

keineswegs überzeugen: „Da die Baugruppe als bloße Aneinanderreihung von Doppelhäusern keinen Siedlungs- bzw. Wohnanlagencharakter aufweist und die städtebauliche Gesamtsituation stark gestört ist – das architektonische Umfeld besteht durchweg aus mehrgeschossigen Wohngebäuden, die in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet wurden – sind hier keine Bedenkungskriterien, die den denkmalschutzgesetzlichen Vorgaben genügen würden, gegeben.“

Das bedeutet doch eigentlich, überspitzt ausgedrückt, dass die evangelische Kirche nebst Pfarrhaus eigentlich abgerissen werden müssten, da das architektonische Umfeld durch die Hochhäuser am Konrad-Adenauer-Platz gestört ist!

Nach der Ablehnung des Denkmalschutzes für die Lökensiedlung beeilte sich die Stadt Ratingen, der Gesellschaft „Rheinisch Heim“ die Abrissgenehmigung für die Häuser zu erteilen. Ohne die verbliebenen Mieter zu benachrichtigen, wurde der erste völlig leer stehende Baukomplex (Häuser 15–21) in einer Eilaktion Ende Juni 2004 abgerissen, mitten zwischen den noch bewohnten Häusern. Was vor allem die älteren Mieter – Herr Schulz (90 Jahre) wohnt mit seiner Frau seit der Hochzeit vor über 60 Jahren dort – in Angst und Schrecken versetzte, war jedoch die Brandübung der



Ratinger Feuerwehr am Abend des 24. Juni, bei der mehrere Einsatzfahrzeuge vor den Lökenhäusern auffuhren, Rauch aus dem Dach des leeren Hauses stieg und Personen aus dem aufgebrochenen Dach „gerettet“ wurden. Auch hiervon waren die Mieter nicht un-

terrichtet worden. Angelika Wansleben, SPD-Ratsfrau aus Lintorf, sprach in der Ausgabe der „Rheinischen Post“ vom 30. Juni 2004 von einer Nacht- und Nebel-Aktion, bei der sich die Stadt zum Handlanger privater Interessen habe machen lassen.



Am 24. Juni 2004 führte die Feuerwehr in den zum Abriss frei gegebenen Häusern eine groß angelegte Brandübung durch, ohne die überwiegend älteren Nachbarn vorher zu informieren

Die verbliebenen Mieter haben nicht die Absicht, in absehbarer Zeit aus ihren Häusern wegzuziehen. Eine Kündigung haben sie immer noch nicht erhalten, Informationen seitens des Vermieters allerdings auch nicht.

Einige Lintorfer werden sich vielleicht freuen, wenn die alten Häuschen, die ein Teil unserer Ortsgeschichte sind, verschwinden, weil sie nicht mehr „modern“ genug scheinen. Ob sie sich aber freuen werden, wenn an ihrer Stelle eine Siedlung mit sehr dichter Bebauung entsteht? Ein Supermarkt würde doch sicher auch noch dorthin passen. „Lidl“ haben wir noch nicht!

Manfred Buer

Sonnenblumen

über Zäune und Hecken
die freundlichen Gesichter
und ganze Felder
voll mit kleinen Sonnen
die reinste Lebenskraft

noch fern das Verblässen der Farben
die Zeit der Reife
aus einem Samenkorn das Wunder
jedes Jahr

Uta Asher

Auch in der diesjährigen Ausgabe der „Quecke“ erzählt die frühere Lintorferin **Uta Asher** von den Beobachtungen der heimischen Tierwelt, die sie vierzig Jahre lang von ihrem Haus am „Drüjen Emmer“ nahe der Kalkumer Straße aus gemacht und aufgezeichnet hat.

Wie ein Paradies

(Fortsetzung)

Der Frühling bringt uns die Bachstelzen zurück, die ringsum in großer Zahl brüten und den Garten bevölkern. Der Name lässt vermuten, dass ein Bach in der Nähe ist, aber den brauchen sie anscheinend nicht. Nickend und zierlich wippend bewegen sie sich auf der Wiese und dem Vorplatz und versuchen im Looping, torkelnd fliegende Schmetterlinge oder andere Insekten zu erhaschen. Sie gehören zu den wenigen Vögeln, die uns ihre Jungen in allen Altersstufen sehen lassen. Die Kleinsten als hellgraue, weiche Federkugeln auf hohen Beinen, die ihren Eltern nachrennen und den gelben Wulst schnabel aufreißen. Wenn sie größer sind, fliegen sie die Pappelallee entlang in geringer Höhe und schön langsam vor dem Auto daher, so dass man Schritt fahren muss, um keines zu erwischen. Wenn einen dann fast die



Bachstelze

Geduld verlässt, weil man es eilig hat, scheren sie plötzlich aus und schießen zwischen zwei Pappeln seitlich davon. Man kann sie aus jedem Fenster sehen, überall trippeln die wibbeligen Tierchen. Auf dem First des Garagenhäuschens laufen sie entlang, vor dem Gaubenfenster des Bades auf dem Dach, rennen durch die Pfützen, die ein Regen auf dem Vorplatz hinterlassen hat. Ein einziges Mal sah ich hier eine Gebirgs- oder Schafstelze, die ein zitronengelbes Bauchgefieder hat.

Das grelle „Ping-Ping“ der Kohlmeise hört man schon sehr früh im Jahr, es kann nachts noch recht kalt sein, wenn nur tagsüber die schon höher kletternde Sonne etwas wärmt. Unermüdlich lässt der „Waldschmied“ sein nicht sehr einfallreiches Lied hören, kann einem damit ordentlich auf den Wecker gehen.

Als die Weiden noch standen, lebten viele Weidenmeisen hier, so klein wie die Blaumeisen, aber viel zierlicher. Es sind bildhübsche Tiere, sanft grau-beige gefiedert, mit keckem, schwarzem, im Nacken etwas tiefer gezogenen Köppchen, behend im Futterhäuschen und in den Bäumen. Einen seltenen Gast fand ich einmal tot an der Hauswand liegen, eine Schwanzmeise, die sich an der Glasscheibe der Terrassentüre erschlagen hatte. Einige Jahre später kamen immer wieder Gruppen dieser geselligen Vögel, deren Körper besonders zierlich wirken



Schwanzmeisen

gegen die viel längeren Schwanzstöße, das Köpfchen auffällig schwarz-weiß gestreift. Man wird zuerst durch lustiges Gezwitscher und Hin- und Herflitzen aufmerksam, bevor man sie überhaupt erkannt hat. Besonders gerne durchsuchen sie das Geranke von wildem Wein und Glyzinien, alles, was an der Hauswand wächst.

Das gottlob seltene dumpfe Aufprallen an irgendeiner Scheibe fürchte ich sehr, kaum wage ich nachzusehen, wer es verursacht hat. Wenn der betreffende Vogel sich nicht sofort das Genick gebrochen hat, kann es sein, dass er sich noch nach Stunden wieder erholt und wegfliegt. Etliche Male habe ich so ein lebloses winziges Körperchen in der Hand gehalten, sachte angehaucht und war froh, wenn ich spürte, dass das Herz noch schlug. Wie federleicht sie



Rauchschwalbe

sind und wie schutzlos. Einmal legte ich eines, von dem ich nicht wusste, ob es noch lebte, ganz weich zwischen niedrige Pölsterchen im Steingarten und behielt es aus gebührendem Abstand im Auge. Ich hatte es schon fast aufgegeben, da wachte es aus der Benommenheit auf, bewegte das Köpfchen, fing an, sich auf die Beine zu stellen und ein paar Schritte zu versuchen, die zusehends sicherer wurden. Dann putzte es sich und flog davon, als wäre nichts gewesen.

Die Letzten, die im Frühling zurückkommen, sind die Schwalben, da sie ausschließlich von Fluginsekten leben. Sie haben ihre Nester ein ganzes Stück entfernt in den Ställen, es gibt noch ein paar Höfe hier in der Nähe, auf denen Vieh gehalten wird. Wenn die Sonne schon tief steht und die Strahlen schräg einfallen, sieht man die Mücken, Fliegen, Falter und Käfer wie goldene Punkte im Gegenlicht, ein reichgedeckter Tisch. In rasendem Tempo schießen die Mehl- und Rauchschwalben durcheinander, bremsen mit aufgefächertem Schwanzstoß, um einen fetten Happen zu erwischen oder einen Zusammenstoß zu vermeiden. Wie ist es nur möglich, dass sie nie aufeinanderprallen? Es sind unerreicht sichere Flieger, können auf den Zentimeter genau navigieren. Um die Hausecke kommen sie geflitzt, auch wenn wir auf der Terrasse sitzen, knapp über unsere Köpfe weg, wenn es vor der sonnigen

Hauswand etwas zu holen gibt. Deutlich zu sehen, wie die Rauchschwalben beim Bremsen ihre gemusterten Schwanzfedern zu einem Spitzenmuster auffächern. Und weiter oben in der Abendluft gleiten die größeren Mauersegler wie gespannte Bogen hin und her. Die hellen Schreie der jagenden Tiere erfüllen die Luft.

Wenn es gemütlich zwitschert und piepst, dann sitzen etliche Schwalbenkinder auf den Drähten der Stromleitung, die vom Mast am Feldrand zum Hausgiebel über den Schlafzimmerfenstern führt. Aus nächster Nähe kann man sehen, wie die Alten vor ihren bettelnden Jungen in der Luft bremsen, blitzschnell etwas in die weit aufgerissenen Schnäbel stopfen und weiterreichen. Es geht so schnell, dass man nie mitbekommt, dass man nie mitbekommt, womit sie gefüttert werden. Wir haben gesehen, wie die schon etwas Größeren ihren Eltern ein kleines Stück entgegenfliegen, um ihnen das Futter abzunehmen. Haben sie es hinuntergeschluckt, strahlen sie ihr Gefieder weiter, was sie nur kurz unterbrochen hatten: Die Rauchschwalben mit großer Sorgfalt ihre immer eleganter werdenden Frackschöße, die Mehlschwalben ihre rahmweißen Brustlätzchen, die kleinen Köpfe verschwinden fast in den Federn, ein Wunder, dass sie dabei nicht vom Draht purzeln. Und ununterbrochen wird geschwätzt und gezwitschert und Platz gewechselt und eine kleine Runde geflogen.

Die in ihrer Federzeichnung und Farbe recht unscheinbare Heckenbraunelle ist bei näherem Beobachten ein sehr hübscher Vogel. Der ganze Rücken fein dun-



Heckenbraunelle



Feldlerche

kelbraun gestrichelt, die Vorderseite und der Kopf, die Schläfen ausgenommen, in verschiedenen Grautönen. Sie hat einen spitzen, feinen Schnabel, mit dem sie die abgefallenen verschiedenen Blätter und die Erde in den hausnahen Beeten immer wieder durchwühlt, mit hastig zuckenden Bewegungen und schnellem Trippeln ihrer rötlichen Beine. Wenn man doch alle Gäste so aus der Nähe betrachten könnte! Doch ich erkenne sie auch aus großer Entfernung, wenn sie in der Nähe ihres Nestes im Graben auf einem der dort abgelegten Äste sitzt und ihr eiförmig eiliges Liedchen singt.

Mit der Zeit bekommt man einen guten Blick für Flugbilder und erkennt auch von weitem mit Sicherheit an der Haltung eines futersuchenden Vogels auf dem Feld – wenn es abgeerntet ist oder die Saat noch nicht zu hoch – ob es zum Beispiel eine Amsel ist oder eine Singdrossel, die sich besonders aufrecht bewegt.

Von den Lerchen habe ich noch nicht erzählt, die auf den Feldern ringsherum ihre Jungen aufziehen. Sie sprengen mit ihrem Jubilieren und Trillern fast den blauen Frühlingshimmel, wenn sie sich immer höher hinaufschrauben, bis die Bläue sie verschluckt hat. Und man hört sie immer noch und dann kommen sie herabgeglitten und fallen das letzte Stück wie ein Stein zurück zu ihrem Nest. Nie landen sie genau daneben, damit sie keinem lauern Tier den Platz verraten.

Abend für Abend sahen wir im letzten Tageslicht einen Fischrei-

her mit ruhigen Flügelschlägen aus derselben Richtung kommend übers Haus fliegen. Ob er von den Ruhrwiesen kam, wo es eine Reiherkolonie gibt, und zum Rhein hinüberflog? Immer wieder hatten wir das Gefühl, dass unsre kleine Häusergruppe inmitten der Felder liegend, von oben als Orientierungspunkt gesehen wird, als Wegemarke. Vielleicht für Vögel als Verheißung, die ihnen einen Platz der Sicherheit zum Ausruhen und zur Futtersuche bietet.

Weshalb ich Tauben nicht so mag, auch die Wildtauben, die eher hier zu sehen sind, kann ich nicht sagen. Sie flattern hin und her, meist in Schwärmen von über zehn Tieren, einzeln sind sie zu sehr gefährdet und würden mit Sicherheit die Beute von Bussarden. Zu jeder Jahreszeit sind sie zu sehen, lassen sich in hohen Bäumen nieder und fallen in die Felder ein, wenn neu gesät wurde. Sie ziehen die Reihen entlang und man meint, es könne kein Korn mehr übrig sein, um auszukeimen. Wenn sie tief genug über einen wegfliegen, hört man ein sonderbar asthmatisches Geräusch und zwischendurch ein klatschendes Flügelschlagen. Sie gleiten während des Flugs immer wieder tiefer mit stillgehaltenen Flügeln, um anschließend wieder die vorige Höhe zu gewinnen.

Immer wieder ruhen sich Brieftauben bei uns aus, zu gerne würde ich wissen, woher sie kommen, aber selbst wenn ich sie fangen und ihre Fußmarke lesen könnte, wüsste ich nicht, was die Zeichen



Rauhaardackel Anton beim Stöbern auf einem Stoppelfeld am „Drüje Emmer“

bedeuten. Entweder haben sie die Orientierung verloren oder die Kraft hat sie verlassen.

Eine weiße Taube mit Markierung stand einmal mitten in der Küche, als ich kurz draußen gewesen war. Sie sah mich aufmerksam und gar nicht ängstlich an. Sie musste die Treppe vom Badezimmer, wo gerade das Fenster offen war, heruntergetrippelt sein, denn hier unten ist immer alles geschlossen. Sie nahm kein Futter an, ließ sich auch nicht fangen, wich nur immer ein bisschen zurück. So ließ ich die Küchentüre offen, öffnete die Haustüre und beobachtete sie aus der Entfernung, wie sie durch die Diele aus dem Haus trippelte und um die Ecke in den Garten. Unter Sträuchern und Stauden bewegte sie sich sehr gelassen, stand mit halbgeschlossenen Augen in der Sonne und ruhte sich aus. Immer wieder sah ich nach ihr. Nach Stunden war sie verschwunden. Ich hoffe, sie hat ihren heimatischen Schlag wiedergefunden.

Zu den in Menschnähe lebenden Vögeln gehört auch der Haus- und Gartenrotschwanz, zierliche Insektenfänger, die oft hier gebrütet haben, einmal in dem an der Garagenwand abgestellten Vogelhaus, das geschützt unter einer Tanne stand. Es war nahe an meinem Wäscheplatz, und ich hatte Sorge, ich würde die Alten beim Brüten beunruhigen. Aber sie hatten sich sehr schnell an mich gewöhnt, saßen dann nur ganz unbewegt auf ihrem Nest. Selbst als

die Jungen flügge waren und von den Alten noch mit Futter versorgt wurden, was sich die Beete entlang in geringer Deckung abspielte, waren sie nicht verschreckt, näherten sich nur in der Zeit, wo ich in der Nähe war, nicht den Jungen, die dann bewegungslos, wie verzaubert, an ihrem Platz blieben.

Wenn ein Feld gepflügt wird, braucht man nur nach oben zu schauen und sieht schon einzelne oder ganze Schwärme von Möwen, die sich auf den frischen, glänzenden Erdschollen niederlassen. Sie picken sich die besten Bissen heraus, fette Würmer oder Insekten, die eben noch im Ackerboden unsichtbar in Sicherheit waren, bevor sie an die Oberfläche befördert wurden. Ganze Wolken von Möwen folgen dem Trecker wie einem Schiff. Ob sie das Getrecker hören oder die frischen Furchen von oben erkennen? Sonst sieht man sie hier nur selten fliegen, denn der Rhein oder andere große Gewässer sind zu weit weg.

Freude am Zuschauendürfen packt mich und zugleich Traurigkeit, wenn ich sehe, dass all die Tiere in unsrer nahen Umgebung, kaum kommt ein Mensch in ihre Nähe, sofort das Weite suchen. Der „paradiesische“ Zustand, der für verschiedene Tierarten untereinander oft gilt, ist für Menschen nicht erreichbar, sie dürfen nicht teilhaben an ihrer Gemeinschaft.

Feinde oder zumindest bedrohlich sind natürlich auch Hunde. Unser Rauhaardackel Anton, den wir als



Gartenrotschwanz (Männchen und Weibchen)

Hundekind hierher holten, der sein glückliches Hundeleben hier lebte und auch beendete, hatte seinen ziemlich genau bemessenen, selten überschrittenen Umkreis ums Haus. Er wurde respektiert, aber nicht gefürchtet. Was hätte er anderen Wesen auch antun können? Amseln flogen laut zeternd vor ihm her, wenn er sie eifrig jagte, aber es sah eher nach einem verabredeten Spiel als nach einer Verfolgung aus.

Feldhasen nahmen ihn schon gar nicht ernst. Laut bellend stürmte er einmal aus der Terrassentür, als er einen Hasen ein paar Meter vom Gartenrand auf dem Stoppelfeld entdeckte. Der setzte mit weiten Sprüngen ein Stück davon, drehte sich um und hockte sich auf die Hinterläufe. Unser Hund rannte schnurstracks auf ihn zu mit flatternden Ohren und mit diesem jaulenden Jagdklaffen, das man sonst nie von ihm hörte. Fast hatte er den frechen Eindringling in sein Reich erreicht, da machte der ein paar lässige Sprünge in die andere Richtung und Anton rannte ins Leere. So schnell konnte er gar nicht bremsen, außerdem hatte er es in blindem Eifer gar nicht gemerkt. Soll einer sagen, dass ein Hund nicht verdutzt dreinschauen kann! Als er sah, dass wir seine vergebliche Jagd beobachtet hatten, schaltete er von „verblüfft“ auf „erfolgreich“ und kam geschäftig und laut bellend zurück, was heißen sollte: dem hab ich's aber gezeigt!

Als er einmal wirklich Jagdglück hatte und ein unerfahrenes Kleinkaninchen erwischte, das er uns stolz anbrachte – das kleine Bündel hing schlaff zu beiden Seiten seines Mauls herunter – waren wir entsetzt und schrieten ihn an, er war gänzlich ratlos. Sein Instinkt sagte ihm, dass er Lob verdient hätte und nun das! Er ließ das kleine Tier fallen, aber es war schon verendet, der zum ersten Mal angewendete Genickbiss war perfekt gewesen.

Held war er keiner, unser Töni, im Finstern alleine draußen zu sein mit all den aufregenden, unerklärlichen Geräuschen, jagte ihm Angst ein. War er nachts in seinem Korb und ein Käuzchenruf weckte ihn, grollte er mit kehligem Laut und bellte dann, wie es sich für einen Wachhund gehört. War er allein,

unsre Nachbarn erzählten es uns, tat er keinen Mucks und stellte sich taub, jeder Eindringling hätte das Haus ausräumen können.

Sorge hatten wir vor der Reaktion unsres Hundes, als die Nachbarn einen erwachsenen Kater ins Haus nahmen, also kein Jungtier, für das er hätte Beschützerinstinkt entwickeln können. Die erste Begegnung der beiden wurde von allen mit Spannung erwartet. Als Anton ihn das erste Mal sah, stürzte er hinaus und bellte, der Kater stutzte, lief spielerisch noch ein paar Sätze, dann ließ er ihn herankommen. Und unser Hund beschnupperte ihn und war sichtlich erfreut, die Freundschaft war geschlossen. Der Kater tat immer recht unbeteiligt, doch Anton zeigte rührend seine Zuneigung in Herumschwänzeln und zum Spiel auffordernden Hopsern. Ob die beiden sich unterhalten konnten? Ein Hundeleben in noch so großer Harmonie mit Menschen ohne Kommunikation mit seinesgleichen stelle ich mir traurig vor. Aber außer seinem typischen melancholischen Dackelblick schien er sehr zufrieden und war es wohl auch. Rührend zu beobachten, wenn er jeden Morgen, nachdem ich ihn hinausgelassen hatte, wieder von neuem seine Welt in Besitz nahm. Er schnüffelte sich an Spuren und Fährten von Hasen, Rehen oder Mäusen – im Winter im Schnee deutlich sichtbar, sonst nur für ihn zu wittern – durch den Garten, ins Feld, den Graben ent-

lang, steckte seine Nase in Kaninchenbauten, stöberte Vögel auf, denen er ein Stück nachjagte. Hie und da korrigierte er seine Richtung aufs Haus zurück, es war, als wenn ihn ein unsichtbarer Zaun davon abhielt, sich weiter als 1.200 Meter vom Haus zu entfernen. Dauerte es mir zu lange, bis er zurückkam – Rufen hatte nicht viel Erfolg – brauchte ich nur die Haustüre mit lautem Knall zuzuschlagen, dann schreckte er zusammen und trabte eilig los, als hätte er Angst, nicht mehr hereinzudürfen. Das wäre wohl für ihn das Schlimmste gewesen.

Ganz rabiat und wild wurde er, wenn nachts ein Iltis oder Wiesel über die Wiese gelaufen war. Der scharfe Geruch der kleinen Fleischfresser war für uns sogar noch wahrzunehmen, wie muss er ihm als „Geruchstier“ in die Nase gestochen haben! Ein- oder zweimal bekamen wir so ein langgestrecktes, kleines Tier zu sehen mit dem im Verhältnis zum Körper recht kurzen Schwanz. Sie huschten wie ein Blitz vorbei. Eine Zeit hatte ich den Verdacht, eines hätte seinen Bau in einer Ecke unter den Terrassenplatten, ein kleines, rundes Loch entstand da immer wieder, obwohl ich es wiederholt zustopfte, ein leichter, scharfer Hauch hing dort manchmal in der Luft. Doch er konnte auch von den Kaiserkronen herrühren, die in dem Beet wachsen und mit ihrem penetranten Geruch Wühlmäuse und sogar Maulwürfe vertreiben sollen.



Maulwurf

Ob sie das in dieser Gartenecke wirklich tun, weiß ich nicht, aber groß kann ihre Reichweite nicht sein, denn zeitweise gleicht unsere Wiese einer Hügellandschaft, ein brauner Erdhügel neben dem andern. Es soll ja gut sein, wenn der Boden durch Maulwürfe oder Wühlmäuse immer ordentlich gelockert und durchgelüftet wird, auch sind Maulwürfe sehr wichtig als Vertilger von Engerlingen, Raupen und Würmern und stehen sogar unter Naturschutz, man darf ihnen eigentlich nicht nachstellen. Aber wenn man, mittlerweile über Jahrzehnte, zusehen muss, wie die schönste grüne Fläche immer wieder von den gefürchteten Hügeln verunziert wird, die einen Kreis Gras zum Absterben bringen, wenn man sie nicht gleich mit der Schaufel abträgt oder mit dem Rechen verteilt, dann kriegt man doch einen richtigen Zorn. Außerdem sacken in unserem sandigen Boden die unterirdischen Gänge stetig nach und es gibt keinen Quadratmeter ebener Fläche mehr. Einmal möchte ich das Gangsystem unter der Wiese sehen! Sie wurde ewige Zeiten nicht

umgegraben oder -gepflügt, also muss noch vorhanden sein, was etwas tiefer an Gängen oder Höhlen da ist.

Wühlmäuse habe ich nie zu Gesicht bekommen, aber Maulwürfe. Ein kleiner geriet einmal aus seinem Loch an die Erdoberfläche und hatte die Orientierung verloren, war wohl vom Tageslicht geblendet. Er kroch ratlos im Gras herum, ein niedlicher Kerl mit glänzend schwarzem Fell, rosa Schnäuzchen und schaufelähnlichen Vorderpfoten. Sehr vorsichtig trugen wir ihn ein ganzes Stück weiter ins Feld. Als mein Mann einmal, wütend über einen Riesenhaufen im frischgemähten Rasen, mäuschenstill mit einer Schaufel Wache hielt, fühlte sich der Maulwurf wieder sicher und machte weiter, wo er vorher aufgehört hatte. Blitzschnell stach mein Mann zu und hatte ihn wahrhaftig erwischt, unversehrt. Aber von erschlagen, wie eben noch angedroht, war natürlich wieder keine Rede – siehe oben.

Eine große Ratte sah ich einmal durch den Garten laufen, ein an-

sehnliches Tier mit glänzendem Fell, wenn der hässliche unbehaarte Schwanz nicht wäre. Wenn sie auf Schutthalden, Müllbergen oder in Kanälen leben, sind sie ausgesprochen scheußlich.

Igel sind wegen ihrer Stacheln, die ihnen alle Feinde – außer Autos – vom Leib halten, sehr unbekümmert. An Sommerabenden, wenn es schon dämmt, kommen sie ganz ungeniert angelaufen, unerwartet hochbeinig, und machen sich am Vogelbad zu schaffen oder füttern die extra ausgelegten Hundekuchen. Eines Sommers hatten wir eine ganze Igelfamilie im Garten, die Kleinen wieselten auch am hellen Tag herum.

Eichkätzchen kommen sehr selten hierher, sie müssen einen zu langen baumlosen Weg vom Wald her überwinden, bevor sie sich hier auf der Hainbuche oder einem anderen Baum in Sicherheit bringen können.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

Uta Asher

Gärten zum Träumen Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und
Landschaftsbau
Hanke**



Mitglied im Verband Garten-,
Landschafts- u. Sportplatzbau
Rheinland e.V.

Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Am Rosenbaum 31a
40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

Ausgerechnet Bananen...

Nicht weit vom Paradies „Am Drüje Emmer“ gibt es in Lintorf noch einen weiteren Garten Eden. Es ist das „Haus Kalter“, Breitscheider Weg 3, mit seinem Paradiesgarten, Wohnsitz der Familie Frohnhoff. Zusammen mit seinem Vater Jean Frohnhoff, dem unvergessenen Mundartautor, dessen Geburtstag sich im kommenden Jahr zum 100. Male jährt, hat Werner Frohnhoff hier eine Oase mit seltenen Bäumen und Pflanzen geschaffen, die in Ratingen ihresgleichen sucht. Seit langem gehört zum Bestand eine große Bananestaude, die Winter für Winter, mit wärmenden Säcken und Tüchern umwickelt, frostfest gemacht wird. Sie zeigte bisher ihre Dankbarkeit, indem sie jedes Jahr neue Blätterwedel hervorbrachte. In diesem Jahr jedoch setzte sie sogar Blüten an, und nach einiger Zeit zeigten sich tatsächlich einige Mini-Bananen. Man stelle sich das einmal vor: eine tropische Pflanze,



Foto: Pierre-Claude Hohn

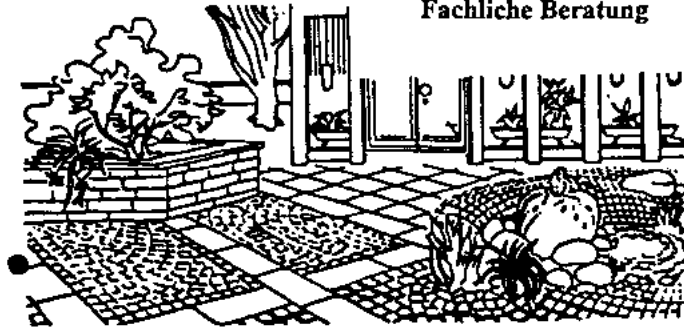
die sonst in Äquatornähe gedeiht, bringt in Lintorf Früchte hervor! Ein Hinweis auf die schon erfolgte Klimaveränderung? Rehe, Hasen, Füchse, Eichhörnchen, Igel und Reiher statt dem Paradies „Am

Kalter“ schon jetzt regelmäßige Besuche ab. Haben wir bald auch „Aapen“ im Busch, die wild auf Lintorfer Bananen sind?

M. B.

Alles für Haus und Garten

Fachliche Beratung



**Wir liefern Baustoffe für den Hausbau · Außenanlagen · Gartenbau
Isolierung und Innenausbau
Naturstein + Beton · Pflaster und Platten**

KÜPPERS BAUSTOFFE

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 9 3690 · Fax 93 69 25

Internet: www.kueppers.com

Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

Ein unheimlicher Fang

(Nachtrag zu meinem Artikel „Wer hat schon Rehe im Vorgarten und Schlangen im Teich“ in der „Quecke“ Nr. 71 vom Dezember 2001, S. 184/185)

Meine Nachbarin erzählte aufgeregt, wie ihr Kätzchen stolz hinter den Büschen hervor kam und einen großen Fang auf die Terrasse niederlegte.

„Oh, nur keine Maus!“ dachte sie und schloss eilig die Glastür. Doch voller Neugier betrachtete sie hinter der Scheibe dieses Etwas: „Das war keine kleine Maus, das war auch kein Vogel! Das war ein undefinierbares, hell-dunkel schimmerndes Knäuel! Keine Bewegung! Immer noch keine Regung! Hat Klein-Kitty so kräftig zugebissen? Was soll ich tun?“

Da sah sie den Nachbarn in seinem Garten und bat ihn um Hilfe. Der warf nur einen kurzen Blick auf den unheimlichen Katzenfang und meinte lachend: „Keine Panik, das ist nur eine Schlange!“

Die Nachbarin schrie auf und schloss ruckartig die Tür. Gelassen nahm der Nachbar eine Schaufel, hob das Schlangenknäuel in einen Blumenkorb und rief die Nachbarin heraus, sich doch diese harmlose Ringelnatter einmal genauer anzusehen, denn sie bewegte sich! Deutlich sei der



weiße Fleck als Halskrause, das Markenzeichen der Ringelnatter, zu sehen.

Das verschlungene Knäuel begann sich zu entwirren. Mit einem dicken Gartenhandschuh griff der beherzte Nachbar nach dem Schwanzende, hob die Schlange langsam hoch und trug sie zum Gartenzaun am Waldrand, wo sie sich schnell im Unterholz verkroch. Der Nachbar meinte lako-

nisch, dass er in seinem Garten schon öfters Schlangen gesehen habe. Wahrscheinlich würden sie die vielen Mäuse jagen, die abends immer in einer Mäusekarawane über die Gartenmauer entlang laufen.

So geschehen Mitte Juni 2004 in Hösel am Steinhaus.

Helga Engelhard
Stolsheide 24, 40883 Ratingen

PS: Da Frau Engelhard von mehreren Nachbarn hörte, dass auch sie Ringelnattern und sogar einmal eine Kreuzotter in ihren Gärten beobachtet hatten, startete sie über die Presse eine Umfrage zum Vorkommen von Schlangen in Hösel.

Es stellte sich schon nach kurzer Zeit heraus, dass Hösel wohl ein „Schlangenloch“ sein muss. Frau Engelhard stellte alle Beobachtungen in einer Liste nach Fundorten, Häufigkeit, Größe und Daten zusammen und trug sie in eine Karte

ein. Sie nimmt gerne weitere Meldungen entgegen. In der nächsten Ausgabe der „Quecke“ im November 2005 werden wir dann die vollständige Liste und die Fundortkarte veröffentlichen.

M. B.



Füsgen



Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotoarbeiten
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/93394, Telefax 021 02/93395
Internet: www.wir-fuer-sie-parfuermerie.de/fuesgen



DRUCKEREI PREUSS GMBH

Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen

Telefon 0 21 02 / 92 67 - 0 · Fax 0 21 02 / 92 67 20

ISDN (Leonardo) 0 21 02 / 92 67 50

E-Mail: info@preussdruck.de

A grayscale photograph of a concrete mixer truck. The truck is white with a large rotating drum. On the drum, there is a diamond-shaped logo with the word 'Readymix' and the slogan 'Zeichen für Leistung' below it. The driver's side window shows a person wearing glasses. The truck is parked on a construction site.

Readymix.

Transportbeton und mehr

- ▶ Beton
- ▶ Aaton - leicht- und selbstverdichtender Beton
- ▶ Stahlfaserbeton
- ▶ Porenleichtbeton
- ▶ Fix- und Fertigmörtel
- ▶ Fließestrich
- ▶ Pumpen-Service
- ▶ Förderband
- ▶ Decke & Wand



Readymix AG, Tel. (0 21 02) 401-0
www.readymix.de

Readymix
Baustoffgruppe

Der Jahresablauf in der Landwirtschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts

Im Gegensatz zu heute war bäuerliche Arbeit bis in die sechziger Jahre, als immer mehr Maschinen und Traktoren zum Einsatz kamen, schwere körperliche Handarbeit. Nun, ich (Jahrgang 1941) bin groß geworden auf dem Bauernhof meines Vaters. Der Hof liegt auch heute noch einsam am Waldrand im Südwesten von Lintorf. Er wird

die Handarbeit. In der Gemeinde wurden bisher landwirtschaftlich genutzte Flächen zugebaut. Nach und nach stellten viele Bauernhöfe ihren Betrieb ein. Heute sind es noch zwei, die von der Landwirtschaft leben. Dazu kommen noch zwei Höfe, die auf Pferdepension umgestellt haben. Waren es 1946 noch 290 und 1950 noch 237 Per-

melte Stallmist mit der Mistgabel auf eine Pferdekarre geladen und auf dem Feld in kleinen Haufen abgelegt wurde. Für ein normal großes Feld von drei bis vier Morgen (ein Morgen = 2 500 m²) brauchte ein kräftiger Mann schon drei bis vier Tage. Anschließend musste der Mist mit der Gabel dünn auf dem Ackerboden verteilt werden.



Umgeben von Feldern und Obstbäumen und etwa 100 m vom Waldrand liegt der Hof meines Großvaters, Vaters und jetzt Bruders

jetzt bewirtschaftet von meinem jüngsten Bruder. Eigentümer ist der Graf Spee von Heltorf. In dem angesprochenen Zeitraum - Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre, begann ein großer Wandel in der Landwirtschaft und auch in der Gemeinde Lintorf. In der Landwirtschaft kamen die ersten Schlepper zum Einsatz, und Maschinen verdrängten immer mehr

sonen, die ihren Lebensunterhalt in der Land- und Forstwirtschaft verdienten, sind es heute nur noch ein paar, meist der Bauer und seine Familienangehörigen. Doch das ist heute nicht mein Thema.

Fangen wir meine Erzählung im Herbst mit der Vorbereitung des Ackers für die Saaten an. Es begann damit, dass der angesam-

Es folgte das Umpflügen des Feldes. Das war damals mit dem Pferdeflug ein langwieriger Arbeitsprozess. So ein Pflug hatte eine Arbeitsbreite von ca. 20 cm. Das heißt, für einen Hektar Land mussten die Pferde und der Pflüger 500 km laufen. Gebräuchlich war ein so genannter Balancepflug. Der hatte in der Mitte eine Kippachse mit einem größeren und einem kleineren Rad. Vorne und hinten war je ein Pflugschar. Ein Pferd und das große Rad gingen in der Furche, während das zweite Pferd und das kleine Rad auf dem noch zu pflügenden Teil liefen. Das hintere Ende des Pfluges ging durch den Ackerboden und drehte ihn um. Am Ende des Feldes mussten der Pflug aus der Erde gehoben und die Pferde gewendet werden. Dann ging es zurück für die nächsten zwanzig Zentimeter. Der Stolz eines Pflügers war eine gerade, wie mit dem Lineal gezogene Furche.

Ich habe diese Arbeit schon als zehnjähriger Schüler sehr oft übernehmen müssen. Eine Arbeit, bei der man allein mit seinen Gedanken hinter den Pferden und dem Pflug herläuft. Begleitet nur von Bachstelzen, die in den frischen Furchen ihre Nahrung fanden. Es war ein wunderschönes Bild, wie sie mit ihren Trippelschritten und wippenden Schwänzen erst hochflogen, wenn die Pferde schon fast über ihnen waren. Mecki und Lore, unsere Pferde, achteten genau auf diese lustigen Gesellen. Sie wurden merklich langsamer, wenn diese ihren großen Hufen zu nahe kamen.

Die Pflugschare waren einem starken Verschleiß ausgesetzt und sie



Misthaufen warten aufs Auseinanderstreuen. Im Hintergrund der Hof



Pflügen eines Ackers

stumpften ab. Hiervon waren besonders die unteren Scharspitzen betroffen. Diese waren abschraubbar, so dass sie bei Bedarf abmontiert und in der Butenberg-Schmiede aufgearbeitet werden konnten. Der Schmied legte sie in die Esse, bis sie hell glühend waren. Dann trieb er mit kräftigen Hammerschlägen auf dem Amboss eine neue scharfe Spitze aus, bevor sie zum Abkühlen und Härten ins Wasserbad kamen. Dieser Vorgang konnte so oft wiederholt werden, bis die Schare zu dünn und zu kurz waren. Sie wurden erneuert. Nach dem Pflügen mussten die Ackerrollen zerkleinert und geglättet werden. Das geschah je nach Beschaffenheit des Bodens mit der Egge, Walze oder Ringelwalze.

Wir hatten jede Art von Boden zu bearbeiten. Es kam von lehmig über schwer bis leicht und sandig und von nass bis trocken alles vor. Manche Stellen waren so sumpfig, dass nur Binsen, saures Gras und Ackerschachtelhalm wuchsen. Bei ganz schweren lehmigen Böden waren die Schollen nicht mehr mechanisch zu zerkleinern. Da mussten wir warten, bis der Frost diese zersprengte. Diese Felder konnten erst im Frühjahr bestellt werden.

Waren die Böden durch die Bearbeitung wieder zu fest, kam erst der Kultivator und anschließend noch einmal die Egge zum Einsatz. Alle diese Geräte wurden von Pferden gezogen. Der Bediener führte diese am langen Zügel und latschte die ganze Zeit durch den weichen Boden hinterher. Nach

diesen Arbeiten konnte die Winterfaat in die Erde. Winterfaat war Wintergerste, -roggen und -weizen. Die Sommerfaat (Sommergerste, -weizen und Hafer) folgte im zeitigen Frühjahr.

Frostempfindliche Feldfrüchte wie Kartoffeln, Rüben, Dicke Bohnen kamen erst in die Erde, wenn es mit den Nachtfrösten zu Ende ging. War das Saatgut in der Erde auch relativ geschützt, so befroren die zarten Keime und Pflänzchen dieser Arten bei einem späteren Kälteeinbruch sofort. Die ganze Arbeit war umsonst. Und auch das Saatgut war verloren. Dabei war es wichtig, frisches junges Gemüse und Kartoffeln möglichst früh anbieten zu können.

Gemüse wie Kohl, Möhren, Porree, Sellerie, Salat usw. wurde in Lintorf gewerbsmäßig nur wenig

angebaut. Hier hatte sich unser Nachbar, der Bauer Derichs, spezialisiert. In der nächsten Zeit bestimmte Fruchtfolge die Arbeit. Es wurde gedüngt, Schädlinge bekämpft und Unkraut gehackt, und zwar von Hand, mit Schuffel und Hacke. Die Kartoffeln mussten angehäufelt und der Boden locker gehalten werden.

War die Feldarbeit in gewissem Maße saisonabhängig, so mussten die Tiere täglich versorgt und gepflegt werden. Da gab es kein Wochenende und keine Feiertage. Wir hatten damals zwei Arbeitspferde, Mecki und Lore, ein fast erwachsenes Stutenfohlen, die Ida, und Peter, ein schwarzes, eigensinniges Pony. Außerdem zwischen fünf und acht Milchkühe, zehn bis fünfzehn Schweine, Schafe, drei Hunde, mehrere Katzen und an die 200 Hühner.

Durch die einsame Lage des Hofes waren die Hunde erforderlich. Einer, eine große, schwarze Deutsche Dogge namens Nestor, flößte Besuchern riesigen Respekt ein. Bekannten gegenüber war er lammfromm, ja richtig liebebedürftig. Man brauchte schon einen festen Stand, wenn er freudig an einem hochsprang, um einem seine riesigen Pfoten auf die Schultern zu legen.

Die Tiere bekamen dreimal täglich Futter. Bei Pferden und Kühen bestand das in der Regel aus Rübenschneitzeln, gequetschtem oder gemahlenem Getreide und Heu. In den Sommermonaten gab es statt Heu frisch mit der Sense gemähtes Gras. Wenn eben mög-



Unser Arbeitsgespann Mecki und Lore

lich, kamen Pferde und Kühe auf die Weide. Die Schweine wurden mit gekochten Kartoffeln und geschrotetem Getreide gefüttert. Als Futterkartoffeln dienten die aussortierten kleinen und beschädigten Knollen. Sie wurden im Humpott (die damals üblichen stationären großen Waschkessel) gekocht. So ein Humpott fasste leicht drei Zentner Kartoffeln.

Übrigens, so eine frisch gekochte Futterkartoffel schmeckte gepellt köstlich. Wasser gab es für alle Tiere mehrmals am Tag, wobei ein Pferd oder eine Kuh auf einen Zug spielend einen Zehnlitereimer leer soff. Die Schafe waren fast immer am Tüdder auf der Weide. (Tüdder = eine angespitzte in den Boden geschlagene Eisenstange mit einer mehrere Meter langen Eisenkette). Die Hühner, Enten und Gänse hatten neben ihrem Stall für die Nacht einen ca. 350 m² großen Auslauf, der von einem zwei Meter hohen Drahtzaun umgeben war. Sie benötigten als Zusatzfutter Getreide und Wasser.

Die Pferde, Kühe und Schweine bekamen jeden Morgen eine frische Einstreu aus Stroh. Außerdem wurden die Pferde regelmäßig gestriegelt und gebürstet. Und auch die Kühe mussten bei Bedarf mit Wasser gereinigt werden. Das Kuheuter kam vor jedem Melken dran, wobei die Kuh es nicht gerne hatte, wenn das Wasser zu kalt war (verständlich). Gemolken wurde von Hand und zwar zweimal täglich. Kühe, die frisch gekalbt hatten, mittags ein drittes Mal.

Einen Teil der Milch bekamen die Kälber. Der größte Teil der Milch aber ging durch die Seih (ein riesengroßer Metalltrichter mit zwei Metall-Filtereinsätzen, zwischen die noch ein spezielles Filterpapier eingelegt war), in Milchkannen. Diese mussten in aller Herrgottsfrühe zu einem Sammelplatz gebracht werden. Hier holte sie ein Wagen des Milchhofs ab. Das hieß für uns: Die Morgenmilch musste gegen fünf Uhr abholbereit sein. Auf dem Milchhof wurde der Fettgehalt jeder Kanne bestimmt. Das war ausschlaggebend für den Erlös.

Die Schweine kauften uns die örtlichen Metzger, insbesondere Willi Fink von der Duisburger Straße, ab. Der kam von Zeit zu Zeit vor-

bei und informierte sich über den Viehbestand. Bei schlachtreifen Tieren prüfte er durch Daumen- druck den Rückenspeck. Der war damals, im Gegensatz zu heute, ein Qualitätsmerkmal. Danach wurde verhandelt. Waren der Metzger und mein Vater sich einig, kam der berühmte Handschlag, und das Geschäft war besiegelt. Das oder die Schweine wurden abgesondert. Sie mussten einen oder zwei Tage ohne Futter auskommen, denn den Darminhalt wollte der Metzger nicht bezahlen. Auch Rinder wurden auf gleiche Weise hier im Ort vermarktet.

Es kam auch oft vor, dass sich Privatleute ganze oder halbe Schweine kauften. Schlachten, Zerlegen und Verarbeiten erfolgte meist bei uns auf dem Hof. Zwischen Zerlegen und Verarbeiten musste der Fleischbeschauer das Tier auf Krankheiten und Trichinen untersuchen. Diese Arbeit machte damals der Schneider Schicke aus dem Kleinen Feld. Wurde er benachrichtigt, kam er mit seinem Fahrrad vorbei und untersuchte alle Fleischstücke. Sein Handwerkszeug bestand aus einer kleinen Schere, einem Mikroskop und einem amtlichen Stempel. War das Tier gesund, bekamen alle größeren Fleischstücke einen Stempel- aufdruck. Der Lohn für seine Arbeit bestand aus der Gebühr und einem Stück Fleisch.

Fast der gesamte Schweinenachwuchs kam aus eigener Nachzucht. Die Muttertiere, entweder erfahrene Sauen oder geeignete Jungtiere, kamen von uns. Den Eber hatte der Bauer Holtschnei-

der vom Rahmer Hof am Hülsenbergweg. Auch in der Kälbernachzucht kannte man noch keine künstliche Befruchtung. Da auf unserem Hof viele Personen zu versorgen waren, gab es einen riesengroßen Hausgarten. In ihm wuchs fast alles, was in der Küche gebraucht wurde. Das erste zarte Frühgemüse war die Melde. So wie die Sonne den Boden aufgetaut hatte, kam die Saat in die Erde.

Üblich war in dieser Zeit unter alten Lintorfern die Frage: „Häste de Melde drin?“ Und später: „Häste de Melde rut?“

Nach der langen Winterzeit mit Möhren aus der Kuhle (Miete), eingelagerten Kohlsorten und Sellerie, nach Sauerkraut und sauren Bohnen und in Gläsern eingemachtem Gemüse und Obst war die Melde eine willkommene Abwechslung auf dem Speisezettel. Wo bekommen Sie heute noch Melde?

Wir hatten eine große Auswahl an Obstbäumen und Sträuchern. Es gab verschiedene Sorten von Birnen, Äpfeln, Zwetschgen, Pfirsichen. Am ganzen Garten vorbei stand eine Reihe Schattenmorellen. Das waren mindestens 20 Bäume. Die Zwischenräume waren bepflanzt mit Stachel- und Johannisbeeren. Daneben gab es zwei Reihen Spargel. Im Garten selbst wuchsen verschiedene Salatsorten, Melde, Spinat, alle Kohlsorten einschließlich Rosenkohl, Möhren, Sellerie, Porree, Strauch- und Stangenbohnen. Kräuter und Gewürze rundeten das Angebot ab. In einer mehrere Quadratmeter



Eine schöne Schweinerei

großen Ecke stand Meerrettich. Meine Großmutter kochte damals auf einem riesengroßen Küppersbusch-Herd für alle. Und sie kochte hervorragend. Sie verstand es, wenn z. B. die Melde oder der Spinat gut waren, dieses Gemüse mehrmals hintereinander zuzubereiten, ohne dass es jemals gleich aussah oder schmeckte.

Doch gehen wir weiter im Jahreslauf. Die erste Feldfrucht, die zur Ernte anstand, waren die Dicken Bohnen. Es folgten die Frühkartoffeln. In dieser Zeit war auch der erste Grasschnitt fällig. Es wurde geheut. Um frisches, aromatisch duftendes Heu zu bekommen, musste das Gras nach dem Schneiden möglichst schnell und ohne größere Regenfälle getrocknet und in die Scheune gebracht werden. Schnelles Trocknen erreichte man durch mehrmaliges Wenden am Tage und durch Zusammenharken am Abend (wegen des Taueinfalls). Morgens ging es weiter mit Auseinanderziehen und Wenden, Wenden...

Für Wetterumschwünge gab es Dreibein-Hocken. Sie bestanden aus drei oben spitz zulaufenden, 1,8 m hohen Stangen. Ca. 30 cm über dem Boden waren drei Querstangen, die das Heu vom Boden fernhielten. Das Heu wurde so auf diesen Gestellen drapiert, dass der Innenraum zur Belüftung frei blieb. Das fertige Heu kam in loseem Zustand auf die Erntewagen. Gelagert wurde es in der Scheune und auf den Stallböden. Von dort konnte man es durch Luken im Boden direkt vor die Futtertröge werfen.



Heuwender

Mitte bis Ende Juli begann die Getreideernte mit dem Mähen der Gerste. Gemäht wurde mit dem Mähbinder. Bevor der zum Einsatz kam, musste an Hecken und Zäun-

nen ein Gang mit der Sense freigeschnitten werden, um kein wertvolles Getreide zu vernichten. Um den schweren Mähbinder in Bewegung zu setzen, bedurfte es schon zweier kräftiger Pferde. Die Maschine mähte und band das Getreide zu Garben, die wir zum Trocknen zu Hocken zusammenstellten. Bei günstigem Wetter konnte es nach wenigen Tagen in die Scheune gebracht und eingelagert werden.

Schlug das Wetter um und es fing an zu regnen, passierte es oft, dass das Getreide aus den Ähren heraus anfang zu keimen. Solche Körner waren minderwertig und waren nur noch als Futtergetreide zu verwenden.

War das Getreide oder das Heu nicht trocken genug, erwärmte es sich, roch muffig und stockig und konnte sich sogar entzünden. Manche Scheune brannte aus diesem Grunde ab.



Karl Holtschneider vom Rahmer Hof (Hülsebergweg) mit einer Harke



Unsere Schafe mussten im Frühjahr von ihrer Wolle befreit werden. Mein Vater, mein kleiner Bruder (heute Hopfächter) und ich

Die Getreideernte zog sich bis Mitte, Ende August hin. Es war eine schwere körperliche Arbeit. Besonders das Beladen der Erntewagen und das Abladen und Einlagern in der Scheune erforderte Muskelkraft und Geschick. Die Getreidegarben mit 1,8 m langen Gabeln zu bewegen war kraftraubend. Waren die Wagen nicht fachgerecht bepackt, ging manche Ladung auf dem Weg zur Scheune verloren. Und die Wagen waren fast immer so voll, dass sie gerade noch durchs Scheunentor gingen. In der Scheune musste bis unters Dach, und das war ca. sieben Meter hoch, jeder Winkel zugepackt werden. Und das meist bei brütender Hitze.



Bauer Karl Holtschneider auf seinem von vier Pferden gezogenen Mähbinder im Soestfeld. Im Hintergrund erkennt man Haus Bethesda

Eine zeitaufwändige Arbeit war das Vereinzeln der Rüben. In geschlossenen Reihen gesät, mussten die Pflänzchen bei einer bestimmten Größe mit Schuffel oder Hacke auf Abstand gebracht werden. Sie bildeten aber immer noch Gruppen von drei bis fünf Pflänzchen. Das ganze Feld wurde nun auf Knien durchgearbeitet. Die stärkste Pflanze aus der Gruppe blieb stehen, die anderen wurden ausgezogen.

Oft verdienten sich Schüler hier ein zusätzliches Taschengeld. Waren die Kartoffeln von Kartoffelkäfern befallen, kamen ganze Schulklassen zum Einsatz, um die Tierchen und ihre Larven abzusuchen. Diese wurden in alten Behältern gesammelt und verbrannt. Die Schüler erhielten für ihre Hilfe einen Obolus. Nachmittags gab es zusätzlich Wurstbrote und Muckefuck (Malzkaffee) mit Milch.

Im Herbst stand der zweite Grasschnitt an. Das Heu vom Herbstschnitt hieß Grummet. Es war

meist nicht so hochwertig wie das vom ersten Schnitt.

Wenn die Zeit es zuließ, wurden Stoppelfelder bearbeitet. Zuerst kam der Kultivator zum Einsatz,



Zu Hocken aufgestelltes Getreide

um den Boden zu lockern. Nach dem Auftragen von Stallmist begann der Kreislauf wieder mit Pflügen. Jetzt stand so langsam die

den Tennenboden. Die kleinen und verletzten Kartoffeln wurden für die Schweinemast verwendet. Die einwandfreien Erdäpfel bekamen unsere Kunden. Mein Vater, Bruder und ich lieferten sie zentnerweise an und schleppten sie in die Keller. Kartoffeln waren damals ein preiswertes und schmackhaftes Nahrungsmittel. Größere Familien kellerten als Wintervorrat zehn bis zwölf Zentner ein.

In den Hungerjahren nach dem Zweiten Weltkrieg warteten an den Feldrändern dichte Menschenmassen mit Hacken und Säcken oder anderen Behältern auf die Freigabe durch den Bauern. Sie drehten das ganze Feld noch einmal um auf der Suche nach übersehenen Kartoffeln.



Verladen der Garben

Anschließend konnte das trockene Kartoffelstroh auf Haufen gesammelt und angezündet werden. Es war die Zeit der Kartoffelfeuer. Wir Kinder legten immer einige Knollen in diese brennenden Haufen. Diese schmeckten nach dem Abpulen der verkohlten Schale prächtig.

Die Kartoffeln waren nicht nur bei den Menschen ein begehrtes Nahrungsmittel, auch die Wildschweine, die es damals zuhauf gab, schätzten sie als Leckerbissen. Solch eine Rotte Wildschweine konnte in einer Nacht riesige Schäden anrichten. Mein Vater trieb einen immensen Aufwand, um die Schweine von den Feldern fernzuhalten. Es begann damit, dass Lappen in eine übel riechende Flüssigkeit getaucht und an Stangen auf den Feldern aufgestellt wurden. (Ein todsicherer Tipp). Die ganze Gegend stank bestialisch. Geholfen hat es einige Nächte. Dann war der Hunger der Viecher wohl größer. Danach wurde meinem Vater geraten, überall Petroleumlampen aufzustellen. Es hieß: Wildschweine meiden das Licht. Die Felder waren nachts wunderschön illuminiert, aber geholfen hat es nichts. Anschließend hieß es: Licht ja, aber rot muss es sein. Also wurden alle Lampen gläser rot eingefärbt. Erfolg: Keiner! Nun setzte mein Vater am ganzen Waldrand vorbei einen Stacheldrahtzaun. Die einzelnen Drähte hatten einen Abstand von zehn Zentimetern und waren so stramm gespannt, dass man auf ihnen hätte musizieren können. Das Ganze war ca. 80 Zentimeter hoch. Nun, die kleinen bis mittelgroßen Tiere drückten sich durch, die großen Keiler sprangen einfach drüber.



Ein Wildschwein, das in Not durch unseren Hof jagt. Rechts Kuhstall, hinten Hühnerstall

Ich habe mir oft die Federn (Nackenborsten), die an den Stacheln des Zaunes hängen geblieben waren, eingesammelt. Erfolgreiche Jäger tragen sie wie einen Gamsbart am Hut.

Als alles nichts half, baute mein Vater sich aus einer Autobatterie, die er auf dem Rücken trug, und einem voluminösen LKW-Scheinwerfer eine leistungsstarke Lampe. Mit der lief er Nacht für Nacht die Felder ab. Von einem dieser Streifzüge kam er im Frühjahr 1952 mit einem Frischling wieder, den er mit der Hand gefangen hatte. Mein kleiner Bruder taufte ihn auf den Namen Möllemann. Da der J.W.M. damals noch völlig unbekannt war, wusste keiner, wie er auf den passenden Namen kam. Möllemann lebte ca. eineinhalb Jahre bei uns, bis der freche und wehrhafte Kerl eines Tages ausbüchste und im Wald verschwand. Der ganze Wildschweinspuk hörte etliche Jahre später so langsam auf, als die deutschen Jäger und Bauern wieder Waffen besitzen durften. Die englischen Besatzer, die so manche Treibjagd veranstalteten, hatten kaum Erfolg. So viel zu den Wildschweinen, die uns manche Ernte – nicht nur Kartoffeln, auch Getreide schmeckte ihnen sehr gut – vermiesteten.

Nach den Erdäpfeln stand als letztes im Herbst die Rübenernte an. Die Rüben, auch eine Frucht, die überwiegend in der Erde steckte, mussten von Hand ausgezogen werden. Sie wurden in langen Reihen so abgelegt, dass die Blätter alle in einer Richtung lagen. Die nächste Reihe lag genau entgegengesetzt: Also, Rübe an Rübe, Blätter nach außen. Der nächste Arbeitsgang war das Trennen von Rübe und Blättern. Das geschah mit einem Spaten. Das Verladen der Rüben erfolgte wieder von Hand: Bücken, zwei Rüben fassen, hoch, auf die Karre werfen, bücken, zwei Glauben sie mir, nach zwei Wochen Rübenernte konnte man seinen Rücken nicht mehr fühlen. Die Rüben wurden in Mieten gelagert. Dazu wurde der Boden in gut zwei Meter Breite zwei Spaten tief ausgehoben, die Erde seitlich abgelegt. In dieser Mulde mussten die Rüben ca. 1,5 m hoch aufgeschichtet werden. Vor dem ersten Frost kam hierauf eine Schicht Stroh, darauf

Kaff (in unserer Gegend sprach man von Kaaf = Spreu, Abfall beim Getreidedrusch). Zum Schluss kam die ausgehobene Erde darauf. So entstanden 10 - 20 m lange Rübemieten, der Futtevvorrat für unser Vieh.

Der Winter war, wenn die Ackerböden zugefroren waren, der Gerätepflege, Reparaturen und Wartungen der Maschinen, Renovierungen der Ställe und Scheunen u.a. vorbehalten. Und es wurde das eingelagerte Getreide gedroschen. Hierfür hatten wir eine riesengroße Dreschmaschine. Sie wurde über Transmissionsriemen von einem starken Drehstrom-Motor angetrieben. Mit ihr verbunden war eine Strohpresse. Das Dreschen war eine furchtbar staubige Angelegenheit. Der Mann auf der Maschine hatte an der rechten Hand eine Ledermanschette mit einer Messerklinge. Mit der schnitt er mit einer kurzen Bewegung die Bindschnur auf, zog die Getreidegarbe etwas auseinander und ließ sie in den Aufnahmeschlitz gleiten. Das dauerte nur wenige Sekunden bis zur nächsten Garbe. Die Maschine drosch die Ähren, trennte über Siebe die Körner nach normal, Schmachtkorn und Unkrautsamen. Das Stroh wurde über einen Rüttelboden hinten ausgeworfen, wo es in die Strohpresse fiel. Diese machte daraus handliche Ballen.



Ein junger Stier namens Bully. Er liebte es, aus der Weide auszubrechen und unsere Nachbarn auf der Kalkstraße zu erschrecken

Hier endete das Arbeitsjahr. Der Kreislauf begann von neuem mit Pflügen, Säen, Düngen, Fruchtpflege, Ernten. Für die körperlich sehr schwere Arbeit von damals gibt es seit langem technisch hochkomplizierte Maschinen und leistungsstarke Traktoren. Um einen Acker umzupflügen, für den ein Mann mit zwei Pferden eine Woche brauchte, benötigt man heute wenige Stunden. Eine Saatkombination glättet den Boden und sät in einem Arbeitsgang. Rübensamen werden in solchen Abständen abgelegt, dass das aufwändige Vereinzeln entfällt. Wildkräuter, Pilze und Schädlinge bekämpft man mit genau hierauf abgestimmten chemischen Substanzen. Geerntet wird mit Vollernern, die meist nur von einem Mann bedient werden und ein kleines Vermögen kosten.

Milchkühe gibt es schon seit 1995 nicht mehr in Lintorf. Einer der letzten überlebenden Betriebe betreibt noch eine Schweinemast in größerem Umfang. Ein anderer

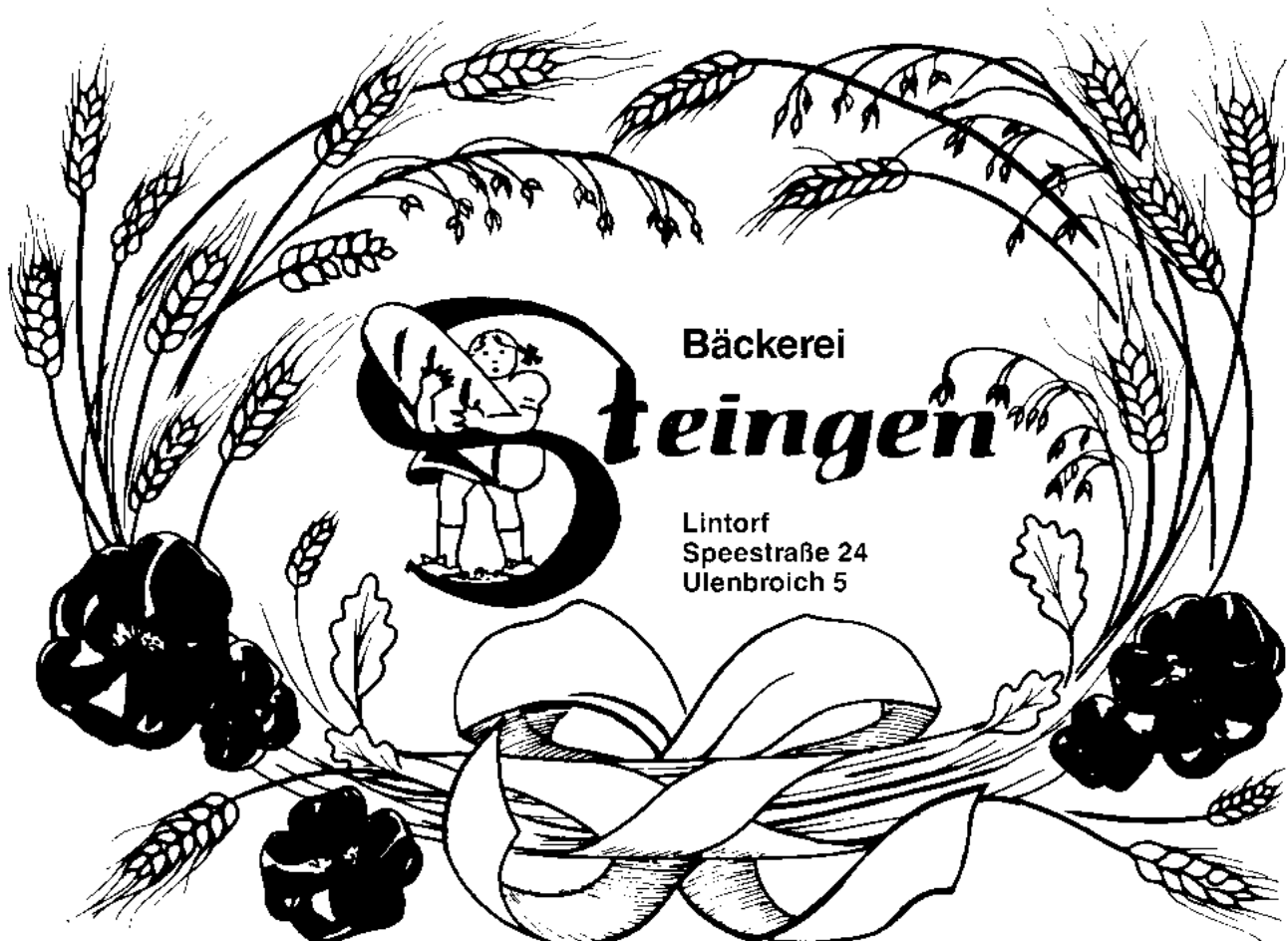


Ein Wendepflug

zieht Gänse, Enten, Puten und Perlhühner für Martin und Weihnachten. Ansonsten gibt es noch zwei Höfe, die als Pferdepensioen überleben neben ein paar ehemaligen Betrieben, die noch Unterstellmöglichkeiten für Pferde

bieten. Erst in diesem Jahr ist aus einem schon lange leer stehenden Bauernhof ein Supermarkt geworden. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch die letzten Äcker zugebaut werden.

Jürgen Steingen



Wie man in Homberg vor sieben Jahrzehnten wohnte und lebte

Heute ist Homberg ein Stadtteil, der sich mit seiner weitgehend geschlossenen Bebauung und seinem hohen Anteil an Einfamilienhäusern und Eigenheimen kaum noch von einem der anderen Ratinger Stadtteile unterscheidet. Vor sieben Jahrzehnten allerdings war das - was sich die wenigsten noch vorstellen können - ganz anders. „Das eigentliche Bauerndorf Homberg bilden die früheren Honschaften Bracht und Bellscheidt, die sich aus verstreut liegenden Bauernhöfen zusammensetzen. Inmitten dieser bäuerlichen Streusiedlung hat sich das Dorf Homberg entwickelt, das von kleinen Gewerbetreibenden und Handwerkern bewohnt wird, und zwischen denen sich nur wenige Bauernhäuser finden“, so charakterisierte ein junger Student der Medizinischen Akademie Düsseldorf 1937 in seiner Dissertationsschrift das von ihm auf die Wohnungsverhältnisse hin untersuchte Dorf. Geradezu ein Glücksfall, dass auf diesem Wege der Nachwelt so viele Informationen über das Homberg der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts erhalten blieben.

Die Untersuchungen begannen 1935

Die Untersuchungen des Dorfes Homberg begannen bereits im

Spätherbst 1935. In den von den damaligen Machthabern ins Leben gerufenen Reichsleistungswettbewerb der Jugend war auch die Medizinische Akademie Düsseldorf einbezogen worden. Dazu meldeten sich 17 Studenten und wurden mit Untersuchungen unter dem Thema „Dorf und Gesundheit“ am Beispiel des Dorfes Homberg im Landkreis Düsseldorf-Mettmann beauftragt. Wie dem vorliegenden Protokoll zu entnehmen ist, musste ein Student ausgeschlossen werden, „weil er eine für solche Untersuchungen unmögliche Haltung bewies“. Ob mit dieser Formulierung gesagt werden sollte, dass er vielleicht als „Stadtkind“ kein Verständnis für ländliche Lebensweise aufbrachte, oder aber gar sich nicht mit der damals herrschenden „Blut und Boden“-Ideologie identifizierte, lässt sich aus dem Protokoll nicht entnehmen.

Nachdem ein weiterer vorgesehener Teilnehmer wegen Examensvorbereitungen ausschied, machten sich die verbleibenden fünf Studentinnen und zehn Studenten zu Beginn des Jahres 1936 zunächst an die Aufstellung eines Arbeitsplanes. Bereits dieser Teil wurde als „schwierig und zeitraubend“ bezeichnet. Erst recht aber mit Problemen bekamen es die

Studenten zu tun, als sie Ende des Monats die ersten „Felduntersuchungen“ in Homberg unternahmten, denn vor allem die im Ortskern wohnende ärmlichere Bevölkerung war offenbar nicht sehr zugänglich, so dass die Studenten bereits nach vier Wochen feststellten, die Untersuchungen müssten wohl auch noch im Sommersemester weitergeführt werden. In den ersten Berichten wird davon gesprochen, bei den Häusern an der Dorfstraße und den Nebengassen handele es sich um 1½- bis 2-stöckige Fachwerk- und Backsteinbauten, die sich in mittlerem bis schlechtem Zustand befinden“. Und vom Klima wird gesagt, es sei gemäßigt, niederschlagsreich, wie das Klima der niederrheinischen Tiefebene, auf den Höhen herrsche meist starker Wind, mit dem Zusatz: „Allgemein ist das Klima wegen der steten Feuchtigkeit ungesund“.

10,2 m² Wohnraum pro Kopf

In die dann im Laufe des Sommers 1936 durchgeführten weiteren Untersuchungen wurden 26 Arbeiterwohnungen und 18 Wohnungen von Handwerkern und Kaufleuten im Dorf und überdies sechs Bauernhöfe einbezogen. Dabei stellten die Studenten fest, dass die Gesamtdurchschnittsgröße der Arbeiterwohnung in Homberg 36,8 m², der Mittelstandswohnung 59,4 m² und der Bauernwohnung 290,3 m² betrug. Danach kamen auf den Kopf in der Arbeiterwohnung 10,2 m², in der Mittelstandswohnung 13,9 m² und auf den Bauernhöfen 35,2 m². Und daraus wurde der Schluss gezogen, dass auf dem Homberger Bauernhof dem Einzelnen fast ebensoviel Wohnfläche zur Verfügung stand wie im Dorf einer ganzen vierköpfigen Familie.

Die Arbeiterwohnung umfasste nach dem Bericht die Wohnküche als einzigen Aufenthaltsraum aller Familienmitglieder, außerdem ein bis zwei Schlafräume und gegebenenfalls ein oder zwei kleinere Kammern. In den vielfach schmalbrüstigen Häusern entlang der Dorfstraße und in den Nebengas-



Fachmännisch hergerichtet und modern ausgestattet bieten die einst baufälligen Häuschen an der Dorfstraße heute begehrte Wohnobjekte



Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sahen die Häuser an der Dorfstraße in Homberg recht baufällig aus

sen verteilten sich die einzelnen Räume über verschiedene Ebenen. In allen Fällen wurden die am tiefsten gelegenen Teile der Wohnung als Wohnküche benutzt, während der höher gelegene regelmäßig nur als Schlafraum diente. Den Familien stand in der Wohnküche damit nur ein Teil des Wohnraumes als Aufenthaltsfläche zur Verfügung. Für diese Häuser wurde der Begriff „Zimmerwohnung“ geprägt und von einer „zerrissenen Wohnfläche“ gesprochen. Einen eigenen Abstellraum gab es nicht, dafür waren vielfach Dachböden vorhanden, die außer zum Trocknen der Wäsche allen Hausbewohnern die Möglichkeit gaben, zur Entlastung der Wohnräume Geräte usw. abzustellen.

Bis zu drei Personen in einem Bett

Die zu kleinen Wohnflächen gaben vielfach nicht genug Raum für hinreichende Schlafgelegenheiten und Unterbringung der einzelnen Betten, so dass es häufig keine Trennung der Kinder von den Eltern und nach dem jeweiligen Geschlecht gab. Bei fünf Familien stellten die Studenten fest, dass fünf Personen in einem Raum schlafen mussten, und in sieben Familien vier Personen. In 34 Fällen mussten jeweils zwei Personen in einem Bett schlafen, in zwei Fällen sogar drei Personen. Dazu wurde gesagt, wie weit sich dieser Mangel an Wohnfläche auf die Sittlichkeit der Kinder auswirke,

„könnte manche Schilderung zeigen“. Und dann kam - wie es ganz sicher bei einer solchen Arbeit erwartet wurde - auch noch der ideologische Zungenschlag: „Solche Zustände sind einerseits bedingt durch den kulturellen Niedbruch der Zeit von 1918 bis 1932, andererseits durch die Wohnungsnot. Erst das Dritte Reich hat diesem kulturellen Niedergang ein Ende bereitet und beginnt tatkräftig mit derartigen Zuständen aufzuräumen. Die Feststellungen über die Wohnfläche ergeben eine Aufgabe, die zu lösen die Regierung Mut und Kraft hat“.

Güte und baulicher Zustand der Arbeiterwohnungen werden als

„sehr unterschiedlich“ beurteilt, was sich aber nach der Untersuchung offenbar nur geringfügig im Mietpreis niederschlug. Von den 26 Arbeiterwohnungen werden zehn als feucht bezeichnet. Als Gründe dafür werden undichte Fenster, mangelhafte Isolierung der Grundmauern, oder Fehlen eines Kellergeschosses angeführt. Allerdings sei, so ist zu lesen, die Möglichkeit der Durchlüftung in fast allen Fällen gegeben. Die Wohnküchen würden durch Herde geheizt, die anderen Räume meist durch kleine Kaminöfen. Die Schlafzimmer jedoch seien nur in den wenigsten Fällen beheizbar bzw. würden beheizt. Auch um die Mitte der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts war in Homberg erst die Hälfte der Wohnräume mit elektrischem Licht versehen, in der anderen Hälfte war noch die Petroleumlampe die übliche Lichtquelle.

Die Studenten stellten sich auch die Frage, weshalb die Arbeiter, die überwiegend außerhalb des Dorfes ihre Arbeitsstellen in den umliegenden Städten hatten und deshalb weite Wege zurücklegen mussten, in Homberg wohnten, und kamen zu dem Schluss: „Der Grund, weshalb er auf dem Lande wohnt, ist größtenteils der wirtschaftliche Vorteil durch die geringere Miete, dann die merklich billigere Lebensführung durch den billigeren Erzeugerpreis und dazu der Garten, der ihm sämtliches Gemüse und auch die Kartoffeln liefert“. Nach der Untersuchung hatte in Homberg damals auch im



Das Haus „In der Laub“ war mit seiner Schieferverkleidung typisch für die entlang der Dorfstraße stehenden Wohngebäude

Dorfkern „jede Familie ihren Garten von rund ein Fünftel preußischen Morgens“. Die Pacht von ungefähr 12 bis 15 Reichsmark jährlich werde reichlich durch den Ertrag aufgewogen. Und zu diesem rein wirtschaftlichen Nutzen komme noch der körperliche und seelische; denn: „Jede Stunde Freizeit kann lange Zeit im Jahr durch Arbeiten im Garten gesundheitsfördernd verbracht werden. Dazu kommt die Freude an der Natur selbst, die Beobachtung des Wachstums und Blühens. Außerdem besteht für den Arbeiter die Möglichkeit der Kleintierhaltung.“

Gute Wohnverhältnisse auf den Höfen

Zwischen den Arbeiterwohnungen und so genannten Mittelstandswohnungen gab es – zumindest soweit es sich um Altbausubstanz handelte – offenbar nur graduelle Unterschiede, etwa in der Größe der Räume und besseren Ausstattung. Sehr stark hoben sich dagegen jedoch die Verhältnisse in den sechs untersuchten Bauernhöfen ab. Sie boten – so das Protokoll – „bei gleichmäßigen günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen auch gleichmäßig gute hygienische Verhältnisse und damit ein ziemlich charakteristisches Bild der durchschnittlichen wohnungshygienischen Zustände“. Übereinstimmend werden auf den Höfen – hier werden Hof Altenbracht und Knoppshof als Beispiele angeführt

– Erdgeschoss und erster Stock bewohnt. Im Erdgeschoss liegen die auffallend zahlreichen Wohnräume, im Obergeschoss die Schlafräume der Familienangehörigen und gelegentlich die der Knechte. In fünf der untersuchten sechs Höfe allerdings befanden sich die Knechtschlafzimmer entweder im Dachraum eines Wirtschaftsgebäudes oder in einem Nebenraum des Stalles bzw. in einem angebauten Dachraum des Wohnhauses. Im Gegensatz zu der oft stattlichen Ausstattung der Wohn- und Schlafräume wird von den „Knechtwohnungen“ gesagt, von einer Wohnung könne man eigentlich nicht sprechen, man habe gewissermaßen den Eindruck einer Notunterkunft mit schrägem Dach und einfacher Bretterverschalung des Daches. Von schlechten hygienischen Verhältnissen allerdings könne man nicht sprechen, so ist zu lesen, „aber der einfache Kalkanstrich, die eisernen Bettstellen, das primitive Bettzeug und die sonstige nüchterne Einrichtung der meisten Knechtstuben stehen doch in äußerstem Gegensatz zu den Zimmern der Familienangehörigen“.

Bei der Frage nach der Beheizungsmöglichkeit wurde festgestellt, dass der Hof Altenbracht bereits über eine Zentralheizung verfügte, bei den übrigen fünf Höfen wurden in den Wohnzimmern moderne Allesbrenner eingesetzt, und zwar so, dass gleichzeitig mehrere Räume damit gewärmt

werden konnten. In den übrigen Räumen fanden sich Kanonenöfen älterer Konstruktion. In der Wasserversorgung waren die ortsnahen Bauernhöfe an die Wasserleitung der Gemeinde angeschlossen. Die übrigen Höfe konnten sich auf frühere Hofbrunnen stützen, aus denen das Wasser mittels einer elektrischen Kreiselpumpe in ein auf dem Speicher befindliches Sammelbassin gepumpt und von dort abgezapt wurde. Nur auf dem Neu-Karpenhof war noch die in der Diele befindliche Handpumpe in Betrieb. Und dann kam bei den Befragern doch der Mediziner zum Durchbruch. Sie stellten fest, dass zwar das Wasser der einzelnen Hausbrunnen auf Reinheit geprüft sei, „doch dürfte sich eine öftere Kontrolle lohnen, da die Jauche zum Teil einfach ohne Grubenfang über den Mist läuft, bzw. der Brunnen unter dem Stall gelegen ist“.

Probleme mit Abwässern und Fäkalien

Bereits Mitte der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts befassten sich die Studenten nicht nur mit der Wasserversorgung, sondern auch sehr eingehend mit der Beseitigung der Abwässer und Fäkalien und mit der Entfernung von Müll und Abfallstoffen. Sehr zufrieden zeigte man sich mit der 1929 errichteten gemeindlichen Wasserversorgung. Vorher hatten zwei Familien für die eigene Versorgung je einen Drehbrunnen, ebenso verfügten auch Pfarrhaus und Schulhaus über eigene Brunnen. Ansonsten aber mussten die Dorfbewohner ihren Wasserbedarf aus fünf öffentlichen Pumpen decken. An einer dieser Pumpen holten sich 21 Familien ihr Wasser. Besonders schwierig wurde es in heißen Sommern, wenn die Brunnen austrockneten, oder aber in kalten Wintern, in denen die Pumpen trotz aller Vorsorge häufig einfroren. Das führte dazu, dass vor der Einführung der gemeindlichen Wasserversorgung der Wasserverbrauch auf das Äußerste eingeschränkt wurde.

Problematisch war in Homberg in den 30er Jahren immer noch die Ableitung der Abwässer. Das Fehlen jeglicher Kanalisation wird als großer Mangel bezeichnet mit dem Hinweis, es bestehe nicht einmal die Möglichkeit, die Küchenwässer auf eine hygieni-



Der Hof Altenbracht liegt in unmittelbarer Nähe des Golfplatzes an der Kreuzung Rommeljansweg / Altenbrachtweg



Das sogenannte „Kückelshäuschen“ mit seinem seitlich tief herabgezogenen Dach war eine recht stattliche Hofanlage

sche Art abzuleiten; denn: „Aus den Häusern fließen die Abwässer nach außen auf die Dorfstraße oder auf eine Seitengasse und suchen dann ihren Weg in der Gasse unter Ausnützung des natürlichen Geländegefälles. Es läuft dann in die Gärten oder auf die Äcker oder findet endlich einen Weg zu dem am unteren Rande des Dorfes vorbeifließenden Bach. Dieser Mißstand ruft vor allen in regenreichen Zeiten üble Beschwerden hervor.“ In dem Bericht werden Geruchsbelästigungen im Sommer und gefährliche Eisflächen vor den Häusern im Winter angeführt. Vor allem bei Regenwetter würden - so wird gesagt - die kleinen Bäche von Abwässern in den Gossen zu wahren Sturzbächen, die in den Kurven über die Bordsteine springen und bei den anliegenden Häusern durch Türen und Kellerfenster eindringen.

Müll und andere Abfälle wurden ganz einfach auf einem „ver-

sumpften, für andere Zwecke unbrauchbaren Gelände am Westhang des Berges“ abgekippt. Da er nahe beim Dorf sei, sei es nicht verwunderlich, „dass sich an den Nachmittagen dort die Dorfjugend aufhält und in dem Müll herumkramt und sogar den Ort als Spiel- und Tummelplatz benutzt“. Der Platz müsste - so forderten die Mediziner - wenigstens mit einem festen Zaun umgeben werden, weil er sonst leicht als Ort für Übertragung von Krankheiten diene.

Nicht minder problematisch erschien den Studenten die Beseitigung der Fäkalien, weil damals in Homberg wegen des Fehlens einer Kanalisation die Bevölkerung je zur Hälfte das Gruben- oder Tonnensystem benutzte. Die Fäkalien wurden in einem kleineren Raum hinter dem Haus entweder in einer gemauerten Grube oder auch ganz einfach in einer Tonne aus Holz oder Eisen aufgefangen, die zu gegebener Zeit auf die Fel-

der entleert wurden. Als wesentlich besser werden die gemauerten Gruben für diesen Zweck empfohlen mit dem Hinweis, insgesamt sei „die Anlage vieler Klosetts auf den Gassen sehr unhygienisch, da sie eine starke Geruchsbelästigung hervorrufen und im Sommer von Mücken und Fliegen umschwärmt sind“.

Trotz dieser offensichtlichen hygienischen Mängel kamen die Studenten nach Befragen einer Fürsorgerin und Ärztin zu dem Schluss, dass „ein verhältnismäßig guter Gesundheitszustand der Bevölkerung vorhanden ist“. Nur mit der mangelnden Kinderzahl waren sie nicht einverstanden. Die Kopfzahl von 3,6 je Familie im Gesamtdurchschnitt liege weit unter der biologisch notwendigen Größe: „Die Zahl der vorhandenen Kinder ist weniger als die Hälfte der notwendigen Kinderzahl“.

Dr. Richard Baumann

Die Untersuchungsergebnisse der Düsseldorfer Studenten liegen nur in Manuskripten vor, aus denen vier Teilnehmer Einzelthemen für ihre 15- bis 26-seitigen Dissertationsschriften bei der Medizinischen Akademie Düsseldorf schöpften: Joseph Grothe: Untersuchungen über Wohnungen auf dem Lande (Diss.1937). Martin Rosin: Bevölkerungsbiologische Untersuchungen in Homberg bei Ratingen (Diss.1938). Heinrich Schreiter: Bevölkerungsbiologische Untersuchungen des katholischen Volkteils in Homberg (Diss.1937). Heinrich Upmeier: Die Wasserversorgung sowie Beseitigung der Abwässer und Fäkalien des Dorfes Homberg im Rheinland (Diss. 1939).

Mägde am Sonnabend

Sie hängen sie an die Leiste,
die Teppiche klein und groß,
sie hauen, sie hauen im Geiste
auf ihre Herrschaft los.

Mit einem wilden Behagen,
mit wahrer Berserkerwut,
für eine Woche voll Plagen
kühlen sie sich den Mut.

Sie hauen mit splitternden Rohren
im infernalischen Takt.
Die vorderhäuslichen Ohren
nehmen davon nicht Akt.

Doch hinten jammern, zerrissen
im Tiefsten, von Hieb und Stoß,
die Läufer, die Perserkissen
und die dicken deutschen Plumeaus.

Christian Morgenstern

Die Suche nach den familiären Wurzeln

Wann fängt man an, sich für seine Vorfahren zu interessieren? In jungen Jahren, wenn man das Leben noch vor sich hat? Wenn man das Rentenalter erreicht und Zeit hat? Oder so, wie ich jetzt, durch ein familiäres Ereignis. Ich habe mich umgehört - überwiegend war ein Anstoß von außen dafür ausschlaggebend, nach den eigenen Wurzeln zu suchen.

Bereits nach dem Tode meines Vaters im Jahr 1986 war mir beim Durchstöbern alter Unterlagen neben alten Fotos und Ansichtskarten ein Ahnenpass in die Hände gefallen, bei dessen Studium ich feststellte, dass ich als „Zugereister“ eine Ratinger Ahnin habe. Aber wie das Leben nun mal so spielt - berufliche, familiäre und ehrenamtliche Verpflichtungen ließen mein anfängliches Interesse rasch erlahmen. Der Ahnenpass gelangte zurück zu den übrigen Unterlagen meines verstorbenen Vaters, die weitere Erforschung wurde auf einen späteren (ungewissen) Zeitpunkt verschoben.

Und nun ist dieser Zeitpunkt gekommen - aus gegebenem Anlass.

Meine Tochter heiratet. Als ich ihrer Bitte nachkam, die für die standesamtliche Trauung notwendigen Papiere herauszusuchen, fielen mir auch wieder die Abstammungsurkunden im Nachlass meines Vaters ein. Diesmal sollen sie nicht wieder ohne Recherche ad acta gelegt werden - und deshalb schreibe ich diesen Artikel.

Übrigens wird es nun Zeit, dass ich mich vorstelle und einiges über meine Familie berichte.

Mein Name ist Karl-Heinz Jörgens, ich bin verheiratet, habe zwei Kinder und wohne seit 1974 in Lintorf auf der Johann-Peter-Melchior-Straße.

Am 12. Dezember 1947 wurde ich in Bedburg-Hau im Kreis Kleve geboren. Meine Eltern Luise Jörgens, geb. Hill, und Franz Josef Jörgens und ich wohnten bis 1953 in dem kleinen Dorf Mehr, das zwischen Kleve und Kranenburg liegt. Meine Mutter ist in Speicher in der Eifel und mein Vater in Wuppertal-Bar-



Meine Eltern Luise und Franz Josef Jörgens

men geboren. Aufgrund des Berufes meines Vaters – er war Zollbeamter – hat es sie nach dem Krieg in den kleinen Grenzort Mehr verschlagen. 1953 wurde mein Vater nach Düsseldorf versetzt, wo wir im Zooviertel auf der Kühlwetterstraße wohnten.

1971 heiratete ich meine Frau Gisela, und wir zogen in eine Wohnung nach Düsseldorf-Benrath. Meine Eltern zogen 1972 in eine Wohnung nach Ratingen, Am Schützenbruch, wo meine Mutter bis heute noch wohnt.

1974 bekam ich das Angebot, in Lintorf auf der Johann-Peter-Melchior-Straße im sogenannten „Y-Haus“ (wegen seiner Bauweise als „Y“ so genannt) – eine Eigentumswohnung zu erwerben. Lintorf kannte ich damals noch gar nicht. Ich wusste nur, dass es irgendwo bei Ratingen lag. Mein erster Eindruck war jedoch sehr positiv. Lintorf war und ist von Grünflächen umgeben und hatte seinen gewachsenen fast dörflichen Charakter (bis auf die Hochbauten am Konrad-Adenauer-Platz) erhalten. Auch mein erster Kontakt zu den Lintorfern in der Gaststätte „Zur alten Zeche“ war sehr positiv. Der damalige Wirt, Franz Ebert, erkannte in mir einen „Neuen“ und fragte mich aus, was ich in Lintorf machen würde. Als ich ihm sagte, dass ich nach Lintorf ziehen wollte, hat er mich sofort allen Stamm-

gästen, die an der Theke standen, vorgestellt. Diese haben mich auf der Stelle willkommen geheißen. Dies hat mich damals in meinem Eindruck bestärkt, dass Neubürger in Lintorf willkommen sind. Dieser Eindruck ist auch bis heute so geblieben.

1974, im Jahr unseres Zuzuges nach Lintorf, verstarb plötzlich und unerwartet unser dreijähriger Sohn Michael. Da musste meine damals noch junge Familie erleben, wie Freud und Leid doch eng zusammen liegen. Getröstet wurden wir dann 1978, als unsere Tochter Melanie, und 1982 unser Sohn Jens geboren wurden.

1986 verstarb mein Vater Franz Josef Jörgens. Wie in der Einleitung dargestellt, entdeckte ich nach seinem Tod seinen Ahnenpass.

Ich schilderte bereits, dass meine Mutter aus Speicher in der Eifel und mein Vater aus Wuppertal-Barmen kommen. In Ratingen hatten wir keine Verwandten oder Angehörige. Dass meine Eltern und meine Familie nach Ratingen gezogen waren, war Zufall. Zu meiner großen Überraschung und Freude konnte ich dem Ahnenpass jedoch entnehmen, dass meine Urgroßmutter aus einer alten Ratinger/Lintorfer Familie stammt.

Meine Urgroßmutter war Maria Raspel, geboren am 9. Dezember 1850 in Ratingen, als Tochter von Heinrich Raspel und der Mutter Gertrud, geborene Kütter. Meine Urgroßmutter heiratete dann meinen Urgroßvater August Behle, geboren am 25. Juni 1852 in Schwelm. Eine der Töchter von August Behle und Maria Behle, geborene Raspel, meine Großmutter Johanna Behle, geboren am 21. September 1888 in Barmen, heiratete meinen Großvater Franz Josef Jörgens, geboren am 11. März 1895 in Barmen. Dessen Sohn, mein Vater Franz Josef Jörgens, geboren am 14. August 1920 in Wuppertal-Barmen, heiratete meine Mutter Luise. Wie bereits berichtet, zogen die beiden 1972 nach Ratingen. Damit woh-



Meine Urgroßeltern Maria Raspel aus Ratingen und August Behle aus Schwelm



Meine Großeltern Franz Josef Jörgens (ganz links) und Johanna, geborene Behle. Im Hintergrund mein Vater Franz Josef Jörgens, rechts Heinz Jörgens, der im Krieg verstorbene Bruder meines Vaters

nen unsere Familien wieder in der Heimatstadt, aus der ursprünglich ein Familienzweig gekommen ist.

Obwohl gerade in Lintorf viele Raspels wohnen, blieben weitere Nachforschungen über meinen Ururgroßvater, Heinrich Raspel, den Vater von Maria Raspel, erfolglos. Ich weiß leider nicht sein Geburtsdatum. Frau Dr. Erika Münster vom Stadtarchiv, bei der ich mich für ihre Hilfe an dieser Stelle recht herzlich bedanken möchte, gab mir den Tipp, im Personenstandsarchiv in Brühl die Kirchenbücher von St. Peter und Paul und St. Anna für einen Zeitraum von 50 – 60 Jahren durchzuforschen. Wenn ich einmal im Ruhestand bin, werde ich mir vielleicht diese Mühe machen. Aber vielleicht kann ich mein Ziel, mehr über meine Vorfahren zu erfahren, auch mit Ihrer freundlichen Unterstützung erreichen.

Liebe Leserinnen und Leser, vielleicht heißen gerade Sie Raspel oder haben Verwandte dieses Namens. Vielleicht besitzen Sie darüber hinaus auch einen alten Ahnenpass. Dann wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie, falls Sie auf eine Maria Raspel, geboren am 9. Dezember 1850 in Ratingen, stoßen, sich mit mir in Verbindung setzen.

Karl-Heinz Jörgens



**Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!**

Rolf
Kögler



augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

XV. Kauf des Hofes Anger durch das Kloster Werden (1148)

Nachfolgend betrachten wir eine lateinische Urkundenabschrift aus dem Liber privilegiorum maior, dem „großen Privilegienbuch“, das um die Mitte des 12. Jahrhunderts im Kloster (Essen-) Werden a.d. Ruhr angefertigt wurde. Bei dem der Urkunde zugrundeliegenden Rechtsakt handelt es sich um den Kauf des Hofes Anger durch den Werdener Abt Lambert (1145-1151) vor dem Grafengericht der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft in Kreuzberg (bei Düsseldorf-Kaiserswerth) im Jahr 1148. Als Graf fungierte hierbei Hermann von Hardenberg (belegt 1145, 1148, 1151) in Stellvertretung des Pfalzgrafen Hermann III. von Stahleck (1142-1156). Hermann von Hardenberg wird auch als Vogt der Werdener Kirche bezeichnet und u.a. Werdener Grundbesitz im Niederbergischen bevogtet haben, während die Vogtei über das Ruhrkloster und die nähere Werdener Umgebung wohl die Grafen von Berg innehatten. Wie erinnerlich, war die Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft der Bezirk zwischen Rhein, Ruhr und Wupper, in dem der Graf als Stellvertreter des Königs die Interessen des Letzteren wahrnahm oder wahrnehmen sollte. Wie erinnerlich, fand auch die Gütertransaktion zum Erwerb des Hofes Dahl durch die Werdener Mönchsgemeinschaft vor einem Grafengericht (in Mülheim a.d. Ruhr im Jahr 1093) statt. Erwähnenswert ist zudem, dass das Grafengericht von 1148 mit sieben so genannten Freischöffen besetzt war; unter diesen befand sich auch ein Konrad von Linnep. Die Freischöffen fällten - so unsere Urkunde - „rechtskräftige Urteile“; aus dem Gerichtsumstand bezeugte die Reihe der in der Urkunde aufgeführten Zeugen den Rechtsakt des Güterkaufs:

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Lambert, durch Gottes Gnade Abt von Wer-

den, [wünscht] allen Getreuen der Kirche, den Zukünftigen wie den Gegenwärtigen, Kenntnis und Bewahrung der folgenden Angelegenheit. Weil es zum Hirtenamt gehört, den Blick immer auf den Nutzen der Untergebenen zu lenken, damit, ohne die geistlichen Dinge zu übergehen, für die weltlichen gesorgt wird, schreiben wir es allein der göttlichen Gnade zu, dass der Eifer unserer Wenigkeit zu seiner Zeit das erarbeiten konnte, was für den Nutzen der Kommenden vorsorgt. Aus dem also, was wir Stück für Stück auf unterschiedliche Weise und zu verschiedenen Zeiten zusammenbringen konnten, halten wir für dienlich, gerade dieses wegen seiner Nützlichkeit in einer besonderen Urkunde zu erfassen, nämlich den Anger genannten Hof, den wir vom Herrn Heinrich von Kaster für 40 Mark geprüften Silbers in der Zeit und in dem Jahr gekauft haben, in dem die gesamte Christenheit den Zug nach Jerusalem eher durch den großartigen Beginn als durch den Abschluss wunderbar erscheinen ließ, während der Herr Konrad, der römische König, und der Herr Ludwig, der französische König, die gewaltige Menge führten oder ihr folgten, und auch er selbst [Heinrich von Kaster] mit den Königen ziehen wollte. Nachdem also aus der Übereinstimmung beider Parteien Sicherheit zwischen Verkäufern und Käufern geschaffen war, wurde ein Termin in dem Kreuzberg genannten Ort angesetzt. Dort waren sowohl die Getreuen unserer Kirche als auch die Verwandten und Freunde des Herrn Heinrich anwesend, außerdem auch sieben von denjenigen, die wir Freischöffen nennen, die zu dieser Grafschaft gehören und die eingesetzt sind, um in solchen Fällen rechtskräftige Urteile zu geben, nämlich: Nivelung [von Hardenberg, der Bruder Graf Hermanns], Gerhard von Unna, Bernher und sein Bruder Gottfried, Rorich,

Konrad von Linnep, Bernhard von Everkrothe. In ihrem Beisein und durch ihren Rat sollte unser Kauf rechtmäßig werden und die Eigenschaft beständiger Sicherheit erlangen. Dort verkaufte er [Heinrich von Kaster] uns den vorgenannten Hof Anger in Anwesenheit und mit Unterstützung seines Schwiegersohnes Reinhard mit dessen Gemahlin Beatrix, die seine Tochter war, und mit Zustimmung seines Stiefsohnes Rorich und anderer Verwandter und Freunde für - wie gesagt - 40 Mark geprüften Silbers mit all seinem Zubehör an Hörigen, Hufen, Äckern, Wäldern, Wiesen, Wassern, Wasserläufen, erschlossenen und unerschlossenen Gebieten.

Dies geschah im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1148 in der 11. Indiktion im Gericht des Pfalzgrafen Hermann, während an seiner Statt der Graf Hermann von Hardenberg den Vorsitz hatte; er nahm [den Hof] auch in seine Vogtei auf und führte uns rechtmäßig in diesen Besitz ein. Die Zeugen dieser Angelegenheit sind: Balderich von Dumete, Christian von Wevelinghoven und sein Bruder Vivianus, Burkhard von Broich, Helmwig und sein Bruder Arnold, Erenbert von Meer, Arnold von Rothe [Düsseldorf-Rath oder Mülheim-Raadt?] und sein Bruder Adalbert, Harbern von Helfenstein, Adalbert von Elpe, Dietrich und sein Bruder Gerhard von Oppum, Egeno von Fuirendale, Sigbert, Gerlach, Philipp von Rechethe und andere mehr. Wenn jemand diese [Abmachungen] zu brechen versucht, soll er den Zorn Gottes und aller Heiligen auf sich ziehen.

Es gilt nun, das in der Urkunde aufgeführte Anger, den „Hof, der Anger genannt wird“ (*curtim que dicitur Angera*) zu identifizieren. Zunächst: Alle Ortsnamen auf „Anger“, denen wir bisher begegnet sind und denen wir noch begegnen werden, hängen mit dem Angerbach zusammen, der u.a.

den Ratinger Raum in ost-westlicher Richtung durchfließt: zwischen Homberg-Meiersberg und Hösel, an Eggerscheidt entlang, nördlich von Ratingen (-Mitte). Orte mit Namen „Anger“ sind daher entlang der Anger, im Angertal zu finden. In der Tat treten im Bereich des Ratinger Angertals nördlich von Homberg-Meiersberg Gut und Haus Anger sowie Angermühle auf, im Heiligenhauser Stadtgebiet Obenanger und der Hof zum Hof (Auf dem Anger), in Wülfrath-Flan-dersbach die Vogelmühle, vielleicht der in älteren Karten ausgewiesene, ehemalige Hof Anger. Den heutigen Ortsnamen stehen folgende Toponyme des frühen und hohen Mittelalters gegenüber: ein „Hof Anger“ (*in Angoron curtem*) in der Urkunde König Ludwigs des Kindes (900-911) vom 3. August 904, ein Anger (*iuxta Angeron*) im Nachtrag zum Jahrgedächtnis des Werdener Abtes Gerold (1031-1050) von 1047, das uns unbekannte Frethekusson in der Angerer Mark (*in Angero marcon*) in einer Werdener Urkunde des Abtes Adalwig (1066-1081), „nahe der Anger, an der Anger, (auf dem?) Anger“ (*iuxta Angeren*) im später noch vorzustellenden Urbar der Werdener Abtshöfe aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Schließlich sei noch auf den Angerbach (*Angero*) in einer in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts angefertigten Werdener Fälschung eines angeblichen Privilegs des Kölner Erzbischofs Willibert (870-888) hingewiesen.

Der Hof Anger im Diplom vom 3. August 904, der damals im Besitz der geistlichen Gemeinschaft in (Düsseldorf-) Kaiserswerth gewesen war, wird in der historischen Forschung als nicht identisch mit dem „Hof Anger“ unserer Kaufurkunde von 1148 angesehen (vielleicht auf Grund der doch verschiedenen Namenformen *Angoron und Angera*, wahrscheinlicher auf Grund der Vermutung, dass der Kaiserswerther Besitz in „Anger“ auch im hohen Mittelalter dem Pfalzstift auf der Rheininsel ungeschmälert verblieben war). Mit dem Hof Anger unserer Urkunde identifiziert man zumeist das Haus Anger im Ratinger Angertal bei Homberg-Meiersberg, doch auch die Lokalisierung als Hof Zum Hof (Auf dem Anger) in (Heiligenhaus-) Hofermühle ist vertre-

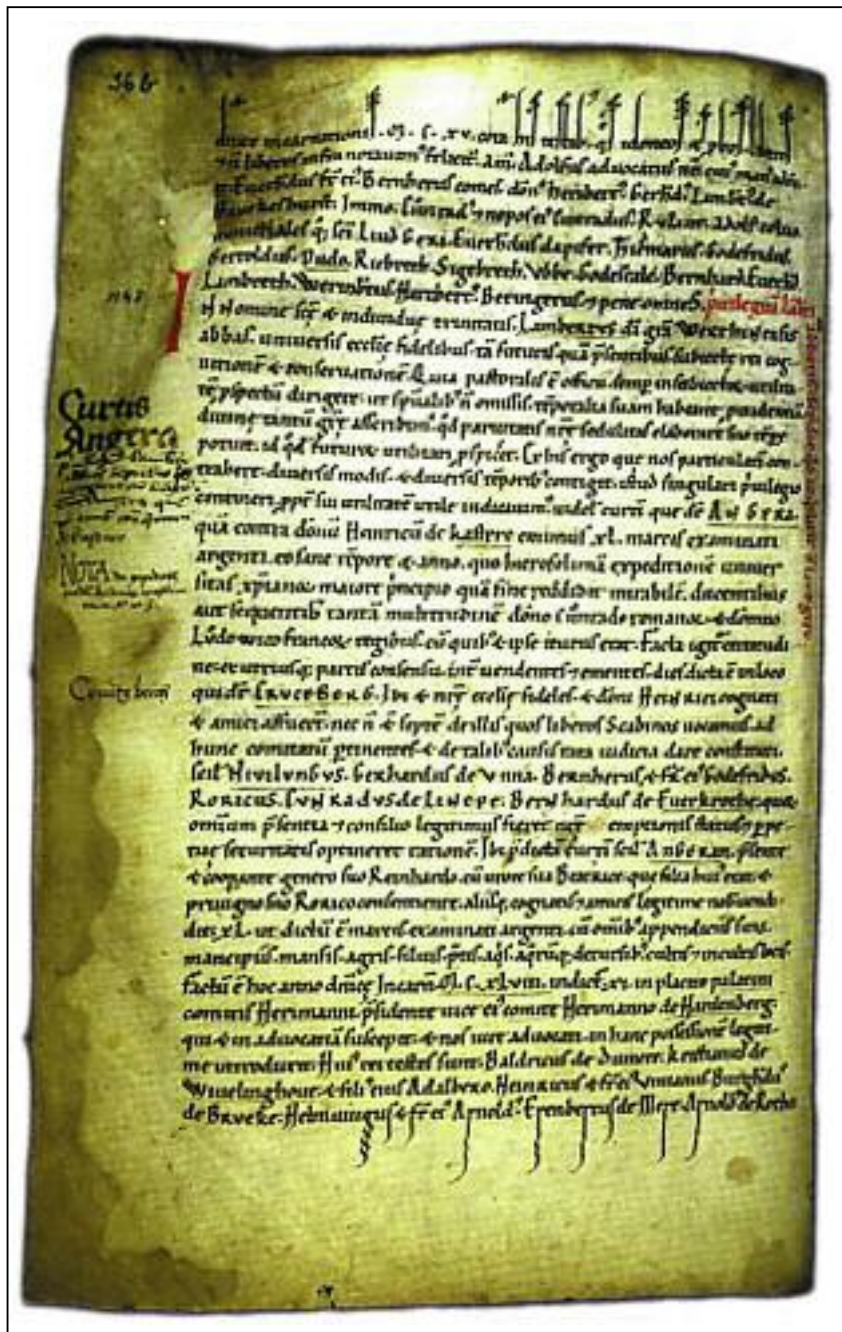


Abbildung der Urkunde von 1148, aus: BÖTEFÜR, M., BUCHHOLZ, G., BUHLMANN, M., Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999, S.49

ten worden. Wir ordnen zunächst die Bezeichnungen „nahe der Anger, bei der Anger“ (*iuxta Angeren*) in der Werdener Überlieferung des 11. und 12. Jahrhunderts einem Hof zu, den das Ruhrkloster schon im 11. Jahrhundert besaß und der in der Mitte des 12. Jahrhunderts schon Bestandteil der klösterlichen Grundherrschaft gewesen war. Dieser Besitz war also nicht der 1148 neu erworbene Hof Anger. Wenn in späterer Zeit der Hof Zum Hof zu Werden gehörte, gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, den Besitz *iuxta Angeren*

(„Auf dem Anger“) mit diesem Hof zu identifizieren. Der Besitzerwerb von 1148 würde sich dann auf Haus Anger beziehen und damit auf jenen Hof, der am linken, mitunter steilwandigen Ufer des Angerbaches liegt, gegenüber der Mündung des Selbecker Bachs in die Anger.

Was nun den Kaiserswerther Hof Anger anbetrifft, so möchte ich das *in Angeron curtem* („Hof in Anger“) des Diploms König Ludwigs des Kindes stellen zur „Angerer Mark“ in der Werdener Urkunde zum Hof Frethekusson. Da wahr-

scheinlich die Angerer Mark dort lag, wo sich heute die Ortsnamen auf „Anger“ häufen, d.h. entlang des Angerlaufs zwischen Fländersbach und Ratinger Angertal, wird wohl der Kaiserswerther Besitz ebenfalls dort gelegen sein. Eine nähere Zuordnung verbietet sich aber. Nur im Vorausblick auf eine für das Kaiserswerther Stift ausgestellte Urkunde Kaiser Heinrichs VI. (1190-1197) vom 25. November 1193 sei noch auf einen Forst in „Oberangern“ verwiesen und auf die Rechte und Gerichtsbarkeit des Stiftes dort.

Es bleibt, den Namen „Anger“ im Rahmen der Ortsnamenkunde zu erläutern. Jedoch herrscht über die Interpretation des Toponyms Unklarheit. Einige verbinden „Anger“ mit „eng“ und verweisen dazu auf die Beschaffenheit des Angertals bachaufwärts östlich von Hösel. Nach anderen bezeichnet „Anger“ ein „durch wildgrünes Grasland fließendes Gewässer“.

Schließlich weist unsere Gerichts-urkunde noch auf ein für die hochmittelalterliche Geschichte bedeutsames Phänomen hin: auf Rittertum und Kreuzzüge. In den Quellen der damaligen Zeit wird eine „Neukonzeption“ der adligen Familie im Sinne eines agnatischen Familienbewusstseins erkennbar: Die Definition des Adelsgeschlechts über die genealogische Abfolge vom Vater auf den (ältesten) Sohn oder die Benennung nach einer Burg gehören ebenso hierher wie die Etablierung eines hochmittelalterlichen Ritterstandes aus Adligen und (ursprünglich zumeist unfreien) Ministerialen (Dienstleuten). Ritterlich-höfische Kultur trat nun neben die Fehden, Plünderungen und Brandschatzungen, mit denen sich der „Stand“ der Krieger schon seit jeher beschäftigt hatte, kirchlichen Gottes- und königlichen Landfrieden zum Trotz. Und der „Geist der Gewalt“ verließ das

christliche Europa, die Kreuzzugsbewegung erfasste den Vorderen Orient mit Palästina, Syrien und Ägypten, die iberische Halbinsel, die ostelbischen Gebiete, schließlich das Baltikum und Nordafrika und kehrte ins christliche Europa wieder zurück mit dem Albigenserkrieg (1209-1229) oder der Eroberung des byzantinischen Reiches (1202-1204); auch war es anlässlich der Kreuzzüge in Deutschland und anderswo zu Judenpogromen gekommen (so 1095). Alles fing an mit dem berühmten Konzil Papst Urbans II. (1088-1099) in Clermont (27. November 1095), das das Papsttum in ideologischer Führerschaft der Kreuzzugsbewegung sah. Der so genannte Erste Kreuzzug (1096-1099) wandte sich folgerichtig in einem „Heiligen Krieg“ gegen die heidnischen Muslime; die Eroberung des irdischen Jerusalem (15. Juli 1099) und die Errichtung eines Systems von Kreuzfahrerstaaten in Syrien und Palästina, u.a. der Grafschaft Edessa (1098-1144), waren das wohl bekannte Resultat, das das „Heilige Land“ fast bis zum Ende des 13. Jahrhunderts prägte. Edessa ging aber 1144 wieder an die Muslime verloren, so dass sich - die Urkunde von 1148 erwähnt es - der französische König Ludwig VII. (1137-1180) und der deutsche Herrscher Konrad III. (1138-1152), unterstützt von den Kreuzzugspredigten des Zisterzienserabtes Bernhard von Clairvaux (1090-1153), entschlossen, im muslimischen Orient einzugreifen. Es begann der Zweite Kreuzzug (1147-1149), der in einer rund einwöchigen Belagerung des selbstverständlich so nicht einnehmbaren Damaskus seinen kriegerischen Höhepunkt fand (Juli 1148). Auch dies benennt unsere Urkunde. Und Heinrich von Kaster? Er hatte den Hof Anger vor seiner Abreise ins Heilige Land an das Kloster Werden für die ge-

nannten 40 Mark Silber verkauft, aber über sein Schicksal auf dem Kreuzzug erfahren wir nichts.

Literatur:

Die hier besprochene Quelle ist ediert bei: LACOMBLET, T., Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB I 364. Die obige Übersetzung findet sich in: MILZ, J., Einige Quellen zur Geschichte von Hösel - Haus Gräfenstein und Haus Anger, in: Angerland Jahrbuch, Bd.1 (1968), S.102-124, hier: S.104ff, Nr.1. Zur Grafengerichtsurkunde von 1093 vgl. noch: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VIII. Eine Grafengerichtsurkunde über den Erwerb des Hofes Dahl durch das Werdener Kloster (1093), in: Die Quecke 71 (2001), S.40ff, zur obigen Urkunde von 1148 siehe: BÖTEFÜR, M., BUCHHOLZ, G., BUHLMANN, M., Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999, S.50. Die Urkunde König Ludwigs des Kindes ist besprochen in: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94, das Jahrgedächtnis des Werdener Abtes Gerold in: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: III. Vermächtnis des Werdener Abtes Gerold (1047), in: Die Quecke 70 (2000), S.76ff, die Urkunde zu Frethekusson in: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: IX. Nachrichten aus der Werdener Grundherrschaft (10./11. Jahrhundert), in: Die Quecke 72 (2002), S.86ff, hier: S.87. Die gefälschte Werdener Urkunde des Kölner Erzbischofs Willibert ist zu finden in: CRECELIUS, W., Traditiones Werdinenses, Tl.I, in: ZBGV 6 1869), S.1-68, hier: S.36f, Nr.70, das Diplom Kaiser Heinrichs VI. u.a. zum Forst in Oberangern in: KELLETER, H., Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth (= Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, Bd.1), Bonn 1904, Nr.18. An Darstellungen zu Rittertum und Kreuzzügen erwähnen wir: BARTLETT, R., Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350, München 1996; BUMKE, J., Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter (= dtv 4442), 2 Bde., München 1986; HOUSLEY, N., Die Kreuzritter, Darmstadt 2004; JASPERT, N., Die Kreuzzüge (= Geschichte kompakt. Mittelalter), Darmstadt 2003; MAYER, H.E., Geschichte der Kreuzzüge (= Urban Tb 86), Stuttgart 2000; RUNCIMAN, S., Geschichte der Kreuzzüge (= dtv 4670), München 1995.

XVI. Ein Urbar der Werdener Abtshöfe (12. Jahrhundert, Mitte)

Schon an anderen Stellen haben wir immer wieder Einblicke in den Aufbau der Grundherrschaft des Klosters (Essen-) Werden erhalten können. Das um die Mitte des 12. Jahrhunderts verfasste Urbar (Heberegister) der dem Werdener Abt

zugeordneten Höfe - es ist Teil des Liber privilegiorum maior, des „großen Privilegienbuchs“ - kann nun als ein Höhepunkt in der Aufzeichnung von Verwaltung und Organisation der Werdener Grundherrschaft gelten. In der bipartiten

Grundherrschaft aus eigenbewirtschaftetem (Sal-) und Leiheland gab es die Villikationen als Organisationseinheiten, Hofverbände, bestehend aus dem Fronhof als Verwaltungsmittelpunkt und den daran angeschlossenen Mansen

abhängiger Bauernfamilien auf Leiheland. Der Fronhof mit seinem Salland war die Hebestelle der Villikation - Frondienste und Abgaben waren hier abzuleisten -, der Meier (villicus) stand an der Spitze der Fronhofsverwaltung, die abhängigen Bauern mit ihren Familien, die Knechte und Mägde bildeten die Hofgenossenschaft (familia) des Fronhofs. Zu erwähnen bleibt noch, dass seit dem 10. Jahrhundert beim Werdener Klosterbesitz Besitztrennung herrschte zwischen dem Abtsgut (Abteigut), das dem Abt zugewiesen war, und dem Propsteigut, das dem Mönchs-konvent gehörte.

Für die Geschichte des Ratinger Raums im 12. Jahrhundert sind nun zwei Organisationseinheiten des Werdener Abtsgutes von Wichtigkeit: die Villikation Einern-Kalkofen mit Besitz in Lintorf und Anger und die Villikation Hetterscheid mit Besitz in Krumbach, das vielleicht südöstlich von Ratingen-Mitte am gleichnamigen Bach lokalisiert werden kann. Wir geben die entsprechenden Einträge des Heberegisters (mit: Pf. = Pfennig, Sch. = Schilling) gekürzt wieder:

Von der Verwaltung in Einern [bei Wuppertal-Barmen]

[Nachtrag:] Die Summe dieses Zinses beträgt 26 Sch. und 6 Pf., 30 Scheffel Hafer, 8 Schafböcke.

Benzo 5 Sch. von 2 Häusern und 4 Scheffel Hafer. Ebendort Eberhard 16 Pf. und 2 Scheffel Hafer; zu Pfingsten 12 Pf. und einen Schafbock oder 8 Pf. Ebendort Gerhard von Szeppindale 8 Pf. und einen Silberling und 2 Scheffel Hafer; für den Heerschilling 10 Pf. [...] Die Witwe Hazzeka an der Mühle 9 Pf., 2 Scheffel Hafer; für den Heerschilling 12 Pf., ein Schaf oder 8 Pf. Für ein gewisses Landstück in Otensel [bei Neviges] 2 Scheffel Hafer.

[Nachtrag:] Am Tag vor Ostern werden dem Abt zwei Lämmer von Friemersheim gegeben, ein Lamm von Waltrop, ein Lamm von Kalkofen, ein Lamm von Hetterscheid für die Küche dieses Abts. Diese Getreideabgabe ist vom Hof Kalkofen zu leisten: Ludwig in Dahl [in Rützkauen] 4 Malter. Johannes von Drinhaus [in Rützkauen] 2 Malter. Wigmod ebendort 4 Mal-

ter. Walburgis von Rützkauen [zwischen Velbert und Wülfrath] 13 Scheffel. Gerhard aufm Eigen [in Düsseldorf] 4 Malter. Hermann von Fahrenscheid [bei Essen-Kettwig] 3 Malter Hafer und 2 Pf. Dietrich von Dörrenhaus [in Leubeck] 5 Scheffel. Von Rützkauen 7 Malter Gerste und Weizen.

Von der Verwaltung in Kalkofen [zwischen Essen-Werden und Velbert]

[Nachtrag:] Die Summe dieses Zinses beträgt 4 und sechzig Sch. und 4 Scheffel Gerste, 6 Schafböcke.

In [Ratingen-] Lintorf Liudolf 10 Pf. und einen Silberling, 5 für das Werk, für den Königsdienst 1 Pf. [...] In Rützkauen Adalbert 14 Pf., 10 für das Werk, 1 Lamm oder 8 Pf., für die Fischerei 3, für den Königsdienst 2; für den Dienst am Hof 8 Pf., für das Kirche(nschiiff) einen Silberling. [...] Von Kostenberg [in Rützkauen] Walbert 20 Pf., 10 für das Werk, einen Pf. und einen Silberling wie oben. [...] In [Wülfrath-] Flandersbach Folkmar 4 Pf., 10 für das Werk, für den Königsdienst einen Pfennig und einen Silberling wie oben. [...] Von Katernberg [in Wuppertal-Sonnborn] Adalbert 20 Pf. und 3 Silberlinge, 5 Pf. für das Werk, einen Pfennig und einen Silberling wie oben. [...] In Krehwinkel [bei Velbert] Elfwin von Birt 6 Pf., 10 für das Werk, einen Pfennig und einen Silberling wie oben. [...] Von Tüschen Elveze 15 Pf., für die Fischerei 6, 5 für das Werk, für den Königsdienst einen Pfennig, einen Silberling an die Kirche, 2 Ladungen Holz. [...] Von Römerscheid Fritheke 4 Pf., 5 für das Werk, einen Pfennig und einen Silberling wie oben. Von Gallep Siegfried 16 Pf. Von [Heiligenhaus-] Hetterscheid Dietrich 3 Pf., 5 dem Richter [tribunus], ein Schaf oder 8 Pf., 2 Pf. für den Königsdienst, 2 Ladungen Holz.

Die ganze Hofgenossenschaft steht zu jeder Stunde bereit, in allem Notwendigen dem Herrn Abt mit Pferden und Wagen Dienst zu leisten. [...]

Derselbe Meier von Kalkofen und Einern gibt dem Herrn Abt dreimal Unterkunft, [stellt] einen Getreidespeicher [zur Verfügung]. Am Fest des heiligen Liudger [26.3.] 2 Malter Gerste, 12 Scheffel Hafer, 1 großen Lachs und frische Fische

im Wert von 6 Pfennigen, fünfzig kleine Schüsseln. Zu Ostern 4 Ladungen Holz und ein Lamm. Ebenso an den Rogationes [drei Tage bzw. Woche vor Himmelfahrt] frische Fische im Wert von 6 Pfennigen, 4 Malter Käse, 30 Eier, 12 Schafe.

Ebenso gibt derselbe Meier am Geburtstag der heiligen Maria [8.9.] 84 Stücke Lachs, 10 Käse, sechzig Eier. Am Fest des heiligen Remigius [1.10.] vierzig Ladungen trockenes Holz, 2 Malter Gerste, 2 Gefäße Honig, 1 Fass Wein. Er stellt 1 Schweinehirten für 6 Wochen zur Verfügung.

Am Fest des heiligen Martin [11.11.] 1 Eber.

Ebenso am Geburtstag des Herrn [25.12.] 12 gemästete Schweine, 1 Kuh, 2 Scheffel Brei, 2 Malter [Lücke], 12 Scheffel Hafer, 1 Pfanne, 2 Kochkessel, der eine kleiner, der andere größer, einen Eisenbecher, einen Eisenofen, 1 Sack, 4 Strümpfe, 1 Bettdecke, 1 kleines Kissen, 1 Tischtuch, vierzig stipula reinsten Leinens, 10 Ladungen Holz. Er ernährt den Steinmetz vier Monate lang. Am Fest des heiligen Evangelisten Johannes [27.12.] dient er dem Herrn Abt und den Brüdern, wie der Herr Propst am Geburtstag des Herrn und wie der Meier von Barkhoven am Fest des heiligen Stephan.

Von Epiphaniass [6.1.] bis zu Petri Erhöhung [22.2.] an jedem Samstag 1 Ladung Holz.

Von den Rogationes bis zum Fest des heiligen Andreas [30.11.] an jedem Samstag 1 Ladung Holz.

Er lässt ein Pferd 6 Monate [lang] weiden. Im neunten Jahr 10 Sch. für eine Hose.

Für die Mästung aus dem Abtsgut in Einern 150 Schweine. In Abbatistrotthe [Abtssundern?] 100 Schweine.

Für den Königsdienst 5 Malter Brot, 18 Kannen Bier, 5 königliche Schweine und einen Begleiter, 10 Hühner, 10 Käse, 10 Scheffel Hafer, sechzig Eier, 10 Becher, 20 kleine Schalen, 1 Fasan. [...]

Dies ist der von der Hofgemeinschaft angezeigte Aufwand des Hofes in Kalkofen.

In Monheim [hat] Vogt Adolf 1 Manse [in Verfügung]. In Bruchhausen [bei Düsseldorf-Ger-

resheim oder Velbert-Langenberg?] Alabrand 2 Mansen. Ebenso in Borkhorst [in Krehwinkel] 1. An der Anger 1. Darüber hinaus das Lehen des Meiers in Kalkofen. Seine Schwester Uda in Veltheim 1. Ebenfalls seine Schwester Reimud in Walthettesche 1 und einen Teil des Waldes. Ebenfalls seine Schwester 1 Manse in Teckhaus [bei Millrath]. Ebenso Alabrand eine halbe Manse in Melbeck [in Ober-Elfringhausen]. Ebenso den Teil einer Manse in Othersede. Ebenso der Sohn Werner von seiner Schwester einen Wald in Dalbeck [in Krehwinkel]. Ebenso Alabrand vom Salland 8 Morgen. Im Grundscheidshof [in Kleinumstand] Gottfried, der Sohn seiner Tante, 1 Manse und vom Salland 20 Morgen. In Fornholte der Mundschenk Gottfried 1 Manse. In Heidhausen [bei Essen-Werden] der Koch Ubbo 1 Manse. In Hetterscheid 1.

Von der Verwaltung in Hetterscheid [Hof Abtsküche in Heiligenhaus-Hetterscheid]

[Nachtrag:] Die Summe dieses Zinses beträgt 14 Sch., 8 Maß Hafer, 20 und 1 Hühner, 25 Hauszehnte.

Von Leubeck [bei Heiligenhaus] Rutbert 2 Maß Hafer, 2 Hühner, 8 Pf. und einen Silberling für das Werk; im zweiten Jahr ein Schwein oder 6 Pf.; am Geburtstag des Herrn 1 Huhn. [...] Ebenso von Hetterscheid Rembold dasselbe. Von Anger [in Ratingen-Obschwarzbach?] Folkmar dasselbe. [...] In Luthelminchusen [in Heiligenhaus-Isenbügel?] 8 Pf. für ein gewisses Landstück.

Den gesamten Zehnt von 4 Mansen in Hetterscheid. Den gesamten Zehnt von 10 Mansen in Leubeck. Den gesamten Zehnt von 1 Manse in Herberg [Hof in Leubeck]. Den gesamten Zehnt von 1 Manse in Hülsbeck. Den gesamten Zehnt von 9 Mansen bei Anger.

Die ganze Hofgenossenschaft steht zu jeder Stunde bereit, in allem Notwendigen dem Herrn Abt mit Pferden und Wagen Dienst zu leisten. [...]

Der von der Hofgenossenschaft angezeigte Zins des Hofes in Hetterscheid.

In Clapendermulen [Lopenmühle in Heiligenhaus-Isenbügel] 1 Man-

se. In Krumbach [bei Ratingen?] 1. In Langenbögel [bei Heiligenhaus-Isenbügel] 1. In Leubeck 2. In Hetterscheid 1, die Kristina innehat. Ebenso in Hetterscheid 1 Manse, die Reginher innehat.

Von den zwei Mansen den Zehnt, den Kristina als Lehen für sich beansprucht.

Ebenso hat den Zehnt von 1 Manse Werner, der Sohn des Thiedbert, an sich gezogen. Vier Morgen gehören Werner in Nordenscheid [in Krehwinkel]. 6 Morgen gehören dem Meier und 2 Hörige Ezzelin und Hermann. [...]

Wir erkennen: Hinter den im Urbar aufgezählten Namen stehen abhängige Bauern mit ihren Familien, die die an sie ausgeliehenen Mansen bewirtschafteten. Zu diesen Mansen gehörte auch der hier aufgeführte Werdener Besitz in Lintorf, Anger und Krumbach. Das war bei weitem nicht aller Besitz des Ruhrklosters im Ratinger Raum, wie wir aus den schon vorgestellten mittelalterlichen Quellen zur Ratinger Geschichte entnehmen können. Jedoch war nicht jeder Besitz Abtsgut - Bracht z.B. gehörte dem Schulamt des Werdener Klosters -, und nicht jedes Gut war verwaltungstechnischer Bestandteil einer Villikation.

In Lintorf nennt unser Urbar einen gewissen Liudolf, über den wir weiter nichts erfahren, als dass er die im Heberegister genannten jährlichen Abgaben zu zahlen hatte. Das waren u.a. fünf Pfennige „für das Werk“, das Wochenwerk, den mit Geld abgelösten Frondienst. Wir können deswegen Liudolf der Gruppe der grundherrschaftlichen Hörigen zuordnen. Dieser Einschätzung entspricht auch die von Liudolf zu zahlende Abgabe „für den Königsdienst“ (*ad servitium regis*) der Mönchsgemeinschaft, die ja als königsmittelbares Kloster für Schutz, Immunität und Privilegierungen seitens des Königs Abgaben und Dienste für den deutschen Herrscher zu leisten hatte. Auf die westfälische Entsprechung des *servitium regis*, auf den sog. Heerschilling und Heermalter sei noch hingewiesen.

Schwierigkeiten, Orte mit dem Namen „Anger“ zu identifizieren, haben wir schon anlässlich eines Vermerks über eine Manse „bei

der Brücke über die Anger“ (12. Jahrhundert, 1. Hälfte) oder anlässlich der Werdener Kaufurkunde von 1148 gehabt. Die dreimalige Erwähnung von „Anger“ im Urbar (*iuxta Angeren, De Angeren*) lässt ebenfalls keine konkreten Rückschlüsse zu, so dass wir uns mit der allgemeinen Lokalisierung von „Anger“ in der Angerer Mark zwischen Ratingen-Homburg-Meiersberg und Wülfrath-Flandersbach begnügen bzw. hier nochmals auf den Hof Zum Hof („Auf dem Anger“, *iuxta Angeren*) hinweisen.

Einer Manse „an der Anger“ - wo auch immer gelegen - soll aber doch noch unser besonderes Interesse gelten, da diese Manse ein gewisser Al(a)brand in Verfügung hatte. Im Urbar wird Alabrand noch an anderer Stelle erwähnt, im Abschnitt „über die Grundstücke innerhalb des Ortes Werden“. Dort heißt es: „Die Dienstleute besitzen diese Grundstücke zur Leihe. Alabrand hat 3 Grundstücke inne; bei der Mauer 1, ein zweites, wo Immika wohnt, ein drittes, das Rutger bewohnt. Waldhard von Ickerrodt [bei Offen] hat 3 inne, eins, was Wezelin Crump bewohnt, und 2 an der Ruhr. Waldhard von Lüdinghausen 5; eins bewohnt er, ein anderes der Zimmermann Arnold, ein weiteres der Münzmeister Alabrand, das vierte der Bäcker Werner, das fünfte der Koch Waltbert. [...]“ Alabrand war also ein Dienstmann (Ministeriale) des Werdener Abts - er und seine Verwandten waren reich mit Grundstücken und Mansen ausgestattet -, und er war der Münzmeister (*monitor*) des Klosters, das sein Münz- und Marktrecht auf ein (angebliches?) Privileg Kaiser Ottos II. (973-983) vom 19. August 974 zurückführte. In der Tat sind schon seit dem 11. Jahrhundert Werdener Münzen belegt, so genannte Denare oder Silberpfennige, die im 12. Jahrhundert dann in eindeutiger Weise auf Werden und die Werdener Äbte zu beziehen sind. Man beachte auch hier wieder die Umrechnung in der Zeit der überregionalen und regionalen Pfennigwährung: 12 Pfennige (Denare) = 1 Schilling, 20 Schillinge = 1 Pfund Silber.

Ähnlich wie bei Orten auf den Namen „Anger“ sind wir auf Vermutungen angewiesen hinsichtlich

der topographischen Gegebenheiten der „Krubach“ genannten Örtlichkeit, Kruombeke im lateinischen Text des Urbars. Auf Karten des 18. und 19. Jahrhunderts begegnen uns südöstlich von Ratingen-Mitte die Örtlichkeiten Großkrumbach, Scheffen Crumbach und Krumbach, am gleichnamigen Bach gelegen. Vielleicht eher in das geografische Umfeld der Hetterscheider Villikation passt dagegen die Lokalisierung Krumbachs in der Gemarkung „Krumbeck, In der Krumbeck“ am Hornbach südwestlich von Velbert-Naviges. In jedem Fall bedeutet das Toponym mit dem Gewässergrundwort -beke „Bach mit einem gekrümmten Bachlauf“.

Betrachten wir noch zwei Aspekte der hochmittelalterlichen Werdener Grundherrschaft! Der Urbarabschnitt über die Hetterscheider Villikation nennt Werdener Mansen, Lehen und Zinse in der Verfügung einiger Personen. Augenscheinlich waren also Güter, Abgaben und Hörige dem Kloster entfremdet worden - eine allgemeine Entwicklung, die einen Wendepunkt im System der bipartiten Grundherrschaft kennzeichnet. Waren zuerst noch die Klostervögte, allen voran vielleicht die Grafen von Berg, diejenigen gewesen, die den Klosterbesitz im südlichen Vorfeld Werdens bedrohten - eine im 12. Jahrhundert gefälschte Werdener Urkunde vom 23. Mai 1098 über die Befreiung auch der Höfe Kalkofen und Hetterscheid von der Vogtei gehört hierher -, so schufen veränderte Rahmenbedingungen, auf die wir an anderer Stelle noch eingehen werden, und eine Neuorganisation der Grundherrschaft unter Beteiligung der Meier und der Ministerialen als bald neue Gefahren durch die Selbstständigkeitsbestrebungen eben dieser

Personengruppen. Die Zeiten einer expansiven Grundherrschaft waren damit vorbei, Schenkungen und Zuwendungen an das Ruhrkloster flossen zaghafter oder gar nicht mehr. Und so gingen in Ermangelung von Alternativen auch die Höfe im Heiligenhauser Raum als Dienstmannlehen an Werdener Ministeriale. Der Fronhof Hetterscheid z.B. wurde dadurch entfremdet, aber 1317 von der Abtei Werden zurückgekauft. Er entwickelte sich zur „Abtsküche“, war also zuständig für die Versorgung des Werdener Abts. Im obigen Urbar heißt es diesbezüglich ja schon im 12. Jahrhundert: „ein Lamm von Hetterscheid für die Küche dieses Abts“.

Der zweite hier anzusprechende Aspekt betrifft die Stellung der Frauen innerhalb des Systems der hochmittelalterlichen Werdener Grundherrschaft. Mit Adelheid und Werinhild haben wir im Zusammenhang mit der frühen Lintorfer Überlieferung (1031/50, 1052) schon zwei adlige Frauen kennen gelernt. Freie und adlige Frauen, besonders allein stehende Witwen, betätigten sich als Tradentinnen von Besitz, um u.a. in den Genuss des wirtschaftlichen und rechtlichen Schutzes des Ruhrklosters zu gelangen; doch auch die Sorge um ihr Seelenheil und das ihrer verstorbenen Verwandten hatte Einfluss auf diese Schenkungspraxis. Es bleibt, das soziale Gegenbild der Hufenbäuerinnen, Mägde und Textilarbeiterinnen als weibliche Abhängige einer Grundherrschaft kurz darzustellen. Auch diese Frauen am anderen Ende der sozialen Skala spielten in der Werdener Grundherrschaft des hohen Mittelalters eine wichtige Rolle. Mägde und Hufnerinnen standen in Abhängigkeit des Grundherrn. Sie verrichteten

meistens bäuerliche Arbeiten wie (nachgeordnete) Erntetätigkeiten, das Halten von Kleintieren, den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte auf dem Markt zur Beschaffung des Zinsgeldes, die Herstellung von Brot und Bier. Aber auch Töpferarbeiten gehörten zur Frauenarbeit (opus femine) der damaligen Zeit. Besondere Wichtigkeit besitzt die durchaus spezialisierte Textilarbeit (opus textile); u.a. sieben Wollarbeiterinnen stellten im 11. Jahrhundert am Werdener Fronhof Leer (bei Bochum) - vielleicht in einem Arbeitshaus (genitium) - Textilien her. Schließlich sind Mägde als Bedienstete in der Hofhaltung des Abts (in untergeordneten Positionen) bezeugt.

Literatur: Die besprochenen Quellen sind ediert in: KÖTZSCHKE, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XX: Rheinische Urbare), Bd.2: A. Die Urbare vom 9.-13. Jahrhundert, hg. v. R. KÖTZSCHKE, Bonn 1908, Ndr Düsseldorf 1978, S.194-200. Die Mansen bei der Angerbrücke ist erwähnt in: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert), in: Die Quecke 72 (2002), S.88f, die Ortsnamen auf Anger finden sich oben in Abschnitt XV, die „Lintorfer“ Tradentinnen Adelheid und Werinhild in: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: III. Schenkungen der Adelheid in Lintorf und Velbert (1031-1050). V. Die Schenkungsurkunde des Franko und der Werinhild (1052), in: Die Quecke 70 (2000), S.74ff, 78f. Die genannten Aspekte Werdener Grundherrschaft finden sich in: BUHLMANN, M., Frauen in der mittelalterlichen Werdener Grundherrschaft, in: MaH 51 (1998), S.35-52, hier: S.41-45; BUHLMANN, M., Die Abtei Werden und ihre Umlandbeziehungen im Mittelalter, in: MaH 53 (2000), S.15-54, hier: S.28-34; LUX, T., Vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit, in: LUX, T., NOLTE, H. WESOLY, K., Heiligenhaus. Geschichte einer Stadt im Niederbergischen (= Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Heiligenhaus 1), Heiligenhaus 1997, S.17-123, hier: S.24-30, 70-82.

XVII. Memorienkalender des Klosters Werden (12. Jahrhundert, 2. Drittel und später)

Das Christentum als Religion der Erinnerung, das Totengedächtnis und liturgisches Gebetsgedenken schlugen sich auch in dem hier vorzustellenden Memorienkalender des Klosters (Essen-) Werden nieder. Der lateinische Memorienkalender, mit dessen Anfertigung

in der Mönchsgemeinschaft im 2. Drittel des 12. Jahrhunderts begonnen wurde und der allerdings nur in einer Abschrift aus dem 17. Jahrhundert auf uns gekommen ist, vereinigt das jährlich sich wiederholende Gebetsgedenken mit den für das Jahrgedächtnis aufge-

wendeten Stiftungen der um das Seelenheil Besorgten. Liturgie und wirtschaftliches Wohlergehen, Kloster und Welt finden auch hier zusammen.

Der Memorienkalender durchläuft - wie wir aus der Abschrift erken-

nen können - die Monate Januar bis Dezember, wobei die für Jahrgedächtnis und Stiftungen relevanten Tage mit dem jeweiligen römischen Tagesdatum versehen sind. Die Heiligtage des christlichen Kirchenjahres werden als solche gekennzeichnet, dann folgen der Eintrag, wer verstorben ist, bzw. andere Ereignisse des Gedenkens wie Kirchweihen, danach eventuell liturgische Bemerkungen wie an diesem Tag abzuhaltende Lesungen und schließlich der Hinweis auf die Stiftung bzw. auf den Ertrag der Stiftung. Im Folgenden können nur Einblicke in den Memorienkalender gegeben werden (lediglich der Monat März ist beispielhaft vollständig wiedergegeben); es werden aber alle Einträge berücksichtigt, die die Geschichte des Rätinger Raums im hohen und späten Mittelalter berühren (mit: Pf. = Pfennig, Sch. = Schilling, Mk. = Mark):

Januar

[...] 12. Kalenden des Februar [21.1.]; [Tag] der Jungfrau Agnes. Weihe der Krypta. 12 Lesungen. Große Stiftung. An demselben Tag [Tag des] heiligen Märtyrers Patroclus.

3. Kalenden des Februar [30.1.]. [Tag] der Jungfrau Adelgunde. Weihe der neuen Kirche. 12 Lesungen. [...]

Februar

[...] 7. Kalenden des März [23.2.]. Gestorben ist der Ritter Philipp von Landsberg. Stiftung. [...]

März

5. Nonen des März [3.3.]. Es starb Eberhard Vinke und dessen Frau Bele. Stiftung.

Vortag der Nonen des März [6.3.]. Gestorben ist die Laie Alveradis von Kothusen. Stiftung.

6. Iden des März [10.3.]. Es starb der Prior Herbert; 12 Mk. Stiftung in Merenscheid.

5. Iden des März [11.3.]. Verstorben sind der Diakon Gerlach, ein Mönch unserer Gemeinschaft, und der Kellner Konrad. Stiftung.

Iden des März. Es starb der Abt Gero. Stiftung.

17. Kalenden des April; [Tag] des heiligen Erzbischofs Heribert [von Köln]; 12 Lesungen. Gestorben ist der Ritter Heinrich von Oefte und dessen Tochter Irmgard. Stiftung. Auch Hereburgis vor dem Tor.

15. Kalenden des April. Gestorben ist der Propst Gerhard. 3 Sch. Stiftung.

12. Kalenden des April; [Tag] des heiligen Benedikt. Es starb Erenfrid; 2 Sch. Stiftung in Nordenscheid.

8. Kalenden des April; Verkündigung Mariae. Gestorben ist Siegfried Caput; Stiftung 2 Pf. in Kothusen.

7. Kalenden des April; [Tag] des heiligen Bischofs Liudger. Es starb unser Küster, der Diakon Ionathas. Stiftung.

6. Kalenden des April; Auferstehung des Herrn. Es starb Johannes von Oytgenbach.

4. Kalenden des April. Es starb Heribert [II., Abt von Werden].

3. Kalenden des April. Die Laie Wilburg starb; 3 Sch. Stiftung in Rottberg.

Vortag der Kalenden des April. Subdiakon Obert, unser Bruder: 10 Sch. vom Hof in Borg, 4 Mk. für den Unterhalt, 4 für den Dienst, 12 Pf. für Kerzen.

April

[...] 15. Kalenden des Mai [17.4.]. Es starb Abt Rudolf; jener gab der Kirche den Hof in Wehofen. [...]

9. Kalenden des Mai [23.4.]. Es starb Abt Wilhelm. 5 Sch. in Serm.

6. Kalenden des Mai [26.4.]. Ankunft des heiligen Liudger in Werden. 12 Lesungen. [...]

Mai

Kalenden des Mai [1.5.]. [Tag] des Philippus und Jacobus, auch der Jungfrau Walburga; 12 Lesungen. Weihe des [Klemens-] Born. [...]

Nonen des Mai [7.5.]. Es starb Stephan von Ickten. Es starb [?] von Linnep. 2 Sch. Stiftung. Es starb Mechthild.

8. Iden des Mai [8.5.]. Es starb Abt Otto; große Stiftung. Auch ist der edle Hermann von Hardenberg gestorben. Stiftung. [...]

15. Kalenden des Juni [18.5.]. Es starb Abt Wilhelm; große Stiftung in Heidhausen und in Schmachtenberg. [...]

Juni

[...] Nonen des Juni [5.6.]; [Tag] des Bonifatius und seiner Gefährten. Es starb der Abt Otto; Stiftung. [...]

3. Iden des Juni [11.6.]; [Tag] des heiligen Apostels Barnabas. 3 Lesungen. Bardo, der Abt und spätere Mainzer Bischof, starb.

Iden des Juni [13.6.]; Weihe der kleineren Basilika [Stephanskirche in Werden]; vier Sch. Stiftung in Anger. [...]

16. Kalenden des Juli [16.6.]. Der Abt Albero starb; 10 Malter und 10 Maß Weizenmehl als Stiftung. [...]

13. Kalenden des Juli [19.6.]; [Tag] des Gervasius und des Protasius. Gestorben ist der Bischof Hildegim. [...]

Juli

[...] 7. Iden des Juli [9.7.]; Weihe der großen Kirche. Es starb Abt Wolfram. 3 Sch. Stiftung in Venickel. [...]

17. Kalenden des August [16.7.]. Es starb Abt Heribert [I.]. [...]

September

[...] Iden des September [13.9.]. Abt Albert; Stiftung von einer Hufe in Heidhausen.

13. Kalenden des Oktober [19.9.]; Gedenken an den heiligen Liudger; Stiftung 4 Maß [Lücke] [...]

Oktober

8. Iden des Oktober [8.10.]. Die Äbte Liudbert und Werinbert starben. 13 Sch. und 6 Pf. dem Küster, der den Brüdern 3 Sch. vom Gut [Hof im] Ind gibt. [...]

14. Kalenden des November [19.10.]. Gestorben ist Abt Gerold. Große Stiftung.

13. Kalenden des November [20.10.]. Gestorben ist Abt Lambert. Große Stiftung. [...]

11. Kalenden des November [22.10.]. [Tag] des Bischofs Severus. Gestorben ist Abt Bernhard; große Stiftung. [...]

November

[...] 3. Iden des November [11.11.]; [Tag] des Bischofs Martin. Es starb Abt Heithanrich. Gestorben ist Abt Heinrich.

3. Kalenden des Dezember [29.11.]. Es starb der Adlige Florin. Stiftung von 2 Sch. in Lintorf.

2. Kalenden des Dezember [30.11.]. [Tag] des heiligen Andreas. Der Kämmerer erhält 6 Sch. für die Betten der Brüder vom Hof Anger. [...]

Dezember

[...] 18. Kalenden des Januar [15.12.]. Gestorben ist der Abt Johann. Große Stiftung. [...]

12. Kalenden des Januar [21.12.]. Gestorben ist der Bischof Hildegrim [von Halberstadt]. Gestorben ist Abt Adolf. [...]

Da die obige Quelle nur abschriftlich überliefert ist, können wir über die zeitliche Stellung der einzelnen Einträge wenig aussagen, wenn uns nicht ihr Inhalt weiterhilft. Bei der Anlage des Memorienverzeichnisses im 2. Drittel des 12. Jahrhunderts sind sicher die Gedenktage Liudgers und seiner Familie, der Liudgeriden, soweit Letztere Klosterleiter in Werden waren, eingetragen worden, ebenso die Todestage der Werdener Wahläbte bis etwa zu Abt Lambert (1145-1151). Nach und nach sind dann im Laufe der Jahrhunderte neben diesen und anderen Ersteinträgen weitere Positionen in

das Schema des Jahreskalenders aufgenommen worden. Was nun die Stiftungen aus dem Ratinger Raum anbetrifft, so sind die im Memorienkalender aufgezeichneten Erträge aus Lintorf und Anger, darunter die zwei Schillinge des Adligen Florin, hoch- oder spätmittelalterlich. Die Einträge, die sich auf die Personen aus Linnep und Landsberg beziehen, entstammen dem späten Mittelalter. Mit dem an einem 23. Februar verstorbenen „Ritter Philipp von Landsberg“ wird der 1291 nachweisbare Burghauptmann des Grafen Adolf V. von Berg (1259-1296) gemeint sein. Philipp war auch miles de Werdene („Ritter von Werden“), sein Vater Wezelo Werdener Stadtvogt (um 1240), die Landsberger verfügten also über enge Verbindungen zum Ruhrkloster. Philipp war nach Ausweis einer Urkunde eines Heinrichs von Landsberg, eines Neffen Philipps, am 22. Juli 1315 schon tot.

Literatur:

Die besprochene Quelle ist ediert in: KÖTZSCHKE, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XX: Rheinische Urbare), Bd.2: A. Die Urbare vom 9.-13. Jahrhundert, hg. v. R. KÖTZSCHKE, Bonn 1908, Ndr Düsseldorf 1978, S.332-347. Zu Jahrgedächtnis und liturgischem Gebetsgedenken siehe etwa: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: IV. Vermächtnis des Werdener Abtes Gerold (1047), in: Die Quecke 70 (2000), S.76ff; FREMER, T., SANDER, G., Memoria und Verbrüderung. Zur Gedenküberlieferung des Klosters Werden im Mittelalter (800-1300), in: GERCHOW, J. (Hg.), Das Jahrtausend der Mönche. KlosterWelt - Werden 799-1803 (= Ausstellungskatalog), Essen-Köln 1999, S.80-87. Zu Philipp von Landsberg s. nochmals: KÖTZSCHKE, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr, Bd.2, S.385ff sowie: KNOPP, G., Schloß Landsberg in Ratingen (= Rheinische Kunststätten, Nr.291), Köln 21986, S.3. Zu Linnep vgl.: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VIII. Eine Grafengerichtsurkunde über den Erwerb des Hofes Dahl durch das Werdener Kloster (1093), in: Die Quecke 71 (2001), S.40ff.

Michael Buhlmann

Verkauf - Vermietung - Finanzierung - Baubetreuung

Gessler • Frisch • Ulrich



Immobilien OHG

Sie suchen eine komplette Abwicklung Ihrer ganz persönlichen Immobilienangelegenheiten.

Unser Anspruch ist eine **sachkundige**, offene Beratung und Abwicklung durch ein kompetentes Immobilienteam, das Ihnen bei der Problemlösung in allen Immobilienfragen zur Seite steht. Wir beraten Sie **neutral** und **unabhängig** und realisieren für Sie alle notwendigen Einzelaufgaben, von der Objektanalyse bis zum Vertragsabschluß.

Konrad-Adenauer-Platz 20 - 22 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 36 000 · Telefax 0 21 02 / 73 33 11
Internet: www.g-f-u.de

... und darüber niemand in seinem gewissen noch exercitio zu turbieren ...

Konfessionelle Auseinandersetzungen in Ratingen 1611

Die Reformation, die 1517 mit der Versendung der 95 Thesen durch Martin Luther begann, ist eines der historischen Ereignisse, die den Verlauf der Geschichte nachhaltig beeinflussten und auch heute noch im christlichen Leben in Deutschland bis hinunter in die einzelnen Gemeinden sichtbar sind. Die Teilung der Kirche ist immer noch nicht überwunden, auch wenn in den vergangenen Jahrzehnten durch die Ökumene erhebliche Fortschritte gemacht wurden. Auch in Ratingen sind die Bemühungen um die Ökumene sehr groß und es wurden bereits gemeinsam verschiedene Veranstaltungen und Gottesdienste ausgerichtet. Die größte Veranstaltung war sicherlich der Ratinger Kirchentag, der im Rahmen des 725-jährigen Stadtjubiläums im September 2001 in der Innenstadt durchgeführt wurde. Doch am Anfang des Zusammenlebens der Konfessionen in Ratingen stehen nicht gemeinsame Veranstaltungen, sondern die - oft schmerzliche - Trennung, die mit vielen Auseinandersetzungen, Streitereien und teilweise auch gewaltsamen Übergriffen verbunden war. Im Folgenden soll ein Zeitraum (1609 bis 1614) untersucht werden, in dem es in Ratingen Konflikte zwischen Reformierten und Katholiken gegeben hat, die als Folge der religionspolitischen Vorgänge auf Landesebene angesehen werden können. Im Mittelpunkt steht der Bericht einer fürstlichen Untersuchungskommission, die 1611 nach Ratingen gekommen war, um festzustellen, ob die reformierte Gemeinde berechtigt war, das Rathaus für ihre Gottesdienste zu nutzen. Im selben Jahr gab es Streit um die Besetzung der Katharinenvikarie. Auch hierauf möchte ich eingehen.

Reformatorsche Auswirkungen sind in den einzelnen Gemeinden des Herzogtums Berg erst relativ spät - in den 1560er Jahren - nachzuweisen. Auch für Ratingen gibt es erst 1566/67, also fast 50 Jahre nach Beginn der Reformati-

on, erste Anzeichen reformatorischen Lebens, als evangelisch gesinnte Räte versuchen, die Katharinenvikarie mit einem eigenen Kandidaten zu besetzen und beinahe zeitgleich einer dieser Räte für ein Jahr zum Bürgermeister gewählt wird. Auch der damalige katholische Pfarrer scheint Neuerungen gegenüber nicht abgeneigt gewesen zu sein. In den nachfolgenden Jahrzehnten etablierte sich eine ‚heimliche‘ reformierte Gemeinde, die keinen öffentlichen Gottesdienst abhalten durfte. Wir erfahren allerdings aus den noch vorliegenden Quellen nichts über Auseinandersetzungen zwischen den Religionsparteien. Erst in den Jahren 1609 bis 1611 werden die Konflikte öffentlich und die beginnende Konfessionalisierung in Ratingen wird deutlich sichtbar. Erstmals treten die beiden evangelischen Religionsparteien als Gemeinden öffentlich in Erscheinung. Von der lutherischen Gemeinde erfahren wir überhaupt das erste Mal, von der ‚heimlichen‘ reformierten Gemeinde wissen wir, dass sie 1584 an einer Synode in Aachen teilgenommen hat. Daniel Goldbach wurde 1609 der erste eigene Prediger dieser Gemeinde; 1610 erhält auch die deutlich kleinere lutherische Gemeinde mit Theodor Stricker erstmals einen eigenen Prediger.

Die Auseinandersetzungen zwischen den drei Konfessionen aus dieser Zeit sind für das Verhältnis zwischen den drei Parteien eine anschauliche Momentaufnahme, sie zeigen aber andererseits auch, wie die Obrigkeit, d. h. Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg und seine Düsseldorfer Regierung, mit der Situation in Ratingen umging. Dass es auch anders möglich war, zeigt das Beispiel der Nachbargemeinde Homberg, auf die ich am Ende dieses Aufsatzes noch kurz eingehen werde.

Landesgeschichtliche Entwicklungen

Um die Ratinger Vorgänge und auch die Entscheidungen der Düs-

seldorfer Regierung zu verstehen, ist ein kleiner Exkurs in die Landesgeschichte nötig: Am 25. März 1609 starb der geisteskranke Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Kleve und Berg und Graf von der Mark, und hinterließ keine direkten Nachkommen. Die absehbare Nachfolgefrage, die den Kaiser, die verschiedenen erbberechtigten Reichsstände, die regierenden Räte und auch die Landstände schon lange Jahre vorher beschäftigt hatte, wurde zunächst provisorisch geregelt: Die beiden Hauptanwärter, Johann Sigismund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, einigten sich auf die gemeinschaftliche Regierung der Herzogtümer bis zur abschließenden Klärung der Nachfolgefrage. Faktisch wurden die Länder schon zu diesem Zeitpunkt geteilt, spätestens aber mit dem Xantener Vertrag von 1614: Kleve-Mark stand unter brandenburgischer Herrschaft, Jülich-Berg unter pfalz-neuburgischer. Rechtlich endgültig geregelt wurde die Nachfolge erst lange nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges - 1672. Dabei ist es aber im Grunde bei den Teilungsregelungen von 1614 geblieben, und es wurden nur die religionspolitischen Unstimmigkeiten im Sinne des Westfälischen Friedens geregelt.

Die Nachfolgefrage interessiert uns vor allem in konfessioneller Hinsicht, denn mit dem Amtsantritt der beiden so genannten Präkandidaten, die dann später als Possidierende bezeichnet wurden, änderten sich auch die religiösen Verhältnisse in den Herzogtümern. Beide Herzöge, sowohl der Brandenburger als auch der Pfalz-Neuburger, waren zum Zeitpunkt der Machtübernahme lutherisch. Um die Landstände für sich zu gewinnen, gaben ihnen die Herzöge in den so genannten Reversalen die Garantie der Religionsfreiheit. Den Ständen von Jülich-Berg wurde am 21. Juli 1609 in Düsseldorf versprochen, „die katholische römische wie auch an-

dere christliche religion, wie sowohl im Römischen Reich als dem vorstehenden Fürstentum Cleve und Grafschaft von der Mark in öffentlichem gebrauch und übung, auch in diesem Fürstentum Berg an einem jeden ort öffentlich zu üben, zu gebrauchen, zuzulassen, zu continuieren und manutenieren und darüber niemand in seinem gewissen noch exercitio zu turbieren, zu molestieren und zu betrüben“. Das bisher geübte Religionsexerzitium sollte also belassen, Stifte, Klöster und Kollegien nicht angetastet und niemand in seinem Gewissen betrübt werden.

Vor allem die reformierten Gemeinden legten die Reversalen dahingehend aus, dass sie nun öffentlich als Gemeinde auftreten und Gottesdienst halten durften. In Ratingen hatte dies zur Folge, dass die reformierte Gemeinde nicht nur das inzwischen viel zu kleine Privathaus, das bisher als Gottesdienstraum genutzt wurde, verlassen konnte, sondern für ihre Gottesdienste nunmehr das Erdgeschoss des Rathauses nutzte. Erstmals in ihrer noch jungen Geschichte konnte sie also frei und ohne Gefahr in Erscheinung treten. Dieser Zustand währte allerdings nur wenige Jahre. Bereits 1613 änderten sich die Voraussetzungen: Beide Fürsten, der Pfalz-Neuburger wie auch der Brandenburger, waren, wie bereits erwähnt, lutherisch. Beinahe zeitgleich konvertierten sie: Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg wurde katholisch, Johann Sigismund von Brandenburg reformiert. Obwohl 1614 im Vertrag von Xanten die Gültigkeit der Reversalen von 1609 bestätigt wurde, änderten sich trotzdem die Voraussetzungen für die evangelischen Gemeinden in den Herzogtümern Jülich und Berg: Wurden bisher von Wolfgang Wilhelm, wenn möglich, die Lutheraner und - mit Abstrichen - die Reformierten gefördert, so waren es seit der Konversion vor allem die Katholiken, während Brandenburg in seinen Landen eine weitgehende Religionsfreiheit gewährte.

Gottesdienst im Rathaus

1611 hören wir von Auseinandersetzungen zwischen den drei in Ratingen existierenden Religionsparteien, die von der Düsseldorfer

Regierung mit Hilfe einer nach Ratingen gesandten Kommission geschlichtet werden mussten. Zu diesem Zeitpunkt bekannte sich offenbar die Mehrheit der Einwohner aus Ratingen und der Umgebung zu einem der evangelischen Bekenntnisse. Im Februar 1611 sollen sich laut einem Bericht der reformierten Gemeinde etwa 238 Haushalte des Ratinger Kirchspiels zu eben dieser Gemeinde gezählt haben, während es für die katholische Gemeinde im April 1611 etwa 179 Haushalte waren. Zählt man diejenigen Haushalte dazu, die sich zu der kleinen lutherischen Gemeinde zugehörig fühlten, über die uns leider keine genauen Zahlen vorliegen, so waren vermutlich weit über 60 % der Einwohner des Ratinger Kirchspiels im Frühjahr 1611 Protestanten.

Seit 1610 nutzte die reformierte Gemeinde das Erdgeschoss des Rathauses, des heutigen Bürgerhauses, um jeden Mittwoch dort Gottesdienst zu halten. Seit 1611 wurde dann auch der Gottesdienst am Sonntag dort gefeiert. Dies rief jedoch den entschiedenen Protest der Katholiken hervor, die sich bei ihren Messen in der benachbarten Kirche durch den - offenbar zu lauten - Gesang der Reformierten und durch die Predigten gestört fühlten. Außerdem, so ihre Argumentation, würde das Rathaus seiner eigentlichen Bestimmung entzogen. Sie wandten sich mit ihrem Protest an den Herzog, der eine aus drei Personen bestehende Kommission nach Ratingen sandte, um die „zwischen den katholischen burgern zue Ratingen eins und evangelischen religionsverwandten daselbst andertheils



Das Bürgerhaus war zentraler Ort der konfessionellen Auseinandersetzungen in Ratingen. Das Bild entstand in den 1930er Jahren

erwachsene gebrechen und mißhelligkeit“ zu schlichten.

Die Untersuchungskommission begann ihre Arbeit am 20. Februar 1611 - dem ersten Fastensonntag! - um 8 Uhr morgens. Alle Parteien, die in irgendeiner Form vom Gottesdienst der reformierten Gemeinde betroffen waren, wurden von der Kommission, die noch durch den Richter Christian Cloutt aus Angermund ergänzt wurde, vorgeladen und konnten ihren Standpunkt darlegen und ihre Argumente vortragen. Zu diesen Gruppierungen gehörten nicht nur die Religionsparteien, sondern auch der Stadtdiener und die Vertreter der Zünfte, die das Erdgeschoss des Rathauses vornehmlich für ihre Zwecke nutzten. Außerdem besichtigte die Kommission sowohl das Haus, in dem die reformierte Gemeinde bis zu ihrem Umzug ins Rathaus ihre Gottesdienste abgehalten hatte, als auch das Erdgeschoss des Rathauses.

Als erstes durften die Katholiken, die die Untersuchung - wenn man so will - als Ankläger herbeigeführt hatten, ihren Protest, den ich oben bereits wiedergegeben habe, gegen die Nutzung des Rathauses durch die Reformierten noch einmal wiederholen. Dabei bezogen sie die kleine lutherische Gemeinde mit ein, die sich angeblich ebenfalls „in irem exercitio turbiret und gehindert“ fühlte. Offenbar kalkulierten die Katholiken bei ihrer Argumentation damit, dass der zu diesem Zeitpunkt noch lutherische Herzog Wolfgang Wilhelm sich auf ihre Seite stellen würde. Im weiteren Verlauf der Vernehmung der Katholiken ergab sich aber ein völlig neues Bild, das die konfessionellen Verhältnisse in Ratingen in einem ganz anderen Licht erscheinen ließ: Die Reformierten hatten nämlich die katholische Gemeinde, noch bevor sie ihren Gottesdienst in das Rathaus verlegten, „umb gebrauch des rahthaußes freundlich und bescheidentlich ersucht“. Dieser Bitte sind die Katholiken nachgekommen und haben der Nutzung für ein halbes bzw. ein Jahr zugestimmt! Ja mehr noch: Sie boten den Reformierten zum Bau eines Gottesdiensthuses sogar einen freien Bauplatz neben dem Gasthaus an und wollten ihnen darüber hinaus beim Bauen behilflich sein.

Dieses großzügige Angebot mussten die Reformierten wegen fehlender finanzieller Mittel jedoch ablehnen.

Die Reformierten gaben bei ihrer Vernehmung an, dass die Nutzung des Rathauses mit Zustimmung des Richters, des Bürgermeisters und der katholischen Ratsleute und Gemeinde erfolgt sei und dass die Aufräumarbeiten im Rathaus „mit zuthun des stadtdieners“ vorgenommen worden seien. Die Notwendigkeit der Benutzung des Rathauses für ihre Gottesdienste begründeten die Reformierten damit, dass „die vorige ingehabte behausung inen viel zu klein [sei], und die herrschaften derselben sie lenger darin nicht verpflegen können noch wollen“. Dass das Rathaus durch die Nutzung als Gottesdienstraum seiner eigentlichen Bestimmung entzogen würde, ließen die Reformierten nicht gelten. Die Stadtwaage, die sich im Erdgeschoss des Rathauses befand, würde sonntags nicht gebraucht und mittwochs wäre der Raum nur für eine oder anderthalb Stunden in Gebrauch. Sie boten sogar an, dass, wenn die Einnahmen der Stadtwaage durch ihren Gottesdienst sinken würden, sie der Stadt den doppelten Betrag erstatten würden. Die Reformierten behaupteten sogar, dass die Stadtwaage nunmehr viel leichter und bequemer zu benutzen sei, weil „die religionsverwandten denselben örtt von zimmerholtz, brandtholtz, kisten und kasten, leyen und stein gereumet“ hätten.

Zwei Tage später, am 22. Februar, wurden die Vertreter der Zünfte, die Ambachtsmeister, gehört. Sowohl die Schmiede, Schneider und Schuhmacher als auch die Scherenschleifer und Hutmacher gaben an, dass ihnen durch die Reformierten kein Schaden entstünde. Die Mehrheit aller Zunftmitglieder soll zu diesem Zeitpunkt reformiert gewesen sein.

Schließlich wurden am selben Tag noch die Vertreter der kleinen lutherischen Gemeinde um ihre Stellungnahme gebeten. Doch sie konnten in dieser Angelegenheit nur angeben, dass „ihnen die predigt zu nahe unnd ex opposito ihrer inhabender behausung gelegen seye.“

Während der Untersuchung besichtigte die Kommission alle Gebäude, die von den Parteien angesprochen wurden: das Haus, in dem bisher die Gottesdienste der Reformierten stattfanden, das Erdgeschoss des Rathauses und den Bauplatz neben dem Gasthaus in der Oberstraße.

Bereits vier Tage nach Abschluss der Untersuchung erhielten die Ratinger Religionsparteien die Entscheidung des Herzogs Wolfgang Wilhelm: Weil sonst keine geeignete Örtlichkeit für die Durchführung der Gottesdienste zur Verfügung stehe, sollten die Reformierten weiterhin das Erdgeschoss des Rathauses „biß zu anderer beßerer commoditet“ nutzen dürfen. Aus Gründen der Gleichbehandlung wurde den augsburgischen Konfessionsverwandten, d. h. den Lutheranern, die bisher wie die Reformierten ihre Gottesdienste nur in einem Privathaus feierten, die Benutzung des Rathauses ebenfalls freigestellt.

Damit war die Angelegenheit erst einmal erledigt. Alle Parteien scheinen mit dem Urteilsspruch zufrieden gewesen zu sein. Doch diese Zufriedenheit hielt nicht lange an. Tatsächlich gingen bereits wenige Wochen nach Abschluss der Untersuchung die Auseinandersetzungen weiter; dieses Mal wurde aber von Seiten der Evangelischen viel stärker und nachhaltiger als bisher in den katholischen (Macht-)Bereich eingegriffen, so dass wiederum die Regierung in Düsseldorf zu Hilfe gerufen wurde und einschreiten musste.

Die Katharinenvikarie

Die Katharinenvikarie, um die es bereits vierzig Jahre vorher Streit gab, rückte wiederum ins Zentrum des reformatorischen Geschehens in Ratingen. Der Inhaber der Vikarie, Johann Huicking, starb im Februar 1611. Dies war für die beiden evangelischen Gemeinden eine willkommene Gelegenheit, die Vikarie und vor allem die damit verbundenen Einnahmen für sich zu bekommen - und die Chancen dafür standen nicht schlecht. Drei Kandidaten standen bereit: der reformierte Prediger Daniel Goldbach, der lutherische Prediger Theodor Stricker und der katholische Stadtschulmeister Wilhelm Mennicäus. Die beiden evangelischen Anwärter hatten im Amt-



Vikarie-Häuser an der Grütstraße. (Niedergerissen im Jahre 1907).
Zeichnung von Ernst Bierwirth

mann von Angermund, Johann Bertram von Scheidt gen. Weschpfennig, einen starken Befürworter, der vorschlug, die Vikarie den beiden evangelischen Predigern gemeinsam zu übertragen und die Einnahmen zu teilen. Der Ratinger Magistrat hatte das Besetzungsrecht inne und entschied auf seiner Sitzung im März 1611 über die Stelle. Tatsächlich wurde durch die Mehrheit der anwesenden Mitglieder die Vikarie den beiden Predigern übertragen, um, so die Begründung, der „erhaltung dieser Statt gemeinen fried und einigkeit“ und der „Vortpflanzung des Gottlichen worts“ zu dienen. Die wenigen Katholiken im Magistrat protestierten vergeblich gegen diese Entscheidung. Ihrer Meinung nach musste die Vikarie ihrer Bestimmung gemäß einer geeigneten katholischen Persönlichkeit übertragen werden, die den geistlichen Dienst, wie in der Stiftungsurkunde angegeben, verrichten könne. Im Übrigen hätte der Herzog bei der Machtübernahme durch die Reversalen auch den Katholiken die ungehinderte Religionsausübung versprochen, worin der Besitz aller Renten, Benefizien, Rechte und Güter eingeschlossen sei, d. h. auch die Vikariestiftungen. Doch der Protest half zunächst nichts: Bürgermeister Offerkamp übertrug die Vikarie wenige Tage nach der Wahl den beiden protestantischen Predi-

gern. Dies rief erst recht den schärfsten Widerstand der katholischen Seite hervor: „Sämtliche geistliche adliche und unadliche Burger und catholische Kirspielgenossen zu Ratingen“ beschwerten sich schriftlich beim Bürgermeister über die ihrer Meinung nach widerrechtliche Vergabe der Vikarie und übertrugen sie kurzerhand an besagten Mennicäus. Kurz darauf wurde auch die eigentliche Investitur vom katholischen Pfarrer unter Einhaltung der üblichen Zeremonien durchgeführt. Damit hatte Ratingen auf einer Vikariestelle drei Vikare. Auch in diesem Fall musste die herzogliche Regierung in Düsseldorf entscheiden. Die Einkünfte der Vikarie wurden bis zur endgültigen Klärung des Falles eingefroren und an keinen der Anwärter ausgezahlt.

Die Regierung hatte es diesmal jedoch nicht so eilig, den Fall zu entscheiden. Erst ein knappes Jahr später, im Januar 1612, beauftragte sie ausgerechnet den Angermunder Amtmann und als Befürworter der evangelischen Sache bekannten Johann Bertram von Scheidt gen. Weschpfennig, die Sache zu untersuchen. Ein neutrales Verfahren war mit dieser Beauftragung nicht gewährleistet und vermutlich auch nicht beabsichtigt. Weschpfennig ging bei seiner Untersuchung dann auch höchst einseitig vor, indem er nur

die evangelische Seite zu Wort kommen ließ und sich in seinem anschließenden Bericht ganz auf deren Seite schlug. Die Regierung entschied kurz darauf in seinem Sinne, trotzdem blieb auch den Katholiken noch ein kleines Stück der Vikarie erhalten: Die beiden Prediger sollten die Vikarie behalten und die Einkünfte bekommen, die Verrichtung des Dienstes an der Vikarie, also die Lesung einer Messe jeweils an den Donnerstagen, sollte weiterhin von einem katholischen Priester versehen werden. Für diesen Dienst sollte ihm „jarlichs drei oder vier Malter Fruchten gevolt und geliebert“ werden. Mit dieser Entscheidung wurde immerhin von der Regierung offiziell anerkannt und festgestellt, dass es sich bei der Katharinenvikarie um eine katholische Einrichtung handelte und die tatsächliche Bedienung dieser Vikarie nur von einem katholischen Geistlichen wahrgenommen werden konnte. Die Vikarie war also für die katholische Seite noch nicht gänzlich verloren. Wieder wurde Beschwerde bei der Regierung gegen die Entscheidung eingelegt. Gleichzeitig suchten sich die Katholiken einen Verbündeten für ihre Sache. Dies war kein geringerer als der Erzbischof von Köln, Herzog Ferdinand von Bayern, der sich in einem Schreiben an die beiden regierenden Fürsten für die Ratinger Katholiken verwandte. Wir können heute nicht mehr nachvollziehen, warum die herzogliche Regierung in Düsseldorf ihren eben genannten Beschluss vom Februar 1612 revidierte. Tatsache ist aber, dass am 20. Juni 1612 - also nur wenige Monate nach der ersten Entscheidung - ein neuer Beschluss über die Besetzung der Katharinenvikarie gefasst wurde. In diesem heißt es, dass „die Vikarie und deren einkommen den Romisch Catholischen widderumb restituirt und fortan dem Herkhomen gemees conferirt“ werden solle. Ob diese Kehrtwendung der Regierung mit dem sich schon in diesem Jahr abzeichnenden Konfessionswechsel Herzog Wolfgang Wilhelms zu tun hatte oder sogar darauf zurückzuführen ist, lässt sich nicht mehr rekonstruieren.

Fazit

Zusammenfassend können wir feststellen, dass die Streitigkeiten

in Ratingen weitgehend friedlich verlaufen sind und es in dieser Phase der Reformation bzw. Konfessionalisierung keine gewaltsamen Übergriffe gegeben hat. Auch die Einnahme der Pfarrkirche von Seiten der Evangelischen scheint, soweit uns bekannt, kein Thema gewesen zu sein. Beide Seiten haben sich überwiegend im Rahmen der bestehenden Regelungen bewegt. Einen Alleingang hat es weder von protestantischer noch von katholischer Seite gegeben. Bei allen Streitigkeiten wurde die Regierung um Klärung angerufen und die Entscheidungen dieser Regierung auch respektiert, wenn auch nicht immer akzeptiert. Selbst die Übertragung der Katharinenvikarie an die beiden evangelischen Prediger vollzog sich zunächst im Rahmen des normalen Besetzungsverfahrens.

Die Katholiken haben offensichtlich zu diesem Zeitpunkt nicht nur die Existenz der protestantischen Gemeinden anerkannt, sondern natürlich genau gewusst, dass die Evangelischen die Mehrheit der städtischen Einwohner stellten und dass der Amtmann von Angermund und letztlich auch der Herzog selbst evangelisch waren. Für die Sache der Katholiken sah es demnach relativ schlecht aus. Dass die katholische Gemeinde den Reformierten einen Bauplatz für ein Gotteshaus anbot, war vermutlich von der Sorge und der Angst bestimmt, die eigene Pfarrkirche zu verlieren. Durch einen eigenen und geeigneten Gottesdienstraum käme die reformierte Gemeinde erst gar nicht auf eine solche Idee. Dies erklärt meiner Meinung nach auch die katholische Zustimmung zur Nutzung des Rathauses durch die Reformierten am Mittwoch. Erst als die Zumutungen aus katholischer Sicht zu groß wurden (Gottesdienst an Sonntagen und Übernahme der Katharinenvikarie), wehrten sich die Katholiken und riefen die Regierung zu Hilfe.

Die evangelischen Gemeinden versuchten verständlicherweise

die entstandene Situation für ihre Anliegen zu nutzen. Der Herzog war erstmals protestantisch, so dass die Reformierten nunmehr als eine freie Gemeinde auftreten konnten. Das Rathaus als Ort des Gottesdienstes bot nicht nur mehr Platz für die vielen Glaubensgenossen, sondern hatte als zentraler städtischer Ort auch einen hohen Symbolgehalt. Hier war der Sitz des Bürgermeisters, des Rates und des städtischen Gerichtes; hier war auch das Zentrum des städtischen Wirtschaftslebens, weil die Zünfte das Rathaus für ihre Zwecke nutzten und auf dem Marktplatz vor dem Rathaus die Waren gehandelt wurden. Die Botschaft, die vom Rathaus als Gottesdienstraum für die Reformierten ausging, lautete: Ratingen ist protestantisch und alle, die in der Stadt etwas zu sagen haben, sind auf evangelischer Seite. Der Versuch, in den Besitz der Katharinenvikarie zu kommen, hatte vermutlich ausschließlich finanzielle Gründe. Die Gemeinden hatten keine eigenen Einnahmen, so dass sie dringend darauf angewiesen waren, in den Genuss von Stiftungen, Renten u. ä. als regelmäßig fließende Einnahmequellen zu kommen. Die erledigte Katharinenvikarie bot sich hier als erstes an.

Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg und Johann Sigismund von Brandenburg verfolgten zunächst gemäß den Reversalen eine mehr oder weniger konservative Politik, d. h. an den im Jahre 1609 vorgefundenen Zuständen sollte zunächst nichts geändert werden. So sollten alle Pfarrkirchen im Besitz der Konfession bleiben, die sie 1609 innehatten. In der Nachbargemeinde Homberg machten die Reformierten die Erfahrung, dass selbst die gewaltsame Übernahme der katholischen Pfarrkirche am Neujahrstag 1611 von der Regierung nicht anerkannt wurde. Auch hier wurde eine Untersuchungskommission zur Klärung der Vorfälle gebildet, die das unrechtmäßige Vorgehen der Refor-

mierten feststellte. Die katholische Pfarrkirche musste wieder geräumt werden.

Bei aller Verschiedenheit in religiösen Fragen muss man berücksichtigen, dass die Menschen immer noch eine soziale Gemeinschaft innerhalb der Stadtgemeinde Ratingen bildeten und deshalb in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens aufeinander angewiesen waren. Man lebte und arbeitete zusammen und musste nun feststellen, dass sich die Einwohnerschaft in konfessioneller Hinsicht auseinander lebte. Konflikte waren vorprogrammiert, sie spielten sich aber von Ort zu Ort verschieden ab, weil jedes Dorf und jede Stadt andere politische, soziale und wirtschaftliche Voraussetzungen hatte.

Für Ratingen können wir festhalten: Es hat Konflikte und Streitereien gegeben. Jede Religionsgemeinschaft versuchte, sich im Rahmen des Möglichen zu behaupten und den jeweils eigenen Machtbereich zu sichern. Die Konflikte wurden jedoch relativ friedlich unter Einschaltung der Obrigkeit ausgetragen.

Joachim Schulz-Hönerlage

Weiterführende Literatur

Burkhard Dietz/Stefan Ehrenpreis (Hrsg.), Drei Konfessionen in einer Region. Beiträge zur Geschichte der Konfessionalisierung im Herzogtum Berg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Köln 1999

Arnold Dresen, Der Kampf um die St. Katharinenvikarie in Ratingen. Ein Beitrag zur Bergischen Reformationsgeschichte, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 92 (1912), S. 47-70

Arnold Dresen, Quellenbeiträge zur Ratinger Kirchengeschichte, Ratingen 1914; der Bericht der Untersuchungskommission ist abgedruckt auf S. 35-41

Stefan Ehrenpreis, „Wir sind mit blutigen Köpfen davongelaufen ...“ Lokale Konfessionskonflikte im Herzogtum Berg 1550-1700, Bochum 1993

Otto R. Redlich u. a., Geschichte der Stadt Ratingen bis 1815, Ratingen 2004²

Heribert Smolinsky, Jülich-Kleve-Berg, in: Anton Schindling/Walter Ziegler (Hrsg.), Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Bd. 3: Der Nordwesten, Münster 1991

Frank Nitsche
Malermmeister

Thunesweg 14
40885 Ratingen
Telefon
0 21 02 / 39 91 77
Telefax
0 21 02 / 89 35 21

GARTENGERÄTE-SERVICE **STRACK GMBH**
Inh. Roman Gibbels

Verkauf, Verleih und Service von Gartengeräten

Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 9 31 40 · Fax (0 21 02) 9 31 51

Die Evangelische Stadtkirche in Ratingen

Kurze Geschichte einer alten reformierten Kirche

Bauwerke sind geschichtliche Dokumente ihrer Zeit. In ihnen drückt sich der Wunsch des Menschen aus, in den eigenen vier Wänden leben zu wollen. Sie zeigen aber auch nach außen und innen, wer die Bewohner sind, kennzeichnen die soziale Stellung innerhalb eines Gemeinwesens. Häuser sind aber oft auch bestimmt durch ihr Umfeld, durch die Nachbarschaft zu anderen Häusern, durch ihre Lage innerhalb einer Stadt, ob an der Straße oder im Hinterhof gelegen, gekennzeichnet durch einen Garten oder einen Park. Was für das Wohnhaus gilt, besitzt ebenso Gültigkeit für den Bau einer Kirche. Auch die Kirche ist ein Haus, von Menschen in einer bestimmten Zeit errichtet. Kirche ist aber mehr als nur Menschenhaus. Sie ist „Haus Gottes“ und Versammlungsort der christlichen Gemeinde. Sie vermittelt damit, wie der Mensch seinen Glauben versteht und wie er ihn lebt. Der Kirchenbau ist immer „Kind seiner Zeit“ und damit Bild einer bestimmten historischen Gegebenheit, er ist somit auch den Zeitströmungen unterworfen. Veränderungen, die sich im Laufe der Jahre und Jahrhunderte ergeben, sind daher geradezu notwendig.

Eingebunden in das Stadtbild

Je nachdem, von wo man sich heute der Stadt Ratingen nähert, ändert sich die Position der evangelischen Stadtkirche und hier vor allem die des Turmes im Stadtbild und im Verhältnis zu den drei Türmen von St. Peter und Paul. Zum einen kann man die beiden Bauwerke, die ja an sich eine enge Nachbarschaft zueinander haben, auch als zwei selbstständige Baukörper ausmachen, die somit das Stadtbild prägen. Von einer anderen Position aus „verschwimmen“ diese Bauten zu einem einzigen. Es scheint so, als ob der Turm der Evangelischen Stadtkirche Teil von St. Peter und Paul sei. Je nachdem, wo man sich gerade befindet, ist der Turm der Stadtkirche gar nicht zu sehen. Aber auch eine umgekehrte Position ist möglich, dann bekommt er eine aus-



Die Evangelische Stadtkirche an der Lintorfer Straße.
Der neoromanische Turm wurde 1856 errichtet. Vor dem Turm erkennt man das denkmalgeschützte evangelische Pfarrhaus

gesprochene Dominanz gegenüber der großen Nachbarin. Man kann dieses Spiel noch weiter treiben und erlebt das, was ein lebendiges Stadtbild ausmacht. Das war nicht immer so. Denn vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert gab es in der Innenstadt nur die Türme von St. Peter und Paul, welche die Häuser der Stadt deutlich überragten. Was sonst noch an Kapellen da war, versteckte sich zwischen den Bürgerhäusern. Erst infolge der Reformation ergab sich der Wunsch derjenigen, die

der neuen Lehre Martin Luthers folgten, nach einem weiteren, neuen Kirchenraum oder die andere Möglichkeit, die alte Pfarrkirche für den eigenen Gottesdienst zu benutzen, was zweifellos mit Schwierigkeiten verbunden war. Dafür liefert die Geschichte zahlreiche Beispiele.

Ähnlich wie die Geschichte von St. Peter und Paul eng mit der Geschichte der Stadt zusammenhängt, ist es auch mit der neuen Kirche, die im 17. Jahrhundert an

der heutigen Lintorfer Straße ganz in der Nähe der Stadtmauer und des Lintorfer Tores entstand. Sie gibt damit Zeugnis für die veränderten kirchlichen Verhältnisse seit dem 16. Jahrhundert. Das drückte sich in unserer Stadt und im ganzen Land auf zweierlei Weise aus: Da gibt es einmal die Lutheraner, eine Konfession, die sich direkt auf die Reformation Martin Luthers bezieht, und die Reformierten, die geprägt wurden durch den Schweizer Reformator Johannes Calvin. Beide Glaubensrichtungen innerhalb der reformatorischen Bewegung zeigen sich auch in den kirchlichen Bauwerken, die allmählich entstehen bzw. in den Veränderungen, die an den bestehenden Kirchen vorgenommen wurden, die bis dahin katholisch waren.

In Ratingen hatten die Lutheraner an der Düsseldorfer Straße zwei Wohnhäuser erworben und zu einer Kirche umgebaut. Den halbrunden Chor dieser Kirche kann man heute noch am Martin-Luther-Platz sehen. Die Reformierten bauten ihre Kirche in der Nähe des Lintorfer Tores. Die erstere der beiden Kirchen wird heute nicht mehr als sakraler Raum benutzt. Wohnungen und Geschäfte haben in ihr Platz gefunden. Der Grund liegt u.a. darin, dass die Lutheraner und die Reformierten im 19. Jahrhundert durch den König von Preußen zur sogenannten „Union“ zusammengeschlossen wurden. Es erfolgte der Umzug der Lutheraner in die Kirche an der Lintorfer Straße, auf der einen Seite ein wichtiges ökumenisches Ereignis innerhalb der Kirchen der Reformation, auf der anderen Seite haben aber die Menschen damals das Zusammengehen als nicht so ganz unproblematisch empfunden.

Der Beginn

Bis die Kirchen gebaut werden konnten, musste eine Reihe von Hindernissen aus der Welt geschafft werden. Denn Reformation bedeutete auch eine Konkurrenz für die alte Kirche. So hing es immer wieder davon ab, wie die Stadtverordneten, die herzogliche Regierung in Düsseldorf oder sonst wer auf die neue Lehre reagierten. Das Pendel bewegte sich,

je nachdem wer gerade das Sagen hatte, zwischen Zustimmung, Toleranz, Duldung und Ablehnung. Jedenfalls lassen sich bereits für das Jahr 1565 „Evangelisch-Gesinnte“ in Ratingen nachweisen. Sie bilden noch keine Gemeinde, haben aber Einfluss in der Stadt. Erst über 100 Jahre später bekommt Ratingen eine Lutherische Kirche. Sie wird im Jahre 1685 zwischen Düsseldorfer Straße und dem heutigen Martin-Luther-Platz eingeweiht. Wann die reformierte Gemeinde sich gründete, ist unbekannt. 1584 sind aber Vertreter aus Ratingen auf einer Synode in Aachen dabei. Also muss es schon vorher einen gemeindlichen Zusammenschluss gegeben haben. Das Glaubensleben fand zunächst vielfach im Geheimen statt. Man traf sich zum Gebet und zum Gottesdienst in Privathäusern, auf Bauernhöfen der Umgebung, je nach Lage der Dinge im Rathaus am Markt. Möglicherweise wurde auch für kurze Zeit von der Kanzel in St. Peter und Paul im Sinne der lutherischen Lehre gepredigt. Insgesamt ist es für viele Jahre eine „heimliche Gemeinde“, eine „Gemeinde unter dem Kreuz“, die sich trifft. Im Jahre 1609 erhält die reformierte Gemeinde ihren ersten eigenen Prediger. Es ist Daniel Goldbach, an den eine Straße in Ratingen erinnert.

Wie verworren die damaligen Zeiten waren, kann man dem Bericht von Pfarrer Johannes Sjuts entnehmen, der in der Festschrift zum 350-jährigen Bestehen der Evangelischen Gemeinde Ratingen im Jahre 1934 schreibt: „Inzwischen war in Ratingen die evangelische Richtung groß geworden und hatte im öffentlichen Leben mitzubestimmen. Diese Tatsache rechtfertigt die Mutmaßung, daß in Ratingen von Anfang an der Sache der Reformation Interesse, Verständnis und Einverständnis entgegengebracht wurden. Etliche Ratinger Bürger waren, so wird aus dem Jahre 1565 berichtet, an hochzeitlichen Festen u.a. Ostermontag und noch andere Male danach nach Kettwig und Homberg gegangen, um sich dort die Kommunion unter beiden Gestalten reichen zu lassen, was ihnen in Ratingen verweigert worden war. Ferner hätten sich zwei Bürger nicht vom Pastor versehen lassen

wollen, seien ohne Sakramente gestorben, bei ihrem Begräbnis seien aber in ungewöhnlicher Weise deutsche Lieder gesungen worden. Auch wird geklagt, daß der katholische Pfarrer bei einem Versehen mit dem hochwürdigsten Gut von einigen evangelischen Bürgern, wie es hier ausdrücklich heißt, ausgelacht und mit schimpflichen, lästerlichen Worten verspottet worden sei.“

Viele ähnliche Beispiele lassen sich ohne Weiteres finden. Es beginnt auch ein langer Weg, bis sich die neue Religionsgemeinschaft in einem eigenen Gotteshaus wohl fühlen kann.

Wir sind im Jahre 1633, mitten im 30-jährigen Krieg. Vom damaligen Presbyterium wurde der Plan gefasst, eine eigene Kirche zu bauen. Wie schwierig die Realisierung war, kann man u.a. daran erkennen, dass es am Ende dieses furchtbaren Krieges in Ratingen nur „drei ganzer ungerissener Häuser“ gab. Am 20. März 1668 - der Krieg ist schon 20 Jahre vorbei - konnte daher erst der Grundstein gelegt werden. Kaum begonnen, wurde bereits am 17. April 1668 der Bau durch den Richter verboten. Da die Gemeinde trotzdem weiter baute, wahrscheinlich wollte man nur die Fundamente abdecken und somit sichern, wurde sie mit einer hohen Strafe belegt, die die Gemeinde bis 1690 stark belastete. Trotzdem gab es zwischenzeitlich einen Erfolg. 1683 konnte nämlich das Bauvorhaben wieder aufgenommen werden. Die ganze Gemeinde leistete *Spanndienste*. Ein erneuter Baustopp kündigte sich 1685 an, weil kein Geld mehr da war. *Ein Bogen am Chorende wird 1685 zugemauert, weil die Leute des vielen Gebens und Fahrens müde sind, auch die Barschaft nicht da ist*. Viele halfen jetzt aber trotzdem in den nächsten Jahren mit: Spender fanden sich in der Gemeinde, aber auch bei Christen in den Nachbarorten und u.a. in den Niederlanden. Ein Förderer des Kirchenbaus war schließlich der Große Kurfürst von Brandenburg. So wurde nach 20 Jahren die Kirche eingeweiht, obwohl sie erst *notdürftig* vollendet war. In Ratingen entstand somit einer der ältesten reformierten Kirchenbauten des Bergischen Landes. Entsprechend der damaligen

Ordnung durfte die neue Kirche nicht an einer Straße stehen, sondern nur in einem Hinterhof. Wir kennen das noch von zwei reformierten Kirchen in der Düsseldorfer Altstadt. Die Kirche durfte auch keinen Turm bekommen und möglicherweise auch keinen halbrunden Chorabschluss. Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Kirche dann endlich fertig und zwar annähernd in der äußeren Form, wie wir sie heute kennen. 1709 erhielt die Kirche einen Dachreiter und zwei Glocken. Sie war damit auch nach außen als Kirchenraum zu erkennen. Erst 1856 wurde der 33 Meter hohe Kirchturm gebaut. 1892 wurde das Innere im Geschmack der Zeit verändert. Die Kirche erhielt jetzt Emporen, um so mehr Plätze für die größer gewordene Gemeinde bereitstellen zu können, und schließlich wurde 1927 der Neubau der Sakristei durch die Gemeindevertretung beschlossen. Der Provinzialkonservator für Denkmalpflege in Bonn genehmigte gleichzeitig eine neue Kanzel- und Altaranlage. Im gleichen Stil wurde die Turmhalle für eine würdige *Kriegerehrung* hergerichtet. Am 8. Dezember 1929 erfolgte die Einweihung der Ehrenhalle und der erneuerten Kirche „in ernster Feier“.



Die Stadtkirche von Osten aus gesehen. Im Vordergrund der Sakristeianbau von 1927

Ein großes Haus

Der Bau wirkt auf den Betrachter wie ein großes Haus mit einem Schleppdach. An der Ostseite ist ein hoher Giebel mit zwei Fensterdurchbrüchen. Diese Fenster sind farblich gestaltet. Die Seitenwän-

de haben jeweils drei Fenster, nach oben halbrund abgeschlossen und verglast. Eisernes Maßwerk gliedert die durchsichtigen Fensterscheiben. Vor die Westwand ist der Turm angebaut im neoromanischen Stil, aus roten Ziegeln gemauert. Die Helmspitze ziert ein Engel. Der Sakristeianbau ist dem Stil der Kirche angeglichen.

An der östlichen Giebelwand fällt dem aufmerksamen Betrachter ein großer gemauerter Bogen auf, der bewusst bei der letzten Außenrenovierung so belassen wurde, um anzudeuten, dass hier ursprünglich ein halbrunder Chorabschluss vorgesehen war. Wa-



Der Ostgiebel des aus Bruchstein und Ziegelmauerwerk bestehenden Kirchenbaues von 1668–1688. Deutlich ist der Bogen aus Ziegelsteinen zu erkennen, der auf einen ursprünglich geplanten Chorabschluss schließen lässt

rum er nicht gebaut wurde, darüber gibt es zwei verschiedene Deutungen: Zum einen wird vermutet, dass dieser Chorabschluss nicht genehmigt worden sei, um den kirchlichen Charakter des Hauses nicht allzu sehr zu betonen. Die andere Version sagt, dass das Geld ausgegangen sei - so wie ich es oben schon angedeutet habe - und man darum die vorgesehene Öffnung zugemauert habe. Heute wirkt dieser gut erkennbare Bogen an der Ostwand, der die beiden Fenster überspannt, wie ein Symbol, dass jedes Haus - demnach auch die Kirche - nie ganz fertig ist.

Wir betreten die Kirche durch die Turmhalle. Von hier aus geht eine Treppe nach oben auf die Orgelbühne und weiter in das Innere des Turmes zu den Glocken. Links vor dem Durchgang zum Kirchenschiff erinnert eine steinerne Tafel an den früheren Altar mit einem Zitat aus dem Johannes - Evangelium „*Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort!*“ (Joh. 1,1). Der Raum der Kirche selbst ist dreischiffig. Die Seitenschiffe sind durch hölzerne Säulen vom breiten Mittelschiff abgetrennt. Die Seitenschiffe besitzen flache Decken. Das Mittelschiff wird nach oben durch ein Tonnengewölbe abgeschlossen.

Der Blick richtet sich auf die flache Altarwand mit den beiden künstlerisch gestalteten Fenstern, zwischen denen ein riesiges Holzkreuz hängt. Vor der Wand befindet sich die Kanzel mit Treppen-



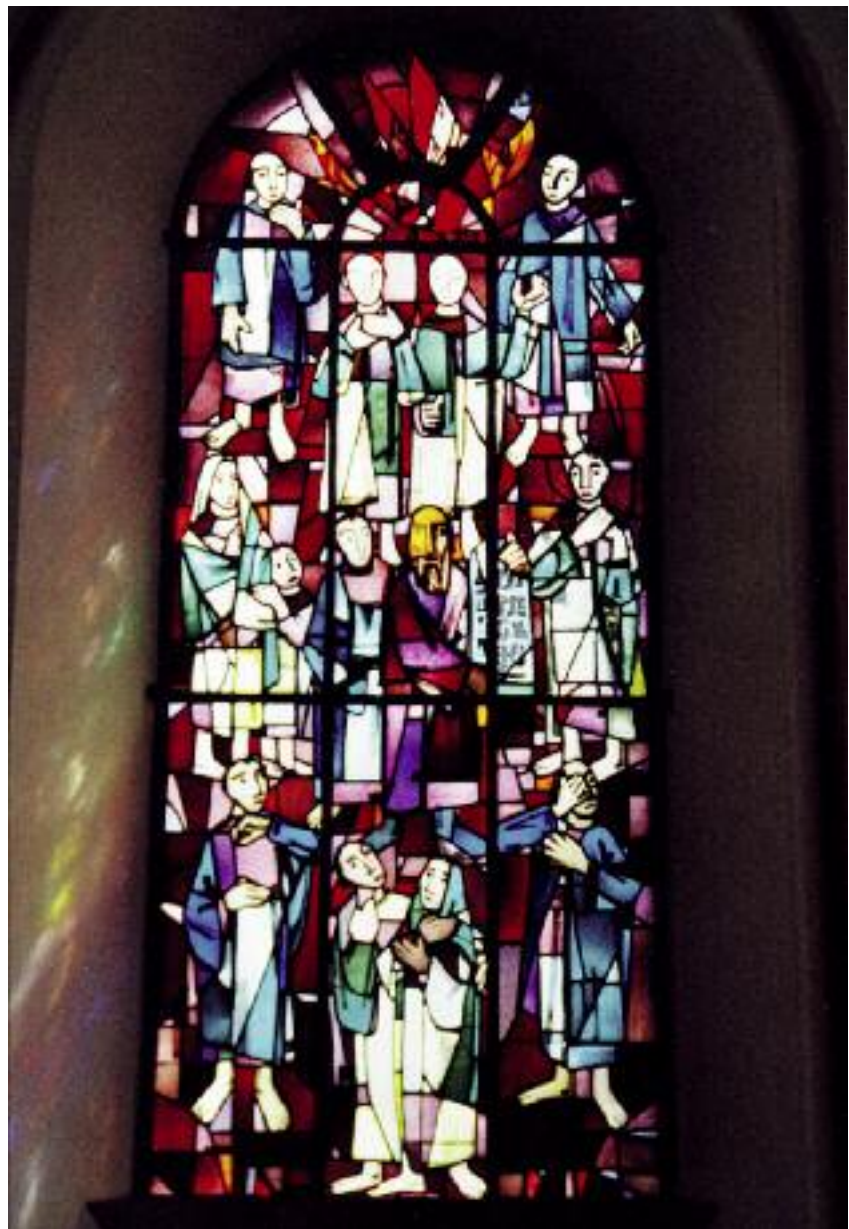
Das Kircheninnere, wie es sich heute dem Betrachter darbietet

aufgängen rechts und links und davor ein hölzerner Altartisch und dazu passend die Taufschale. Altar und Kanzel bilden eine Einheit. Die Einrichtung in dieser „modernen“ Form erfolgte in den 1950er Jahren. Vor der Westwand ist die Orgelbühne angebaut. Zierstück ist hier der reich geschnitzte Prospekt der Orgel. Weiterhin gehören zur Innenausstattung ein Abendmahlsbild, ein Epitaph, ein hölzerner Ständer mit einer Osterkerze und seit jüngster Zeit eine gläserne Weltkugel als Ort für Opferkerzen.

Die Fenster

Im Jahre 1952 fasste das Presbyterium den Beschluss, die alten Fenster durch künstlerisch gestaltete Gläser zu ersetzen. Die Entscheidung fiel im Zusammenhang mit der gesamten Neugestaltung des Kirchenraumes. Der frühere Pfarrer Wilhelm Jung und seine Ehefrau Elfriede lernten in dieser Zeit das Künstlerehepaar Dreher aus Weilheim in Oberbayern kennen. So entstand nach mehreren Gesprächen die Idee, das linke Fenster dem Alten Testament zu widmen und das rechte dem Neuen Testament. Die Firma Wilhelm Derix, Werkstätten für Glasmalerei in Kaiserswerth, führte den Entwurf aus. Es war ein neues und zunächst auch ungewohntes Element. In die damalige dunkle Verästelung der Chorwand mit Kanzel und Altar wurden „bunte“ Fenster eingesetzt, für einen reformierten Kirchenraum eine eher ungewöhnliche Veränderung, da diese Kirchen in der Regel keine Bilder und wenig Schmuck kennen. So war es auch in der Stadtkirche. Farbige Fenster: eine bildliche Darstellung wie eine mittelalterliche Bilderpredigt.

Das linke Fenster ist dem Alten Testament gewidmet. Zwei Themen aus der Mosegeschichte verbinden sich in der Darstellung. In der Rundung oben ist der brennende Dornbusch zu sehen: „Der Engel des Herrn erschien ihm (dem Mose) in einer Feuerflamme, mitten aus einem Dornbusch heraus. Er schaute, und siehe da, der Dornbusch brannte zwar im Feuer, wurde dabei aber nicht verzehrt.“ (Ex 3, 2). Ein zweites Ereignis ist in dem Bild erkennbar: Die Erscheinung Gottes am Sinai und die Verkündigung der 10 Gebote durch



Das linke Fenster hinter dem Altar zeigt Szenen aus dem Alten Testament

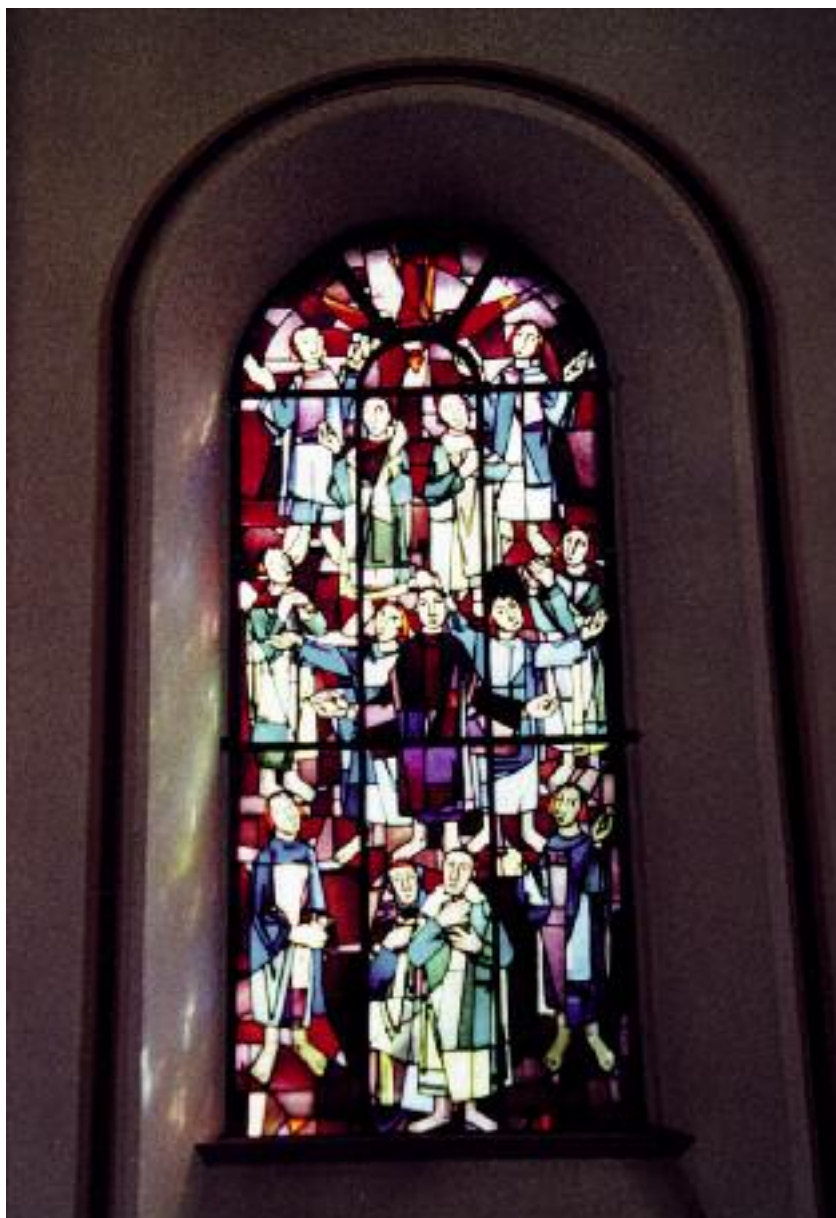
Mose: „Am dritten Tag, als es Morgen geworden war, brachen Donner los und Blitze zuckten, schweres Gewölk hing über dem Berg und überaus stark schmetternder Posaunenschall war zu hören“ (Ex 19, 16). Und weiter heißt es: „Der Berg Sinai war ganz mit Rauch bedeckt, weil der Herr im Feuer auf ihn herabgekommen war“ (Ex 19, 18). Das Feuer ist das Zeichen für die Anwesenheit Gottes. Gott spricht aus dem brennenden Dornbusch zu Mose. Im „Feuer“ begegnet Mose Gott, um die zehn Gebote stellvertretend für das Volk Israel zu empfangen. Die Gesetzestafeln, die Mose dem Betrachter entgegenhält, sind in ihrer gold-gelben Farbe wie vom „Feuer durchglüht“. Auch Mose ist

ganz erfüllt von der Nähe zu Gott, seine Gesichtszüge und seine gerade Haltung verraten es, so dass es an einer Stelle heißt: „Da sahen die Israeliten das Gesicht des Mose, das erstrahlte.“ (Ex 34, 35) Diese Momente sind im Bild des Fensters festgehalten. Mose hat die Gesetzestafeln in der Hand. Neben ihm steht Aaron, sein Bruder, als ob er ihn stützte. Mose und Aaron umstehen 12 Personen, Vertreter der 12 Stämme Israels. Die Gesetzestafeln sind das einigende Band, das aus 12 unterschiedlichen Stämmen ein Volk macht und die Menschen verschiedenster Herkunft und verschiedenen Alters zusammen führt. Die Darstellung der Feuerflammen wirkt auf den Betrachter wie wehende Fahnen:

Freiheitsfahnen. Das Gesetz bedeutet demnach nicht Einengung, Versklavung, was die Israeliten vorher erlebt hatten, sondern es ist ein Hinweis dafür, von jetzt an in Freiheit zu leben. Freiheit versteht sich als ein Miteinander, ist Ausdruck einer sozialen Ordnung und Hinweis auf die Bestimmung des Menschen, über sich selbst hinauszuwachsen. Die Reaktion der dargestellten Vertreter der Stämme Israels ist somit Zustimmung zu dem, was Gott dem Mose offenbart hat. Die Komposition des Bildes lässt diese Interpretation zu. Es gibt aber auch ein Gegenüber, das ist der Betrachter, die Gemeinde, die sich in der Bildaussage wiederfinden kann, nämlich die Gesetze in ihrer überzeitlichen Bedeutung zu erkennen.

Im rechten Fenster findet das alttestamentliche Thema seine Entsprechung und Weiterführung in einer Darstellung aus dem Neuen Testament. In leuchtendem Rot schwebt die Taube, Symbol des Heiligen Geistes, mit weit ausgebreiteten Flügeln über einer Gruppe von 13 Gestalten, die im Kirchenfenster zu erkennen sind. Die Farbe Rot durchdringt auch den Hintergrund, zwar nicht in der Intensität, wie sie bei der Taube zu erkennen ist. Aber sie verändert allmählich den Grundton und markiert über das Bild verteilt leuchtend rote Punkte, die sich zum Teil an den Personen festzumachen scheinen oder die aus den Menschen heraus leuchten. In der Mitte des Fensters - deutlich herausgehoben aus der Gruppe der übrigen - steht Petrus, eigentlich in der Haltung des predigenden Christus. In der Apostelgeschichte heißt es entsprechend. „Da trat Petrus auf, er erhob seine Stimme und begann zu reden“ (Apg 2, 14). Mit ausgebreiteten Armen steht er vor seinen Zuhörern - gemeint ist auch die Gemeinde, die hier in der Kirche sitzt - und verkündet die Botschaft von der Befreiung, dass Christus nicht „vom Tod festgehalten wurde“ (Apg 2,24).

Die übrigen Personen sind in Vierergruppen über die Bildfläche verteilt. Sie stehen in unterschiedlichen Haltungen dem Betrachter gegenüber: Sie beten, sie zeigen Erstaunen oder Erschrecken, sie weisen auf das Ereignis hin, for-



Das alttestamentarische Thema des linken Bildes findet seine Entsprechung und Weiterführung durch die Darstellung von Szenen aus dem Neuen Testament im rechten Fenster

dem zum Zuhören auf, sind ergriffen von dem, was sie erleben.

An einer anderen Stelle der Apostelgeschichte werden sie alle aufgezählt, die sich im „Obergeschoss“ des Hauses aufhielten, wo sie das Kommen des Heiligen Geistes erwarteten.

Sie „verharrten einmütig im Gebet, zusammen mit den Frauen und Maria, der Mutter Jesu“ (Apg 1, 12-14). Auf traditionellen Pfingstbildern sehen wir darum oft Maria in der Mitte der Szene. Hier im Fensterbild der Evangelischen Stadtkirche ist sie Teil der Menschen, die das Kommen des Geistes Gottes erleben. Von daher ist Maria schwer im Bildprogramm zu identifizieren. Die beiden Figuren

am unteren Bildrand in der Mitte heben sich in ihrer Gestik von den übrigen Gestalten ab. Ihre Handhaltung ist verhalten und nicht demonstrativ nach außen gerichtet wie bei den meisten anderen. Diese beiden Gestalten stehen unter den weit ausgebreiteten Armen des Petrus wie unter einem Kreuz. Damit könnte man diese beiden als Maria (links vom Betrachter) und Johannes unter dem Kreuz deuten, wie wir es aus vielen Darstellungen der Kreuzigung Christi kennen. „Gemeinde unter dem Kreuz“, so verstand sich die reformierte Gemeinde in ihrer Anfangszeit. Diese geschichtliche Erfahrung könnte auch hier ihren künstlerischen Ausdruck gefunden haben. Die verhaltene Gestik von

„Maria“ und „Johannes“ bekäme so einen konkreten Bezug.¹⁾

Die Taube ist der Ausgangspunkt im oberen Teil des Fensters. Von hier aus entsteht eine senkrechte Linie über Petrus zu den beiden Gestalten am unteren Rand des Bildes, während die übrigen Personen auf diese Mitte ausgerichtet sind oder aus der Mitte nach außen treten, um über den Rahmen hinaus in die größere Gemeinde zu wirken. Es ist auch ein Bild der konkreten Gemeinde vor Ort, die sich „begeistern“ lässt. Die auf dem Bild dargestellte junge Kirche setzt sich in der jeweiligen Zeit und Geschichte fort. Die Gemeinde, die in Jerusalem zusammengekommen war, ist Vorbild für die Kirche, die sich vom damaligen Zeitpunkt an über die Welt ausbreitet hat und auch hier in Ratingen existiert.

Die Predigt des Petrus richtete sich an alle Menschen, denn jeder verstand ihn, wie wir in der Apostelgeschichte lesen: „Parther, Meder und Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Judäa und Kappadozien, von Pontus und der Provinz Asien, von Phrygien und Pamphylien, von Ägypten und dem Gebiet Lybiens nach Kyrene hin, auch Römer, ... Juden und Proselyten, Kreter und Araber.“ All die vielen aus der ganzen Welt sprach Petrus an, und sie verstanden ihn in ihren eigenen Sprachen (Apg 2,9-11.) Dass alle in diesem Augenblick „außer sich“ und „ratlos“ waren, versteht sich aufgrund dieser Erfahrung von selbst. Wie damals das Wort des Petrus „weltweit“ - ökumenisch - verstanden wurde, so sollte seine Sprache und damit sein Anliegen nicht verstummen. Dazu gibt das Fenster entsprechend Anregung: Evangelische und katholische Christen sind heute gemeint, Fremde und Einheimische. Es ist die Fortsetzung des Pfingstwunders von damals, nämlich die Worte des Petrus hier und jetzt in der eigenen „Muttersprache“ zu hören und zu verstehen.

Von außen werden die Fenster durch einen gemauerten Bogen überspannt und damit verbunden. Was von den Bauleuten sicherlich so nicht gewollt war, erweist sich als ein symbolischer Hinweis, dass nämlich Altes und Neues Testament auf einander bezogen sind.

Im Kirchenraum ist das große Kreuz das verbindende Element zwischen beiden Aussagen. Durch das Kommen Christi bekommt das eine wie das andere erst seine Sinnggebung. Die zehn Gebote erfüllen sich in Christus. Pfingsten ist die Fortführung der Botschaft Christi in der geschichtlich erfahrbaren Kirche.

Der Kirchenschatz

Die in der Abendmahlsliturgie benutzten Geräte haben eine zum Teil lange Geschichte. Aus dem Jahre 1620 stammt der älteste Kelch. Ihn haben die Lutheraner mitgebracht, als sie aus ihrer Kirche in die Kirche der Reformierten umzogen. Dieser spätgotische Kelch trägt die lateinische Inschrift (hier in deutscher Übersetzung):

genen Henkel und flachem Deckel, in den das Wappen der Stifterin eingraviert ist. Von ihr hatte die Gemeinde auch schon vorher finanzielle Hilfe bekommen, um den Kirchenbau voranzutreiben. Gerhard Demmer aus Neustadt, Gouverneur von Ostindien, schenkte der Gemeinde einen silbernen Abendmahlsteller. Der Teller hat einen reich verzierten breiten barocken Rand. In der Mitte des Tellers ist die umlaufende Inschrift mit dem Hinweis auf den Stifter und sein Wappenschild eingraviert. Schließlich stifteten *Schipper* (Schiffer) *opt grote Schipp Malakka* einen hohen silbernen Kelch. Inschrift und Gravur verweisen auf die Stifter.

Ein weiterer Kelch mit dazugehöriger Patene (Brotschale) gehört



Spätgotischer Abendmahlskelch von 1620, den die Lutheraner nach der „Union“ mit den Reformierten im Jahre 1817 und nach Aufgabe ihrer Kirche mit in die „neue“ Kirche brachten

Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Frauen, Hoheslied 2,2. Kirche der Augsburgischen Konfession in Ratingen.“ Aus der gleichen Zeit (1620) stammt eine silberne Abendmahlskanne, reich verziert mit einem Blütendekor, mit einem Deckel, aus dem eine Blütenknospe herauswächst, und einem weit geschwungenen Henkel. Auch diese Kanne war ursprünglich im Besitz der lutherischen Gemeinde. 1660 stiftete Freifrau Elisabeth von Bauer-Frankenbergs reformierten Gemeinde eine silberne Abendmahlskanne. Es handelt sich hierbei um eine bauchige Kanne auf einem mehrfach gegliederten Fuß mit großem geschwun-

zum Kirchenschatz. Er ist in der Form schlicht und ohne künstlerisches Beiwerk. Einzig der Fuß ist mehrfach gestaltet. Die Kelchschale ist klar geformt. Der Stil zwischen Fuß und Schale wird durch einen relativ großen Nudus

1) Vor vielen Jahren hielt ich als junger Theologe im Ökumenischen Gesprächskreis der Innenstadt einen Vortrag über „Maria in der katholischen Kirche“. Bei einigen evangelischen Zuhörern war deutlich die Skepsis über die katholische Marienverehrung herauszuhören. Da kam mir Pfarrer W. Jung zu Hilfe, der meinte, in der Stadtkirche gäbe es ein Marienbild. Diese Bemerkung löste großes Erstaunen aus. Und er erklärte weiter, dass Maria im Pfingstfenster dargestellt sei.



Von der Freifrau Elisabeth von Bauer-Frankenbergr 1660 gestiftete Abendmahlskanne

(Knoten) unterbrochen. Dieser Kelch stammt aus dem Jahre 1690, wie eine Gravur auf der Unterseite des Fußes angibt. Auffällig ist, dass ein kleiner Deckel mit Scharnier die Unterseite des Fußes wie bei einem Reliquiar abschließt.

Ein weiterer Kelch mit dazugehöriger Patene ist noch zu erwähnen. Er ist ein „Geschenk der Patengemeinde Beelitz / DDR“ vom 23. Mai 1976, wie die Inschrift am unteren Rand des Fußes mitteilt.

Ein für die Geschichte der Kirchengemeinde und ebenso für die Stadtgeschichte wichtiges Zeugnis ist die Unionsmedaille, die 1820 der Gemeinde vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. verliehen wurde. Die Medaille zeigt auf der einen Seite im Profil die Reformatoren Martin Luther und Johannes Calvin, auf der anderen Seite ein aufgeschlagenes Buch im Strahlenkranz mit der Inschrift: *Die ganze heilige Schrift*. Dieses Motiv des aufgeschlagenen Buches war auch als Wandgemälde in der früheren Ausstattung der Kirche über der Kanzel zu sehen. Hier wurde es ergänzt durch einen Kelch und die Taube als Symbol des Heiligen Geistes über Buch und Kelch. Darunter stand als verbindendes Element zwischen den beiden Fen-

stern *Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege*. Während des Ersten Weltkrieges gab die Gemeinde bei der *Goldablieferung an die Reichsbank* auch die Unionsmedaille ab. Im Jahre 1919 konnte sie aber für den Gegenwert von 72,80 Mark zurückgekauft werden. So ist sie bis heute ein wichtiges Dokument im Kirchenschatz.

Erwähnt seien auch noch mehrere Siegel, die die Kirchengemeinde aufbewahrt. Sie zeigen einmal wiederum das aufgeschlagene Buch - die Bibel - zum anderen das Lamm Gottes mit der Osterfahne im oberen Teil und darunter den Löwen mit dem Rad, wie wir sie aus älteren Stadtwappen kennen.

Das Epitaph

An der linken Seitenwand im Chorraum fällt ein Wandepitaph auf. Es ist dem Schweizer Obristen Wilhelm von Muralt gewidmet. Geboren 1664 in Bern, trat er 1693 in holländische Dienste. Er war Kommandeur der Schweizer Legion. 1702 ist er bei der Belagerung von Kaiserswerth gefallen. Als reformierter Edelmann wurde er in der Ratinger Kirche beigesetzt. Ursprünglich war es ein großes Grabdenkmal mit barockem Rahmen, mit Figuren und Wappen, das wegen seiner Größe den Kir-



Die Unionsmedaille wurde 1820 vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. nach der Vereinigung von lutherischer und reformierter Gemeinde verliehen

chenraum bestimmte. Beim Einbau der Emporen 1892 wurde das Grabmal abgebaut. Leider sind die Figuren dabei verloren gegangen.



Epitaph des Schweizer Obristen Wilhelm von Muralt an der linken Seitenwand des Chorraumes

Übrig geblieben ist die Inschriftentafel, die Hinweise auf das Leben Muralts gibt.

Das Abendmahlsbild

Als die Lutheraner nach der Union mit den Reformierten im Jahre 1817 aus ihrer eigenen Kirche auszogen und diese aufgaben, brachten sie einige Ausstattungsstücke in die für sie neue Kirche mit, die dann auch hier ihren Platz im Kirchenraum bekamen. Somit wird die Erinnerung bis heute wach gehalten, dass hier zwei unterschiedliche Wege der Reformation zusammengeführt wurden. Dazu gehörte u.a. ein Gemälde. Das Bild von einem unbekannten Künstler aus dem Jahre 1730 lässt am Rahmen noch gut erkennen, dass es ursprünglich Teil eines Altares war. Die barocke Darstellung - *der Einfluss Rembrandts ist deutlich zu erkennen* (W. Jung) - zeigt Christus beim Abendmahl im Kreis seiner Jünger. Der Tisch mit der weißen Decke greift die Querlinie des Bildes auf. Genau in der Mitte sitzt Jesus mit zum Himmel erhobenen Augen. In der Hand hält er den Kelch, vor ihm liegt das Brot neben der Brotschale. Es ist der Augenblick festgehalten, wo er sagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut.“ Die Jünger sind um den Tisch gruppiert. Ihre Gesichtszüge sind von Erstaunen, Ehrfurcht, von Unsicherheit und Abwarten geprägt. Ähnlich ist ihre Körperhaltung. Der eine beugt sich vor, sucht die Nähe zum gerade Gehörten, zeigt eine eher abwartende oder vielleicht auch abweisende Haltung; Geheimnis des Glaubens, dem sich der eine schnell öffnet, zu dem der andere vielleicht erst allmählich Zugang



Das Abendmahlsbild von 1730 stammt noch aus der alten lutherischen Kirche

findet oder sogar Zweifel zum Ausdruck bringt und sogar Ablehnung. Für diese distanzierte und ablehnende Einstellung steht die abweisende Körperhaltung des Judas, der im Vordergrund links vor dem Tisch sitzt. An der vorderen Kante des Tisches liegt ein Messer. Der direkte Bezug zum Bildgeschehen liegt möglicherweise darin, dass mit ihm das Brot zerschnitten wird. Ihm kommt aber auch eine weitergehende Bedeutung zu. Es ist ein „Schlachtschwert“, mit dem zum Passahfest das Opferlamm geschlachtet wurde. Es verweist damit auf den Op-

ferod Christi als „Lamm Gottes“, der sich am Karfreitag vollziehen wird. Die Schneide weist über die Tischkante hinaus wie ein „Wegweiser“ auf das, was kommen wird. In der rechten unteren Ecke des Bildes erkennt der Betrachter einen großen Korb: es ist neben dem Kelch und Brot auf dem Altar ein weiteres eucharistisches Zeichen. Es erinnert nämlich an die Brotvermehrung, bei der mit wenigen Broten viele gesättigt wurden und am Schluss noch übrig gebliebenes Brot in 12 Körbe eingesammelt wurde (vgl. Mt 14, 13 ff. u.a.).

Über der Tischszene ist ein großer Vorhang drapiert, der den halbrunden Abschluss des Bilderrahmens nach oben hin aufgreift. Auch dieser Vorhang ist nicht nur Dekoration, sondern verbirgt den Himmel, ist selbst wie ein „Wolkenhimmel“ in diesem Abendmahlsraum. Der Künstler hat hier den Ostergedanken indirekt eingeführt, wenn Jesus am Ostersonntag von den Toten aufersteht und zum Vater zurückkehrt: „Er verschwand vor ihren Blicken“ heißt es in der Apostelgeschichte. Genau in der Mitte des Bildes hängt von oben herab eine Öllampe, die für das Bild die Lichtquelle ist. Eine Lampe mit drei Flammen: ein Hinweis auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit. Die eigentlichen Lichtquellen sind aber Christus und das weiße Tischtuch.

Kennzeichnend für die Art der Darstellung ist auch die „Rolle“ des Betrachters. Er ist in die Tischgemeinschaft mit hinein genommen. Christus sitzt dem Betrachter frontal gegenüber, die übrigen Tischgenossen bilden einen Halbkreis, lassen die Sitzplätze nach vorne offen. Der Raum vor dem Tisch ist frei. Hier hat die Gemeinde ihren Platz, die sich versammelt hat, um in Erinnerung an das letzte Abendmahl zu feiern. Von daher gehört das Bild eigentlich nicht an eine Seitenwand, sondern als Bild über den Altar, weil der Tisch des Bildes seine Fortsetzung im Altartisch der Kirche hat und das Bildgeschehen seinen realen Ausdruck im Abendmahlsgottesdienst findet.

Die Orgel

Ratingen war seit etwa 1650 für fast 100 Jahre über die Stadtgrenzen hinaus durch seine Orgelbauwerkstätten bekannt. Eine davon gehörte der Familie Weidtmann, die über mehrere Generationen viele Orgeln im Bergischen Land, am Niederrhein und in Holland baute - vor allem für lutherische und reformierte Kirchen.





Die Orgel der Stadtkirche mit dem barocken Orgelprospekt von Thomas Weidtmann (1675–1745) aus Ratingen

Für eine Gemeinde wie Ratingen, die nicht reich war, bestand zwar der Wunsch nach einer Orgel für die eigene Kirche, er konnte sich aber nur realisieren, wenn es einen Stifter gab. Der fand sich in dem Gemeindeglied und Orgelbauer Peter Weidtmann (1647-1745). Letztendlich kam aber erst sein Sohn Thomas (1675-1745) zum Erfolg, im Jahre 1736 für die Stadtkirche eine Orgel zu bauen. Unterstützt wurde Thomas Weidtmann bei diesem Projekt durch seinen Sohn Peter jun. (1698-1753). Wie sein Großvater verpflichtete sich der junge Mann zum kostenlosen Organistendienst. Von dieser Orgel ist heute nur noch der reich geschnitzte Prospekt erhalten, denn das Werk musste im Laufe der Zeit mehrfach überholt werden, weil die Feuchtigkeit in der ungeheizten Kirche dem Instrument stark zusetzte. Das alte Werk wurde im 20. Jahrhundert durch eine neue Orgel ersetzt, die aber 1971 ausbrannte. 1973 baute die Firma Schuke die neue Orgel, die jetzt zu den Gottesdiensten erklingt.

Die alte lutherische Kirche besaß ebenfalls eine Orgel, die 1730 von Thomas Houben, einem Schüler Peter Weidtmanns des Älteren, gebaut worden war. Sie existiert heute nicht mehr.

Die Glocken

Gleichzeitig mit dem Bau des Kirchturms in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden auch vier Glocken angeschafft. Kommerzienrat Brügelmann, ein großer Gönner der evangelischen Gemeinde, hatte diese Anschaffung finanziell ermöglicht. Es wird berichtet, dass er die Glocken auf einer Ausstellung in Paris gesehen und für die Gemeinde in Ratingen gekauft habe. Der Kaufpreis betrug 1.500 Taler. In Ratingen angekommen, wurde entdeckt, dass die Glocken Namen trugen. Sie waren der heiligen Maria, dem heiligen Martin und dem heiligen Michael geweiht. Der Name der vierten Glocke ist unbekannt. Die Heiligennamen deuten möglicherweise darauf hin, dass sie ursprünglich für eine katholische Kirche gegossen wurden. 1911 bekamen diese Glocken ein elektrisches Läutewerk zusammen mit dem elektrischen Licht für die ganze Kirche. Bis dahin wurden die Glocken über Seile geläutet, die aus der Glockenstube bis in den Eingangsbereich unter dem Turm reichten. Während des Ersten Weltkrieges wurden alle vier Glocken am 1. 3. 1917 beschlagnahmt und für Kriegszwecke abgeholt. Aus diesem Anlass fand am 1. 4. 1917 ein Abschiedsgottesdienst statt. Das Thema hatte der damalige Pfarrer Johannes Sjuts (1913-1936) beim Propheten Jeremias gefunden: „Land, Land, höre des Herren Wort“ (Jer 22,29). Der Gegenwert der Glocken wurde damals durch die Militärbehörde mit 4.216 Mark festgesetzt. Schon bald nach dem Krieg gründeten Gemeindeglieder einen Glockenverein, so dass 1921 drei neue Guss-Stahlglocken ange-



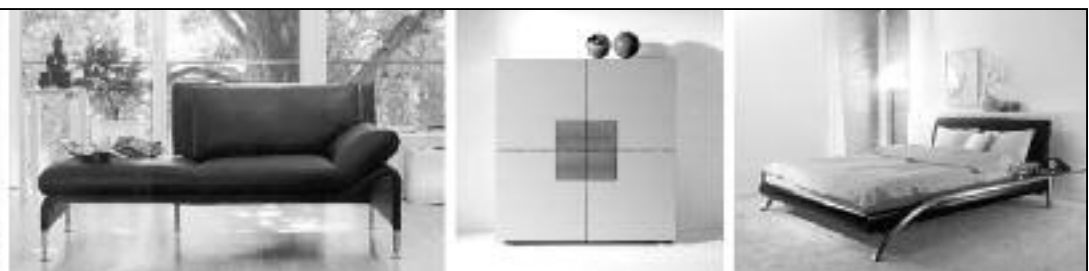
Fürbittleuchter in Form einer Weltkugel, gekrönt von einem sogenannten „Geusenengel“

schaft werden konnten. Sie sind abgestimmt auf cis, E und fis. Ihr Gewicht beträgt 1667 kg, 1109 kg, 850 kg, und sie haben einen Durchmesser von 1,57 m, 1,30 m und 1,26 m. Diese Glocken wurden am 3. Juli 1921 mit einem Glockenweihfest ihrer Bestimmung übergeben. Während des Zweiten Weltkrieges blieben sie unversehrt im Turm der Stadtkirche im Gegensatz zu vielen anderen Kirchenglocken aus den evangelischen und katholischen Nachbargemeinden. Zu erwähnen ist noch, dass zwischen dem Geläut von St. Peter und Paul und dem der Stadtkirche eine tonale Abstimmung erfolgte, so dass heute eine größtmögliche Harmonie besteht.

Leuchter

In jüngster Zeit hat die Gemeinde einen Fürbittleuchter aufgestellt. Kerzen brennen hier als Ausdruck von persönlichem Gebet. Der Fürbittleuchter wurde von dem Duisburger Gold- und Silberschmied Claus Pohl geschaffen. Der Leuchter zeigt die Kontinente. „Er öffnet den Blick über die persönlichen und lokalen Nöte auf das globale Geschehen und die Weltver-

form und raum
 Inneneinrichtung
 Untker Str. 31
 Ratingen-Mitte
 Tel.: 02102/2 20 37
 Tankhaus Grabenstr.



antwortung von Christinnen und Christen.“ (G.U. Brinkmann). Der Posaunenengel, der den Kirchturm schmückt, ist auch hier „Spitze“, diesmal nicht des Kirchturms, sondern der Weltkugel. Der Engel ist ein sogenannter „Geusenengel“, weil die niederländischen Protestanten ihn als Zeichen gegen die katholische spanische Herrschaft benutzten. So schmückt er viele reformierte Kirchen in den Niederlanden und so auch den Kirchturm der Stadtkirche und den Dachreiter der Linneper Waldkirche. Im weiteren Sinne erinnert der Engel mit der Posaune aber an ein Wort aus der Offenbarung des Apostels Johannes: „Und ich sah einen anderen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkünden denen, die auf Erden wohnen und allen Nationen und Geschlechtern und Sprachen und Völkern“ (Offb 14,6).

Osterkerze

Diese Kerze ist ein ökumenisches Zeichen. Für mehrere Jahre war die katholische Gemeinde zu Gast in der Stadtkirche, als die Pfarrkirche St. Peter und Paul restauriert wurde. Aus dieser Gastfreundschaft haben sich zahlreiche Kontakte ergeben, die deutlich machen, dass Unterschiede zwischen den Konfessionen da sind, dass man ihre Bedeutung und ihren Sinn aber erlernen kann. So entsteht eine Akzeptanz und ein Miteinander. Seitdem die Katholiken zu Gast in dieser Kirche waren, schenken sie der Gemeinde jedes Jahr eine Osterkerze, wie sie sie aus der eigenen Osterliturgie kennen und die sie auch über das Kirchenjahr hin begleitet. Die Kerze ist durch ein großes Kreuz gekennzeichnet, in dem fünf Wachsnägel als Hinweise auf die Verwundungen Jesu am Kreuz eingedrückt sind. Die Kerze trägt weiterhin die Buchstaben „Alpha“ und „Omega“ - ein Hinweis dafür, dass Christus der Anfang und das Ende ist, der Herr der Zeit. Die jeweilige Jahreszahl gibt den aktuellen Hinweis auf das Jahr, in dem die Kerze ihre liturgische Funktion hat.

Außerhalb der Kirche

An der südlichen Außenwand der Kirche erinnert ein Epitaph an eine junge Frau, die mit 19 Jahren ver-



Grabstein der Wilhelmine Hengstenberg auf dem alten evangelischen Friedhof an der Angerstraße. Wilhelmine Hengstenberg, Tochter des reformierten Pfarrers Hengstenberg, heiratete den lutherischen Pastor Petersen

storben ist. Diese junge Frau - Maria Elisabeth (von S)wartz - wurde am 10. September 1700 geboren und ist am 6. August 1719 „selig im Herrn entschlafen“. Am 10. August wurde sie „hieselbst begraben“. Die umlaufende Inschrift deutet an, dass es sich ursprünglich um eine Grabplatte handelt, die ein Erdgrab abdeckte. Der Grabstein ist weiterhin durch einen mehrzeiligen Vers gekennzeichnet, der von der jetzt erreichten Nähe der Verstorbenen zu Jesus handelt: „Im Tod ist Jesus mein geblieben.“ Ein großes Wapen zielt den oberen Teil des Grabsteins. Zusätzlich erinnern zwei Symbole an den Tod: der Totenkopf und das Stundenglas. An diesem zeitgeschichtlichen Dokument sind auch noch Einschüsse aus dem Zweiten Weltkrieg zu erkennen, die einige Stellen der umlaufenden Schrift unleserlich machen. So ist gerade ein Teil des Namens nicht mehr zu entziffern. Aus dieser Grabplatte darf man nicht schließen, dass hier früher um die Kirche ein Friedhof gewesen sei. Die Toten wurden zunächst auf dem Friedhof um die Kirche St. Peter und Paul begraben und später auch auf einem Friedhof beim „Gasthaus“ (dem Spital zum Hl. Geist), bis im Verlauf des 18. Jahrhunderts allgemein die Begräbnisstätten aus dem Stadtinnern vor die Stadtmauern verlegt wurden. So entstanden der katholische, der evangelische und

der jüdische Friedhof in direkter Nachbarschaft vor der Stadtmauer in der Nähe des Lintorfer Tores, die heute noch als Anlage mit einigen Grabdenkmälern an die frühere Zeit erinnern. Auf dem Teil, der der evangelischen Gemeinde gehörte, ist ein großes Grabdenkmal erhalten, das an die Zeit erinnert, als Lutheraner und Reformierte sich zusammenschlossen. Es ist das Grabmal der „Wilhelmine Hengstenberg, verehelichte Pastorin Petersen“. Der reformierte Pfarrer Hengstenberg war der Schwiegervater des lutherischen Pfarrers Petersen. Auch die Liebe ermöglichte das Zusammengehen der beiden Gemeinden.

Auf dem Kirchplatz der Evangelischen Stadtkirche steht eine alte Wasserpumpe. Die Bewohner der umliegenden Häuser holten früher hier ihr Wasser. Ob evangelisch oder katholisch, das war wahrscheinlich egal. Das einzige, was in dem Zusammenhang galt, war die Nachbarschaft. Nachbarschaft ist auch das Bild, das die Stadtkirche bis heute zu den umliegenden Häusern und zur katholischen Pfarrkirche prägt.

Benutzte Literatur:

- Johannes Sjuts: Festschrift zum 350jährigen Bestehen der Evangelischen Gemeinde Ratingen, Ratingen 1934
- Wilhelm Jung: 400 Jahre Ev. Kirchengemeinde Ratingen. Festvortrag, Ratingen 1984
- Albrecht Möller: Evangelische Stadtkirche Ratingen (kurzer Kirchenführer), Ratingen o.J.
- Gemeindebuch des Kirchenkreises Düsseldorf (Hrsg.: Synodalvorstand der Kreissynode Düsseldorf), Essen 1956
- Otto R. Redlich: Geschichte der evangelischen Gemeinde Ratingen - in: Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815 (hrsg. von der Stadt Ratingen zum 650jährigen Stadtjubiläum), Ratingen 1926
- Drs.: Ratingen - Geschichte von den Anfängen bis 1815 (Neuaufgabe, Hrsg.: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.), Essen 2004
- Ratingen - Geschichte 1780 bis 1875 (Hrsg.: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.), Essen 2000
- Jakob Germes: Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1979
- Justus Hashagen u.a.: Bergische Geschichte, Remscheid-Lennep 1958
- Helmut Ackermann: Geschichte der Evangelischen Gemeinde Düsseldorf von ihren Anfängen bis 1948, Düsseldorf 1996
- Ulrich Rauchenbichler/Erika Stubenhöfer: Ratinger Straßennamen, Ratingen 2001

Hans Müskens

Vom Bollerwagen zum Schwertransportanhänger

120 Jahre Fahrzeugbau Wetzel

Auf der Mülheimer Straße Ecke Backhausfeld stand 1880 eine kleine Schmiede. Sie wurde von Wilhelm Hayn betrieben, der aber in jungen Jahren verstarb. Seine Witwe versuchte, den Betrieb mit dem Altgesellen weiterzuführen. Es stellte sich aber bald heraus, dass dieser unfähig war, die Geschäfte alleine zu führen. So verlor man immer mehr Kunden.

Da übernahm Johann Wetzel am 1. Januar 1884 die Schmiede und gewann durch Fleiß und Können das Vertrauen der Kunden zurück.

Johann Wetzel kam aus Hösel, seine Eltern und Großeltern bewohnten den Wetzelshof bzw. das Wetzelshäuschen, nach dem die Straße dort benannt ist.

Er heiratete 1888 Amalie Backhaus. Sie und ihre Geschwister Jettchen und Fritz waren Besitzer von Wald und Hof Hahnerheide. Das Gelände war vor dem Krieg 100.000 Goldmark wert, sie war also das, was man eine „gute Partie“ nannte. Aber das war natürlich nicht der wahre Grund der Heirat. Sie war für ihren Fleiß bekannt und half oft in der Schmiede aus, z.B. den Blasebalg zu ziehen oder andere Hilfestellung zu leisten, um den Aufschwung zu unterstützen. Nach und nach stellten sich die Kinder ein: Ernst, Otto, Emil, Paul und Paula.

Johann Wetzel war ein geschickter Handwerker und guter Geschäftspartner, so dass die kleine Schmiede bald nicht mehr ausreichend groß war. So beschloss man 1892 umzuziehen, und Haus und Schmiede wurden in Ratingen auf der Bahnstraße errichtet, wo auch der Wagenbau in Verbindung mit dem hiesigen Stellmacherhandwerk, z.B. der Fa. Schorn auf der Düsseldorfer Straße, aufgenommen wurde. Sie war bekannt für die Herstellung von Karren- und Wagenrädern, die sogar damals an die Fa. Ackermann in Wuppertal-Vohwinkel geliefert wurden. Der Kontakt mit den übrigen Bürgern der Stadt wurde gepflegt, so durfte z.B. zum Schützenfest die Fa. Scheidtman ihr Bodenkarussell mit Pferdchen und Kaffeemühle auf dem Vorplatz der Schmiede aufbauen. Dann konnte man für einen Pfennig an der Stange (stehend) oder als Bremser umsonst mitfahren. Man musste auf Glockenzeichen hin ein Brett, welches durch eine Kette mit der Plattform verbunden war, nach draußen werfen und während der Fahrt drauf springen, das ergab die gewünschte Bremswirkung.

Mittlerweile wurden mehrere Gesellen und Lehrlinge beschäftigt.

Leider blieb der geschäftliche Erfolg von Johann Wetzel nicht un-

getrückt: 1903 starb Amalie Wetzel mit 45 Jahren.

Da Johann Wetzel jetzt neben der Arbeit in der Schmiede auch die Mutter für die Kinder ersetzen musste, versuchte er, beide Aufgaben soweit als möglich zu vereinen. Er bemühte sich, die Kinder immer unter Kontrolle zu haben. So durften die Kinder Buden und Karussells auf dem Baumhof bauen, fehlendes Material durfte aus der Schmiede geholt werden, solange die Gesellen nicht gestört wurden oder man sich nicht zu nahe am Schmiedefeuer aufhielt. Eine alte Kutsche und eine ausrangierte Straßenbahn waren da und alle Kinder der Nachbarschaft nahmen teil.

Aber er führte auch ein strenges Regiment, sonst wäre es wohl zu hoch hergegangen! Unterstützung bekam er von Lehrer Baxmeier, der nebenan auf der ersten Etage wohnte mit Fenster zum Hof.

Auch sonst waren viele junge Mitarbeiter in der Schmiede: So holte sich Großvater meist junge Menschen aus dem Heim, Vollwaise oder schwer erziehbare Jugendliche, und nahm sie in die Lehre, um sie auf den richtigen Weg zu bringen. Sie wohnten im Haus und aßen mit am gemeinsamen Tisch. Es herrschten strenge Sitten. Hatte er sich über die Jungen geärgert, nahm er am Tisch nur wenig zu sich und stand schnell auf, das war das Zeichen, dass alle aufstehen und die Arbeit wieder aufnehmen mussten. Nachdem so die Jungen einige Male hungrig wieder an die Arbeit gehen mussten, passten sie gegenseitig aufeinander auf, dass keiner den Zorn des Chefs auf sich zog.

Vor dem Ersten Weltkrieg fuhren die meisten besser gestellten Leute mit der Pferdekutsche, und auch der öffentliche Verkehr wurde nur mit Kutschen durchgeführt.

Vor dem Ersten Weltkrieg verkehrte zwischen Homberg und Ratingen die Postkutsche, Hochstein war der Unternehmer. Er benutzte einen großen Landauer mit zwei Pferden und konnte 14 Personen



Die Schmiede an der Bahnstraße im Jahre 1911.
Johann Wetzel (rechts) mit seinen Söhnen Otto (zweiter von rechts) und Emil (ganz links). Neben Emil Hermann Heischkamp

mitnehmen. Bei Opa Wetzel wurde ausgespannt und gefüttert, er hatte extra den Stall umgebaut. Der Kutscher bekam dann bei ihm sein verdientes Frühstück. Dort, wo keine Postkutsche hinkam, mussten die Leute noch zu Fuß gehen. Frieda von der Schlippen, die später Otto Wetzel heiratete, musste bei jedem Wetter von der Sohlstättenstraße als Schülerin nach Ratingen und zurück tippeln. 1911 bekamen sie und ihre Schwester Selma das erste Fahrrad. Otto Wetzel erwarb einen Fahrradführerschein (in Leinen-Ausführung) mit 15 Paragraphen.

In dieser Zeit fuhren Dr. Paul Eigen ein Motorrad, Gerichtsvollzieher Schmidt, Tierarzt Dr. Tacke und Anstreichermeister Lammert eine Cyclonette (vorne ein Rad mit aufgesetztem Motor, hinten zwei Räder).

Dann kam der Erste Weltkrieg, alle Jungen wurden eingezogen.

Johann Wetzel musste nochmal richtig ran, mit dem Altgesellen und Lehrlingen wurde der Betrieb aufrecht erhalten.

Glücklicherweise überlebten alle Wetzel-Kinder den Krieg: Ernst Wetzel (er war später Lehrer an der Nussbaumschule) kam zwar in französische Gefangenschaft, konnte aber 1919 nach Ratingen zurückkehren. Otto (Schmiedemeister) wurde vor Verdun verwundet und später nach Ratingen ins Evangelische Krankenhaus, welches als Lazarett-Krankenhaus unter Dr. Paul Eigen eingeteilt war, verlegt.

Emil (Schmiedemeister) und Paul (Sattler- und Polstermeister) waren in Frankreich eingesetzt. Als die Soldaten 1918 zurückkamen, wurde ihnen auf der Rheinbrücke von den Arbeiterräten alles abgenommen einschließlich Kokarde, Ehrenabzeichen und Auszeichnungen. Nur Emil war nicht nur ein Draufgänger im Feld gewesen, er kam bewaffnet mit Pferd und Gig in Ratingen an.

Johann Wetzel war froh, dass er die schwere Arbeit in der Schmiede wieder mit seinen Söhnen teilen konnte. 1919 gab er den Betrieb an seine Söhne Otto und Emil ab, Paul bekam später eine Werkstatt auf dem Hofgelände eingerichtet. 1920 wurde eine Halle angebaut, um Platz für die Her-



Gut Lobbes an der Ecke Kaiserswerther Straße / Sohlstättenstraße
(früher „An den Dörnen“)

stellung von Lkw-Aufbauten zu schaffen.

Am 4. Mai 1920 heirateten Otto Wetzel und Frieda von der Schlippen. Ihre Eltern besaßen den Hof „Gut Lobbes“ an der Ecke Sohlstättenstraße - Kaiserswerther Straße.

Frieda berichtet: Zuerst mußte für die Aussteuer gesorgt werden, das war nicht so einfach, denn die Inflationszeit deutete sich schon an. Das Geld wurde immer weniger wert, die Preise stiegen täglich. Vater kaufte uns ein Schlafzimmer in Hell-Eiche bei Fa. Klees, Kasernenstraße neben Café Bittner und zwei Küchenschränke bei Möbelhaus Bös in Ratingen. Ein EBzimmer wurde über Möbel-Bös in Düsseldorf ausgesucht, wurde aber dann nicht geliefert. Bös haben sich aber viel Mühe gegeben, und dann hat es doch noch geklappt, ein EBzimmer ohne Auswahl, aber wir waren froh, daß wir überhaupt eines bekommen haben. Mit dem Schlafzimmer wurde es spannend. Vater Wetzel hatte die Wohnung frei gemacht und war auf die erste Etage gezogen. Die Wohnung wurde renoviert und nun konnten ja die Möbel kommen. Ein Spediteur (Fa. Schwaab) wurde nach Düsseldorf geschickt, um das Schlafzimmer zu holen. Er kam leer zurück, es war nicht ausgeliefert worden, obwohl es voll bezahlt war. Nach einigen Tagen spannte mein Vater zwei Pferde vor den großen Flachwagen und

fuhr mit zwei kräftigen Knechten nach Düsseldorf, um das Zimmer zu holen. Man ließ ihn aber auch wieder abblitzen, so daß nichts anderes übrig blieb, als die Polizei zu holen und das Zimmer herausschleppen zu lassen.

Am 4. Mai 1920 war dann Hochzeit. Die Spartakisten sorgten für ständige Unruhe, Lebensmittel wurden immer knapper. Wir wären gerne in der Kirche getraut worden, aber es war ein weiter Weg von der Sohlstättenstraße zur Lintorfer Straße. Man hätte mehrere Wagen anspannen müssen, und Vater hatte Angst, daß es auffiel, daß das Haus leer stand, und die Spartakisten wären dann gekommen und hätten den Tisch abgeräumt und alles mitgenommen. So wurde es eine Haustourung. Im Wohnzimmer wurde ein kleiner Altar aufgebaut, Pastor Sjuts nahm die Trauung vor. Abends gab es Hähnchen mit Apfelmus, als Nachtisch Eis. Aber auf welcher primitiven Weise das Eis hergestellt wurde: Eine große hölzerne Waschbütte wurde gefüllt mit Stangeneisstücken und Viehsalz, in die Mitte wurde ein Behälter mit Eismasse gesetzt. Dieser mußte immer mit der Hand hin und her bewegt werden bis die Masse steif und zu Eis wurde.

Als Hochzeitsgeschenk bekamen wir von Familie Wetzel eine Ziege. Im Stall waren schon zwei Ziegen. Die neue war ein schwarzer Teufel und mochte mich nicht.“

Die Versorgungslage war immer noch schlecht. Dazu kam die fortschreitende Inflation, wenn im Jahre 1919 ein Teil 50 Mark kostete, war 1920 der Preis 72,20, 1921 = 173,-, 1922 = 6.750,-. 1923 kostete ein Zentner Brikett frei Haus 11.430,- Mark.

Hören wir noch einmal Frieda Wetzel:

An einem Abend saßen wir alle in der Küche, da kommt Papa Wetzel und sagt, daß er eine Kuh in Zahlung nehmen muß, weil er sonst nicht an seine Forderungen kommen konnte. So waren die Zeiten, aber wir hatten jeden Tag 6-8 Liter Milch.

Die Versorgung mit Gas zum Kochen wurde auch immer schlechter, ich glaube morgens eine Stunde und mittags zwei Stunden. Da wir aber Schmiedekohlen hatten, war es bei uns nicht ganz so schlimm. Da hat denn oft Frau Berkhoff, die Nachbarin, kochendes Wasser für einen Kaffee geholt.

Die aus dem Versailler Vertrag bestehenden Verpflichtungen gegenüber Frankreich konnten nicht eingehalten werden und wurden von der Bevölkerung wegen der unsäglichen Entbehrungen boykottiert. Frankreich entschloss sich deshalb, das restliche Rheinland und das Ruhrgebiet zu besetzen. Davon wurde natürlich auch die Schmiede nicht verschont:

Frieda Wetzel weiter:

Im Januar 1923 wurde auf der Bahnstraße 14 (heute Nr. 24) das Wohnzimmer, was gleichzeitig Büro war, und der halbe Betrieb von der französischen Besatzung beschlagnahmt. Am schlimmsten war es, daß sie auch unsere Toilette mit benutzt haben, da sie damals mit Wasserklosetts nicht richtig umzugehen wußten. Damals gab es noch kein Toilettenpapier, sondern man hat Teile der Zeitung verwendet. Nicht so die Franzosen: Es dauerte keine zwei Tage und alles war verstopft, denn die großen französischen Zeitungen kamen im Ganzen rein, das konnte ja nicht gut gehen. Dann machten wir in der Schmiede einen Eisenhaken und wenn die Luft rein war, z.B. in der Mittagspause, ging Frieda hin und porkelte so lang, bis alles rutschte und die Wasserspülung wieder klappte. Es wurde aber immer schlimmer, so daß nachher nichts mehr ging und die Brühe uns im Hof entgegenkam. Nach einigen Wochen kam neue Besatzung und wir haben schnell die Türe abgeschlossen. So mußten die Soldaten raus zum Hof, dort war ein Plumpsklo und selbst dieses war auch noch öfters verstopft! Aus dem Zimmer haben wir auch noch schnell manches verschwinden lassen: Übergardinen, Gardinen, Lampen usw.

Auch der Betrieb war zur Hälfte beschlagnahmt, die Pferde wurden dort beschlagen, es waren

aber überwiegend Maulesel und die Soldaten konnten überhaupt nicht damit fertig werden. Die Biester sprangen und tanzten, es war eine Wonne zuzusehen. Wie in einem Zirkus. Wenn gar nichts mehr ging, mußte Monsieur Emil Wetzel ran. Er war im Krieg als Fahnschmied im Pferdelaazarett eingesetzt worden und kannte alle Tricks.

Als Gegenleistung mußten die Soldaten auf Vorrat Hufeisen schmieden und bekamen von uns Schnaps. Das nahm im Laufe der Zeit derart überhand, daß die Maulesel vernachlässigt wurden und die Soldaten immer angesäuelt waren. Alles ging so lange gut, bis plötzlich ein Veterinär auf dem Hof stand und die vielen Hufeisen an der Wand sah und die ange-trunkenen Soldaten. Sie wurden sofort strafversetzt.

Monsieur Emil mußte zur Kommandantur und dem Dolmetscher Rede und Antwort stehen. Er ließ sich jedoch nicht einschüchtern und erwiderte, daß es mit der glorreichen Armee nicht weit her sein könne, denn man hätte uns Miete versprochen und wir hätten bis jetzt noch kein Geld gesehen! Lange Pause und dann sprach der General auf deutsch: „Ist das wahr? Sie können sofort gehen!“ Am nächsten Tag hatten wir unser Geld.

Bei meinen Eltern wurde im April das EBzimmer für einen französischen Oberleutnant beschlagnahmt. Ein Bett mußte aufgestellt werden und ein Waschgeschirr auf dem Vertiko. Der Offizier fuhr jeden Morgen um 7:30 Uhr mit dem Fahrrad nach Ratingen zum Casino auf der Goethestraße.

Die Franzosen verhängten auch eine Ausgangssperre, nach 19 Uhr durfte keiner auf der Straße erwischt werden. Unser Schmiedegeselle Hermann Heischkamp war ein starker Bursche, er konnte allein einen Amboß an den Zähnen heben. Als er aus der Wirtschaft Grünwald, man nannte sie „Dr Pinn“ Ecke Bahnstraße - Hochstraße kam, lief er einer Streife in die Arme. Er hat sich den Kleinsten geschnappt und gegen die anderen zwei geworfen und weg war er. Er ist später zur Bühne gegangen und auch im Apollo aufgetreten.

Nr. 402 Städt. Elektrizitätswerk Ratingen.
Rechnung

für Herrn *F. Wetzel* - Str. Nr. 12

Stromverbrauch für die Zeit vom 1. *6.* bis 1. *7.* 1923

	Vormonat	letzte Ablesung	Abzug	Verbrauch k.v.	Strompreis R	Summe R	
Licht	<i>57.1</i>	<i>61.1</i>		<i>4</i>	<i>2.072</i>	<i>11.273</i>	
Kraft							
Ab die im Vormonat in Rechnung gestellte Anzahlung						<i>5.000</i>	
Zählermiete für dieselbe Zeit							
Treppenbeleuchtung für den Monat							
Für Taxilampe, Klingelanlage							
Anzahlung für Monat							
Zusammen						<i>11.273</i>	
Betrag empfangen:							
Die Kasse der städt. Gas-, Wasser- u. Elektrizitätswerke							

Inflation im Jahre 1923.

Für den Verbrauch von 4 kWh Lichtstrom berechnet das Elektrizitätswerk 12.372,- Mark



Für den Fuhrunternehmer Jean Schlösser (genannt „Spuk-Schlösser“, da er auch einen Leichenwagen besaß) wurde ein LKW-Aufbau hergestellt, auf dem man wochentags Lasten transportierte. Sonntags wurde für Ausflugsfahrten eine geschlossene Kabine mit Fenstern aufgesetzt. Vor dem Wagen (von links) Wenders, Jean Schlösser, W. Köntgen. Im Wagen vermutlich das Tambourkorps der Johann-Wilhelm-von-Berg-Kompanie

Als Kriegsreparation mußten wir für die französische Armee 10 große Leiterwagen herstellen. Unterdessen war die Inflation so weit fortgeschritten, daß, wenn heute ein großer Wagen herausging und die Rechnung erst in 2 - 3 Tagen bezahlt wurde, diese enorm im Wert gefallen war. Die Frauen mußten dann schnell einkaufen, bevor noch mehr Geld verloren ging. Wir kamen dann mit einem Körbchen mit Eiern, Mehl, Zucker, Grieß, Haferflocken, Puddingpulver und, wenn man Glück hatte, mit etwas Margarine nach Hause. Und das mußte noch in drei Familien geteilt werden, Opa, Emil und Otto. Und alles für einen großen Leiterwagen!

Ebenso war es mit den Hypotheken: Meine Eltern hatten gegenüber auf dem Haus Langhardt um die Jahrhundertwende eine Hypothek von 30.000 Mark in Gold. Das war damals ein ganzes Säckchen voll 10- und 20-Markstücke. In der schlechtesten Zeit hat man es meinem Vater zurückgezahlt mit Papiergeld. Er hat dann mir und meiner Schwester je die Hälfte gegeben, wir haben das Gleiche noch mal dazu getan und uns jeder einen Schirm kaufen können. Genauso ging es Opa Wetzel: Er lieh dem Nachbarn 25.000 Goldmark, und in der schlechtesten Zeit wurden sie zurückgezahlt. Auch von

den Sparkassenbüchern blieb nicht viel übrig. Im Herbst 1923 kam dann der Umschwung, und wir fingen wieder von vorne an.

Mittlerweile wurden neben den landwirtschaftlichen Fahrzeugen Lastwagen-Aufbauten und Anhänger für die Fuhrbetriebe hergestellt.

Im Januar 1925 wurde auf dem angrenzenden Hof die Sattlerei und Polsterei Paul Wetzel eröffnet. Sie entwickelte sich schnell zu einem beliebten Treffpunkt und einer Nachrichtenzentrale. Alle Welt kam mal eben herein: „Wat jibt et Neues?“. Jeden Montagmorgen wurden als Erstes die Handball- und Fußballergebnisse eingetragen und die Tabelle vervollständigt. Alle Brüder Wetzel waren sportbegeistert, sie waren Mitbegründer vom Ratinger Sportverein RSV. Gegen 10 Uhr trafen die drei Briefträger ein, machten eine verdiente Pause und luden sich zu einer Tasse Kaffee ein, die Johann Lepper, der 1928 in der Polsterei als Lehrling angefangen hatte und später die Firma übernommen hat, servieren musste. Wenn ein Fuhrmann gesucht wurde, wo war er? Im Reuterbüro (Weltnachrichtsbüro)!

Um 17 Uhr kamen die aktiven Sportler von der Arbeitsstelle vorbei, gaben ihren Kommentar ab

und nahmen neben der Kritik dankbar ein paar Mark an, um gegenüber im „Treuen Husar“ schnell ein oder zwei Gläschen zu nehmen. Während des Nachrichtenaustausches hat man Geschirre angefertigt oder repariert, Sofas neu bezogen, auch neue hergestellt und Treibriemen repariert. Diese durchgerissenen Treibriemen wurden an beiden Enden lang und spitz angehobelt. Die größten Riemen kamen von der Firma Bagel und vom Tonwerk, sie waren oft 50 - 60 cm breit und mussten dann Sonntagmorgens in der Fabrik auf den Maschinen zusammengeklebt werden. Um in der Werkstatt in Ruhe arbeiten zu können, hing ein Aushang an der Wand: „Wer das Bedürfnis hat über Politik zu sprechen, muß heute abend eine Runde im „Treuen Husar“ bezahlen.“

Bei unserer Mutter stellte sich nach drei Jahren Nachwuchs ein, 1925 wurde Lieselotte, 1929 Inge geboren. Nun fehlte nur noch ein Junge, zumal Emil Wetzel nur eine Tochter Margret hatte. Im November 1931 war es soweit. Die Nachricht war schneller in der Schmiede als unser Vater. Die Arbeit wurde eingestellt, und alles, was vorbei kam, musste auf den Stammhalter (was scheinbar sehr wichtig war) trinken. Zum Schrecken unseres Vaters hatte man bei Willi Wetzel (im Volksmund Pup-Wetzel genannt) eine schwarz-weiß-rote Fahne geholt und an der Straße gehisst! Aus Furcht vor kommunistischen Gewaltaktionen hat unser Vater schnell die Fahne wieder eingeholt.

Wir Kinder hatten eine schöne Jugendzeit. Unser Vater hatte das Prinzip des Großvaters übernommen, und so gab es auf unserem Hof ein Karussell (stand später hinter dem „Treuen Husar“), eine alte Kutsche und einen ausran-gierten Horch-PKW, von dem später nicht viel übrig blieb. Die ganze Nachbarschaft traf sich bei uns: Wolfgang Grell, Hänschen Hunscher, Ruth Eichel, Rita Kronenberg, Inge Linnemann u.a. Lore Wetzel (Tochter von Paul Wetzel) war die Jüngste und ein Fan von Regenwürmern. Wenn sie einen langen gefunden hatte, wurde er schnell in mehrere kleine aufgeteilt. Später baute Zimmermeister

Max Menzel aus Freude an Kindern und Beruf aus den Resten eines Lagerschuppens für uns Kinder ein Spielhaus von ca. 15 m².

Lustig waren auch für uns Kinder die Betriebsausflüge, da Frauen und Kinder auch eingeladen wurden und wir Hahn im Korb waren.

1931 - 33 war die große Arbeitslosigkeit, und die Aufträge blieben aus. Zur Überbrückung der Umsatzflaute kauften die Gebrüder Wetzel auf dem Gelände der DAAG eine Halle für wenig Geld, und die ganze Mannschaft musste dort die Halle abreißen. Alles Wertbare wurde verkauft oder verschenkt: die Bauern kauften die Dachziegel, die Bauleute die Ziegelsteine usw. So wurden die Leute beschäftigt und brauchten nicht stempeln zu gehen.

Als es wirtschaftlich wieder besser zu werden begann, beschloss man im Januar 1933, einen PKW zu kaufen, da man mit dem Motorrad und Beiwagen doch jeder Witterung ausgesetzt war. Franz Bruch aus Düsseldorf bot einen BMW-Dixi mit Fahrgestell-Nr. 4302 und 15 PS an. Es wurde eine Probefahrt vereinbart: Wenn der Wagen mit vier Personen im Schwarzbachtal den steilen Anstieg zum Gut Doppenberg schafft, ist der Kauf perfekt. So wechselte der Dixi für 350 RM den Besitzer. Bald stellte man aber fest, dass ein Betrieb mit Einachs-Anhänger von Vorteil wäre. So wurde 1935 ein Opel P 4 mit 23 PS

und Anhängerkupplung angeschafft. Das Straßenbild hatte sich mittlerweile stark verändert, die Fahrzeuge waren überwiegend mit Luftbereifung ausgerüstet. So bestellte Fa. Jonen 1934 auf einen Schlag 30 luftbereifte Plateauanhänger für den Stückguttransport, und sogar für einen Pferdezug bekam die Fa. Fleermann aus Lintorf im Mai 1937 einen luftbereiften Anhänger für 4000 kg Nutzlast (zum Preis von 850 RM).

Trotzdem gab es noch genug eisenbereifte Bauernkarren und Kutschwagen. Ein besonders heißer Tag war angesagt, wenn Räder aufgezo-gen wurden. Eisenbereifte Holzräder wurden in den Sommermonaten lose, da das Holzwerk trocknete und schrumpfte. Dann wurden die Räder von den Kutschen und Karren abgenommen, die Eisenreifen wurden entfernt und etwas enger gemacht, das heißt, ein Stück wurde herausgetrennt und der Reifen wurde wieder zusammengeschweißt. Diese Reifen wurden gesammelt und dann auf dem Vorplatz im Glühofen erhitzt. Dieser bestand aus einem schweren Gussring von ca. 4 Meter Durchmesser mit ca. 50 cm hohen Füßen und einer Mittelstütze. Man legte nun einzelne Segmente als Roste in diesen Ring, bis die große Tortenschüssel vollständig war. Nun wurden die einzelnen Reifen (ca. 30 Stück) einsortiert und die übrige Fläche mit allem Brennba-ren, was im Jahr angefallen war, z.B. Bretter, Gum-

miabfälle, Reste aus der Polsterei usw. angefüllt, und dann ging es los. In den drei Essen wurden Schmiedekohlen zur Glut gebracht und mit großen Schaufeln nach draußen getragen. War der Brand gut in Schwung, kam Koks darauf. Es entstand eine Höllenhitze. Waren die Reifen glühend, wurden sie unter lauten Befehlen mit langen Greifern herausgehoben und auf die Holzräder gepresst. Alles musste schnell gehen und war sehr aufregend. Dann, wenn der Reifen richtig saß, schnell eine lange Stange durch die Nabe gesteckt und rein ins Wasserloch. Dadurch zog sich der Eisenreifen zusammen und saß bombenfest. Für die vorbeigehenden Passanten war der Glühofen mit den meterhohen Flammen und der Glut ein dankbares Schauspiel, vielleicht warteten sie auch, ob nicht einer rückwärts in das Wasserloch fallen würde. Etwa 1952 wurde der Glühofen das letzte Mal angezündet!

Im Jahre 1929 hatte die Fa. Wetzel eine Gummireifenpresse mit 150 atü Wasserdruck von der Fa. DAAG, die sich in Auflösung befand, erworben. Auf dieser Presse wurden Vollgummireifen auf Räder, teilweise auf eisenbereifte Holzräder gepresst. Vollgummiräder waren für eine Geschwindigkeit von 25 km/h ausgelegt, und viele Kunden ließen ihre Möbelanhänger und ihre Schaustelleranhänger auf Elastik umbauen. Dazu mussten meist die Achsen umgebaut werden, was wegen der Wagenhöhe draußen auf der Bahnstraße erfolgen musste. Wenn die Mitarbeiter unter den Fahrzeugen lagen, um die Achsen zu lösen, konnten sie leider nur die Beine der vorbeigehenden Mädchen beurteilen und kommentieren.

Diese Umbauten zogen sich meist über eine Woche hin. Die hervorstehenden Teile, wie Abstützwinden, wurden über Nacht mit einer Stalllaterne (Petroleum) auf der Fahrbahn und auf dem Bürgersteig abgesichert. Kein Problem!

Wir hatten eine Dreherei mit drei Drehbänken, alle über Transmission angetrieben, und einen Dreher, der die Achsen entsprechend änderte. Für uns Kinder war es immer schön, wenn Vollgummireifen, die einen Bremsflatschen hatten,



Der erste Firmenwagen: ein BMW-Dixi mit 15 PS aus dem Jahre 1933.
Auf der Motorhaube Hans Otto Wetzel



Kipp-Anhänger für den Kohlenhandel mit Vollgummibereifung

abgedreht wurden: Es entstanden ellenlange Gummispäne! Der erste Dreher nach dem Krieg war Hermann Schmitz, er gründete nebenbei die Theatergesellschaft und die Karnevalsgesellschaft „Rot - Weiß“, trotz 52 Stunden Arbeitszeit!

Auch sonst sorgte die Firma Wetzel für spannende und schöne Kindheitserlebnisse: Oft wurden auf den Kirmesplätzen die Achsen von Schaustellerfahrzeugen ausgebaut. Meister Emil und Jupp Menge fuhren mit Opel P4, Anhänger und Werkzeug los. Ich durfte oft mitfahren, auch wenn Mutter immer dagegen war, denn sie kannte ja die Brüder. Sie war immer in Sorge und jedes Mal wurde ihr versichert, dass wir sofort nach Hause kommen würden. Das

wollten wir ja auch. Aber nach getaner Arbeit musste der Erfolg begossen werden, und dafür fand sich immer die richtige Kneipe. Wenn ich dann Langeweile bekam, wurde ich auf den Wirtshaus-tisch gestellt und musste das Lied singen: „Dat schiefe Hüttche, so schief wie nie ...“ Als Belohnung gab es dann eine Limo, beim nächsten Mal Schokolade, dann wieder eine Limo ... Einmal waren meine Strategen so knülle, dass sie während der Heimfahrt Pause machen mussten und auf dem Parkplatz eingeschlafen sind. Ich saß als Fünfjähriger hinten im Wagen und die viele Limo drückte, aber kein Rufen half. So musste ich meinen Drang im Wagen laufen lassen. War trotzdem schön! Kurz vor Ratingen kam man aber nicht

am „Fuhle Stock“ oder am „Haus Langen“ vorbei, ohne sich erneut Mut anzutrinken, denn zu Hause ging immer das Donnerwetter los. Mutter schimpfte, ich dürfte nie mehr mitfahren ... bis zum nächsten Mal!

1939 begann der Krieg, und alle Gesellen wurden eingezogen. Zum Schluss waren nur noch die Inhaber und Lehrlinge beschäftigt. Durch die Regierung wurden die Betriebe aufgeteilt, und unsere Firma durfte nur noch für die Landwirtschaft tätig sein, was den Vorteil hatte, dass wir mit der Ernährung keine Probleme hatten. Ich musste oft helfen, einen Zentner Mehl in kleine Säckchen zu füllen, die dann unter den Mitarbeitern verteilt wurden. Auch lieferten wir eine ganze Reihe Anhänger in die Weinberge an Mosel und Nahe. Jedes Mal mussten mehrere Kisten Wein dabei herauspringen, die dann verteilt wurden. Viele Anerkennungsschreiben liegen noch vor, hervorgehoben wurde immer wieder die leichte Bauweise (Gitterrahmen) und die technische Ausrüstung der Anhänger. Der Betrieb war während der Kriegsjahre recht mühsam, alle Materialien konnte man nur über Bezugsscheine kaufen, z.B. Eisen, Bleche, Nadelschnittholz, Nägel, Schrauben usw. Auch wurden immer mehr Gesellen zum Wehrdienst einberufen.

Als Schüler der Städtischen Oberschule wurden wir in den Herbstferien zum Kartoffel-Lesen abkommandiert. Am Ostbahnhof stand morgens der Bauer mit Traktor und Anhänger, die ganze Klasse kletterte auf den (Wetzel-) Anhänger, alles hinsetzen, und los ging die Fahrt ins Schwarzbachtal. So lernten wir die hiesigen landwirtschaftlichen Betriebe (und ihre Küche!) kennen: Thonscheid, Strucksberg, Benninghoven, Bergermann, Hausmann und Lücker waren unsere Stationen. Gut ist mir immer noch in Erinnerung, wenn die Bäuerin mit dem Korb aufs Feld kam, einen Stapel gut-belegte Butterbrote aus dem Zeitungspapier wickelte und verteilte. Dann wurden schnell die Hände an der Hose abgewischt und eingehauen, auch wenn es manchmal knirschte zwischen den Zähnen. Jeder bekam einen Emaille-Becher und aus der großen Tööt



Für das benötigte Material waren Bezugsscheine erforderlich

einen Schuss Muckefuck als Getränk. Dabei mussten wir immer noch auf feindliche Tiefflieger achten, sie schossen auf jeden Feldarbeiter.

Im Krieg kamen Wetzels-Anhänger durch Wehrmacht und Organisation Todt weit verbreitet zum Einsatz. So erreichte uns 1942 ein Feldpostbrief von Rudolf Stockfisch:

Werte Fa. Wetzels.

Sie werden erstaunt sein, eine so eigenartige Sendung aus dem entferntesten Winkel der Ostfront zu erhalten, ich habe dieses Firmenschild an einem LKW meiner Einheit abgenommen, als ich diesen LKW umbauen ließ. Es war bisher durch die Tarnfarbe verdeckt und kam plötzlich zum Vorschein. Sie glauben nicht, was es für einen Ratinger bedeutet, der 1 1/2 Jahre die Heimat nicht sah, plötzlich ein Stück seiner lieben Heimat in den Händen zu haben. Dieses Schild ist durch fast ganz Europa gewandert, von der Südspitze Frankreichs bis später zur Südspitze Griechenlands, und nun auch Rußland. Da mir Ihre Fa. ja nicht unbekannt ist (ich bin oft mit dem Pferd zur Schmiede gezogen), faßte ich den Gedanken, dieses Firmenschild zurückzuschicken und muß Ihnen sagen, daß der von Ihnen gebaute Aufbau gerade dieses LKW ungeheure Strapazen ausgehalten hat. Ich bin mit Ihnen oder besser gesagt für Sie stolz, daß eine von Ihnen aus-

geführte Arbeit sogar die Südspitze der Krim erreicht hat. Ist es doch ein Stück aus meiner Heimat.

Viele Grüße und ein Wiedersehen in der lieben Heimat

Ihr Rudolf Stockfisch

Von Bombenangriffen verschont, lief der Betrieb zuletzt mit dem Altgesellen Heinrich Bruchhausen, der in jungen Jahren eine Schmiede an der Ecke Lintorfer Straße - Kaiserswerther Straße betrieben hatte (wo später eine Esso-Tankstelle stand), und zwei Lehrlingen weiter. Im Mai 1945 kamen die ersten Mitarbeiter zurück, und manche Bekannte sprachen um Arbeit vor, ihre früheren Arbeitsstätten waren zerstört oder geschlossen, weil sie zu Rüstungsbetrieben gehört hatten. So war die Belegschaftsstärke in kurzer Zeit auf höherem Stand als vor Kriegsausbruch. Im Herbst bat die Fa. Dürrwerke, den seitlichen Hof der Schmiede überdachen zu dürfen, da die Auftragslage für sie gleich Null war.

Die Versorgungslage wurde immer schlechter. Oft durfte ich (Autofahren war ja toll!) mit zu den Lieferanten fahren. Dann musste ich die Aktentasche tragen und auf ein vereinbartes Zeichen eine kleine oder große Flasche Rapsöl herausrücken als Bestechung.

Auch fuhren wir oft zu den Autofriedhöfen, um irgendwelche Ersatzteile zu suchen und auszubauen.

en. Interessanterweise waren fast alle Autofriedhöfe in Oberbilk im Bereich der Kölner Straße angesiedelt. Ganz toll fand ich, wenn Paul Sommer auf der Schmiedestraße sagte: „Jonn mer uns die Finger wäsche“, zur Straße ging, seine Hände in der Pfütze schüttelte und sie an der Hose abtrocknete.

Die Arbeiten im Betrieb waren immer mit viel Schmutz verbunden. Zum Feierabend war Katzenwäsche angesagt: Ein Stück alte Vierkantachse wurde im Schmiedefeuer glühend gemacht, drei Holzeimer (vom Küfer Lethen auf der Hauser Allee) wurden mit Wasser gefüllt, dann das glühende Eisen mit einer kräftigen Zange in die Eimer getaucht. Ein Eimer war für die Hände bestimmt, die beiden anderen für das Gesicht. Der Hals kam dann zu Hause dran.

Emil Wetzels war über viele Jahre Lehrlingswart in der Schmiedeeinrichtung für den Kreis Mettmann. Da 1945 viele Verbindungen zerstört waren, musste ich als Schüler Rundschreiben an die Kollegen mit dem Fahrrad bringen. Da hieß es dann: Lepper und Betten in Ratingen, Butenberg in Lintorf, Giertz am Schlabberduch in Breitscheid, Lange in Bockum, Meilwes in Kalkum, Hausmann an der Hütte, Meisloch in Homberg und Hubbellrath, Wilke an der Eule, Müllhoff in Kettwig vor der Brücke. Die Gesellenprüfungen wurden über 30 Jahre auf der Bahnstraße abgehalten. Dabei wurden die handwerklichen Fähigkeiten in den Vordergrund gestellt und bei der Vielseitigkeit der einzelnen Betriebe (Hufbeschlag, Fahrzeugbau, Schlosserarbeiten, Landmaschinen) auch entsprechend der Ausbildungsbetriebe die Prüfungsarbeiten verteilt. Leider ist dies heute von amtlicher Seite alles reglementiert. Heute muss z.B. ein Hufschmied ein Teil für ein Türschloss anfertigen! Bezeichnend war aber, dass der Betriebsleiter der Fa. Dürr, Herr Theile, sagte, dass Gesellen der Firmen Betten oder Wetzels keine Eignungsprüfung bei der Einstellung zu machen brauchten! Nach einer Schmiederversammlung wurde regelmäßig bei Fritz Hausmann in der „Hütte“ eingekehrt, er betrieb Gaststätte und Schmiede gleichzeitig.



Die Schmiede im Jahre 1940. Von links: Alfons Kempgen, Emil und Otto Wetzels



Ausstellungsfahrzeuge für die Große Landwirtschaftsausstellung 1953 vor dem alten Betrieb an der Bahnstraße. Von links: Alfons Meilwes, Helmut Rosenau, Horst Riedel, Hans Otto Wetzel, Karl Müllhoff, Hans Röttger, Heinrich Bruchhausen, Emil und Otto Wetzel

Mittlerweile hatte der Opel seine Schuldigkeit getan. Durch die Brennstoffknappheit wurde in den Kriegsjahren auch schon mal das Benzin mit Petroleum, Lackverdünner und ähnlichen Stoffen verlängert. Das war eigentlich Gift für den Motor, aber er hat es überstanden. Als Nachfolger kauften wir dann einen Ford Eifel mit 34 PS und 48.000 km für 1.160 RM. Er bekam 1948 einen Austauschmotor für 475 DM bei der Fa. Seidel, D'dorf. Benzingutscheine musste man auf dem Rathaus, Nebenstelle Luisenschule, beantragen.

1948 kam die Währungsreform, und die Herstellung von Anhängern war ohne Bezugsschein möglich. Neben der Anhängerherstellung wurden Reparaturen an LKW-Aufbauten und Anhängern durchgeführt und auch noch Pferde beschlagen, welches die Lieblingsbeschäftigung von Emil Wetzel war.

1949 trat ich die Lehre als Schmied und Fahrzeugbauer im elterlichen Betrieb an. In der Nähe gab es keinen Betrieb, der so vielseitig gelagert war.

1951 und 1953 wurden auf der Großen Landwirtschaftsausstellung drei Fahrzeuge mit großem Erfolg ausgestellt. Leider wurden die Preise durch die Serienherstellung unserer Mitbewerber stark gedrückt.

Wenn der Herbst nahte, kamen die ersten Schausteller. Dann wurden

Spezial-Anhänger in Auftrag gegeben, z.B. für das Riesenrad der Schaustellerfamilie Bruch, Sohlenwagen, Gondelwagen, Speichenwagen, Orgelwagen, aber auch Fahrgestelle für Schießbuden, Kinderkarussells u.s.w. Im Raum Jülich waren viele Süßwaren – Anbieter beheimatet, besonders in Lich und Steinstraß, zwei Orten, die später dem Braunkohleabbau zum Opfer fielen.

Für sie bauten wir Verkaufswagen mit 6000 kg Gesamtgewicht, 8 Meter lang und im Innern ein Lauf-

gang, in dem der Verkäufer sich bewegen konnte. Wir nannten sie Moppenwagen.

Noch heute steht auf dem Schützenplatz jedes Jahr vorne links die Fa. Cremmans mit ihrem Verkaufswagen, der 1952 in Ratingen hergestellt wurde. Auf dem Weihnachtsmarkt befindet sich ferner immer ein Orgelwagen der Fa. Bruch von 1972, der ebenfalls von der Firma Wetzel hergestellt wurde. Auf dem Oktoberfest in München 2002 sah ich das Pferdekarrussell der Fa. Schleifer aus Düren. Frage: „Wie kommt ihr denn nach München?“

Antwort: „Mit Ihren Fahrzeugen, die Sie vor über 40 Jahren gebaut haben!“ Die Schausteller waren ein treuer Kundenstamm, allerdings musste man viel Geduld mit dem Bezahlen der Rechnungen haben. Reparaturen wurden meist im Winter gemacht, wenn keine Saison war. Aber im Winter hatten die Schausteller auch meist kein Geld! Daher wurde die Endabrechnung oft auf den Termin des großen Schützenfestes in Oberkassel gelegt. Für uns Kinder war es immer herrlich, wenn unsere Eltern zum Geldeintreiben nach Oberkassel fuhren. Wir durften oft mit. Oft konnten wir Karussell fahren und bekamen Würstchen und Limo. Als Gegenleistung mussten wir helfen, das Geld mit nach Hause zu tragen. Zu dieser Zeit be-



Spezialtransporter mit zweiteiligem Fahrgestell (20 t Gesamtgewicht) für die 18 m langen Speichen des Riesenrades der Schaustellerfamilie Willi Bruch und Söhne. Von links: Hans Röttger, Alfred Dahmen, Wilfried Rohde, Hans Otto Wetzel, Harry Bruch, Jochem Drekopf, August Heinze, Karl Heinz Röder, Werner Winkel, Ralf Korte

WETZEL



ANHÄNGER

AUFBAUTEN

SATTELANHÄNGER

SPEZIALFAHRZEUGE



Prospekt der Firma Gebrüder Wetzels aus den 1960er Jahren.
Unten der 20 t-Sattelaufleger des Transportunternehmens Neukirchen

zahlte man an den Fahrgeschäften mit Hartgeld. Somit hatte ich alle Taschen voller Rollen, was manchmal die Hose kaum halten konnte.

Das Geldeintreiben ging aber nicht immer reibungslos: Einmal wollten wir schon eine Schießbude auf dem Platz demontieren, um unsere Bodenplatten zurückzuholen. Im letzten Moment fand der Inhaber noch rein zufällig einen 50 DM-Schein, damit war der Abbruch aufgeschoben.

1954 wurde im kleinen Rahmen der Bremsendienst aufgenommen. 1958 starb der Mitinhaber Emil Wetzel. Die nur noch wenigen Schmiedeaktivitäten wurden eingestellt, und ich, der ich 1956 die Meisterprüfung gemacht hatte, stieg als Juniorchef in die Geschäftsleitung ein.

1961 und 1963 wurde der Betrieb an der Bahnstraße umgebaut. Finanzielle Grundlage war ein Auftrag der Fa. Mannesmann-Regner über 101 kleine Anhänger-Fahrge-



Der neue Betrieb im Gewerbegebiet Am Rosenkothen

stelle in 6 Wochen! In der Hektik hat sich eine tolle Zusammenarbeit mit Herrn Franzen von der Fa. Mannesmann bewährt. 1961 wurden die ersten Sattelaufleger (auf Hanomag-Garant) gebaut. Kommentar von Hermann Pönsngen sen.: „So'n Ding kommt mir nicht

auf den Hof!“ Wenn er gewusst hätte, wie viele Sattelaufleger später durch Sohn und Enkel in Dienst gestellt wurden!

Helmut Neukirchen gab 1961 den Anstoß für den Bau eines 20-to Sattelauflegers. Er hatte auch die

TUNKERSSCOOTER
 • zuverlässig • komfortabel • fahrstabil

TUNKERSSCOOTER GmbH
 Am Rosenkoth 5 • 41160 Birkens
 Tel. 021 02 44 17-0 • Fax 021 02 44 28 08
 www.tunker.de • www.tunker-scooter.de

Das Tunker Scooter ist ein komfortables Fahrzeug für den Golfplatz. Es ist leicht zu steuern und hat eine hohe Stabilität. Die Tunker Scooter sind in verschiedenen Ausführungen erhältlich. Die Tunker Scooter sind ein ideales Fahrzeug für den Golfplatz. Sie sind leicht zu steuern und haben eine hohe Stabilität. Die Tunker Scooter sind in verschiedenen Ausführungen erhältlich.

Idee, einen Langmaterial-Auflieger in Auftrag zu geben, den man ca. 4 Meter auseinander ziehen konnte. Dies wurde bis dato mit Rundrohren (Rohr in Rohr) gefertigt. Nachteile waren das hohe Gewicht, außerdem war die Konstruktion wenig verwindungsweich. 1961 stellten wir einen Sattelaufleger mit Hauptrahmen und im hinteren Teil mit Doppelrahmen und angeschraubtem selbstlenkendem Spuraggregat beim Technischen Überwachungsverein vor. Es war ein Novum!

Konkurrenzfirmen versuchten am Wochenende, in Tiefenbroich das Modell zu sehen, um es nachzubauen. Aufträge folgten, aber die Kapazität der Bahnstraße reichte nicht, um dieses Produkt auszubauen.

1963 wurde geheiratet, Christa Wetzel geb. Eggert übernahm sofort mit Erfolg die kaufmännische Leitung. Durch sparsame Haushaltsführung wurde der Aufschwung ermöglicht. Otto Wetzel stand meiner Frau und mir beratend zur Seite, sein Rat wurde dankbar angenommen, und die

Entwicklung nahm er mit Freude auf. Er starb 1972 im Alter von 78 Jahren.

1980 wurden die behördlichen Auflagen auf der Bahnstraße so stark, dass wir gezwungen waren, den Betrieb zu verlagern. Die katholische Kirchengemeinde kam uns entgegen und überließ uns ein Grundstück am Rosenkothen in Erbpacht, welches eigentlich für eine Gärtnerei vorgesehen war.

1982 stand die neue Firma mit Halle, einer Prüfbahn und einer 15 m-Lackierkabine. Nun konnte man noch effektiver die Kunden bedienen. Bei den Neuanfertigungen lag der Schwerpunkt auf LKW-Aufbauten und Anhängern, die jeweils ganz nach Kundenwunsch konstruiert und gefertigt wurden. Auf dem Reißbrett entstanden sie bei mir meist samstags und sonntags (wenn das Wetter schlecht war). Der Service konnte durch die verbesserten Platz- und Wegeverhältnisse stark ausgeweitet werden. TÜV und Dekra waren täglich im Hause. Auf der 40 m-Prüfbahn konnten neben Bremsprüfungen und -einstellen auch Fahrtschreiberprüfung und Abgasuntersu-

chungen durchgeführt werden. Der Kundenstamm wuchs trotz der Konjunkturreinbrüche, Leerzeiten kannten wir nicht. So wurden in den Jahren 1960 bis 1990 über 1000 Anhänger hergestellt, jeder ein Einzelstück. Es herrschte ein gutes Betriebsklima, zehn-, zwanzig-, dreißig- und über vierzigjährige Betriebszugehörigkeit zeugen davon.

Die gesetzliche Regelung, dass eine Betriebsveräußerung ab 1999 voll versteuert werden sollte, gab den Anstoß, den Betrieb aus Altersgründen und wegen eines fehlenden Nachfolgers zu verkaufen. Josef Tünkers übernahm Firma und Mitarbeiter und ließ den Geschäftsbetrieb bis 2002 unter unserem Meister Andreas Schaus weiterlaufen. Am 31. 12. 2002 wurde der Fahrzeugbau eingestellt, um neuen Raum für die steigende Fertigung der Fa. Tünkers freizumachen. Alle Mitarbeiter wurden von der Fa. Tünkers übernommen.

Hans Otto Wetzel

Anmerkungen zu Rudolf Rickes: „Soziale Not zwischen den beiden Weltkriegen in Ratingen. Ein Erlebnisbericht“

(Quecke 73, 2003, S. 56–61)

In diesem Beitrag berichtete der heute in hohem Alter in Kanada lebende Autor anschaulich von seinen tragischen Kindheits- und Jugenderlebnissen, die ihn mit seiner Familie, seinen Eltern und zwei Geschwistern, als Folge von Dauerarbeitslosigkeit 1929 in das damalige Barackenghetto für Obdachlose an der Kaiserswerther Straße führten. Die sehr eindrucksvollen Schilderungen sprechen für sich. Anfügen möchte ich anhand zeitgenössischer Zeitungsberichte einige Anmerkungen zu den sozialen und wirtschaftlichen Hintergründen.

In den beiden Baracken wohnten im Sommer 1930, zusammenge-

drängt in 40 engen Räumen, 107 Obdachlose. Da Keller, Speicher und Waschküchen fehlten, mußte sich alles in den Wohnräumen, die im Sommer als übermäßig warm und im Winter als bitter kalt beschrieben wurden, abspielen. Wasseranschluß und Toiletten befanden sich außerhalb. Ebenso schlimm wie die Wohnverhältnisse empfand Rudolf Rickes die mit dem Barackendasein verbundene allgemeine soziale Ächtung. – Ein weiteres Zentrum an der Oststraße beherbergte im gleichen Jahr in 25 Zimmern 12 Familien mit 61 Personen. Angeblich umfaßte der Rauminhalt der Zimmer hier nur 35 Kubikmeter. Je eine Baracke stand noch an der Hauser

Allee und in Tiefenbroich. Insgesamt gab es in Ratingen um die 200 in Baracken untergebrachte Obdachlose. Hinzu kamen weitere, die in von der Stadt angemieteten normalen Wohnungen, z. B. an der Düsseldorfer Straße, lebten. Einen Antrag der KPD auf Streichung der Mieten für die Barackenbewohner lehnte der Stadtrat im August 1931 ab.

Auch in den sogenannten guten Jahren von 1924 bis 1929 war die Stadt nicht ernsthaft bemüht, das Barackenelend zu beseitigen. Bei anderen Projekten, z. B. dem aufwendigen Ausbau der Hauser Allee, wo der Verkehr auf zwei getrennten Trassen beidseitig des

mit Bäumen bepflanzten Mittelstreifens geführt wurde, scheute die Stadt keine Kosten. In den Haushalten 1926 und 1927 wendete sie dafür 230.000 Mark auf, tatsächlich waren die Kosten am Ende aber sehr viel größer; inoffiziell wurde von fast einer halben Million gesprochen. So empörte sich ein Artikel der Ratinger Zeitung darüber, daß die für die Seitenbegrenzung der beiden Bürgersteige und des Mittelstücks verwendeten Bordsteine selbst Großstädten wie Köln und Düsseldorf für die Gestaltung ihrer City zu teuer gewesen seien. Bürgermeister Scheiff selbst ging mit einem weiteren schlechten Beispiel voran, als er 1928 auf Rechnung der Stadt die sogenannte Wellensteinsche Villa an der Ecke Kaiserswerther Straße – Hauser Allee als künftige Bürgermeisterwohnung erwarb – im Hintergrund winkten staatliche Zuschüsse – und für Kauf und umfangreiche Renovierungen über 100.000 Mark aufwendete. Ledige sogenannte Wohlfahrts- oder Pflichtarbeiter, aus Arbeitslosenversicherung und Krisenfürsorge ausgesteuerte Arbeitslose, erhielten 1930 bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 24 Stunden von der Stadt pro Woche 9,90 RM Wohlfahrtsunterstützung.

Erst im Sommer 1929 machte die Stadt Anstalten, sich der Wohnungsprobleme der Barackenbewohner anzunehmen. Im Juli beschloß der Stadtrat, zehn Wohnungen „in einfacher Ausführung, jedoch massiv“, und zwar vier Drei- und sechs Zweizimmerwohnungen für schuldlos obdachlos gewordene Bürger zu errichten. Als Gesamtpreis einschließlich des Grunderwerbs veranschlagte der Stadtrat Kosten von 35.000 Mark. Die bald danach ausbrechende Wirtschaftskrise ging über diese ersten Schritte hinweg, die jedoch deutlich machten, daß das Obdachlosenproblem, guten Willen vorausgesetzt, ohne übermäßige Kosten lösbar war. Die Nationalsozialisten wendeten 1938 für entsprechende Notwohnungen, allerdings ohne Grundstück, jeweils 5.000 RM auf.

Im April 1931, zwei Jahre nach dem Zwangsumzug der Familie Rickes von Eggerscheidt an die Kaiserswerther Straße, erschien

im lokalen Teil der kommunistischen „Freiheit“ (11.4.) folgender Artikel:

„Kuck, der sonderbare Mietervertreter“

Ratingen. Die Familie Josef Rickes bewohnt seit Jahren in Eggerscheidt bei der Vermieterin Gerrels (Esser, d. Verf.) eine Wohnung, ohne daß sich irgendwelche Differenzen bemerkbar machten. Durch jahrelange Erwerbslosigkeit war die Familie Rickes in Mietrückstand geraten. Im Jahre 1928 wurde das erste Urteil auf Räumung gefällt. Im Januar 1929 wurde das Urteil wieder aufgehoben mit der Begründung, weil Bezahlung erfolgte. Es wurde dann eine neue Klage auf Räumung eingereicht, weil angeblich die wöchentlichen Ratenzahlungen nicht eingehalten wurden. Am 9. April 1929 waren die Mietschulden von seiten der Familie restlos bezahlt. Die Klage wegen Mietrückstandes wurde daraufhin von der Vermieterin zurückgezogen. Am 7. Mai fand ein neuer Termin gegen die Familie Rickes wegen Beleidigung und Bedrohung statt. Kuck, der bisher als Prozeßbevollmächtigter für die Familie Rickes fungiert hatte,

erkannte den Anspruch der Klägerin auf Aufhebung der Räumungsschutzklausel an.

Dadurch wurde der Familie Rickes jeder Schutz genommen und sie wurde auf dem schnellsten Wege nach Ratingen in die Baracken ver-

schoben, wo die Familie heute noch sitzt. Warum Kuck sich zum Schaden der Familie Rickes als Prozeßbevollmächtigter betätigte, wissen wir. Immer, wenn Wohnungstausche, Räumungen und dergleichen stattfinden, hat Kuck seine Hand im Spiele.

Wie geschäftstüchtig Herr Kuck ist, wollen wir an einem Brief des Mietervereins an die Familie Rickes illustrieren, der folgendermaßen lautet:

Ratingen, den 25. Januar 1929.

Herrn J. Rickes

Erhielt heute vom Landgericht das Urteil zugestellt, wonach wir gewonnen haben. Infolge des guten Ausganges des Prozesses bitten wir um Zahlung von 5 Mark und gleichzeitig um eine Erklärung, daß Sie mindestens die ersten zwei Jahre Mitglied des Vereins bleiben und pünktlich Ihre Beiträge abführen wollen. Sie können dann das Urteil in Empfang nehmen.

Falls Sie aber die Erklärung bezüglich der langen Mitgliedschaft nicht abgeben wollen, müssen wir nach Beschluß die ausstehenden 20 Mark verlangen.

Ich erwarte Sie in den nächsten Tagen.

Hochachtungsvoll

Kuck.“

Soweit Kuck! Es muß dabei berücksichtigt werden, daß J. Rickes Mitglied des Mietervereins



Die Villa des Fabrikanten Wellenstein wurde 1928 von der Stadt Ratingen auf Betreiben von Bürgermeister Scheiff als Wohnsitz des Bürgermeisters erworben. Sie lag an der Ecke Kaiserswerther Straße/Hauser Allee

war und seine nicht geringen monatlichen Beiträge bezahlte. J. Rickes hat Strafantrag gegen Kuck gestellt und hierbei schwere Anklagen gegen Kuck erhoben. Kuck hat in einem Schreiben an J. Rickes denselben aufgefordert, die Beschuldigungen schriftlich zurückzunehmen, andernfalls Kuck den Klageweg beschreiten wird. Rickes ist der Aufforderung nicht nachgekommen, aber Kuck hat sich gehütet, Klage anzustrengen.

Den Mitgliedern des Mieterschutzvereins erwächst die Aufgabe, dem sonderbaren Geschäftsgebaren des Herrn Kuck endlich einen Riegel vorzuschieben.“

Die Zwangsausweisung erfolgte in einer Zeit noch relativ erträglicher wirtschaftlicher Verhältnisse. Doch gab es schon seit mehreren Jahren einen festen Sockel an Dauerarbeitslosen, zu denen seit 1924 Josef Rickes gehörte. Als ehemaliges kommunistisches Mitglied der Eggerscheidter Gemeindevertretung konnte er kaum auf das Wohlwollen seiner bürgerlichen Umgebung hoffen.

Laut Zeitungsartikel verlor Rickes seine Wohnung am Ende nicht wegen Mietschulden, sondern wegen Beleidigung und Bedrohung. Vermutlich hatte das lange Hin und Her um Mietrückstände auch das menschliche Verhältnis zur Vermieterin so belastet, daß es zu persönlichen Auseinandersetzungen gekommen war. Daß die erwähnte Räumungsklausel, die sozial Schwache vor unbilligen Härten schützen sollte, auch bei den offenbar nicht bestrittenen oder jedenfalls vom Gericht als gegeben angesehenen Tatbeständen von Beleidigung und Bedrohung anwendbar war, ist unwahrscheinlich. Mit dem freiwilligen Verzicht auf Inanspruchnahme der Schutzklausel, wie von Rickes behauptet, hätte Kuck sich selbst um seinen Klienten gebracht.

Die vermutlich beim Eintritt vereinbarte Verpflichtung zur Zahlung bzw. „Verrechnung“ von 20 Mark, falls das Mitglied sofort nach Abschluß der Prozesse wieder aus dem Mieterverein austräte, sollte diesen davor schützen, kurzfristig beansprucht und dann wieder verlassen zu werden. Der normale monatliche Beitrag von einer Mark stellte für Wohlfahrtsempfänger ei-

ne schwere Belastung dar. Möglicherweise war Rickes darum dem Verein erst nach Beginn der Mietauseinandersetzungen beigetreten. Zu den allgemeinen Anschuldigungen gegen Kuck gehörte später der Vorwurf, mit Hilfe eines Informanten im Gericht unter den von Zwangsräumung bedrohten Mietern neue Vereinsmitglieder anzuwerben. Gegen die offenbar mit einer eventuellen Ersatzzahlung abgesicherte Schutzklausel des Vereins ließ sich kaum etwas einwenden.

Da Vertretungen durch den Mieterverein vor Gericht nach einer anderen Quelle entsprechend den jeweiligen Umständen pro Verhandlung drei, fünf oder zehn Mark kosteten, hatte vermutlich auch die weitere Geldforderung von 5 RM (s. o.) ihre Berechtigung.

Als Schwerkriegsbeschädigter bezog Kuck seine Rente, darüber hinaus als Geschäftsführer vom fast 600 Mitglieder zählenden „Mieterverein für Ratingen und Umgegend e.V.“ ein festes Gehalt. Seine Aufgabe bestand neben der persönlichen Beratung der Mitglieder darin, diese wie im Fall Rickes vor dem Mietschöffengericht bzw. dem Mieteinigungsamt und den Behörden von Ratingen Stadt und Land (Angerlandgemeinden) zu vertreten. Geschäfte auf eigene Rechnung waren ihm nicht gestattet.

Damit sind die Anmerkungen zum „Fall Rickes“ eigentlich zu ihrem Ende gekommen. Doch soll noch kurz auf die weitere Entwicklung der Rolle von Kuck und auf die folgenden Auseinandersetzungen im Mieterverein eingegangen werden.

Im Gefolge der allgemein sinkenden Einkommen verschlechterte sich in der Weltwirtschaftskrise die finanzielle Situation der Mieter. Hinzu kam ein weitgehender Abbau des Mieterschutzes. Da es z. B. angeblich an Wohnungen nicht mehr mangelte – es handelte sich aber nur um frei gewordene teure größere Wohnungen, bezahlbare kleine waren indessen nicht zu bekommen – hob eine Notverordnung des Reichspräsidenten vom 1. Dezember 1930 die sogenannte „Ersatzraumsicherung“ auf, nach der eine Zwangsräumung nur bei Vorhandensein einer Ersatzunterkunft

vorgenommen werden durfte. Nach der sogenannten „Lockerungsverordnung“ des preußischen Wohlfahrtsministeriums vom Oktober 1931 reichte dann sogar allein ein mehr als einmonatiger Mietrückstand für die Aufkündigung der Wohnung aus. Die Zahl der von Mietschulden und Zwangsausweisung Bedrohten stieg auch in Ratingen rapide an und umfaßte 1932 mehrere hundert Mietparteien, darunter viele Familien – sicherlich über 1.000 Menschen (bei 16.000 Einwohnern). Waren die Anschuldigungen von Rickes und der „Freiheit“ im Frühjahr 1931 noch ohne Wirkung verhallt, so blieben ähnliche Beschwerden jetzt nicht ohne Resonanz.

Anfang 1932 wurde der frühere USPD-Stadtverordnete August Rosendahl, der bis dahin schon dem Vorstand des Mietervereins angehört hatte, zum ersten Vorsitzenden, Kuck zum Stellvertreter und wieder zum Geschäftsführer gewählt. Rosendahl, als Vertreter der USPD neben Carl Zöllig schon in der Novemberrevolution 1918/19 führend aktiv im Ratinger Arbeiterrat, aber beileibe kein Kommunist, nahm sich nun der Geschäftspraktiken von Kuck an. In zwei weiteren Mieterversammlungen im März und April 1932, in deren Mittelpunkt Vorwürfe gegen Kuck und neue Vorstandswahlen standen, wurde jeweils bis tief in die Nacht hinein erbittert um die Führung gerungen. Obwohl die Bürgerlichen unter den eingeschriebenen Mitgliedern eine große Mehrheit bildeten, gelang es Rosendahl, seine Anhänger besser zu mobilisieren, so daß sich in den entscheidenden Versammlungen zwei gegnerische Gruppen im Größenverhältnis von 60 zu 90 gegenüberstanden. Kuck und seine Anhänger wurden aus dem Vorstand verdrängt, Rosendahl zum neuen Geschäftsführer gewählt.

Die Vorwürfe gegen Kuck, entnommen einem nicht unumstrittenen Rundschreiben des Mietervereins, lauteten:

„Herr Julius Kuck, der frühere Geschäftsführer unseres Vereins, mußte von uns wegen zahlreicher Verfehlungen durch das Arbeitsgericht fristlos entlassen werden. So hat derselbe z. B. ohne Wissen des Vereins mit einer Speditions-

firma einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge er sich für jeden durch ihn vermittelten Möbeltransport 5 Prozent, für die Vermittlung von Wohnungen 50 Prozent der gezahlten Vergütung, für die Vermittlung beim An- und Verkauf von Häusern und Grundstücken 50 Prozent der vom Verkäufer gezahlten Vermittlungsgebühr bezahlen ließ.

Die Abmachungen über die Versicherungsprovisionen bei den Feuer- und Transportversicherungen liefen noch nebenher. Diese Art Geschäfte hat Herr Kuck noch bis in die letzte Zeit betrieben.(...)“ Um sein Finanzgebahren zu verschleiern, habe er Unterlagen verschwinden lassen, so daß kaum noch welche vorhanden seien. Obwohl Kuck als Schwerkriegsbeschädigter fast unkündbar schien, zog er, als der Verein mit einer Gegenklage wegen Unterschlagungen drohte, seine Klage auf Wiedereinstellung zurück.

Diese Auseinandersetzungen fanden in der lokalen Presse eine eifrige Kommentierung. So stellte die Ratinger Zeitung beiden Gruppen breiten Raum für eine ausführliche Darlegung der jeweiligen Position zur Verfügung. Besonders aber nahm sich das zentrums- und kirchennahe „Düsseldorfer Tageblatt“, für das es sich bei den Auseinandersetzungen im Kern um einen Vorstoß der KPD gegen das Bürgertum und das Zentrum handelte, des Themas an. Kuck gehörte nämlich zum katholischen „Lager“, war, wie die „Freiheit“ schon etliche Jahre zuvor moniert hatte, seit 1921 Mitglied des Katholischen Arbeitervereins von St. Peter und Paul und eifriger Kirchgänger. Mit seinen 500 Mitgliedern bildete der Arbeiterverein nach dem Mütterverein die zweitstärkste Vereinigung innerhalb der Kirchengemeinde.

Ende April 1932 gründete Kuck mit seinen Anhängern den konkurrierenden „Mieterbund.“ Doch die im Vorfeld ausgesprochene Erwartung, 300 unzufriedene alte Mitglieder zu sich herüberzuziehen, erfüllte sich nicht. Nur etwa 120 von etwa 600 folgten Kuck in den Mieterbund.

Entgegen den Darstellungen des Düsseldorfer Tageblatts spielten die Anhänger der KPD, die im Ver-

ein nur schwach vertreten waren, in all diesen Auseinandersetzungen kaum eine Rolle. Der KPD war das System der bürgerlichen Mietervereine zutiefst suspekt. In ihrer Sicht lag die hauptsächliche Tätigkeit der Mietervereine darin, wirkungslose Resolutionen zu verfassen und teure Gerichtsvertretungen zu übernehmen. Es gehe, so die „Freiheit“, solchen Vereinen nicht um das Wohl und Wehe der Mieter, sondern nur um die Sicherung der Pfründen bestimmter Funktionäre. Die Schlußfolgerung lautete: „Kommt her zu uns, kehrt solchen sogenannten ‚Mieterschutzverbänden‘ den Rücken, die nur eure Not ausnutzen, ohne euch wirksam zu helfen. Tretet ein in den westdeutschen Mieterverband (der KPD, d. Verf.), verstärkt die Kampffront der werktätigen Mieter!“

Da Josef Rickes inzwischen Arbeit gefunden hatte, konnte die Familie nach dem Erlebnisbericht in der „Quecke“ die Unterkunft an der Kaiserswerther Straße 1937 verlassen. Im folgenden Jahr wurden die beiden Baracken abgerissen. Weiter bestehen blieben die Baracken an der Oststraße und in Tiefenbroich.

Im Rückblick ist festzuhalten, daß Josef Rickes seine Wohnung nicht durch die Schuld des Mietervereins (Kuck), sondern als Folge langjähriger Arbeitslosigkeit verlor, wobei der Beleidigungsprozeß die Zwangsräumung vermutlich nur beschleunigte. Die Stadt war verantwortlich dafür, daß der weitere Weg für lange Jahre in die Hoffnungslosigkeit des Barackenda-seins führte. Obwohl sie bei Auf-



Josef Rickes im Jahre 1929

wendung bescheidener Mittel nach 1924, dem Abzug der französischen Besatzung und der Einführung der neuen Währung, die Möglichkeit der Abhilfe besaß, nahm sie diese nicht wahr, sondern überließ die Obdachlosen in den Baracken weiter ihrem Schicksal.

Kuck verfolgte bei seinen Geschäften vor allem den eigenen Vorteil. Besonders bedenklich war, daß er sich dabei der ohnehin vom Schicksal Benachteiligten bediente und offenbar im Vorstand des Mietervereins Mitwisser hatte. Es war das Verdienst Rosendahls, diese Zusammenhänge aufzudecken und weitere Verstöße zu verhindern.

Nach der Machtübernahme setzten die Nationalsozialisten Rosendahl als Geschäftsführer ab und beauftragten einen Steuerberater mit der Überprüfung seiner Tätigkeit, die aber nichts erbrachte. Ähnliches vollzog sich bei der Ortskrankenkasse und anderen Organisationen, an deren Leitung „Sozialisten“ beteiligt gewesen waren. Im Mai 1935 wurde Rosendahl verhaftet und wegen des Verdachts auf „Hochverrat“, gemeint war die Verteilung systemfeindlicher Flugblätter, in das Konzentrationslager Esterwegen im Emsland überführt. Da die Anschuldigungen sich nicht beweisen ließen, erfolgte nach neun Monaten überraschenderweise seine Freilassung. Rosendahl arbeitete in den folgenden Jahren bis zum Ende des Krieges in einem Industriebetrieb in seinem alten Beruf als Dreher.

Kuck verzog im Sommer 1933 nach Düsseldorf. Die Hintergründe sind nicht näher bekannt.

Hermann Tapken

Benutzte Quellen:

Ratinger Zeitung 27.7.1929, 15.6.1930, 6.9.1930, 18.4.1931, 11.12.1931, 10.3.1932, 27.5.1932, 7.6.1932, 8.6.1932.

Freiheit 19.5.1930, 25.6.1930, 3.10.1930, 11.4.1931, 20.8.1931, 21.12.1932, 5.1.1933.

Volkszeitung 24.3.1932, 25.5.1932, 6.9.1932.

Düsseldorfer Tageblatt 2.10.1930, 11.2.1932, 5.4.1932, 18.4.1932, 24.4.1932, 11.6.1932, 22.6.1932.



Was können Sie tun, um sich und Ihre Familie finanziell abzusichern?

Es ist kein angenehmes Thema und dennoch sollten Sie sich damit auseinandersetzen: Falls Ihnen oder Ihrem Partner etwas zustößt, sollte nicht auch noch eine finanzielle Notlage folgen. Wenn dieser Fall eintritt, muss Ihre Familie abgesichert sein. Daher ist es wichtig, jetzt vorzusorgen. Denn eine Familie braucht in jeder Situation Sicherheit. Mithilfe unserer Personal Banking Beratung legen wir mit Ihnen gemeinsam die notwendigen Maßnahmen fest.

Deutsche Bank



Privat- und Geschäftskunden AG
Investment & FinanzCenter

Speestraße 16 · 40885 Ratingen
Telefon (0 21 02) 93 00-0



Buchhandlung : an der Speestraße

Romane : Taschenbücher : Kunst
Kinderbücher : Reise : Sachbücher : Hobby : Geschenkbücher
Sprachen : Schulbücher : Buchbestellservice

Speestraße 35 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 732181 Fax 732182
lintorfer-buchhandlung@t-online.de

Engelmann Raumausstattung



Die müssen Sie mal in Farbe sehen!

Alles rund ums Wohnen: Internationale Stoffkollektionen_Gardinen_Dekorationen_Lamellen_Markisen
Polsterei_Teppiche_Bodenbeläge_Reinigung_Möbel_Lampen_Wohnaccessoires_Inneneinrichtung
Konrad-Adenauer-Platz 18-22_40885 Ratingen-Lintorf_Tel.: 02102/37191_Fax: 02102/37195_info@engelmannraum.de

Lebenserinnerungen des Ratinger Fuhrunternehmers Josef Schwaab, ergänzt durch die Erinnerungen seines jüngeren Bruders Bernhard

(Fortsetzung)

In der vorigen Ausgabe der „Quecke“ begannen wir mit dem Abdruck der Erinnerungen des Ratinger Fuhrunternehmers Josef Schwaab (Jahrgang 1911), die dieser im Jahre 1999 niedergeschrieben hatte. Seine Ausführungen wurden ergänzt durch die Aufzeichnungen seines um 16 Jahre jüngeren Bruders Bernhard. Josef Schwaab verstarb am 24. März 2004 im Alter von 92 Jahren.

Wir setzen die Aufzeichnungen der Brüder Josef und Bernhard Schwaab fort mit ihren Erinnerungen an die Jahre 1933 bis 1940. Wieder erscheint der Text Josef Schwaabs in normaler Schrift, die ergänzenden Ausführungen Bernhard Schwaabs dagegen sind kursiv geschrieben.

Der Dienst in der Wehrmacht und das Verhalten von Wehrmachtsangehörigen in den besetzten Gebieten werden in den „Erinnerungen“ bisweilen etwas beschönigend dargestellt. Andere Kriegsteilnehmer könnten sicherlich Schlimmeres berichten. Die Rolle der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg ist ja gerade in letzter Zeit immer mehr in die Kritik geraten.

1933 bis 1939

Durch diese schlimmen Umstände war es nicht weiter verwunderlich, dass Adolf Hitler mit seinen Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 an die Macht kam. Wir erlebten das alles zwischen Hoffen und Bangen. Tatsache ist aber, dass ein Ruck durchs Land ging. Die turbulenten politischen Auseinandersetzungen der Vorjahre fanden jetzt nicht mehr statt. Einer unserer Nachbarn hatte eine Schallplatte mit dem „Horst-Wessel-Lied“ gekauft und ließ diese mit entsprechender Lautstärke mehrfach in den Abendstunden abspielen. Wir jungen Burschen schrieben ihm einen anonymen Brief mit etwa folgendem Inhalt: „Horst-Wessel-Lied nimmt Rot-Front die Nachtruhe. Wir bitten, Nazi-Veranstaltungen während der Nachtruhe zu unterlassen.“ Unterzeichnet hatten wir den Brief mit „Rotfrontkämpferbund Knüppel und Pistole“. Zu unserer eigenen Überraschung hat der Nachbar uns dann weitere abendliche Darbietungen des „Horst-Wessel-Liedes“ erspart.

Die Zeiten wurden nun zunehmend ruhiger. Es ging spürbar aufwärts, wenngleich uns nicht alles gefiel, was Hitler und seine Nationalsozialisten veranstalteten. Meine Mutter hatte nie eine politische Meinung, und mein Vater blieb sein Leben lang dem Kaiser Wilhelm treu.

Mir persönlich gefiel die Zeit ab 1933 besser als die turbulenten

und unsicheren Zeiten der so genannten Weimarer Republik. An die Jahre von 1933 bis zum Kriegsbeginn 1939 habe ich nur gute und schöne Erinnerungen. Aber in die SA zu gehen, eine solch lächerliche braune Uniform anzuziehen, um hinter einer komischen Fahne herzulaufen, auf diese Idee bin ich nie gekommen. Ich habe auch nie begreifen können, dass so viele ihre knapp bemessene Freizeit nicht besser nutzen konnten, als bei der SA mitzumarschieren. Meine Schwester Käthe wollte von Hitler und seinen Genossen - warum auch immer - von Anfang an nichts wissen. Anders war es bei ihrem Verlobten und späteren Ehemann. Der war Mitglied der SA, hat aber niemandem ein Leid zugefügt. Sein Idealismus wurde, wie der von vielen anderen, missbraucht. Mein Bruder Hans, der nie eine politische Meinung hatte, war eines Tages plötzlich und für uns alle überraschend Mitglied der SS. Das dauerte allerdings nur eine kurze Zeit. Es war wohl sehr schwierig, da wieder rauszukommen. Er wurde deshalb sogar mehrfach zum Polizeipräsidentium in Düsseldorf vorgeladen. Aber auch dort blieb er bei seinem Entschluss. Die Mitgliedschaft in der SS endete dann aber automatisch, als er 1936 zum normalen Wehrdienst nach Allenstein in Ostpreußen eingezogen wurde.

Es ist schade, dass mein Bruder Hans (verstorben 1987) sich hier nicht zu den Gründen äußern kann, warum er plötzlich und unerwartet

der SS beitrug und kurz darauf ebenso plötzlich wieder austrat. Das zu erfahren, wäre sicherlich interessant gewesen. Ich habe seine Frau Hanni befragt, und sie meinte, dass der strenge Dienstplan meinen Bruder Hans störte. Ich kann mich daran erinnern, dass in unserem Kleiderschrank viele Jahre eine schwarze SS-Uniform mit den schaurigen Totenköpfen unbenutzt im Schrank gehangen hat.

Es war üblich, dass am Samstagnachmittag der Lastwagen gepflegt wurde, und zwar auf unserem Hof. Meine Brüder Josef und Hans lagen dann meistens ölverschmiert unter dem Wagen und machten dort die verschiedensten Arbeiten. Zu dieser Zeit hatte meine Schwester Käthe eine Verabredung mit ihrem Verlobten. Samstags nachmittags gingen die beiden aus, und ich wurde zur Begleitung „fein“ gemacht. Wenn meine Brüder ihren sauberen und proper hergerichteten kleinen Bruder sahen, lockten sie ihn unter das Auto, um ihm dort irgendwelche geheimnisvollen Sachen zu zeigen. Klein Berni war natürlich sofort bereit, unter das Auto zu kriechen mit dem Ergebnis, dass die ganze Schönheit im „Eimer“ war. Meine Schwester hat dann meine Brüder so beschimpft, dass es selbst einem alten Fuhrmann die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte.

Im Frühjahr 1933 wurde ich eingeschult. Ich besuchte die Volksschule an der Minoritenstraße. Unsere Klasse hatte mehr als 40 Schüler, und wir wurden äußerst



Die obere Minoritenstraße um 1955. Links das 1868 errichtete Gebäude der alten Minoritenschule (Schule I). Heute befinden sich dort der Agenda-Hof und das Kultur- und Verkehrsamt der Stadt Ratingen

streng erzogen. Ich habe meinen Klassenlehrer in ganz schlechter Erinnerung. Der Schlagstock war ständig zur Hand, und er verbreitete bei uns Kindern Angst und Schrecken. Bestraft wurde u.a. mit Schlägen auf die Fingerspitzen, auf eine schon fast sadistische Art und Weise. Da ich meistens zu den besseren Schülern gehörte, bekam ich die seltsamen pädagogischen Bemühungen dieses Lehrers nur verhältnismäßig selten zu spüren. Ich kann bis heute aber nicht verstehen, dass unsere Eltern das zugelassen haben. Da ich mit meinen schulischen Leistungen immer zu den Besten in der Klasse gehörte, stand im Anschluss an das vierte Schuljahr die Überweisung auf das Gymnasium zur Debatte, zumal das auch von meinem Klassenlehrer befürwortet wurde. Mein damaliges Bestreben war jedoch darauf ausgerichtet, diese fürchterliche Schulzeit so schnell wie möglich zu beenden.

Ich dachte wohl damals, dass es nur Lehrer vom Schlage meines Klassenlehrers geben würde. Daher wohl auch meine strikte Ablehnung einer Ausdehnung der Pflichtschulzeit. Aus heutiger Sicht unverständlich, haben meine Eltern sich meinem Wunsch nicht widersetzt, so dass ich auf der Volksschule bleiben konnte. Wahr ist allerdings auch, dass ich an dieser Schule später, leider zu spät, auch andere, wirklich gute Pädagogen kennen lernte. Da kann ich den Rektor M. nur lobend erwähnen. In den beiden letzten Schuljahren hatte ich ihn als Klassenlehrer. Ohne jede Prügelstrafe hatte er Ordnung in der Klasse, und wir haben bei ihm viel und gerne gelernt. Er war ein Lehrer, wie man ihn sich besser nicht wünschen konnte.

Mein Bruder Fritz war in den Jahren 1935 bis 1938 wie viele andere auch in der Hitlerjugend und

musste 1945 deshalb besonders entnazifiziert werden. Als dann die Mitgliedschaft in Jungvolk und Hitlerjugend Pflicht wurde, ich glaube, das war ab dem Jahre 1936, hat Berni - mein jüngster Bruder - sich immer um den so genannten Dienst „gedrückt“, wo er nur konnte. Er war auch später in der offiziell verbotenen katholischen Jugendbewegung aktiv und hat deshalb auch für die nationalsozialistischen Jugendorganisationen kein Interesse entwickelt.

Zu meinen einzelnen Aktivitäten in der katholischen Jugendbewegung nehme ich zu einem späteren Zeitpunkt Stellung. In den jetzt anstehenden Jahren war ich als fleißiger Messdiener tätig. Ich wurde dabei tatkräftig von meinen Eltern, insbesondere von meiner Mutter, unterstützt. Ob Frühmesse um fünf, im Mai die Abendandacht oder die Teilnahme an einer Prozession, stets war ich, wenn gewünscht, zur Stelle. So kam es, dass sich durch diese Messdiener-tätigkeit und mit anderen Gleichgesinnten eine kleine, aber sehr homogene Gruppe bildete, die gemeinsam mehr und mehr unternahm. Wir fanden es erstrebenswert, den Aktivitäten der nationalsozialistischen Jugend nicht zu folgen, sondern unsere Gemeinschaft zu pflegen. So entstand bereits relativ früh der Kern einer kleinen aber sehr aktiven katholischen Jugendgruppe, die wie Pech und Schwefel zusammenhielt. Als im Jahre 1936 die Hitlerjugend offiziell zur Staatsjugend erklärt wurde, mussten wir alle Zwangsmitglied werden. Alle anderen Jugendbewegungen wurden gleichzeitig verboten. Uns hat das aber nicht daran gehindert, unsere Gemeinschaft weiter zu erhalten. Jetzt allerdings unter einem anderen Namen: Wir trafen uns jetzt offiziell zu „Bibelstunden“. Das war seltsamerweise erlaubt.

Aus dieser Zeit ist mir eine lustige Geschichte in Erinnerung geblieben. In der Kirchgasse wohnte ein alter Herr namens Wilhelm Mechig. Ein alter Ratinger, der nur in Ratinger Platt erzählen konnte. Ihn haben wir bei passender Gelegenheit mehrfach gebeten, uns die Geschichte vom Kaiser Wilhelm zu erzählen. Wilhelm Mechig hatte nämlich noch am Krieg gegen die Franzosen 1870/1871 als Husar

teilgenommen und war darauf sehr stolz. Er berichtete also: „Et wor bei Mars Latur. Wir sprangen op die Ped, und dann hann ich mit dr Lanz schon de erste schwatte Franzos opgespießt un am Gatter abgestriffe, dann de zwede schwatte Franzos un auch de dridde. Von obe bis unge wor ich voller Blut, do kloppt mich eine op de Schulter un seih: Willem, driev et nit zu bunt! Ich dreh mich eröm, un wer is et: - dr Kaiser Willem. (Übersetzt: Es war bei Mars-la-Tour. Wir sprangen auf die Pferde, und schon hatte ich mit der Lanze den ersten Franzosen aufgespießt. Über einem Gatter streifte ich ihn ab und dann den zweiten und den dritten. Ich war von oben bis unten voller Blut, als mir einer auf die Schulter klopfte und sagte: Wilhelm, treibe es nicht zu bunt. Ich drehte mich herum und wer war es: Der Kaiser Wilhelm).

Im Nachbarhaus von Wilhelm Schorn hatte Valentin Knüpfel einen kleinen Laden. Weil er aus Bayern stammte, nannten ihn alle Sepp. Er handelte mit Schreibwaren, Zeitschriften, Zigaretten und Süßigkeiten und vielerlei anderen Dingen. Der Sepp war ein prima Nachbar, und man konnte mit ihm „Pferde stehlen“. So ganz gesetzestreu war der Sepp allerdings nicht, denn er betätigte sich als illegaler Buchmacher für Pferdewetten und „vergaß“ dabei, das Finanzamt entsprechend zu beteiligen. Das hintere Fenster seines Ladens befand sich gegenüber unserem Küchenfenster. Meine Mutter war daher über alle Vorgänge des Nachbarladens bestens informiert, weil sich die „Geheimnisse“ sozusagen vor ihrer Nase abspielten. Der Sepp benutzte nämlich in besonders gelagerten Notfällen einen Spalt unter der hinteren Fensterbank direkt vor unserer Nase als ideales Versteck. Selbst als eines Tages die Polizei den Laden auf den Kopf stellte, um Beweismaterial zu finden, bewährte sich dieses Versteck und die Suche verlief ergebnislos.

Ungefähr zu dieser Zeit fanden im Tennishaus, direkt neben unserem Grundstück gelegen, immer wieder kleinere Festivitäten der Jugendlichen statt. Dort wurde geraucht und getrunken. Auch mein Bruder Fritz hatte die Teilnahme an

einer solchen Festivität ins Auge gefasst und aus diesem Grunde eine Flasche Wein von Vater stibitz und diese zunächst auf dem Hof versteckt. Mein Bruder Josef fand sie und tauschte sie gegen eine Flasche mit Wasser aus. Einige Tage später beschwerte sich mein Bruder über die peinliche Blamage, die seine Flasche Wasser in der Runde ausgelöst hatte. Mein Vater sagte: „Sei froh, dass ich nicht die Flasche gefunden habe, sonst wäre etwas hinein gekommen, das Farbe gehabt hätte.“

Der Sepp Knüpfel hatte eine Tochter namens Gerda. Sie war in meinem Alter und war das, was man heutzutage einen flotten Feger nennen würde. Zum Erschrecken ihres Vaters - eines alten SPD-Anhängers - verliebte sich Gerda in einen hohen SA-Führer, den sie dann auch heiratete. Sie fuhren beide 1936 zur Olympiade nach Berlin, zur damals größten Sportschau aller Zeiten. Wenn es auch heute oft verschwiegen wird, wahr ist jedenfalls, dass zu diesem Zeitpunkt die ganze Welt Adolf Hitler huldigte. Es war ja auch offensichtlich, dass Deutschland wieder zu Ansehen und Wohlstand gekommen war. Was nun die Ehe der Gerda Knüpfel anbelangt, so nahm diese ein tragisches Ende. Zwei Jahre nach der Hochzeit wurde sie von ihrem Mann vor der eigenen Haustür auf der Bechmer Straße erschossen. Es wird berichtet, dass die Gerda in ihrem Blute liegend sagte: „Ich muss sterben“, worauf ihr Mann geant-



Gerda Knüpfel um 1931 vor dem Laden ihres Vaters, in ihren Armen Berni Schwaab. Einige Jahre später wurde sie von ihrem Mann auf offener Straße erschossen

wortet haben soll: „Das sollst du auch“. Am anderen Tag hat der Sepp in unserem Wohnzimmer bitterlich geheult und immer wieder gesagt: „Der Lump hat mein Kind ermordet.“ Der SA-Führer wurde in Düsseldorf vor Gericht gestellt. U.a. warf man ihm vor, von unserem Telefon aus sich mit seiner Frau verabredet zu haben, um sie dann umzubringen. Das stimmte zwar nicht, aber trotzdem wurde meine Mutter als Zeugin geladen und musste vor Gericht aussagen. Der Mörder wurde zum Tode verurteilt und auf der „Ulmer Höh“ enthauptet.

Gerda Knüpfel habe ich auch in Erinnerung. Sie hat mich als Nachbarkind wohl besonders in ihr weites Herz geschlossen.

Zu unseren Kunden zählten auch viele jüdische Geschäftsleute aus Ratingen und Düsseldorf. Es waren durchweg gute Kunden, für die wir immer gerne gearbeitet haben. In Ratingen gab es nicht allzu viele Juden. Alle haben noch vor dem Zweiten Weltkrieg ihr Hab und Gut verkauft und Ratingen verlassen. Wir haben sie nicht mehr wiedergesehen. Für viele war die so genannte „Reichskristallnacht“ das Startzeichen, um Deutschland zu verlassen. Damals war ein Mitglied der deutschen Botschaft in Paris von einem Juden ermordet worden, was mit Duldung und Unterstützung der Nazis die so genannte „Reichskristallnacht“ auslöste. Als wir am nächsten Tag nach Düsseldorf fuhren, sahen wir überall eingeschlagene Schaufenster und verwüstete und geplünderte Geschäfte. Auch die Privatwohnungen der Juden wurden nicht verschont. Am Mittag des 10. November 1938 sah ich, wie Männer Gardinen abrissen und Wohnungsfenster einschlugen. Wir fuhren durch Straßen, die voller Möbel lagen, die man einfach aus dem Fenster geworfen hatte. Die Synagoge auf der Kasernenstraße war nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Es standen nur noch die meterdicken Mauern des soliden Sandsteinbaues, der für mindestens 1000 Jahre Haltbarkeit ausgelegt worden war. Mein Vater und ich, wir waren beide entsetzt und haben es nicht für möglich gehalten, dass etwas Derartiges in Deutschland passieren könnte. Es ist Tatsache, dass vie-



Düsseldorf, 10. November 1938. Zertrümmerte Möbel jüdischer Mitbürger auf der Immermannstraße

le Menschen nach diesen Erfahrungen von Hitler und seinen Genossen nichts mehr wissen wollten. Man hatte erlebt, dass unschuldige Menschen teilweise zu Tode gequält wurden.

An Einzelheiten der so genannten „Reichskristallnacht“ kann ich mich nur insofern erinnern, dass es auch in der Ratinger Synagoge auf der Bechemer Straße gebrannt hat. Außerdem hat mein Vater, als er von Düsseldorf zurück kam, bitterlich geweint. Das hat mich sehr beeindruckt, weil ich das vorher und hinterher nicht mehr erlebt habe. Verstehen konnte ich das aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Bei uns verstärkte sich die Sorge, dass bald ein Krieg ausbrechen würde. Ich wurde zur „Musterung“ einbestellt und musste auch unseren Lastwagen zwecks Kriegsregistrierung vorführen.

Wirtschaftlich ging es uns nun immer besser. Hitler erreichte politisch alles, was er wollte, weil die Westmächte um des lieben Friedens willen das zuließen. Bei uns zu Hause war allen klar, dass diese Politik auf Dauer nicht gut gehen konnte. Im August 1939 schlossen die größten und rücksichtslosesten Diktatoren Europas - Hitler und Stalin - überraschend einen Freundschaftspakt.

Der Zweite Weltkrieg ab 1939

Am 26. August 1939, einem Samstag, hatte ich nachmittags den

Wagen gewaschen, Öl gewechselt und Abschmierarbeiten durchgeführt. Um 18 Uhr erhielt ich meinen Gestellungsbefehl. Ich musste mich am darauf folgenden Tag, also am Sonntag, dem 27.8.1939, um 6 Uhr mit unserem Wagen in Mettmann zur Verfügung stellen. In Mettmann wurde eine Kolonne mit elf weiteren Lastwagen gebildet, mit denen ich gemeinsam auf einen Schulhof bei Erkrath fuhr. In der Schule wurden wir eingekleidet. Erstmals in meinem Leben wurde mir eine Uniform verpasst, und ich kam mir darin komisch vor. Anschließend wurden wir in eine leere Fabrikhalle eingewiesen, die dann auch unsere Unterkunft darstellte. Wir schliefen auf Stroh, und die hygienischen Verhältnisse waren entsprechend primitiv. So fing alles an, und mehr oder weniger so primitiv sollte es nun auch einige Jahre bleiben.

Dieser „schwarze Sonntag“ (27. August 1939) riss unsere ganze Familie auseinander und vernichtete die Existenzgrundlage meiner Eltern von heute auf morgen total. Mein Bruder Hans wurde ebenfalls am 27.8.1939 eingezogen und mein Bruder Fritz war bereits im normalen Pflichtdienst. Meinen Eltern blieb nur noch unser „Nachkömmling“ Berni, der zu diesem Zeitpunkt gerade mal 12 Jahre alt war. Meine Schwester war seit 1936 verheiratet und lebte mit ihrem Mann Martin und Sohn Martin, geboren 1938,

in einer Wohnung auf der Schwarzbachstraße.

Auf der Düsseldorfer Straße war es nun beängstigend ruhig geworden. Das Telefon klingelte nicht mehr pausenlos und es herrschte eine bedrückte Stimmung. Meine Eltern haben mir erstaunlich viele Freiheiten gelassen, so dass ich die ersten Kriegsjahre ziemlich unbeschwert verleben konnte.

An den folgenden Tagen wurde ich für einige Materialtransporte eingesetzt. Ansonsten standen wir meist untätig herum. Verpflegt wurden wir in einem nahe gelegenen Gasthof. Am Freitag, dem 1.9.1939 ging es dann los. Am frühen Morgen fuhren wir ab in Richtung Düsseldorf zum Stauferplatz. Dort kollidierte mein Vordermann mit einer Straßenbahn, ohne allerdings größeren Schaden anzurichten. Dem Straßenbahnfahrer sagte er auf gut Kölsch: „Jung, reg dich nit auf, jank lever en Tass Kaffee drinke.“ Wir fuhren in Düsseldorf zur Tußmannstraße, hinter der Hirsch-Brauerei. Dort wurden unsere Lastwagen auf die Eisenbahn verladen. Es war etwa 12 Uhr, als sich unser Zug in Bewegung setzte. Wir fuhren durch den Hauptbahnhof Düsseldorf und den Bilker Bahnhof, passierten die Hammer Rheinbrücke und den Bahnhof Neuss. An vielen Stellen tönte aus den Lautsprechern die Hitlerrede, die den Beginn des Krieges verkündete. Von Kriegsbegeisterung war nichts zu spüren, eher das Gegenteil. Überall sahen wir weinende Menschen. Linksrheinisch ging es dann weiter, wobei wir oft und lange vor Signalen halten mussten. Die Bauern waren bei der Ernte. Sie kamen an unseren Zug und wünschten uns alles Gute, die Landfrauen und Mädchen weinten auch hier zum Abschied. Unsere Fahrt ging nicht weit. In Rheinbach bei Bonn wurden wir entladen. Mittlerweile war bereits die Nacht angebrochen, so lange hat die kurze Fahrt gedauert. Wir bekamen Quartierscheine, und mein Quartier befand sich außerhalb der Ortschaft. Es war die erste Nacht mit Verdunkelung, und die Straßen waren wie leer gefegt. Vor mir ging jemand, den ich nach dem Weg fragen wollte. Doch je schneller ich ging, desto schneller ging auch diese Person. Erst als ich sie anrief



Josef Schwaab (1911–2004)



Hans Schwaab (1914–1987)



Fritz Schwaab (1918–1990)

und mitteilte, dass ich nur mein Quartier suchte, kam es zu einem Gespräch. Es war ein junges Mädchen, und die Arme hatte fürchterliche Angst. Wir hatten den gleichen Weg, und als ich fragte, ob ich sie begleiten dürfte, lachten wir beide. Sie zeigte mir nicht nur den Weg, sondern lieferte mich auch bei meinen Quartiersleuten ab. Ich wohnte bei einem Justizbeamten des nahe gelegenen Zuchthauses Rheinbach. Es waren einfache und nette Leute, und ich bekam ein gut eingerichtetes Zimmer. Nach fünf Nächten in der Fabrikhalle habe ich dann herrlich geschlafen. Leider blieben wir nicht lange in Rheinbach, denn nach einer Woche ging es weiter nach Krufft, einem Ort 10 km westlich von Andernach. Hier begann nun unser Einsatz. Die Artillerie war zu dieser Zeit noch nicht motorisiert. Die Geschütze wurden von Pferden gezogen. Mein Wagen wurde mit Hufeisen, Hufnägel, Medikamenten und weiterem Pferdekrum beladen. Das musste ich dann zu den verstreut in der Eifel liegenden Artillerieeinheiten transportieren. Oft dauerten die Fahrten mehrere Tage, bis ich alles verteilt hatte. Die Medikamente mussten teilweise aus Frankfurt a.M. abgeholt werden. Eines Tages hatte ich das große Glück, nach Münster fahren zu müssen. Auf der Rückfahrt bin ich dann zu Hause eingekehrt und habe auf der Düsseldorfer Straße übernachtet. Wie es der Zufall wollte, waren an diesem Tag auch

meine beiden Brüder als Urlauber zu Hause. Das war für lange Zeit das letzte Mal, dass wir alle beisammen waren. Aber das ahnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Im November wurde ich zu einem so genannten Vorauskommando geschickt und zwar nach Kyllburg. Wie sich herausstellte, hatte ich damit einen wirklich guten Posten erwirbt. Unser Kommando bestand aus zehn Mann, und unser Chef war ein alter Hauptmann. Störend war lediglich, dass wir kaum etwas zu tun hatten. Damit wir nicht ganz einrosteten, machten wir mit der halben Mannschaft große Wanderungen (25-30 km) durch die schöne Eifel. Der Rest der Mannschaft musste dann die Stellung halten. Es wurde Weihnachten, die erste Kriegsweihnacht.

Das Jahr 1940

Der Winter 1939/1940 war sehr hart. Dreißig Grad Kälte waren keine Seltenheit. Ich brauchte nicht viel zu fahren, weil in unserer Nachbarschaft eine Transportkolonne war, die von unserem Chef vorwiegend eingesetzt wurde, um - wie er sagte - meinen Wagen zu schonen. So gut wie in Kyllburg hatte ich es in meinem bisherigen Leben noch nie gehabt, was mich aber nicht daran gehindert hätte, zu Fuß nach Ratingen zu laufen, um wieder hart zu arbeiten, wenn ich es denn gedurft hätte. Da ich auch weiterhin nur über Langeweile

zu klagen hatte, habe ich mich daran gemacht, unseren LKW von Grund auf zu überholen. Ich erneuerte alles, was auch nur die geringste Verschleißerscheinung zeigte. Der gute alte Hauptmann unterschrieb alles, was ich haben wollte. Zum Schluss habe ich den Wagen auch noch neu lackiert. Als ich im April 1940 mit dem Fahrzeug nach Krufft zurück kam, war der Wagen so gut wie neu. Kurz darauf fand eine Inspektion statt, und mein Wagen wurde zum besten unserer Einheit erklärt. Ich wurde vor versammelter Mannschaft gelobt, ein Lob das mir gar nicht zustand, weil ich das ja alles aus Langeweile gemacht hatte.

Im Mai 1940 begann der Frankreich-Feldzug. Wir wurden wieder auf die Bahn verladen. Es ging durch die Eifel nach Trier, und in Wasserbillig fuhren wir über die Grenze nach Luxemburg und weiter bis Arlon in Belgien, wo wir in der Nacht ankamen. Wir standen mit unserem Zug auf einem Rangierbahnhof. Links stand ein Munitionstransport und rechts ein Eisenbahnzug, bestehend aus Kesselwagen mit Benzin. Da es in dieser Nacht nicht weiterging, machte ich mir ein Lager zurecht und fiel in einen tiefen Schlaf, der durch einen Fliegerangriff gestört wurde. Den Fliegeralarm hatte ich verschlafen. Alle Bomben verfehlten ihr Ziel. Nicht auszudenken, wenn sie getroffen hätten. Am folgenden Tag wurden wir entladen und sahen die ersten Kriegsschäden, die allerdings relativ harmlos



Fliehende französische Zivilbevölkerung im Mai 1940

waren im Vergleich zu dem, was in den folgenden Kriegsjahren noch passieren würde. Ab sofort konnte ich über Langeweile nicht mehr klagen. Wir mussten Tag und Nacht unablässig Material transportieren. Die Straßen waren schlecht und dem Verkehr nicht gewachsen. Das Fahren bei Nacht und ohne Licht war besonders anstrengend. So war es auch nicht verwunderlich, dass ich sofort am Steuer einschliefe, wenn mal ein Stau entstand. Der Beifahrer musste mich dann wecken, wenn es weitergehen konnte. Kam ein Brunnen in Sicht, so erfrischte ich mich mit kaltem Wasser, nur um wach zu bleiben. In den ersten Wochen des Vormarsches waren die Straßen auch noch durch Flüchtlinge verstopft. Später, als der Vormarsch noch schneller erfolgte, waren kaum noch Flüchtlinge anzutreffen, weil alles viel zu schnell ging. Eine Flucht war auch nicht notwendig, weil wir Soldaten die Zivilbevölkerung immer anständig behandelt haben. Viele französische Soldaten gerieten in Gefangenschaft. Auf unseren Fahrten an die Front kamen uns diese in langen Kolonnen entge-

gen. Fuhren wir zurück, hatten wir erhebliche Probleme, um die langen Kolonnen zu überholen. Als ich eines Tages mit leerem Wagen auf der Rückfahrt war, wurde ich angehalten. Ich musste auf einen Schulhof fahren. Dort wurde mein Wagen mit gefangenen Franzosen übervoll beladen. Dann befahl ein Offizier, ein Hauptmann, meinem Beifahrer sich mit dem Gewehr zwischen die Franzosen zu setzen und jeden Fluchtversuch mit der Waffe zu verhindern. Ich fuhr dann mit meiner Fracht einige hundert Meter, bis ich aus der Sichtweite dieses Menschen war und bat meinen Beifahrer wieder zu mir ins Führerhaus. Er war ein Veteran aus dem Ersten Weltkrieg und führte jeden Befehl aus, auch wenn es der größte Blödsinn war. Er war finster entschlossen, die Franzosen an der Flucht zu hindern. Erst als ich ihn an Frau und Kinder erinnerte, kletterte er wieder ins Führerhaus. Nun fuhren wir wieder los, in dunkler Nacht, in Feindesland und mehr als 50 französische Soldaten in unserem Rücken, abzuliefern in dem etwa 50 km entfernten Charleville. Als wir schließlich im dortigen Gefan-

genlager ankamen, waren alle Gefangenen noch vorhanden. Offensichtlich hatte keiner die Flucht ergriffen. Am nächsten Tag bekam ich eine Fahrt nach Frankfurt. Als ich dort ankam, musste ich bis zum nächsten Morgen auf meine Ladung warten. Ich schlief die ganze Nacht im Wagen. Es war gut, wieder in Deutschland zu sein und von dem ganzen Elend nichts mehr zu sehen und zu hören. Die Ladung ging dann von Frankfurt nach Dizier. Auf der Fahrt überholten wir ganze Regimenter von Infanteristen, die per Fuß zur Front unterwegs waren. Bei dem schnellen Vormarsch werden sie wohl nicht mehr zum Einsatz gekommen sein. Wir hatten alles im Überfluss. Entlang der Vormarschstraßen standen Berge voller Kraftstoffkanister. Alle bedienten sich hier, auch motorisierte Flüchtlinge, die mittlerweile bemüht waren, wieder in ihre Heimorte zu kommen. Ich habe auf den Rückfahrten sehr oft Flüchtlinge mitgenommen, die dafür sehr dankbar waren. In Dizier bekam ich eine Ladung nach Reims. Bekanntlich sind in Reims große Wein- und Sektkellereien. Ich war in einem Keller voller großer Weinfässer, wobei die Franzosen Löcher in die Fässer geschlagen hatten. Das Ergebnis war, dass der Wein knöcheltief den Boden bedeckte und natürlich ungenießbar war. Mir wurde von dem „Weinduft“ beinahe übel, so dass ich schnellstens den Keller wieder verlassen habe. Mein Beifahrer fand jedoch noch einige Flaschen Wein und Sekt, die wir für unsere Kameraden mitnahmen. Auf der Rückfahrt begegnete uns ein Infanterieregiment zu Fuß, das erschöpft Rast machte. Es war sehr warm und der Durst war sehr groß. Wir haben daher unsere „Kriegsbeute“ herausgeholt und sie war schnell in den vielen durstigen Kehlen verschwunden. Der Vormarsch wurde nun immer schneller. Meine Fahrtziele waren morgens Orte, die sich laut Wehrmachtsbericht noch in französischer Hand befanden. Wenn ich nach einigen Stunden ankam, wurde meine Ladung bereits von der kämpfenden Truppe erwartet. Ich bekam den Auftrag, Nachschub in Stuttgart abzuholen, und mein Beifahrer - ein Leutnant - stammte aus Böblingen, wo seine Eltern eine Apothe-

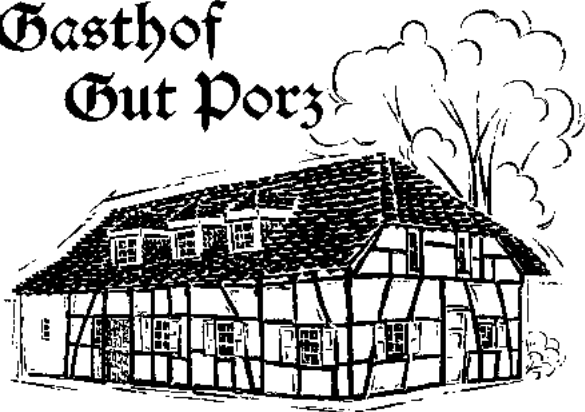
ke betrieben. Natürlich fuhren wir über Böblingen. Dort wurden wir freudig begrüßt. Der Vater meines Leutnants, ein alter Apotheker, erklärte mir, dass ich mich in der ältesten Apotheke Deutschlands befände. Nach einem erfrischenden Bad wurde ich zu einem festlichen Abendessen eingeladen. Ich übernachtete in einem schönen Zimmer und konnte in einem herrlichen Bett tief und fest schlafen. So gut war es mir lange Zeit nicht mehr ergangen. Am nächsten Tag holte ich meine Ladung in Stuttgart ab, fuhr wieder nach Böblingen und übernachtete erneut dort. Nachdem mein Leutnant wieder zugestiegen war, fuhren wir nach Dijon. Dort bekam ich eine Ladung in eine Ortschaft ca. 50 km vor Dijon. Von dort aus wurde ich nach Sedan geschickt, um dort Waren abzuholen. Da unser Wagen leer war, nahmen wir drei Flüchtlingsfamilien mit, die in der Nähe von Sedan wohnten. Wir hatten nun Frauen, Kinder und zwei Säuglinge zu versorgen, was mein Beifahrer, ein erfahrener Familienvater, glänzend schaffte. Beispielsweise verdünnte er Büchsenmilch, um damit die Säuglinge zu füttern. Für die Übernachtung besorgten wir eine leer stehende Wohnung für unsere Gäste, denen wir keine Nachtfahrt zumuten wollten. Durch diese Umstände kamen wir verspätet und erst am Nachmittag des zweiten Tages in Sedan an, was aber weiter nicht schlimm war, denn der Frankreichfeldzug näherte sich schon dem Ende. Wir haben die beiden Flüchtlingsfamilien auch nach Hause gebracht. Ihre Häuser waren unbeschädigt, aber z.T. verwüstet. Viele Kleinig-

keiten waren gestohlen worden, was die Flüchtlinge aber nicht besonders aufregte, denn sie hatten Schlimmeres erwartet. Wir schieden als gute Freunde. Im Übrigen war es uns strengstens verboten, aus verlassenen Häusern Gegenstände an uns zu nehmen. Man nannte das Plünderung, und wer dabei erwischt wurde, musste mit dem Schlimmsten rechnen. Die meisten Soldaten haben sich wie bei ehrlichen Menschen üblich benommen. Manche Vorgesetzte gaben jedoch ein schlechtes Beispiel. Als wir einen neuen Stützpunkt bezogen, ließ ich meinen Wagen längere Zeit ohne Aufsicht. Zurückkehrend wurden mein Beifahrer und ich von einer Französin wüsten Beschimpfungen ausgesetzt. Es stellte sich dann heraus, dass ihre Nähmaschine, ein ziemlich gut erhaltenes neueres Modell, sich - zu unserem großen Erstaunen - auf unserem Wagen befand. Mein Beifahrer, wieder der bereits erwähnte Kölner, sagte: „Lev Frau, ech kann öch nit verstonn, hat ihr mich verstonn?“ Natürlich verstand sie ihn nicht. Um der Diskussion ein Ende zu bereiten, habe ich die Nähmaschine geschultert und sie der Frau in ihre etwa 100 Meter entfernte Wohnung zurückgebracht. Wir verabschiedeten uns in Freundschaft. Als wir dann in unserem neuen Stützpunkt ankamen, empfing mich dort einer unserer Feldwebel und verlangte von mir, dass ich die auf meinem Wagen befindliche Nähmaschine bei der nächsten Fahrt nach Deutschland per Bahn an seine Heimatadresse schicken sollte. Als ich ihm mitteil-

te, dass seine geklaute Nähmaschine von mir zurückgegeben worden war, bekam er einen Wutanfall. Ich schlug ihm vor, die Sache zu vergessen, was er dann auch zähneknirschend tat. Wie ich später erfuhr, hatte er zweien unserer Leute den Auftrag gegeben, die bewusste Nähmaschine aus der Wohnung der Frau zu holen und sie auf meinen Wagen zu verladen. So was passierte eben auch trotz Drohung mit der Todesstrafe. Als ich mit einer neuen Ladung in Dijon ankam, war der Krieg plötzlich zu Ende. Die Franzosen fielen uns um den Hals und riefen: „La Guerre est finie“, der Krieg ist aus, und auch wir schworen: Nie wieder Krieg. So etwas war aber offiziell nicht erwünscht. Man nannte es „fraternisieren“ oder auf Deutsch „verbrüdern“. Die Franzosen und wir einfachen Soldaten haben das aber ehrlich und gut gemeint. Wir hatten ja keine Ahnung, was uns noch alles bevorstand. Alle waren doch davon überzeugt, dass wir in Kürze wieder daheim sein würden.

Der Frankreichfeldzug war nun zu Ende, und wir wurden nach Vesoul verlegt. Damit waren wir der Heimat wieder ein Stück näher gerückt. Dort bezogen wir das Hotel Mercedes, ein Hotel mit allem Komfort. Wir wurden in Zweibettzimmern untergebracht, und die Stimmung war bestens. Es ging uns allen wirklich sehr gut und so waren wir auch zu Streichen aufgelegt. Unser Zahlmeister war, warum auch immer, nicht beliebt. Er belegte ein Einzelzimmer und stellte seine Stiefel vor die Tür, damit sein Bursche diese putzen

Gasthof Gut Porz



Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11.00 Uhr
durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren Wintergarten! – Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 02102/934080

konnte. Eines Morgens - ich musste früh aufstehen, weil ich eine Ladung nach Besançon bringen musste - hatte jemand die Stiefel des Zahlmeisters voll gesch..... Der Bursche des Zahlmeisters hatte die Schweinerei entdeckt und fragte mich: „Jupp, wat soll ich denn jetzt machen?“ Ich gab ihm den Rat: „Leg dich ins Bett und melde dich krank.“ Das hat er dann auch getan. Andere haben dann die stinkende Angelegenheit dem Zahlmeister gemeldet und mussten dann die Stiefel reinigen. Als ich am Nachmittag zurückkam, war ein strenges Verhör im Gange. Der Spieß empfing mich mit den Worten: „Schwaab, da Sie heute sehr früh aufgestanden sind, gehören sie zu den Hauptverdächtigen, erleichtern Sie ihr Gewissen und legen sie ein Geständnis ab.“ Ich erklärte: „Zur Ausführung einer solchen Tat fehlt mir die notwendige Zielgenauigkeit.“ Ich wurde unter dem Gelächter der Anwesenden als unschuldig eingestuft.

Jetzt, nach siegreicher Beendigung des Frankreichfeldzuges, gab es wieder Urlaub. Zu Hause war die Stimmung nicht gut. Der Vater kränkelte, er konnte die Untätigkeit nicht ertragen. Die Mutter sagte mir: „Wenn wir dem Vater nicht bald Arbeit besorgen, stirbt er.“ Es gelang mir dann tatsächlich in Düsseldorf, einen Tempo - Dreiradlieferwagen zu kaufen. Damit hat Vater dann während des gesamten Krieges Kleintransporte durchgeführt, und er wurde bald wieder gesund und zufrieden.

In diesem Urlaub begegnete mir das größte Glück meines Lebens. Ich verliebte mich in ein Mädchen aus Ratingen, mit dem ich, während ich das hier aufschreibe, mittlerweile 44 Jahre glücklich verheiratet bin. Viel zu schnell ging der Urlaub zu Ende, und ich kehrte nach Vesoul zurück.

Dort herrschte Aufbruchstimmung und tatsächlich wurden wir Ende September 1940 auf die Eisenbahn verladen. Wir durchquerten Deutschland von West nach Ost und erreichten Krakau/Polen nach drei Tagen. In der Nähe von Krakau wurden wir in ein Barackenlager eingewiesen. Unser Leben „wie Gott in Frankreich“ war nun abrupt beendet. In Polen herrsch-

te bittere Armut. Nach Brot bettelnde Kinder begleiteten uns permanent. Auch für uns veränderten sich die Lebensverhältnisse beträchtlich. Während uns in Frankreich komfortable Hotelzimmer zur Verfügung standen, hausten wir hier in großen Schlafsälen auf Strohsäcken. Geheizt wurden die Räume durch stinkende Kaminenöfen.

Nachdem Vater nun wieder regelmäßig als Spediteur zwischen Ratingen und Düsseldorf pendelte, wurde auch ich hierbei in der Ferienzeit oft als Beifahrer eingesetzt. Dabei ist mir auch aufgefallen, dass die Fahrkünste meines Vaters, um es vorsichtig auszudrücken, nicht sehr ausgeprägt waren. Erstaunlicherweise ging aber immer alles gut, und ich habe ihn immer gerne begleitet und geholfen, so gut ich konnte. Auf der Rückfahrt nach Ratingen kehrten wir immer in der Gastwirtschaft „Zum faulen Stock“ ein, die übrigens heute noch am „Mörsenbroicher Ei“ existiert. Das war eine alte Fuhrmannskneipe, wo früher unsere Pferde Wasser und einen Kanten Schwarzbrot erhielten,

während die Fuhrleute ihren Durst im Lokal löschten. Unsere Terminlage konnte noch so angespannt sein, hier wurde immer, aber wirklich immer, eingekehrt. Ich bekam eine Limonade und Vater trank ein Bier. An der Beibehaltung dieser Tradition merkte man, dass Vater im Grunde seines Herzens und trotz Motorisierung ein Fuhrmann alten Schlages geblieben war.

In Polen musste ich, wie auch in Frankreich, Transporte durchführen. Dabei kam ich bis an die Grenze des von Russen besetzten ehemaligen Polens. Die Sowjets waren ja jetzt plötzlich unsere verbündeten Freunde, und doch wurde jede Annäherung durch scharfe Schüsse verhindert. In der allgemeinen Berichterstattung wird leider heute die Tatsache weitgehend verschwiegen, dass die Sowjetunion genauso über Polen hergefallen ist wie Nazi-Deutschland. Die Westmächte erklärten aber nur Deutschland den Krieg, während sie die Sowjetunion ungeschoren ließen. Dabei hatten die Russen schon gegen die unschuldigen Finnen Krieg geführt und die baltischen Staaten (Lettland, Li-



Anordnung zur Kennzeichnung der Juden im Distrikt Krakau vom 18. November 1939

tauen und Estland) vereinnahmt. Das geschah alles vor den Augen der Weltöffentlichkeit, aber es erfolgte keine Reaktion. Das lässt doch nur den Schluss zu, dass man langfristig eine Zusammenarbeit mit Stalin ins Auge gefasst hatte, um Deutschland in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln. Wir konnten uns als kleine Landser das alles nicht erklären. Ich fuhr nun kreuz und quer durch Polen und kam auch oft wieder in deutsche Gebiete zurück, nach Oberschlesien und Breslau. Das Leben war jetzt bedeutend härter geworden. Die Verpflegung war ausreichend, aber mit einer Mark Wehrsold pro Tag, bzw. 1,50 Mark pro Tag, wenn ich auf Achse war, konnte man keine großen Sprünge machen. Übernachten konnte man nur in primitiven Wehrmachtunterkünften. Ich habe es meistens vorgezogen, im Führerhaus meines Wagens zu schlafen.

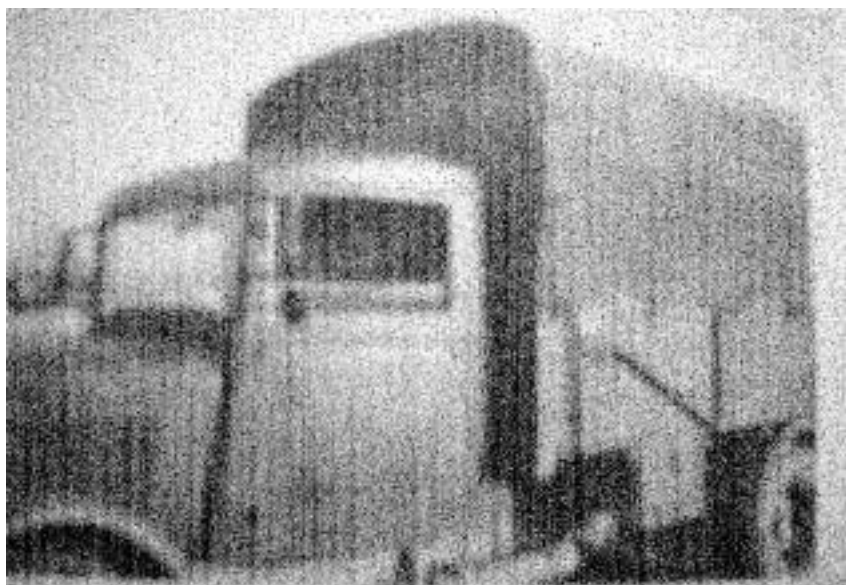
In Krakau gab es viele Juden, die bettelarm waren und schwere körperliche Arbeit verrichteten. Aber es gab damals bereits deutsche Juden, die nach Krakau ausgesiedelt worden waren. Ich habe einen solchen kennen gelernt, weil der mich ansprach, um bei mir deutsches Geld gegen polnische Zloty einzutauschen. Der offizielle Kurs betrug 1 M gleich 2 Zloty. Er bot mir einen Umrechnungskurs von 1 M gleich 4 Zloty an, den ich natürlich sofort akzeptierte. Da ich des Öfteren nach Deutschland fahren musste und auch sonst Gelegenheit zum Umtausch hatte, waren meine Finanzprobleme plötzlich bestens gelöst. Ich konnte es mir nun leisten, in passablen Hotels zu übernachten und zu Schwarzmarktpreisen in guten Lokalen zu speisen. Meine Geldgeschäfte machte ich immer bei dem gleichen jüdischen Händler. Ich nannte ihn „Herr Salomon“, was er schmunzelnd akzeptierte. Er war wirklich ein wanderndes Bankhaus. Ich habe diese Geschäfte nur in dem Umfang gemacht, wie es für mein relativ bescheidenes Leben erforderlich war.

In Krakau traf ich eines Tages beim Armeeoberkommando einen Oberleutnant aus Ratingen, der bei dem dortigen Generalstab tätig war. Er hatte zwei Hasen geschossen und bat mich, diese zu seinen Eltern auf der Bahnstraße

zu bringen. Diese Bitte hätte ich gerne erfüllt, aber das war eine Sache, die von meinem Vorgesetzten genehmigt werden musste. Der Oberleutnant notierte sich Namen und Adresse meiner Einheit. Als ich abends bei meiner Einheit ankam, lag dort ein Paket mit den Hasen und für mich ein Urlaubsschein. Ich musste meinen erbosten Vorgesetzten davon überzeugen, dass ich völlig unschuldig zu diesem Auftrag gekommen war. Danach hat er mich aber nie mehr zu einem Armeeoberkommando geschickt. Ich bin dann am nächsten Tag von Krakau nach Ratingen zur Bahnstraße gefahren und habe dort die beiden Hasen abgeliefert. Anschließend durfte ich noch eine Woche Urlaub in Ratingen verbringen. Das waren garantiert die teuersten Hasen, die zur damaligen Zeit verzehrt wurden. Es ist verwunderlich, dass in Anbetracht dieser „Sorgen“ einer Armeeführung der Krieg nicht schon früher verloren ging.

Wenn es Sonntag war und es der Dienst erlaubte, bin ich in Krakau in der Marienkirche zur heiligen Messe gegangen. Unser Spieß sorgte immer dafür, dass dies möglich war. Es waren immer mehrere Soldaten aus Westfalen und dem Bergischen Land, einfache Soldaten aber auch Offiziere, die ebenfalls zur heiligen Messe gingen. Ich habe niemals Nachteile oder Unannehmlichkeiten bei der Wehrmacht gehabt, weil ich Christ war und daraus auch kein Geheimnis machte.

Es wurde schon wieder kälter, und der nächste Kriegswinter stand vor der Tür. Ich fuhr mit dem Wagen nach Zakopane und weiter bis zur Hohen Tatra. In Zakopane standen damals nur Holzhäuser mit einer sehr eigenen Architektur, die ich sehr schön fand. Bei mir waren 12 polnische Arbeiter beschäftigt. Sie wurden morgens von einer Verteilungsstelle in Krakau abgeholt und abends wieder dorthin zurückgebracht. Die Leute waren in erbärmlichem Zustand. Wir halfen ihnen, wo wir es konnten. Unser Koch beispielsweise verteilte das Mittagessen so reichlich, dass sie auch für ihre Familien etwas mitnehmen konnten. Auch bekam jeder ein Brot, weitere Lebensmittel und Brennmaterial (Holz oder Kohlen). So kam es, dass jeder Arbeiter abends mit einem vollen Sack, den er auf dem Rücken transportierte, nach Hause kam. Eines Tages entdeckte unser Chef die gefüllten Säcke. Auf seine Frage hin gab ich wahrheitsgemäß Auskunft über den Inhalt der Säcke. Daraufhin erklärte er, dass er so etwas nicht dulden dürfte und, falls das auffiel, in des Teufels Küche käme. Daraufhin mussten die Polen die Säcke abgeben. Als das dann geschehen war, bekam er doch Gewissensbisse. Er sagte zu mir: „Wenn ich daran denke, dass ich Schuld daran bin, dass die armen Leute hungern und frieren müssen, kann ich nachts keine Ruhe mehr finden.“ Er befahl mir, außer Sichtweite die Sache rückgängig zu machen und



Das ist der Lastwagen, mit dem 1939 Josef eingezogen wurde, und der im Kaukasus verloren ging

im Übrigen dafür zu sorgen, dass er etwas Derartiges nicht mehr zu Gesicht bekäme. Er betonte aber ausdrücklich, dass die Polen weiterhin so unterstützt werden sollten wie bisher. Es war schon verrückt.

Obwohl wir weniger zu fahren hatten, bekam ich für meinen Lastwagen einen neuen Motor, was nicht nötig war. Der Verwalter unseres Kraftstofflagers hatte ein Manko von 1.000 Litern. Dies nahm mein Chef zum Anlass, mir die Verantwortung für das Kraftstofflager zu übertragen. Damit mir nicht Ähnliches passierte, besorgte ich mir zwei Fässer mit einem Fassungsvermögen von je 300 Litern, während die üblichen Fässer nur 200 Liter fassen konnten. Quittieren musste ich den Empfang immer auf der Basis von 200 Litern je Fass, was dann auch bald zu einem buchmäßigen Überschuss führte. Bei der nächsten Kontrolle kam das dann auch prompt heraus, was mich nicht weiter aufregte. Mein Chef meinte jedoch, dass dies auch nicht mit rechten Dingen zugeht und ich war - Logik der Wehrmacht - das Kraftstofflager wieder los. Im Übrigen glaube

ich, dass mein damaliger Chef ein großer Gauner war. Obwohl er mir die Verantwortung für das Kraftstofflager abgenommen hatte, stieg ich sehr in seiner Achtung, weil ich einen Überschuss produziert hatte, von dem keiner eine Ahnung hatte, wie der denn nun entstanden war. Diese Annahme trotzte nicht, wie sich bald herausstellte. An einem Sonntag, an dem der Fahrer des Chefs Urlaub hatte, bat mich der Chef, ihn in die Stadt zu fahren. Ich musste ihn bei einer Hure absetzen und sollte ihn abends um 8 Uhr wieder abholen. Als ich dies tun wollte, traf ich nur eine nackte Frau an, die mir erklärte, dass sie den besoffenen Kerl vor die Tür gesetzt habe. Eine Stunde habe ich nun den besoffenen Kerl in allen möglichen und unmöglichen Kneipen Krakaus gesucht. Schließlich fand ich ihn in einer Pinte zwischen ebenfalls angetrunkenen Feldwebeln sitzend. Wir haben ihn dann gemeinsam ins Auto verfrachtet. Um den schweren Brocken ins Bett zu bekommen, wurde bei meiner Rückkehr die Wache alarmiert, um mit anzupacken. Am nächsten Tag musste ich Bericht erstatten über

alles, was so an dem vorhergehenden Tag passiert war. Es war abzusehen, dass das nicht mehr lange gut gehen konnte. Wir hatten u.a. auch ein Medikamentenlager für Pferde zu verwalten. Diese Medikamente waren teilweise auch für Menschen geeignet. Wenn ich nach Deutschland fuhr, nahm ich im Auftrag des Chefs ganze Kisten voller Medikamente mit, die ich dann per Bahn an Empfänger in Deutschland schicken musste. Ein Leutnant, der diesen Schwindel auch erkannt hatte, meldete das an höherer Stelle, in der Hoffnung, dass diesem Treiben Einhalt geboten würde. Doch da hatte der sich gründlich getäuscht, denn der brave Anzeiger wurde an die Front versetzt, und alles lief weiter wie bisher.

Nun war der Winter wieder hereingebrochen und Weihnachten verbrachte ich in Schitomir, einem damals recht stillen Städtchen. Seltsamerweise war hier die Not nicht so groß wie in Krakau.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

NEU MEHR PS für Ihr Gehirn

MEMORY PS – Das Gedächtnis-Lecithin für geistige Fitness

PS (Phosphatidylserin)

- verbessert die Lernfähigkeit
- erhöht die Konzentration
- steigert das Erinnerungsvermögen
- stärkt die Aufmerksamkeit



MEMORY PS – Mehr Kraft zum Denken

Memory PS – Kraft zum Denken

Ein Mensch verfügt über rund 100 Milliarden Gehirnzellen, die, alle miteinander verknüpft, ein riesiges Kommunikationsnetz bilden. Auf diese Weise ist das Gehirn in der Lage, Nervenreize so geschickt miteinander zu verknüpfen und weiterzuleiten, dass wir in Bruchteilen von Sekunden auf äußere Einflüsse reagieren können.

Was ist PS?

Zur Weiterleitung und Speicherung der Informationen sowie zur Bildung der Botenstoffe, die zur Übertragung der Nervenreize erforderlich sind, benötigt das Gehirn ständig sehr viel Energie. Damit diese für die Nervenzellen nutzbar gemacht werden kann, reguliert **Phosphatidylserin (PS)**, ein Speziallecithin, unter anderem die Versorgung der Zellen mit den nötigen Nährstoffen.



Speestr. 6 · 40885 Ratingen Tel. 02102/32332 · Fax 02102/39262
linterferreformhaus@freenet.de

Volkssage oder völkischer Mythos?

Die Ratinger „Kultstätte“ Stinkesberg und die Geschichte ihrer Rezeption¹⁾

Einleitung

Der Stinkesberg, in den Wäldern nördlich der Stadt Ratingen gelegen, scheint schon seit Jahrhunderten Objekt eines Volksglaubens zu sein, dessen Geschichten die Phantasie von Schriftstellern und Heimatkundlern immer wieder angeregt haben. Von der Behauptung ausgehend, auf der Spitze des Berges seien germanische Opferrituale vollbracht worden, wurde er zu einem lokalen Zentralknotenpunkt dubioser Geisteshaltungen und zur Mitte zahlreicher Legenden und Schauermärchen, die sich um ihn ranken.

die Rezeptionsgeschichte im 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund einer ideologisch oder historiografisch belasteten Ausgangsposition im Bereich des Stinkesberges interessant. Besonders die Legende der germanischen Opfer-Riten taucht im nationalsozialistischen Kontext deutlich vermehrt auf. Hierbei gilt es auch kritisch zu überprüfen, wozu diese ‚Vermehrung‘ gedient haben könnte, und ob pauschalisierte Legendenbildungen dieser Zeit auch nach 1945 nahezu unverändert in die lokale Geschichtsschreibung mit eingeflossen sind und sie zum

weitschweifend und ungenau zu erfahren: Die meisten Informationen aus der Frühgeschichte gehen lediglich auf archäologische Funde und die ethnischen Beobachtungen römischer Geschichtsschreiber zurück. Daher ist bekannt, dass „die in den beiden Jahrhunderten vor Christus überall am Rhein ansässigen Kelten“ in der Zeit Julius Cäsars (100-44 v.Chr.) „germanischen Stämmen gewichen waren.“⁴⁾ Diese Stämme waren aus dem Emsland und dem heutigen Westfalen gekommen und hatten sich auch in den rechtsrheinischen Wäldern niedergelassen: zunächst die Sugambren, später waren es Usipeter und Tenkterer und schließlich der



Die nachstehende Untersuchung soll einen Einblick in Wahrnehmungsformen dieser Sagen geben und damit auch eine zusammenfassende Darstellung der bestehenden Vorstellungen und auch Irritationen der Stinkesberg-Legenden bieten. Dabei ist die lokale Thematik stets als exemplarisch zu betrachten.

Eine fachspezifische Untersuchung unter vor- und frühgeschichtlichen Aspekten oder gar mit geologischen Fragestellungen kann und soll hiermit nicht geleistet werden. Auch dem Wahrheitsgehalt der einzelnen Erzählungen und Fallbeispiele kann nur oberflächlich nachgegangen werden. Doch erscheint gerade

Teil noch heute entscheidend prägen.

1. Historische Ausgangsbedingungen - Germanen im Ratinger Raum

Über die Ursprünge Ratingens kann im Detail nur spekuliert werden. Schriftliche Dokumente, die über die Zeit lange vor der Stadterhebung²⁾ im Jahre 1276 Auskunft geben könnten, sind - von einigen kurzen Erwähnungen in Kapitularien oder Schenkungsurkunden des 9. bis 12. Jahrhunderts einmal abgesehen - eher selten.³⁾

So ist etwas über die Besiedelung des heutigen Stadtgebietes und des weiteren Umlandes nur sehr

1) Der Text entstand 2001 als Hausarbeit für ein Hauptseminar am Volkskundlichen Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

2) Graf Adolf V. von Berg erhob am 11. Dezember 1276 Ratingen zur befestigten Stadt („oppidum“). Ratingen war damit ein wichtiger strategischer Punkt an der Nordostflanke der Grafschaft Berg (ab 1380 Herzogtum), welches gegen die Angriffe des Kölner Erzbischofs Siegfried von Westerburg verteidigt werden sollte. Gleichzeitig diente die Stadt auch als strategisches Gegengewicht zur Stadt Kaiserswerth, die kurz zuvor in den Machtbereich Kölns gefallen war. Erst die Schlacht bei Worringen (1288), an der sich die Grafschaft Berg maßgeblich gegen Köln beteiligt hatte, verringerte den Einfluss der Kölner Erzbischöfe im Rheinland entschieden. Vgl. Münster, Erika: Die Stadterhebung Ratingens 1276 und die Jubiläumsfeiern, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Bd. 71 (2001), S.3-7.

3) Die erste Erwähnung Ratingens als „Hretinga“ oder „Hratuga“ bezieht sich auf eine Schenkung des Klosters Werden um 850. Siehe hierzu ausführlich Buhlmann, Michael: Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 5 (1997), S. 5-33.

4) Germes, Jakob: Ratingen im Wandel der Zeiten. Geschichte und Kulturdokumente einer Stadt, 6. Aufl., Ratingen 1985, S. 12, im folg. zitiert als Germes, Wandel.

Stamm der Brukterer (lat. Bructeri)⁵⁾. „Die Brukterer nahmen das Land der romanisierten Ubier zwischen Gellep und der Mosel in Besitz und breiteten sich bis zur Maas hin aus. Sie bilden den Kern einer Gruppe fränkischer Stämme, für die seit Mitte des 5. Jahrhunderts der Name Ripuarier auftritt.“⁶⁾ Die klassische Ethnographie fasst diese Stämme, die als die Vorläufer der Ripuaren und später der Franken gelten, als „Rheingermanen“⁷⁾ zusammen.

Erst nach der Auflösung der römischen Rheingrenze Anfang des 5. Jahrhunderts und nach der allmählichen Auflösung des römischen Reiches konnte das Gebiet als nördliche Randzone des neu entstehenden Frankenreiches langfristig dichter besiedelt werden.⁸⁾

Franken waren es schließlich auch, die die Siedlung „Hretinga“ oder „Hratuga“ (Ratingen) im 6. oder 7. Jahrhundert gegründet haben mochten. Schon kurz danach wurde das Gebiet zwischen Köln und Utrecht christianisiert. Der Merowinger-König Dagobert I. (608-638) gab zu der politischen Erschließung dieses Raumes und dem missionarischen Vorstoß maßgebliche Impulse. Die meisten fränkischen Stämme waren schon nach der Taufe Chlodwigs I. (um 498) vom Heidentum zum Katholizismus übergetreten. Die Sage, der heilige Suitbert (gestorben 713), Missionar der Friesen, habe den Ratingern das Christentum von Kaiserswerth aus gebracht⁹⁾, muss zurückgewiesen werden. Ratingen geht auf eine Gründung



Kölns zurück¹⁰⁾. Suitbertus taucht aber im Bereich der Stinkesberg-Legende wieder auf. Zur Zeit Karls des Großen (768-814) war der Raum rechts des Rheins und im Norden bis nach Westfalen Grenzgebiet („mark“) zwischen Franken und den noch heidnischen Sachsen, welche immer wieder in das besagte Gebiet eindringen und

erst allmählich christianisiert werden konnten.

2. Germanenkulte am Stinkesberg?

Der Stinkesberg, eine Bergnase im Wald zwischen Ratingen und Lintorf, liegt etwa 90 Meter über dem Meeresspiegel.¹¹⁾ Er fällt nach drei Seiten steil ab und ist von mehreren Wanderwegen umgeben. Auf



seinem Gipfel, einer Art Plattform, liegen sieben willkürlich angeordnete Quarzite¹²⁾ nebeneinander. „Hat man nach dem etwas steilen Aufstieg, gleich von welcher Seite, das Plateau des Stinkesbergs erreicht, gelangt man zu den mächtigen Quarzitblöcken.“¹³⁾ Die Steine haben eine Länge bis zu sechs Metern und sind etwa einen Meter hoch. „So alt wie die Erde selbst, müssen wohl die mächtigen Steinblöcke sein, die auf dem Stinkesberg liegen“¹⁴⁾, heißt es in einer lokalen Sagensammlung. Der größte der sieben Steine ist behauen. Er weist an seiner Oberseite mehrere Löcher und eine längliche Vertiefung auf. Diese Vertiefung ist immer wieder als eine „Blutabflussrinne“ interpretiert worden, und der Verfasser der zitierten Sagensammlung vermutet: „Dort haben die Heiden in früherer Zeit ihren Göttern Opfer dargebracht. Besonders wählte man dazu schneeweiße Fohlen aus. Der große Felsblock diente als Altar, auf dem der Priester das Tier schlachtete.“¹⁵⁾ Das Fleisch wäre gebraten und verspeist worden, die Eingeweide

auch die sog. Dumeklemmersage. Hiernach sollen die Ratinger dem Missionar aus Kaiserswerth nach seiner Vertreibung aus Ratingen das Stadttor zugeschlagen und dabei seinen Daumen gequetscht haben. Seitdem würden zur Strafe alle Ratinger mit einem platten Daumen zur Welt kommen („Dumeklemmerstadt“). Ratingen verfügte jedoch im 7. oder 8. Jahrhundert weder über Befestigungsanlagen noch über Stadttore. Erst im 13. und 14. Jahrhundert wurde Ratingen endgültig befestigt und schließlich mit Steinwällen und auch Stadttoren versehen. Die Dumeklemmer-Legende ist vermutlich um 1500 entstanden. Vgl. Germes, Wandel, S. 18. Zur mittelalterlichen Geschichte von Kaiserswerth siehe auch Lorenz, Sönke: Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein, Düsseldorf 1993.

- 10) Vgl. Germes, Jakob: Die Christianisierung Ratingens, in: Ratingens älteste Geschichte (Beiträge zur Geschichte Ratingens, Bd. 5), Ratingen 1968, S. 111.
- 11) Die Höhenangaben schwanken zwischen 69,7 und 95 m über dem Meeresspiegel. Vgl. Ruthmann, Karl Heinz: Miozäne Quarzite am Stinkesberg, im übrigen Angerland und in seinen Randgebieten, in: Die Quecke. Angerland Heimatblätter, Bd. 43 (1973), S. 24, im folg. zitiert als Ruthmann, Quarzite.
- 12) Vgl. hierzu geologische Untersuchungen, z.B. folgende Auswahl: Löscher, Wilhelm: Tertiäre Quarzite und Findlinge am Niederrhein, in: Rheinische Heimatpflege, Düsseldorf 1935, S. 81-86, Oberkirch, K.: Verzeichnis der größten Findlinge und tertiären Quarzite des rheinischen Ruhr-Lippe-Gebietes, in: Rheinische Heimatpflege, Düsseldorf 1935, S. 89-91, Grabert, Hellmut: Aus der Erdgeschichte von Ratingen, Ratingen 1968, S. 33, 51-52 sowie Hahn, Hugbert: Zur Geologie des Angerlandes, in: Die Quecke. Angerland Heimatblätter, (Bd. 39) 1968, S. 4-5.
- 13) Ruthmann, Quarzite, S. 24.
- 14) von Ameln, Hubert / Volmert, Theo (Hg.): Mehr Heiteres als Ernstes. Eine Sammlung von Anekdoten, Sagen, Geschichten und Gedichten, Ratingen 1984, S. 6, im folg. zitiert als von Ameln/Volmert, Sagensammlung.
- 15) Ebd. Weiße Fohlen gibt es nicht. Alle Pferde werden mit dunkler Färbung geboren, auch Schimmel werden erst im Zuge ihrer Entwicklung, nach etwa 10 Jahren, weiß. Vgl. Meyers Lexikon, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1996. In einem Aufsatz wird auf den Verbleib der beschriebenen Pferde verwiesen: „Abkömmlinge der ehemaligen Tenkterer-Rosse haben sich in den Ratinger Wäldern Jahrhunderte hindurch erhalten. Um die wilden Rosse gibt es viele Sagen. 1814 wurde der Rest, 260 Pferde, eingefangen und verkauft.“ Zitiert nach Kels, Jupp Sylvester: Der Stinkesberg - Kultstätte der Germanen. Eine nicht gehaltene Rede zur Sonnenwende, in: Jan Wellem. Zeitschrift des Düsseldorfer Heimatvereins „Alde Düsseldorfer“ e.V. (1970), S. 202, im folg. zitiert als Kels, Sonnenwende. In seinem Aufsatz geht der Verfasser besonders auf die germanische Mythologie ein.

- 5) Vgl. Redlich, Otto R./Dresen, Arnold/Petry, Johannes: Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1926, S.8-11, im folg. zitiert als Redlich.
- 6) Redlich, S. 11.
- 7) Wolfram, Herwig: Die Germanen, München 2000, S. 23, im folg. zitiert als Wolfram, Germanen.
- 8) Vgl. Germes, a.a.O. sowie Redlich, S. 3-27.
- 9) In den Legendenkreis, der sich um die angebliche Christianisierung Ratingens durch Suitbertus gebildet hat, gehört

schließlich „zu Ehren des Heidengottes“¹⁶⁾ verbrannt.¹⁷⁾ Die religiöse Struktur der Germanen war jedoch polytheistisch, d.h. an mehreren



verschiedenen Göttern orientiert¹⁸⁾. Von einem einzelnen „Heidengott“ in Singularform zu sprechen ist also zunächst einmal irreführend. Es könnte auch eine spezielle Gottheit gemeint sein, der ein besonderes Opfer dargebracht wurde.

„Im Ratinger Wald war es in alten Zeiten unheimlich und ungeheuerlich, besonders in der Umgebung des Stinkesberges [...]. Hier soll in heidnischer Zeit eine Opferstelle gewesen sein, ja hier opferte man den Göttern, und vielleicht stiegen die Götter hier sogar zur Erde. [...] Wo den Göttern geopfert wurde, konnte es ja auch nicht geheuerlich sein. Nun kam noch hinzu, dass der Stinkesberg an einem geheimnisumwitterten Kreuzweg liegt. [...] Im 18. und 19. Jahrhundert versteckten sich hier Räuber, Deserteure, lichtscheues Gesindel.“¹⁹⁾ So beschreibt eine andere sagenkundliche Veröffentlichung den Stinkesberg. Seinen Namen „Stinkesberg“ soll dieser Ort erhalten haben, weil der heilige Suitbert an einem solchen Opferfest erschienen sei und das germanische Opfer als „stinkend“ bezeichnete. Diese Anspielung auf den Geruch verbrannter Eingeweide entbehrt jeder historischen Grundlage: Wenn Suitbertus jemals in Ratingen gewesen ist, so war zu dieser Zeit jedoch die heidnische Kultur längst überwunden. Wie eingangs erwähnt, waren die Ratinger Mitte des 7. Jahrhunderts bereits missioniert, und Germanen gab es zu diesem Zeitpunkt in Ratingen und Umgebung schon längst nicht mehr.

Der Berg, zuweilen auch „Kecksberg“ genannt, dürfte aufgrund seiner Steinblöcke als „Stinkesberg“ bezeichnet werden. Wenn man davon ausgeht, der lokale

Dialekt bezeichne den Begriff ‘Stein’ mit ‘stin’, könnte die ‘kes’-, ‘gen’- oder ‘ken’-Endung als Pluralform oder Verkleinerungsform des Mittelniederdeutschen verstanden werden. „Stinkes“ bedeutet also wahrscheinlich „Steinchen“ oder „Steine“, wobei der Aspekt der Verkleinerung als ironisches Moment interpretiert werden könnte. „Es werden wohl die Steine sein, die dem Berg seinen Namen gaben, die man nicht Steine, sondern etwas scherzhaft in der Verkleinerungsform ‚Steinchen‘, in der Mundart ‚Steenkes‘ und schließlich ‚Stinkes‘ nannte.“²⁰⁾ An anderer Stelle wird vergleichbar vermutet, „dass der Volkswitz jene gewaltigen Steinblöcke als Steinchen bezeichnete. In demselben Sinne wird auf der linken Rheinseite ein [...] Bach „Steenkesbeek“ genannt, ebenfalls in scherzhafter Anspielung



auf die an seiner Mündung lagernden, großen Quarzitblöcke.“²¹⁾ Einen weiteren Anhaltspunkt gibt der Name einer lokal ansässigen Familie: Der aus dem benachbarten Lintorf stammende Johann Hinrich Steingen (1712-1776) war Gastronom, Kirchmeister und Schöffe am Ratinger Landgericht. Er gilt als „Ahnherren der [...] weit verzweigten Familie Steingen“²²⁾. Noch heute wird die Familie im Volksmund zuweilen „Stinkes“ genannt - einen Bezug zum Wort „stinken“ gibt es hierbei freilich nicht. Die Namengebung der Familie im Ratinger Dialekt könnte also ein Indiz dafür sein, dass ‘stin’ von ‘Stein’ kommt. So erscheint die etymologische Herleitung als nahezu eindeutig. Der alte Name des Berges, „Kecksberg“, wird mit einer Richtstätte in Verbindung gebracht.

„Das Wort Kecks, Kicks oder Kaak bedeutet Pranger, also Schandpfahl. [...] Ob der Name Kecks daran erinnern kann, dass am Stinkesberg auch einmal eine Ge-

richtsstätte war, wo man in der Nähe der Kult- und Opferstätte urteilte und richtete?“²³⁾

Und auch eine Sagensammlung der 1920er Jahre schreibt: „Kecks war im Mittelalter der Name des Prangers.“²⁴⁾ Inwiefern der Berg jedoch heidnische oder mittelalterliche Richtstätte gewesen sein soll, kann nicht mehr nachvollzogen werden. Schon im Jahre 1715 wird in einer Karte des Herzogtums Berg der Stinkesberg als „Kigberg“ verzeichnet²⁵⁾, und noch

16) von Ameln/Volmert, Sagensammlung.

17) Die hier beschriebenen Opferungen waren im germanischen Kulturraum durchaus üblich. „Gebete und Opfer gehören fürs Heidentum unlöslich zusammen, eines ohne das andere ist kaum denkbar. Das Gebet ist gleichsam die Begründung des Opfers. [...] Wenn das Mahl begangen, ein Wild erlegt, ein Erstling vom Vieh geboren, Getreide geerntet wurde, gebührte dem verleihenden Gott voraus ein Teil der Speise und des Ertrags [...]“ Golther, Wolfgang: Handbuch der Germanischen Mythologie, Leipzig 1895, S. 559-561. Vgl. auch Golther, Wolfgang: Religion und Mythos der Germanen, Leipzig 1909, sowie Grönbech, Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen, 3. Aufl., Hamburg 1931.

18) Alleine die Asen [altnord.], in der germanischen Mythologie das gewaltigste der Göttergeschlechter, stellten mit Odin (Wodan) und Thor (Donar), Baldr, Zyr (Ziu) und Frigg (Frija, Frea) eine beträchtliche Summe an Gottheiten dar. Vgl. Wolfram, Germanen, S. 59-64.

19) Germes, Jakob: Der Stinkesberg, in: von Ameln/Volmert, Sagensammlung, S. 4.

20) Germes, Jakob: Ratinger Sagen und Geschichten (Ratinger Heimatbogen, Bd. 10), hg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Ratingen 1967, S. 39, im folg. zitiert als Germes, Ratinger Sagen.

21) Gerhard, Oswald / Kleeblatt, Wilhelm: Düsseldorf Sagen aus Stadt und Land, Düsseldorf 1926, S. 282.

22) Rauchenbichler, U. / Stubenhöfer, E.: Ratinger Straßennamen, Ratingen 2001, S. 115.

23) Germes, Ratinger Sagen, S. 39.

24) Gerhard, Oswald / Kleeblatt, Wilhelm: Düsseldorf Sagen aus Stadt und Land, Düsseldorf 1926, S. 282.

25) Vgl. Ploennies, Erich P.: Topographia Ducatus Montani (1715), [Karte des Herzogtums Berg] edit. von Burkhard Dietz, Bergische Forschungen (Bd. 20), Neustadt an der Aisch 1988.

heute heißt die an den Wald grenzende Gemarkung „[Am] Kicksberg“.²⁶⁾

Die Ansammlung von Steinen als Kult- oder Opferstelle war keine Seltenheit. „Meist kommen Steine von auffallender Größe und Gestalt in Frage. [...] Bei bestimmten Steinen war die Dingstätte, wo Gericht abgehalten wurde.“²⁷⁾ Jedoch gibt es keinerlei schlüssige oder eindeutige Beweise für einen



Standort spiritueller Handlungen von Brukterern, Tenkterern oder heidnischen Franken am Stinkesberg.

Wann diese Legende entstanden ist, kann nicht genau bestimmt werden. In den einschlägigen Sagensammlungen taucht sie jedenfalls ab 1926 deutlich vermehrt auf, und eine bergische Sagensammlung²⁸⁾ aus dem Jahre 1897 nennt noch keine der Stinkesberg-Legenden.

Auch über das genaue Aussehen des Stinkesberges ist spekuliert worden: „Vor mehr als tausend Jahren sah der Berg als eine Kultstätte der Germanen wesentlich anders aus als heute. Damals umstanden ihn mächtige Eichen und nur die langgestreckte Bergkuppe war frei von jeglichem Bewuchs. [...] Hier auf dem Berg fanden die religiösen Feste der Tenkterer und besonders die Sonnwendfeiern statt.“²⁹⁾

Noch in den 1950er Jahren wird die These der germanischen Opferkulte keineswegs angezweifelt oder aufgegeben. In einem Aufsatz über „Germanische Gerichts-

und Kultstätten“ heißt es: „Oben am Stein aber sehen wir drei vier-eckige Löcher, die anscheinend ein Gestell getragen haben, das folgende Bedeutung hatte: es trug eine Schale, gefüllt mit dem Blut der Opfer oder mit Met. War der Höhepunkt der Opferung gekommen, so schlug der Gode oder der Huno an die Schale, Ruhe gebietend.“³⁰⁾

Belege oder Quellenangaben für diese Thesen fehlen an dieser Stelle, wie im gesamten hier zitierten Aufsatz aus dem Jahre 1955. Die beschriebene Episode mit dem germanischen Priester mutet fast wie eine schillernd ausgemalte Erzählung an, die Grenzen zwischen der historischen Spekulation und einem willkürlichen Akt frei formulierter Phantasie verschwimmen gänzlich. Bei diesen Ausschmückungen erscheint eine Frage als nahezu unausweichlich: „Aber leise Schauern erfüllen uns, wenn wir auf den Stinkesberg steigen und an den Opferstein treten: Haben hier auch Menschen unter dem Messer des Goden ihr Leben ausgehaucht?“³¹⁾ Ob es also auch zu Menschenopfern³²⁾ gekommen ist, bleibt eine bloße dahingestellte Mutmaßung. Weiter wird ausführlich beschrieben, wie der Priester das Blut der (tierischen oder menschlichen) Opfer trank und die Germanen unter „ehrfürchtigem Schweigen“ das Zeremoniell beobachteten. Der Verfasser geht von der Korrektheit seiner Angaben entschieden aus: „Außer diesem eindeutigen Zeugen [gemeint ist hier der Opferstein] gibt es noch andere, die beweisen, dass wir es hier am Stinkesberg mit einer heidnischen Opferstelle zu tun haben. Das sind die Sagen, die hier ihren Schauplatz haben.“³³⁾

3. Weitere Sagen rund um den Stinkesberg:

„... da ist es nicht geheuer“

Die Quellenlage zu den anderen Sagen, die rund um den Stinkesberg entstanden sind, entpuppt sich als ähnlich komplex wie die der These einer germanischen Opferstelle. Besonders weil schriftliche und mündliche Überlieferungen sich teils ergänzen oder widersprechen, teils auch auseinander resultieren und als reine Reproduktion zu verstehen sind, ist eine Darstellung einer Art „Sa-

genstammbaum“ allzu schwierig. Viele Geschichten und Sagen aus dem Bereich der oral history haben sich tatsächlich mündlich erhalten - und das über Generationen hinweg. Andere wiederum sind massiv verändert, gekürzt, gestreckt oder umgekehrt worden. Es ist davon auszugehen, dass zuerst einmal die mündlichen Überlieferungen entstanden sein dürften und später erst Erzählungen in schriftlicher Form. Jedoch entbehrt bereits die Rezeption des frühen 20. Jahrhunderts sämtlicher Ursprünglichkeit, so dass sich mündliche und schriftliche Quellen gegenseitig stützen mussten. Dass hierbei eine künstlich-folkloristische Aufrechterhaltung „jahrhundertealter“ Geschichten im rein Erzählerischen oder Märchenhaften endet, ist zwingendes Resultat.

26) Weiterhin wird der Berg in historischen Karten erwähnt als „Kicksberg“ (1839) und als „Stinkenberg“ (1921). Die heutige Bezeichnung dürfte also erst im 20. Jahrhundert entstanden sein. Vgl. Generalkarte der Bürgermeistereyen Ratingen und Eckamp, 1839 (Vermessungs- und Katasteramt des Kreises Mettmann), sowie Geologische Karte von Preußen und benachbarten Ländern, Blatt Kettwig, Wunschdorf 1921.

27) Hoffmann-Krayer, Eduard/Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg.): Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. 8, Berlin, Leipzig 1936/37, S. 396. Nachdruck mit einem kritischen Vorwort von Christoph Daxelmüller, Berlin 1987.

28) Schell, Otto (Hg.): Bergische Sagen, Elberfeld 1897.

29) Kels, Sonnenwende, S. 200.

30) Krumme, E.: Germanische Gerichts- und Kultstätten in den Wäldern des Angerlandes, in: Die Quecke. Angerländer Heimatblätter, Bd. 24, 5. Jg. (1955), S. 6-8, im folg. zitiert als Krumme, Kultstätten.

31) Ebd.

32) Zwar hat es bei den Germanen durchaus auch Menschenopfer gegeben, aber der Frage nach solchen Opferungen im Fall des Stinkesberges kann natürlich nicht nachgegangen werden. „Menschenopfer sind also die wichtigsten und höchsten; für Tinz, Wodan, Donar, Odin, Thor, Freyr, Fosite, Thorgerd Höljgrud sind sie mehrfach bezeugt. Zu beachten ist das umständliche dabei angewandte Ritual. Die Gottheit soll das blutige Opfer unter besonderen Förmlichkeiten erhalten. Vielleicht war für die Wahl der Todesart das Loos entscheidend, das unter den Friesen bestimmte, ob die Götter ein Opfer forderten oder nicht.“ Zitiert nach Golther, Wolfgang: Handbuch der Germanischen Mythologie, Leipzig 1895, S. 561.

33) Krumme, Kultstätten, S. 7.



„Um den Stinkesberg herum, wo die gewaltigen Opfersteine liegen, da ist es nicht geheuer. Wenn in der Winternacht der Mond den schneebedeckten Wald bescheint, dann spukt es dort, wie alte Leute erzählen³⁴⁾, so ein Artikel in einer regionalen Sagensammlung.

Die Steine sollen sich in der Mitternachtsstunde zwölfmal gedreht oder zumindest beträchtlich bewegt haben. Die verschiedenen Angaben sind sich in diesem Punkt einig: Die Steine drehten sich „[...] wenn in Ratingen die Kirchenglocken geläutet wurden. Es ist überaus bezeichnend, dass diese Sage bei allen als Opfersteinen geltenden Steinen wiederkehrt [...]“³⁵⁾ An anderer Stelle heißt es: „Aber das eine ist buchstäblich wahr: Wenn die Opfersteine um Mitternacht vom Ratinger Kirchturm zwölf schlagen hören, dann drehen sie sich herum.“³⁶⁾

Der Gegensatz zwischen heidnischen und christlichen Kultstätten (Stinkesberg und Kirche) wird an dieser Stelle noch einmal auch im Bereich des Volksglaubens stark verdeutlicht. Die Diskrepanz beider Pole und die religiös-spirituelle Unentschlossenheit der Bevölkerung des frühen Mittelalters könnten zu solchen widersprüchlichen und kontrastreichen Geschichten geführt haben.

„Diese Sage ist psychologisch zu deuten und weist auf den Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum hin. [...] Zur Zeit der Christianisierung mögen wohl manche nur rein äußerlich die neue Lehre angenommen haben.

Im Herzen aber blieben sie dem Glauben ihrer Väter treu. Da sie diesen aber nicht mehr öffentlich leben durften, folgten sie ihm heimlich des Nachts.“³⁷⁾

Ein Vers beschreibt wertend die heidnische Vergangenheit: „Heiden waren unsere Väter, Finsterlinge, Götzenknechte / Gute Werke rar und selten, häufiger gemeine, schlechte.“³⁸⁾

Bekannt und mündlich überliefert ist auch die Geschichte eines Lintorfer Holzhauers³⁹⁾, der im Dreißigjährigen Krieg einen angeschossenen schwedischen Söldner beraubt haben soll und dafür von dessen Kameraden getötet wurde. „Sie schleppten ihn zu den Opfersteinen und erschlugen ihn hier.“⁴⁰⁾ Sein Geist wandle um den Berg herum, da er keine Ruhe finden konnte. „So irrt er hier wohl heute noch umher.“⁴¹⁾ Erlösung finde seine Seele erst, wenn jemand ihm den gestohlenen Geldbeutel wieder abnehme.⁴²⁾ Die These, solche Schauernmärchen seien von Kirchenvertretern begünstigt worden, um die Bevölkerung vom Betreten des heidnischen Opferplatzes abzubringen, ist reine Spekulation.

Der Stinkesberg wurde im 18. Jahrhundert auch mit okkulten Themen in Verbindung gebracht. Die Bewohner des Lintorfer 'Mörterhäuschens', Lucas van der Wilp und seine Frau Magdalena Schmitz, wurden in der Nacht zum 1. Mai 1730 von Unbekannten ermordet.

„Von den Mördern hat man nie eine Spur entdeckt. Seltsam aber war s, dass der Mord in der Nacht vom 30. April, in der Walpurgisnacht geschah, wo bekanntlich die Hexen am Stinkesberg [...] sich mit dem Teufel treffen. Sie reiten dorthin auf einem Besenstiel aus Asenholz⁴³⁾, d.h. dem Holz der Hülse.“⁴⁴⁾

Diese Geschichte fällt in die späte Phase der Hexenverfolgungen im frühen 18. Jahrhundert. Die Erwähnung des Hülsenholzes, aus dem die Hexenbesen gefertigt worden sein sollen, ist nicht unpassend. Lag doch der Stinkesberg im Wald zwischen Ratingen und Lintorf, dem Hülsenberg benachbart. Noch heute heißt die Straße, die von Norden in den Wald zum Stinkesberg führt, Hülsenbergweg⁴⁵⁾.



Das vom TUS 08 Lintorf 1933 für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Sportler errichtete Ehrenmal stand zunächst auf dem Hof des Vereinslokals Gaststätte Walter Mentzen. Heute steht es auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße. Es handelt sich um einen der Quarziteine vom Stinkesberg, der mit einer Bronzetafel versehen wurde
Foto: Anke Jensen-Giehler

- 34) von Ameln/Volmert, Sagensammlung, S.6.
35) Krumme, Kultstätten, S. 8.
36) von Ameln/Volmert, Sagensammlung, S. 7. Vgl. auch Germes, Ratinger Sagen, S. 40.
37) Krumme, Kultstätten, S. 8.
38) Isecke, A.: Die Dumeklemmer, in: von Ameln/Volmert, Sagensammlung, S. 3.
39) Besonders die Bevölkerung der Waldgemeinde Lintorf war neben der Landwirtschaft vor allem auf die Holzwirtschaft angewiesen und im Bereich der Holzfäller, Holzfuhrlaute oder Sägewerksarbeiter stark vertreten.
40) Germes, Sagen, S. 23. Vgl. hierzu auch „Zwei Sagen vom Stinkesberg“, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Bd. 43 (1973), S. 31-32.
41) Germes, Sagen, S. 23.
42) Vgl. hierzu Gerhard/Kleeblatt, Sagensammlung, S. 290, von Ameln/Volmert, Sagensammlung, S. 7 sowie Krumme, Kultstätten, S. 8.
43) Das Asenholz (Hülse) kann etymologisch auch in Zusammenhang mit der germanischen Götterfamilie der Asen gebracht werden. Vgl. Wolfram, Germanen, S. 59.
44) Volmert, Theo: Lintorf. Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815 (Bd. I), Ratingen 1982, S. 322.
45) Auch der Hülsenberg hat eine Höhe von ungefähr 90 m. Zur Bedeutung der Hülse im Raum Ratingen vgl. auch Schmitz, Heinrich: Die Hülse, in: Ameln/Volmert, Sagensammlung, S. 131, sowie Rauchenbichler, U./Stubenhöfer, E.: Ratinger Straßennamen, Ratingen 2001, S. 104.

Weitere Spukgeschichten, beispielsweise von einem Ehemann, der seine Frau im Wald am Stinkesberg mit einem eisernen Zimmermannsnagel an eine Eiche schlug, ergänzen den Kanon der Legenden. Ihre Auslegungen variieren stark.

4. Der Stinkesberg und der Nationalsozialismus: Heiligtum der Bewegung

Besonders soll die Beobachtung auf die Zeit des Nationalsozialismus konzentriert werden, denn sowohl das Interesse an den Legenden, als auch die Vorliebe für die Steine selbst schienen ab 1933 rapide zuzunehmen. „Solch ein [...] Quarzit wurde 1933 auf Veranlassung des ‚Turnvereins Lintorf 08‘ vom Stinkenberg⁴⁶⁾ nach hier transportiert und als Ehrenmal für seine im Ersten Weltkrieg gefallenen Vereinsmitglieder im Garten der ehemaligen Lintorfer Wirtschaft Mentzen [...] aufgestellt. [...] Aber auch an anderen Orten wurden Quarzite vom Stinkesberg aufgestellt: eine Quarzitplatte [...] als Ehrenmal eines Vereins in der Gartenanlage einer Wirtschaft in Duisburg-Rahm, ein Quarzitblock [...] als Ehrenmal in der Anlage am Bahnhof in Mülheim-Broich, eine Quarzitplatte [...] als Kriegerehrenmal in einer Anlage an der ev. Kirche in Mülheim-Dümpten.“⁴⁷⁾

Einige Beispiele dafür, dass die Quarzitsteine des Stinkesberges keineswegs zu profanen Zwecken gebraucht wurden: Als Denkmäler und Erinnerungssteine fanden sie Mitte der 1930er Jahre zunehmend Verwendung.

In dieses Umfeld gehört auch das Etablieren anderer kultischer Plätze im Raum Ratingen. In Tiefenbroich beispielsweise gab es „alljährlich Feiern, die dem Geist der neuen Zeit entsprachen.“⁴⁸⁾ Dem völkischen „Heide- und Heimatdichter Hermann Löns, der sich durch seinen ‚Heldentod‘ als Kriegsfreiwilliger 1914 der allgemeinen Erinnerung tief eingepägt hatte“⁴⁹⁾ und auch Albert Leo Schlageter, der wegen der Sprengung einer Eisenbahnbrücke im Kalkumer Wald 1923 und seiner darauffolgenden Hinrichtung durch französisches Militär⁵⁰⁾ zu einem Helden der nationalsozialistischen Frühzeit erklärt worden war, huldigte man regelmäßig zu den jeweiligen Todestagen in den umliegenden Wäldern. Ratinger und Tiefenbroicher Schüler, Jungvolk, Schützenbruderschaft sowie zahlreiche Vertreter der Ortsgruppe der NSDAP beteiligten sich an der Einweihung eines Hermann-Löns-Gedenksteines im Tiefenbroicher Wald (1934) und an jährlich organisierten Schlageterfeiern im Ratinger Wald, auf der Golzheimer Heide, der Hinrichtungsstätte Schlageters, oder in Kalkum.

„Das Bemühen der Partei, das angeblich deutsche Wesen aus der überlieferten Kultur der unmittelbaren Heimat zu erschließen und für die Öffentlichkeit zu dokumentieren, gab in den folgenden Jahren den Anlass zu einer größeren Zahl von Sonderausstellungen [im Ratinger Heimatmuseum]. Den Anfang bildete 1935 die ‚Ratinger Töpferkunst von der frühgermanischen Zeit bis zur Gegenwart‘.“ [...]

Es hieß: „Unbewußt hat sich da wertvolles Erbgut in unsere Zeit hinübergerettet, das sich lohnt, erhalten zu werden.“⁵¹⁾

Dass hierbei auch auf die germanischen ‚Vorfahren‘, die am Stinkesberg opferten, verwiesen wurde, muss kaum näher erwähnt werden. Und auch in Zeitungsberichten, heimatkundlichen Aufsätzen und im Heimatunterricht der Ratinger Schulen⁵²⁾ trat die Legende vom germanischen Opferplatz am Stinkesberg vermehrt in das öffentliche Interesse.

Aufsehen erregte beispielsweise 1934 ein Antrag der Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsautobahnen, Sektion Rhein-Ruhr, als geplant wurde, durch das Angertal eine Verbindung von der Zubringerstraße nach Düsseldorf (heutige A52) zu der im Bau befindlichen Reichsautobahn (heutige A3) zu bauen. Der geplanten Autobahn wäre nicht nur einiges an mittelalterlicher Bausubstanz zum Opfer gefallen, sondern auch die unmittelbare Umgebung des Stinkesberges. Das Vorhaben war bereits beschlossen und administrativ durchgesetzt. Nachdem aber Ende des Jahres die Ratinger Öffentlichkeit und die Parteifunktionäre der NSDAP von der Planung erfuhren, wurde durch allgemeine Beschwerden der Autobahnbau verhindert.⁵³⁾ Ende November 1934 äußerte sich zu diesem Punkt der Ratinger Heimatverein mit einer öffentlichen Stellungnahme, darin hieß es u.a.: „Den großen Forderungen des Führers und unserer Zeit [...] stehen wir verständnisvoll gegen-



Das Hermann-Löns-Denkmal im Tiefenbroicher Wald um 1939

46) Der Verfasser schreibt an dieser Stelle ‚Stinkenberg‘ statt ‚Stinkesberg‘.

47) Ruthmann, Quarzite, S. 27.

48) Tapken, H./Wörner, D.: Ratingen in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Ratingen. Geschichte 1780-1975 (hg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.), Essen 2000, S. 274, im folg. zitiert als Tapken / Wörner, 2000.

49) Ebd.

50) Vgl. Taddey, Gerhard (Hg.): Lexikon der deutschen Geschichte bis 1945. Ereignisse, Institutionen, Personen, 3. Aufl., Stuttgart 1998, S. 1121.

51) Tapken / Wörner, 2001, S. 275.

52) Laut mündlicher Aussage einer Zeitzeugin aus Ratingen, Jahrgang 1924 (November 2001).

53) Rheinische Post (RP), Ratinger Lokalteil: „Stinkesberg verhinderte Autobahn“, 9.11.1991 (StA Rtg)

über. Wir hoffen jedoch, dass man die Schönheit der letzten noch unberührten niederbergischen Bachtäler [...] erhalten möge.“⁵⁴⁾

Hinter diesen naturschützenden Ambitionen, die der Heimatverein artikulierte, verbargen sich jedoch erneut ideologisch motivierte Absichten der Ratinger Nationalsozialisten. Gauamtsleiter Amon schrieb hierzu:

„Der bisherige Entwurf [...] hat den untragbaren Nachteil, dass er die altgermanische Kultstätte (Stinkesberg), die zu einem Heiligtum der Bewegung ausgestaltet werden soll (die Genehmigung liegt schon vor), in einer Weise gefährdet, dass ihre praktische Wirksamkeit unmöglich wird.“⁵⁵⁾

Damit war das Vorhaben, durch den Ratinger Wald eine neue Autobahn zu bauen, endgültig an dem massiven Einspruch der Ratinger gescheitert. Inwiefern dann dem Wunsch der Ratinger Parteifunktionäre, den Stinkesberg zu einem Heiligtum des Nationalsozialismus zu 'gestalten', praktisch nachgekommen worden war, ist nicht mehr zu rekonstruieren.

5. Festhalten am Mythos: Das 20. Jahrhundert

Auch im übrigen 20. Jahrhundert stellte der Stinkesberg Treffpunkt und Zentrum dubioser und geheimnisvoller Gruppierungen dar und wurde zum Schauplatz mysteriöser Geschehnisse. So beispielsweise auch im Umfeld der Novemberrevolution 1918. Der legendäre Ort diente im Frühjahr 1919, als es im Rhein-Ruhr-Bereich zu Ausschreitungen von Spartakus-Anhängern kam, als geheimes Waffendepot. „Lediglich nach den Spartakisten, die an den Kämpfen in Bottrop beteiligt waren, wurde gefahndet. Bei der Suche nach Waffen entdeckte man im Wald auf dem Stinkesberg ein Lager mit drei Maschinengewehren, 150 Gewehren, Munition [...] und Sprengstoff.“⁵⁶⁾

Am 14. März 1919 wurde das Lager auf dem Stinkesberg durch Regierungstruppen und Polizei nach einer verlustreichen Schießerei geräumt. Hierbei also spielte der Stinkesberg eine untergeordnete Rolle in einer historischen Episode. Die Wahl der Aufständischen, ihn als geheimes Waffen-

versteck zu wählen, dokumentiert jedoch seine Bedeutung im kommunalen (Kultur-)Raum.

Am 22. Dezember 1955 stürzte ein englisches Passagierflugzeug des Typs DC 3 Dakota im Anflug auf den Flughafen Düsseldorf-Lohausen in der Nähe des Stinkesberges ab. Alle drei Insassen, zwei Piloten und eine Stewardess, kamen dabei ums Leben. Die Maschine kam aus London, um Soldaten der britischen Rheinarmee nach England zu fliegen. Als verwunderlich stellte sich die Tatsache heraus, dass

54) Ratinger Zeitung (RZ) vom 23.11.1934 (StA Rtg).

55) RP vom 9.11.1991.

56) Wisotzky, Klaus: Unruhige Zeiten. Ratingen zwischen Novemberrevolution und Kapp-Putsch (1918-1920), in: Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 2 (1991), S.111. Vgl. auch van der Locht, Volker: Zwischen Krieg und Krise. Ratingen in der Weimarer Republik (1918-1933); in: Ratingen. Geschichte 1780-1975 (hg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.), Essen 2000, S. 167.



feine Möbel für draußen

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weishäupl · Garpa

fleermann

40885 Ratingen-Lintorf, Hülsenbergweg 11-15

Telefon 9 32 10 · Fax 93 21 14

www.fleermann.de



der Absturz mit vollem Tank und bei hervorragenden Sichtverhältnissen geschah.⁵⁷⁾

Eine weitere Maschine stürzte 1992 am Stinkesberg ab. „Beim Landeanflug zum Düsseldorfer Flughafen stürzte [...] eine einmotorige Sportmaschine im Wald nördlich von Ratingen ab. Der Pilot [...] kam dabei ums Leben. [...] Erst nach drei Stunden wurde die Maschine [...] am Stinkesberg gefunden. Gestern nahm das Luftfahrtbundesamt die Ermittlungen über die noch unklare Unglücksursache auf.“⁵⁸⁾

Beide Abstürze haben sicherlich zu einer weiteren Mystifizierung des Stinkesberges beigetragen. Heute stellt der Stinkesberg vereinzelt noch einen Treffpunkt auch für eher harmlose Esoteriker, ‚Gothic‘-Anhänger oder Rollenspieler dar.⁵⁹⁾ Jedoch erscheinen solche heimlichen Treffen kaum in der Öffentlichkeit, als dementsprechend schwierig stellt sich auch die Quellsituation für diesen Bereich heraus. Regelmäßige Nachfragen verschiedener Personengruppen im Ratinger Stadtarchiv zu den Hintergründen und Mythen des Stinkesberges bezeugen aber eine ungebrochene, wenn auch um einiges abgeschwächte Auseinandersetzung mit den Legenden und ihren Überlieferungen.

6. Konstruktion völkischer Kontinuitäten - Theoretischer Epilog⁶⁰⁾

Wir stehen nun also vor der Frage nach dem Sinn einer im historischen Vor- und Umfeld des Natio-



nalsozialismus künstlich entstandenen oder zumindest deutlich betonten Legende, wie beispielsweise der des Ratinger Stinkesberges. Alle Legenden oder Volkerzählungen mögen irgendwann einmal mehr oder weniger artifiziell entstanden sein. Sie waren niemals naturgegeben oder seit „jeher“ existent - im gewissen Sinne könnten alle diese abergläubischen Erzählungen oder Schauer-märchen konstruiert oder künstlich wirken. Dennoch heben sie sich in ihrer ursächlichen Bestimmung von den ‚germanischen‘ Überlieferungen relativ deutlich ab. Ihr Sinn könnte volkspoetologisch oder religiös behaftet sein. Wie weit ihre Ursprünge zurückgehen, kann kaum nachvollzogen werden.

Der Verweis auf die germanischen Wurzeln hingegen kann durchaus als politisch und weltanschaulich motiviert bewertet werden. Er findet seinen Sinn und Nutzen in Bezug auf ein völkisch-nationales Identitätsschema, welches durch rassische Eigenbestimmung, ethnische Exklusion und Verinnerlichung der Mythen gestärkt werden soll. Darin liegt das politisch-nationale Potential, das im lokalen Bereich durchaus eine gewisse ideologische Eigendynamik entwickeln und ebenso auch erfolgreich bestehen kann. Der Ratinger Stinkesberg kann dabei gleichsam in einen gesamthistorischen Kontext integriert und in ihm gespiegelt werden.

Dass also in der volkstümlichen Erzählung, der Legende, und ihrer Rezeption leicht ein „nationaler Akzent“⁶¹⁾ mitschwingen kann, belegt nicht zuletzt der durch die Erzählung suggerierte Eindruck, Ratingen sei eine ‚uralte‘ germanische Siedlung, vor allem aber: seine Einwohner seien germanischen Ursprungs. Historische Entwicklungen und komplexe ethnische Verschiebungen über viele Jahrhunderte hinweg werden hierbei bewusst ignoriert. Ratingen, an dieser Stelle erneut als Exempel verstanden, wurde - davon geht die neueste Forschung aus - von fränkischen (und zugleich christlichen) Händlern und Siedlern gegründet und war bereits im 6. oder 7. Jahrhundert christianisiert. Ob in dem völlig bewaldeten Gebiet vor dieser Zeit germanische

Stämme gesiedelt haben, ist nach wie vor nur an vereinzelt archäologischen Funden auszumachen. Seitdem schriftliche Quellen über die Bevölkerungsstruktur der Stadt und des unmittelbaren Umlandes Auskunft geben, wird deutlich, dass sich diese einer nahezu permanenten ethnischen Wandlung ausgesetzt sah. Zu- und Abwanderung „verfremdeten“ über Jahrhunderte hinweg die ursprüngliche Zusammensetzung der Bewohner - von fränkischen oder gar germanischen Ratingern konnte also nicht mehr die Rede sein.

Sämtliche Versuche, eine direkte und ungebrochene Kontinuität zu germanischen Vorfahren aufzubauen, müssen also im wissenschaftlichen Sinne scheitern. Dieses kritische Eingeständnis wird im völkischen Kontext hingegen mühelos verdrängt, denn „Sinn deutscher Volkstumsarbeit kann es niemals sein, dieses Brauchtum durch einen nüchternen zerpfückenden Intellekt“ mit allen Irritationen und Unstimmigkeiten „zerstören zu lassen“⁶²⁾, wie es aus nationalsozialistischer Sicht hieß.

Die Ratinger Heimatkundler stellen jedoch mit ihren Interpretati-

57) RP, 23.12.1955 und RP, 8.12.2001.

58) RP, 9.11.1992.

59) Auf Anfrage bei der Kriminalpolizei der Polizeidienststelle Ratingen teilte man dem Verfasser mit, es gäbe keine besonderen Vorfälle, die protokollarisch festgehalten vorliegen würden. Jedoch ist allgemein bekannt, dass der Stinkesberg als ‚mythischer Ort‘ vereinzelt von esoterischen Gruppierungen aufgesucht wird. Auf dem Stinkesberg liegen immer wieder Kerzen und Teelichter sowie Tierknochen und -haare. Am 25.11.2001 beobachtete der Verfasser zwei mit Metall-Schwertern kämpfende Personen auf dem Stinkesberg.

60) In diesem Kapitel soll der Bereich der Legenden-Bildung noch einmal aus theoretischer Sicht sowie unter volkskundlichen und historischen Gesichtspunkten reflektiert und beleuchtet werden. Es gilt hierbei auch, den exemplarischen Charakter der Stinkesberg-Legenden überregional in einen Gesamtkontext zu integrieren.

61) Bausinger, Hermann: Volksideologie und Volksforschung. Zur nationalsozialistischen Volkskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde, 61. Jg. (1965), S. 180.

62) Strobel, Hans: Weihnachtsbrauchtum, in: Nationalsozialistische Monatshefte, 7. Jg. (1936), S. 1078.

onsansätzen keine Ausnahme dar: „In den Jahren nach 1933 erschienen Sagensammlungen in verhältnismäßig vielen deutschen Landschaften.“⁶³⁾ Viele von ihnen „unterlagen einem ideologischen Gefälle, das von bloßer Heimmattreue über vage Volkstumsbegeisterung bis zum rassistischen Fanatismus“⁶⁴⁾ führte. „Jeder römische Steinbruch wurde damals zu einem germanischen Heiligtum, jede Wandkritzelei eine Rune, Kultstätten sprossen nur so aus dem Boden, und heilige Ortungslinien umspannten deutsche Gaue, von - angeblich - germanischem Kultplatz zu Kultplatz.“⁶⁵⁾

Doch ging es hierbei keineswegs um eine wahrheitssuchende Forschung und Erkenntnis im volkskundlichen oder geschichtswissenschaftlichen Sinne, „sondern das Regime war einzig und allein daran interessiert, dass die Massenbindungskraft durch folkloristische Versatzstücke erhöht wurde.“⁶⁶⁾ Jedoch schon in der Zeit, in der die Ideologen des Nationalsozialismus, wie Alfred Rosenberg („Der Mythos des 20. Jahrhunderts“) oder der Wahldeutsche Houston S. Chamberlain („Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“)⁶⁷⁾, begonnen hatten, strikte Verbindungslinien zum deutschen ‚Germanentum‘ zu flechten, „war die germanische Kontinuität im Grunde schon kein Problem mehr, sondern ein jeglicher wissenschaftlichen Untersuchung vorgeschalteter Glaubenssatz.“⁶⁸⁾ Das Misslingen eines solchen Versuchs auf einer wissenschaftlich-historisch begründeten Basis stellte dabei keine erhebliche Störung dar: „das waren dann eben kulturelle ‚Überfremdungen‘, die nicht selten auch als ‚völkische‘ oder ‚rassische‘ Überfremdungen interpretiert wurden - selbst dort, wo es sich um Jahrhunderte lang anhaltende Kulturdominanten handelte.“⁶⁹⁾

Ob der Versuch einer Kontinuitätsthese nun scheitert oder nicht; entscheidend ist, dass es gelungen ist, „aus den volkskundlichen Themen und Sammlungen eine propagandistisch wirksame Kulisse für die Inszenierung jenes Mythos von ‚Blut-und-Boden‘ zu errichten: Sagen als ‚deutscher Volksgeist‘, Bräuche als ‚deutsche Art‘ [...]. Den Nationalsozialisten

war „die Rolle der Volkskunde als einer ‚braunen Wehrwissenschaft‘ höchst willkommen.“⁷⁰⁾

Im Speziellen war dem Stein, wie in unserem Fall der Stinkesberg, eine besondere, geradezu magische Wirkung zugesprochen worden. „Urgestein war, als das Leben noch im Schoß der Erde ruhte“, heißt es in einem SS-Magazin 1935, und Urgestein werde es noch sein, wenn alles Leben längst verloschen sei: ein Symbol menschlichen Wirkens, das über den Tod hinaus in die Ewigkeit weise.⁷¹⁾

„Von der Verklärung steinzeitlicher Hünengräber über die Pflege ‚germanischer Kultstätten‘ bis zu Albert Speers riesigen Bauten für die Reichshauptstadt ‚Germania‘ bot



sich der tief in die Erde ragende Stein als ideales Sinnbild für die Vision eines ‚Tausendjährigen Reiches‘ an, die ihre Kraft aus vermeintlich uralten und unzerstörbaren Ahnentraditionen bezog.“⁷²⁾

Vor diesem Hintergrund einer archaischen Steinverehrung scheinen die Bemühungen der Ratinger Heimatkundler und Ideologen um „ihren“ Stinkesberg nahezu als Normalität und gesellschaftlicher Standard in einer Zeit, in der man „beinahe schon in jedem Granitbrocken ein Dokument kraftvollen und ‚urgermanischen‘ Wesens“⁷³⁾ vermutete.

Der Stinkesberg bietet hierbei also einen kleinen Einblick in die aus ideologischer Festlegung resultierende Volkstums- und Volksglaubens-Auslegung, die von einer Überinterpretation und Tatsachenverdrehung bis hin zur regelrechten Geschichtsverfälschung reichte.

Schlussbetrachtung

Ich habe anfangs von einer ‚jahrhundertealten‘ Tradition der Stin-

kesberglegenden gesprochen. Für manche Bereiche mag diese plakatative und umfassende Formulierung durchaus zutreffen: Der erschlagene Holzarbeiter, der Hexentanzplatz, Suitbertus am Stinkesberg - alles Schauermärchen und Spukgeschichten, die durchaus ihren Ursprung im Volksglauben vorangegangener Jahrhunderte haben könnten. Vergleichbare Legendenbildungen sind vielerorts, besonders im ländlichen Raum, vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges und seiner sozialen Begleit- und Folgeerscheinungen oder der Hexenverfolgungen der Frühen Neuzeit entstanden, ihre Entstehung ist zum Teil durchaus nachvollziehbar.

Bei der Berufung auf den germanischen Ursprung dagegen, beim Festhalten an der Idee von heidnischen Opferkulten scheint es sich doch eher um einen Spuk des 20. Jahrhunderts zu handeln. Otto Schell beispielsweise, ein renommierter Kenner der lokalen Geschichte und der Sagenwelt des Bergischen Landes, nennt in seiner Sammlung hiesiger Legenden aus dem Jahre 1897 viele verschiedene phantastische Phänomene für Ratingen und seine umliegenden Dörfer und Wälder - den Stinkesberg, damals noch

63) Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse, Tübingen 1971, S.65, im folg. zitiert als Bausinger, Volkskunde.

64) a.a.O., S. 66.

65) Graichen, Gisela: Das Kultplatzbuch. Ein Führer zu den alten Opferplätzen, Heiligtümern und Kultstätten in Deutschland, Augsburg 1998, S. 14.

66) Jeggler, Utz: Volkskunde im 20. Jahrhundert, in: Brednich, Rolf-W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 1994, S. 63.

67) Vgl. Bausinger, Volkskunde, S. 62, sowie Gugenberger, Eduard: Hitlers Visionäre. Die okkulten Wegbereiter des Dritten Reiches, Wien 2001.

68) Bausinger, Volkskunde, S. 78.

69) Ebd.

70) Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, München 1999, S. 75.

71) „Nordland“, 10/1935, 3. Jg., 19. Folge, S. 214. Zitiert nach Sünner, Rüdiger: Schwarze Sonne. Entfesselung und Missbrauch der Mythen in Nationalsozialismus und rechter Esoterik, Freiburg 2001, S. 67, im folg. zitiert als Sünner, Sonne.

72) Sünner, Sonne, S. 67.

73) Ebd., S. 69.

‚Kecksberg‘ genannt, und seine Geschichte jedoch lässt er den Leser missen. Ihm schien das Bild des bluttrinkenden Germanenpriesters noch nicht vor Augen geschwebt zu haben. Es war bis dato eine nahezu unbekannte Vorstellung.

Erst ab 1926, Ratingen feierte 650-jähriges Stadtjubiläum mit großem ‚historischen‘ Umzug, verbreiteten sich die Legenden vom Opferplatz. Auch in den Volksschulen der benachbarten Orte wird den Kindern vom Stinkesberg berichtet, von den Germanenkulten aber erst ab den 1930er Jahren⁷⁴⁾. Im Umfeld der nationalsozialistischen Ideologie wird das Germanentum zum direkten Vorläufer der deutschen Kultur erklärt und damit

sämtliche potentielle Kultstätten zu weltanschaulichen Pilgerorten verklärt. Eine künstliche Mystifizierung mit politisch motiviertem Kalkül, welches nach dem ‚Dritten Reich‘ keineswegs revidiert oder kritisch geprüft worden ist. Aber wie auch? Waren doch die wichtigsten Ratinger oder Lintorfer Heimatforscher und Verfasser zahlreicher Aufsätze und heimatkundlicher Literatur selbst biographisch vorbelastet⁷⁵⁾. Sie hatten sich als nationalsozialistische Parteifunktionäre aktiv und führend an der Verbreitung der Germanen-Legenden beteiligt. Das Jahr 1945 stellt hierbei keine einschneidende Zäsur dar: Das ‚Märchen‘ vom Stinkesberg hält sich hartnäckig bis in die Gegenwart und wird wohl noch einige Generationen in

ihrem Bild von der angeblichen Ratinger Kultstätte entschieden mit prägen.

Bastian Fleermann M. A.

(Alle Fotos vom Stinkesberg stammen von dem im Januar 2004 verstorbenen Kurt Tappeser).

74) Laut mündlicher Aussage eines Zeitzeugen aus Lintorf, Jahrgang 1917 (November 2001).

75) Vgl. hierzu Fleermann, Bastian: Lintorf unter dem Hakenkreuz. Fallbeispiele aus einem Dorf im nationalsozialistischen Alltag, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Bd. 71 (2001), S. 95-104; Tapken/Wörner, 2001; sowie Tapken, Hermann (Hg.): Ratingen 1933-1945, Ratingen 1990.

Hexengesang

Erste Hexe:

Um den Kessel dreht euch rund,
Werft das Gift in seinen Schlund.
Kröte, die im kalten Stein
Tag und Nächte, drei mal neun,
Zähen Schleim im Schlaf gegoren,
Soll zuerst im Kessel schmoren!

Alle:

Mischt, ihr alle, mischt am Schwalle!
Feuer, brenn, und Kessel, walle!

Zweite Hexe:

Sumpfer Schlange Schweif und Kopf
Brat und koch im Zaubertopf:
Molchesaug und Unkenzehe,
Hundemaul und Hirn aus Krähe;
Zäher Saft des Bilsenkrauts,
Eidechsbein und Flaum vom Kauz:
Mächt'ger Zauber würzt die Brühe,
Höllensbrei im Kessel glühe!

Alle:

Mischt, ihr alle, mischt am Schwalle!
Feuer, brenn, und Kessel, walle!

Dritte Hexe:

Wolfeszahl und Kamm des Drachen,
Hexenmumie, Gaum und Rachen
Aus des Haifisch scharfem Schlund;
Schierlingswurz aus finstern Grund;
Auch des Lästerjuden Lunge
Türkennas und Tartarzung;
Eibenreis, vom Stamm gerissen
In des Mondes Finsternissen;
Hand des neugebornen Knaben,

Den die Metz erwürgt im Graben.
Dich soll nun der Kessel haben.
Tigereingeweid hinein
Und der Brei wird fertig sein.

Alle:

Mischt, ihr alle, mischt am Schwalle!
Feuer, brenn, und Kessel, walle!

Zweite Hexe:

Abgekühlt mit Paviansblut,
Wird der Zauber stark und gut.

Hekate kommt mit drei
andern Hexen.

Hekate:

So recht! ich lobe euer Walten;
Jede soll auch Lohn erhalten.
Um den Kessel tanzt und springt,
Elfen gleich den Reigen schlingt
Und den Zaubersegen singt.

Gesang:

Geister weiß und grau,
Geister rot und blau:
Rührt, rührt, rührt,
Rührt aus aller Kraft!

Zweite Hexe:

Ha! mir juckt der Daumen schon,
Sicher naht ein Sündensohn –
Lafst ihn ein, wers mag sein.

William Shakespeare,
„Macbeth“, 4. Akt, 1. Szene
Übersetzung: Dorothea
Tieck

Paul Schwer

Erlebt man eine Farbrauminstallation des Künstlers Paul Schwer, in der er mit großen, transparenten Farbraumscheiben atmosphärische Veränderungen und prozessuale Vorgänge in Gang setzt, stellt sich zunächst der Eindruck ein, Paul Schwer sei ein konzeptueller Künstler und ein Maler der konkreten, sprich radikalen Malerei. Die Farbflächen und Farbvolumina, die Farbraumgestaltungen und die Prozesse, mit denen er Gestaltungen vornimmt, sind jedoch ganz im Gegenteil unmittelbar aus der Realität abgeleitet und referieren stets auf die Wirklichkeit des Umraums. Dies belegt eine Betrachtung der Gemälde von Paul Schwer, die parallel zu den Farbrauminstallationen entstehen und einen wichtigen Bereich in seinem Schaffen darstellen. Paul Schwer erweist sich in diesen Werken als ein Maler, der seine Bildkompositionen aus realistischen Situationen und Elementen aufbaut. Wichtig wird in diesem Kontext die Ausschnittwahl von Wirklichkeit, die er ins Bild setzt. Seine Bildanschnitte und Blickwinkel, die er aus der Wirklichkeit auf die Gemäldefläche projiziert, wählt er so aus, dass sich die am Gegenständlichen entwickelten Formen und Farbset-



„Blast“ – Glasplatten, Pigmente, Buttermilch, 24 Baustrahler, Kabel – ca. 400 x 1 500 cm – Kunstverein Hannover, 2004



„Südlicher Zitronenfalter“, Öl auf Leinwand, 160 x 200 cm, 2001

zungen soweit verselbständigen können, dass sie gleichzeitig als autonome Farb- und Formerlebnisse bestehen. Dieses besondere Wechselspiel von Formen und Farben, die Ambivalenz von Wiedererkennbarkeit einer realen Situation neben der Wahrnehmung reiner Farbrelationen im Raum spiegeln sich in all seinen malerischen Setzungen wider, seien sie auf Leinwand, Folie oder auch auf Glas direkt in den Raum gesetzt.

Betrachtet man nun die Thematiken seiner Leinwandbilder, rekrutiert sich die Motivwahl dabei im Schwerpunkt aus Bildern einer urbanen Vielfältigkeit mit durchaus alltäglichen Motiven wie Autos, Kaufläden, Straßenpassagen, Häuserzeilen. Daneben finden sich jedoch auch Ausschnitte in der Landschaft oder die Dar-



„Farbverkehr“ – Pigmente, Acryl, Polyesterfolien, Diaprojektionen –
Galerie der Stadt Mainz, Brückenturm, 2003

stellung von Naturphänomenen, die den Künstler aufgrund ihrer Farb- und Formorganisation faszinieren. Zum Beispiel die Darstellung von Schmetterlingen in ihrer farblichen Vielfalt. Dem Objekt der Darstellung selbst wird dann entweder ein fokussierender Nahblick gewährt, bei dem der Schmetterling so zentral und groß in die Bildmitte platziert ist, dass ihm ein eigentlicher Bildraum – im Sinne einer perspektivischen Verortung – verwehrt wird und er mit der Bildkomposition gleichsam in eins gesetzt ist, oder Schwer wählt den Bildausschnitt so – etwa bei einer Straßenszene –, dass sich der Eindruck einstellt, das Bild setze sich außerhalb des Augenwinkels des Betrachters fort und das Angebot, das der Rezipient zum Sehen erhält, konzentriert sich im Wesentlichen auf jenen momentanen Ausschnitt in Zeit und Raum, der die Farbkonstellation mit der Form hervorgerufen hat, die erkennbar wird und die eine „Lesbarkeit“ nach gegenständlichen Motiven stärker in den Hintergrund rückt, wenn nicht bedeutungslos werden lässt. Angeschnittene Häuserfronten oder zeitlich verschobene Perspektiven irritieren den Betrachter in der

Wahrnehmung und suggerieren einen hohen Grad an Authentizität. Die Zeitlichkeit als Phänomen der Wahrnehmung, sowohl was den Entstehungsprozess betrifft wie auch den Vergänglichkeitsprozess der Erinnerung, ist in den Arbeiten sehr subtil thematisiert. Der Faktor Zeit als ein Phänomen der Betrachtung ist gemeinsam mit dem Faktor Erinnerung ständig in den Bildern präsent. Die Gemälde

sind in diesem Sinne Farbkompositionen und realistische Bilder zu gleichen Teilen und vermitteln in der Betrachtung eine Offenheit der Zuordnung, die Schwer wichtig ist.

Jene besondere Verbindung zwischen gegenstandsbezeichnendem Motiv und Farbsetzung greift Paul Schwer letztlich auch in seinen großen Farbrauminstallationen auf, die auch die Wirklichkeit und einen motivischen Realismus auf verschiedene Art und Weise in sich tragen. In den ersten Arbeiten auf Glas setzte Paul Schwer unterschiedlich farbig gestaltete Glasscheiben, deren Farbauftrag bewusst transparent und lückenhaft gehalten wird, voreinander und beleuchtet sie, so dass ein irisierendes Vor und Dahinter einer Schichtung von Wahrnehmung entsteht, die sich wie ein vorbeifließendes Bild, das sich im Vorbeihuschen einstellt, abbildet. Die Realität fügt sich dabei entweder durch fotografische Binnenzeichnung ein oder einfach nur durch die Spiegelung des Umraums auf dem Glatt der Glasflächen, die immer ein Stück der Realität temporär aufsaugen. Die besondere Fähigkeit von farbig gestalteten Glasscheiben, der Farbe einen Raum zu geben, der gleichsam unstofflich wirkt, hat Paul Schwer zu großen Installationen gereizt, bei denen er solche gebauten Farbräume mit den Örtlichkeiten der Architektur in Dialog setzt.



„Stralsund“ – Pigmente, Acryl auf Plexiglas, Foto auf Projektionsfolie, Leuchtstoffröhre,
Holzbord, 40 x 100 x 15 cm, Kunstverein Recklinghausen, 2004

Entstanden sind unterschiedliche Werke, die zum Teil auch mit Projektionen arbeiten, wobei durch die Projektion einer Fotografie jenes Element des Realismus' wiederum Eingang in die Farbinstallation findet, die in den Malereien auf Leinwand schlechthin im Sujet selbst verankert sind. Der Blick des Betrachters irrt immer zwischen erkennenden und sehenden Elementen hin und her und begreift im Prozess der Wahrnehmung die Verschränkung von Gegenständen und ihrer Farbqualität.

Paul Schwer nutzt als weiteres Stilmittel die Fotografie selbst, um seine Farbgestaltungen in besonderer Art und Weise zu akzentuieren. Das Foto wird jedoch nicht als getreulich mimetisches Bild verwendet, sondern erscheint als transparente Projektion oder als stark verändertes und übermaltes Erinnerungssegment im Kontext der Farbraumsetzung selbst. Dies gilt auch für jene Arbeiten, in denen Paul Schwer Fotos verwendet, die er aus dem fahrenden Zug gemacht hat und die im Duktus ihrer Verschwommenheit jenen transitorischen Aspekt beinhalten, der sich aus dem Prozess einer schnellen und sukzessiven Wahrnehmung ergibt. Nicht der genaue Blick auf die Objekte ist es, der Paul Schwer fasziniert, sondern jener flüchtige Blick, der so unendlich viel mehr an Wahrnehmung beinhalten kann als reines, wiedererkennendes Sehen. Die Fotografie, die von Paul Schwer in die Malerei integriert wird, ist jedoch nicht gemeint als dokumentarischer Beleg, sondern gilt dem Maler als Erinnerungsfragment einer abstrakt niedergelegten Situation, die so in Lichtbildnerei umgesetzt ist. Das Licht selbst und das Malen mit Licht, das in der Fotografie gleichsam technisch angelegt ist, setzt Schwer in der Malerei durch die Transparenzen der Glasscheiben fort, die mit nicht deckendem Farbauftrag überzogen sind, durch den das Tageslicht oder auch vom Künstler zusätzlich verwendetes Kunstlicht, das die Arbeiten von hinten erleuchtet, fällt.

Dieses besondere Malen mit Pigment und Licht, wie es von Paul Schwer in seinen Arbeiten angewandt wird, hat zur Folge, dass

sich seine Arbeiten von der Wand oder dem architektonischen Kontext lösen und scheinbar immateriell im Raum manifestieren. Spürt man in den auf Leinwand gemalten Bildern die immer wieder erneute Überarbeitung und das bewusste „Verschwinden lassen“ einer realistischeren Darstellung, bestechen die auf Glas und mit Glas gestalteten Arbeiten durch ihre Flüchtigkeit und Einmaligkeit in der Setzung. Farbe ist hier gleichsam entstofflicht und gewinnt ihre Qualität und Identität in einer atmosphärischen, stark auf den Raum hin bezogenen Form.


Die Installationen von Paul Schwer verändern die Räume, in denen sie sich befinden. Alles wirkt fast wie im Fluge wahrgenommen, als befänden wir uns als Betrachter gleichsam auf der Durchreise.

Diese Dynamik und Geschwindigkeit, die sich in der Wahrnehmung durchaus unterschiedlich einstellt, steht im Kontrast zu den fragilen und fast zerbrechlich wirkenden Installationselementen. Große gebaute Glaskästen, aus unterschiedlichen Stücken zusammengesetzt, Plexiglasplatten mit Projektionsfolien beklebt, Projektionsflächen in Kombination mit stark farbigen Glasmalereien und immer wieder Friese von aneinander gesetzten, in unterschiedlichen Ebenen gestalteten Bildsetzungen, die gleichsam wie ein laufender Film über die Wandflächen huschen und den Betrachter gleichsam in einen eigenen Prozess der Bewegung versetzen.

Dr. Gabriele Uelsberg

Paul Schwer	lebt und arbeitet in Ratingen und Düsseldorf
1951	geboren in Hornberg/Schwarzwald Medizinstudium, Arbeit als Arzt in der Kinder- und Jugendpsychiatrie
1981 - 1988	Studium freie Kunst, Kunstakademie Düsseldorf
1984	Gründung des UNART-Projektes
1985	Lehrauftrag an der Kunstakademie Düsseldorf, Abteilung Münster
1986	Meisterschüler Prof. Erwin Heerich
1992 - 1993	Lehrauftrag an der Hochschule für Bildende Kunst Saar, Saarbrücken
2004	Lehrauftrag an der KFH/IAF Freiburg und Wien Gastprofessur Sommerakademie Pentiment, Hamburg
	* * *
1995	Cité des Arts, Paris Internationales Malereisymposium, Piran, Slowenien,
1999	Lademoen Kunstnerverksteder, Trondheim, Norwegen
2004	Bremerhaven Stipendium

Duisburger Str. 23 · 40885 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 3 55 12

Herz-Apotheke 




Aktiv genießen.

Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps, damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Lintorfer Apotheke 

Speestraße 4 · 40885 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 3 10 11



Karl Kronen

Malermester

Malerarbeiten aller Art

Am Potekamp 3
40885 Ratingen-Lintorf

Tel. 021 02 - 34778
Fax 021 02 - 3991 08

Rena

Moden

von Größe 36 - 46

Montags - Freitags
9.30 - 13.00 und 15.00 - 19.00 Uhr
Samstags 9.30 - 16.00 Uhr

☎ 021 02 / 3 74 43

Speestr. 27 · Ratingen-Lintorf

Rickys Barbierstube

Frisiersalon
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 021 02 / 3 42 83

Neubauten

Franz und Rainer

exklusive Bäder

Steingen

GmbH

Sanitäre Installationen seit 1945

Internet: www.steingen-sanitaer.de

Telefon: 0 21 02 / 3 56 79

Privat: 0 21 02 / 3 75 30

Fax: 0 21 02 / 3 74 55

Altbausanierung

Kundendienst

VOM BOVERT

GmbH

- ▼ 3D-Badplanung
- ▼ Solartechnik
- ▼ Heizung, Öl + Gas
- ▼ Sanitär
- ▼ Brennwerttechnik
- ▼ Komplett-Bäder

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen
Tel. ☎ 02102/846558 · Fax 02102/846227
<http://www.vombovert.com>

24-Stunden-Notdienst

Die Teamwerker

Wir sind immer für Sie in Aktion

Hellbach

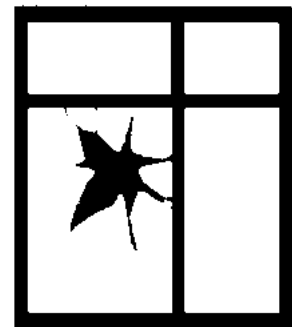
Täglich durchgehend
von 9.00 bis 19.00 Uhr,
samstags von 9.00 bis 16.00 Uhr
geöffnet

Lintorf - Speestraße 18 - 20
Telefon 3 28 95

GLASEREI PETRIKOWSKI

Inh. Jörg Petrikowski

- Reparatur- und Neuverglasung
- Ganzglastüren
- Spiegel
- Tischplatten
- Ganzglasduschen



Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Fax 0 21 02 / 2 29 88



Speestraße 26, 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02 / 7 06 97 34

Zigarrenhaus Hamacher

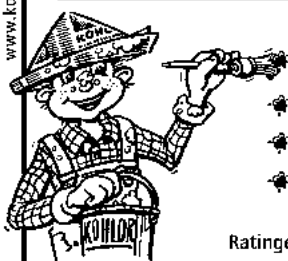
Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto



PRESSE
Fachhandel

40885 Ratingen-Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz 14
Telefon 0 21 02/3 33 12

K maler kohl



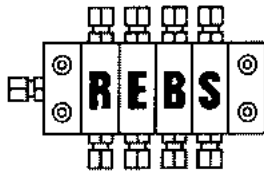
- Maler-/Lackierarbeiten
- Tapezierarbeiten
- Außenanstriche
- und vieles mehr...

Ratingen-Lintorf • Tel. 021 02 - 1 75 93

WEGA REISEN

**Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten**

Siemensstr. 23 - 25 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 20 55 und 93 44-0
Telefax 0 21 02 / 93 44 22



Duisburger Straße 115
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 06-0
Telefax 0 21 02 / 93 06-40

Zentralschmiertechnik GmbH

Lieferprogramm:

Zentralschmierung
mit Progressiv-Verteiler

Spurkranzschmierung
für Schienenfahrzeuge

Öl-Luft Schmierung
Turbohub System

Automatische
Kettenschmierung

Rolltreppen-
Schmierung

Wir beraten, projektieren, liefern und montieren.

Besuchen Sie uns im Internet: www.rebs.de



Reparaturen aller Fabrikate
Beseitigung von Unfallschäden
Reifendienst • Achsvermessung



PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33
40885 Ratingen

Telefon (0 21 02) 3 42 35
Telefax (0 21 02) 3 15 13



Orthopädische
Werkstatt

Über
50 Jahre in
Ratingen

Miederwaren-
Fachgeschäft
Eigene
Miedernäherei

Sanitätshaus

Heck

Nachf. Franz Emser

Bahnstraße 8 a · 40878 Ratingen

Telefon 0 21 02 / 2 21 20

Telefax 0 21 02 / 2 59 72

Wir informieren – beraten – helfen!

● Lieferant aller Krankenkassen und Behörden



**Michael
Brüster**
Elektromeister

Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
Reparaturen aller Art

40880 Ratingen · Am Söttgen 9a
Tel. + Fax: 0 21 02 / 47 57 62

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Bastelbedarf · Büropapiere · Geschenkartikel

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24
Telefon (0 21 02) 2 30 81
Telefax (0 21 02) 9 13 86 9

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35
Telefon (0 21 02) 3 43 38
Telefax (0 21 02) 89 38 13

Gretel Krauskopf-Gemmert

1923–2004

Am Abend des 17. September 2004 starb nach kurzer, schwerer Krankheit die bekannte Ratinger Künstlerin Gretel Krauskopf-Gemmert im Alter von 81 Jahren. Sie war eine Tochter von Dr. Franz Josef Gemmert, dem langjährigen Direktor der Spinnweberei Cromford und ersten Bürgermeister der Stadt Ratingen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Am 14. Juni 1923 in Cromford geboren, verbrachte sie dort mit ihren drei Geschwistern eine überaus glückliche Jugend, die auch für ihre spätere künstlerische Entwicklung von großer Bedeutung war. Schon als junges Mädchen schuf sie in der Lehrlingswerkstatt der Spinnweberei ihre ersten kleinen Plastiken aus Ton, den sie sich aus dem Junkersbusch besorgte.

Ihre Ausbildung erfuhr Gretel Gemmert von 1944 bis 1946 bei der Bildhauerin und Keramikerin Felicitas Klatte-Colonna und von 1946 bis 1949 bei dem Düsseldorfer Bildhauer Kurt Zimmermann. Seitdem war sie als freischaffende Künstlerin tätig. In ihrem Atelier in der Künstlersiedlung an der Franz-Jürgens-Straße in Düsseldorf-Golzheim entstanden unzählige Plastiken aus Stein, Ton und Bronze in allen Größen, aber auch Relieifarbeiten und Zeichnungen.

Auch für den öffentlichen Raum schuf Gretel Gemmert viele Kunstwerke. Vor der Ludgerus-Schule am Fröbelweg in Ratingen-Ost wurde 1959 ihre Bronzeplastik „Das Gedicht“ aufgestellt, vor dem Haupteingang des Adam-Josef-Cüppers-Kollegs an der Minoritenstraße im gleichen Jahr die Plastik „Mädchen im Wind“. Wegen der Bauarbeiten ist diese Figur zur Zeit nicht an ihrem Standort. Im Auftrag des Vereins Lintorfer Heimatfreunde schuf sie 1990 das Melchior-Denkmal vor dem ehemaligen Rathaus in Lintorf.

Im Mittelpunkt ihres plastischen Werkes steht der Mensch: Nicht als detailgenau porträtiertes Individuum, sondern auf das Wesent-



Gretel Krauskopf-Gemmert in ihrem Atelier mit dem Bronzemedallion Johann Peter Melchiors für das Denkmal vor dem Lintorfer Rathaus

liche seiner Erscheinung und Bewegung reduziert – gerade darum sind ihre Arbeiten so ausdrucksstark. Die naturalistische Darstellung wird unbedeutend zugunsten

der Darstellung charakteristischer Merkmale.

Gretel Gemmert, schlank und hochgewachsen, hatte wegen eines langjährigen Rückenleidens eine auffallend gestreckte Haltung. Diese Krankheit ließ ihre geliebten Arbeiten in Stein schon lange nicht mehr zu. Einige wenige in ihrem Atelier noch vorhandene Steinplastiken zeugen von ihrem großen Können. Ihre schönen und ausdrucksstarken Hände ließen ahnen, wie sie das Geheimnis, das in jedem Stein steckt, ertastet und herausgearbeitet hat.

In vielen ihrer Bronzearbeiten findet man sie selbst wieder: Kraftvoll und anmutig zugleich, mit beherzt in die Seiten gestützten Armen, mit zum Tanz bereiten Füßen, mit geradem Rücken und stolzer Kopfhaltung.

Im Jahre 1968 heiratete Gretel Gemmert den Ratinger Maler und



„Lange Haare“

Grafiker Karl Heinz Krauskopf. War auch die Kunst der beiden sehr unterschiedlich, ergänzten sie sich künstlerisch und menschlich hervorragend. Leider starb Karl Heinz Krauskopf allzu früh im Jahre 1984.

Vielen Ratingern wird die große Ausstellung in der „Hohen Fabrik“ des Industriemuseums Cromford vor zehn Jahren noch in bester Erinnerung sein, bei der Plastiken in Stein und Bronze von Gretel Krauskopf-Gemmert und Gemälde und Zeichnungen ihres Mannes gezeigt wurden. Es war dies die erste Ausstellung im 1994 noch im Aufbau befindlichen Museum.

Oft und gern ging Gretel Gemmert auf Reisen, zunächst mit ihrem Mann, später allein oder mit Freunden. Diese Reisen, auf die sie sich stets sehr sorgfältig vorbereitete, entsprangen ihrer Neugier auf alles Neue, auf fremde Kulturen und fremde Menschen und immer wieder – auf die Natur.

Seit vielen Jahren war Gretel Gemmert ein sehr interessiertes Mitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“. Mit ihren Erzählungen über das Ratingen ihrer Jugendzeit hat sie uns sehr geholfen. Sie war eine begeisterte Leserin der „Quecke“. Auf unseren Wunsch hin bereicherte sie unser Jahrbuch durch zwei bemerkenswerte Beiträge über ihre Kindheit in Cromford und über ihren Mann Karl Heinz Krauskopf.

Gretel Gemmert war eine kluge, weltoffene, großzügige und humorvolle Frau. In der angenehmen Atmosphäre ihres gemütlichen und warmen Ateliers voller Helligkeit und plastischer Formen war sie eine interessante und aufmerksame Gastgeberin und Gesprächspartnerin. Der Künstlergemeinschaft an der Franz-Jürgens-Straße wird sie als Mittelpunkt fehlen. Ihren vielen Freunden und Bekannten wird sie unvergeßlich bleiben.

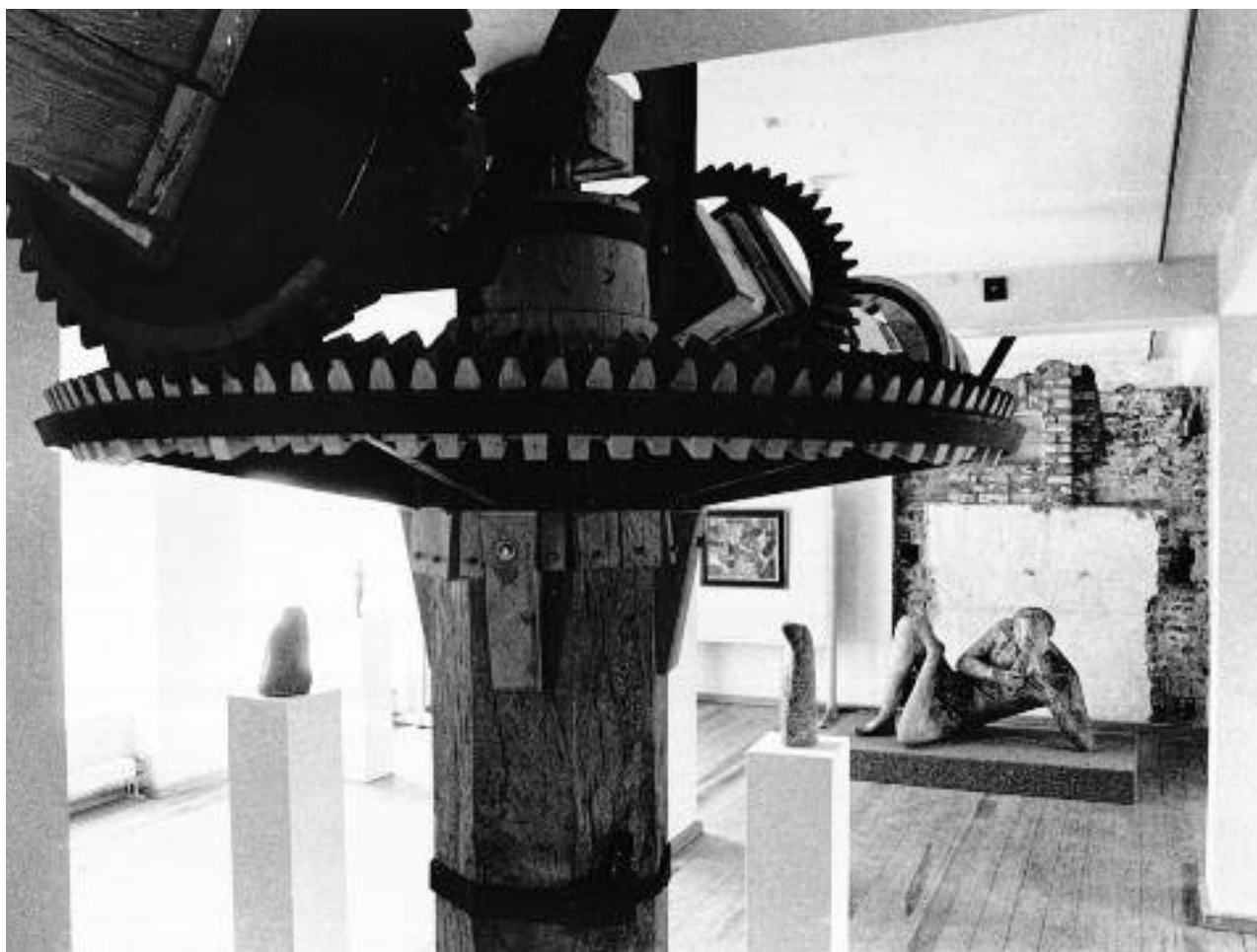
Monika und Manfred Buer

Noch in diesem Jahr wird an vier Wochenenden im November/Dezember in dem von Gretel Gemmert bewohnten Atelier an der Franz-Jürgens-Straße 12 in Düsseldorf-Golzheim und in einem danebenliegenden Gastatelier eine Privatausstellung mit Sonderverkauf ihrer eigenen Werke und von Arbeiten ihres Mannes Karl Heinz Krauskopf und ihres Lehrers Kurt Zimmermann stattfinden.

Termine:

27. und 28. November
4. und 5. Dezember
11. und 12. Dezember
18. und 19. Dezember
jeweils von 11 bis 19 Uhr

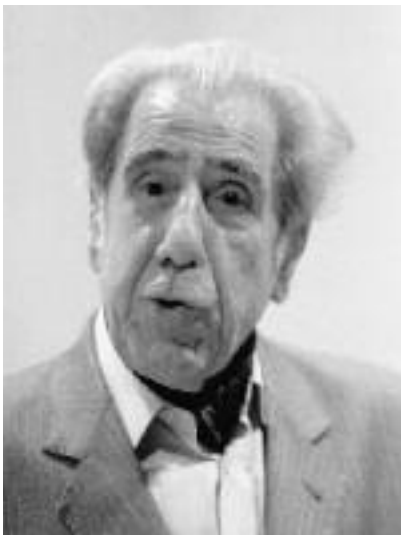
Außerdem plant das Museum der Stadt Ratingen eine Gedächtnis-Ausstellung.



Vom 11. Juni bis zum 3. Juli 1994 fand im Industriemuseum Cromford eine Ausstellung mit Plastiken in Stein und Bronze von Gretel Krauskopf-Gemmert und mit Gemälden und Zeichnungen ihres Mannes Karl Heinz Krauskopf statt. Es war die erste Ausstellung im Museum Cromford, das damals noch im Aufbau war

Hier gilt keine Zeit: Zum Tod von Professor Dr. Heinz Peters

Am 20. April 2004 ist Professor Dr. Heinz Peters im Alter von 83 Jahren gestorben. Lange war er krank, und trotzdem kam der Tod für viele unerwartet. Die Familie und viele Freunde aus seinem ereignisreichen Leben waren im Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Peter und Paul dabei und begleiteten ihn anschließend zur letzten Ruhestätte auf dem katholischen Friedhof.



Professor Dr. Heinz Peters bei seiner Rede anlässlich der Benennung des Peter-Brüning-Platzes in Ratingen am 21. März 1992

Eine lange Liebe zu St. Peter und Paul

Seine besondere Nähe zur Pfarrkirche St. Peter und Paul drückt sich vor allem in seinem Buch „St. Peter und Paul Ratingen - Eine frühe deutsche Hallenkirche“ aus. Das Buch erschien im Jahre 1957 als erster Band innerhalb der „Beiträge zur Geschichte Ratingens“, herausgegeben vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V. Heinz Peters hatte bereits 1951 mit der Arbeit begonnen, aber erst sechs Jahre später wurde es in einer ansprechenden äußeren Form in rotem Leineneinband verlegt. Die fundierte Arbeit hat über die Jahre nichts an Aktualität verloren und ist ein weit über die Ratinger Stadtgrenzen hinaus anerkanntes Fachbuch für den Bau mittelalterlicher Kirchen an einem konkreten Beispiel.

Es deutete sich damals eine kleine Sensation an, als Dr. Heinz Peters 1952 für die Rheinische Post den Artikel „St. Peter und Paul - Tradition und Aufgabe“ verfasste. Erste Hinweise auf eine neue Betrachtungsweise der Baugeschichte der alten Pfarrkirche wurden hier zunächst mehr angedeutet. Wenige Zeit später konkretisierte er seine neuesten Forschungsergebnisse in einem Vortrag vor dem Verein für Heimatkunde und Heimatpflege. Der Saal des Ferdinand-Cremer-Hauses, des damaligen Pfarrzentrums an der Angerstraße, war bis auf den letzten Stehplatz besetzt, und die Ratinger hörten gespannt zu, wie der Referent bewies, dass die bisherige Überlieferung und die Heimatforschung von falschen Annahmen ausgegangen waren.

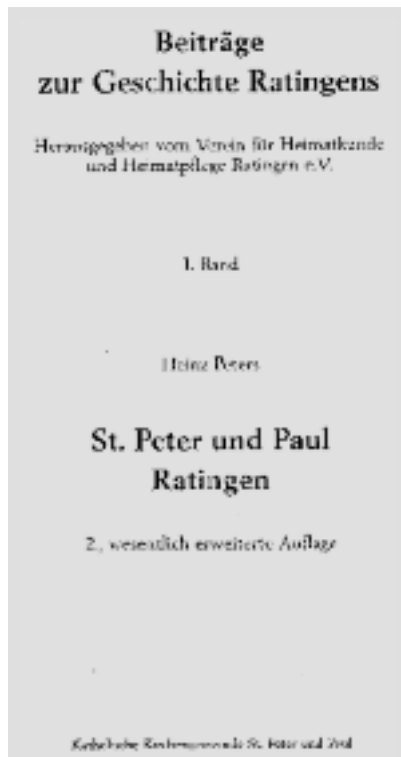
Wie war er zu dieser neuen Sehweise gekommen? Die Abteilung für Denkmalschutz beim Provinzialkonservator der Rheinprovinz hatte sich die Aufgabe gestellt, den Bestand und die möglichen Kriegsschäden an den Baudenkmalern in unserem Land zu untersuchen und zu dokumentieren, woraus schließlich ein umfangreiches Buch geworden ist. In diesem Zusammenhang untersuchte Dr. Peters während seiner dreijährigen Zugehörigkeit zu diesem Amt die Pfarrkirche St. Peter und Paul. Besichtigungen der Türme

und des Dachstuhles, Erkennen alter Dachführungen am Mauerwerk oder auch die Fotografieren des im Zweiten Weltkrieg teilweise zerstörten Gotteshauses, vor allem des Kirchenschiffs zwischen dem Westturm und den beiden Osttürmen, eröffneten ihm neue Erkenntnisse, die dem „gesicherten Bestand“ offenkundig widersprachen. Als weitere „Beweismittel“ untersuchte er sehr detailliert auch die Kapitelle, Pfeiler, Basen und Gewölbe als wichtige Kennzeichen der Baugeschichte und der zeitlichen Zuordnung. Als Dr. Peters seine Untersuchungsergebnisse einige Jahre später in seinem Buch veröffentlichen konnte, schrieb ein Kritiker: „Kennzeichnend für die gesamte Untersuchung ist die sachlich-kritische Stellungnahme des Kunsthistorikers, der keine sensationellen oder völlig neuen Ergebnisse bringen will, sondern das Ziel seiner Arbeit darin sah: ein Bauwerk von allgemein unterschätzter Bedeutung monographisch zu untersuchen und der rheinischen Architekturgeschichte neues Material zu liefern.“ Eine Sensation war es schon, was Dr. Peters in akribischer Arbeit herausgefunden hatte, so dass der damalige Vorsitzende des Ratinger Heimatvereins nur noch feststellen konnte: „Wir müssen umlernen.“

Da das Buch verlagsmäßig schon bald vergriffen war, entstand 1995 der Wunsch, eine zweite Auflage herauszugeben. Professor Peters übernahm wiederum die Aufgabe, seine Arbeit von vor über 40 Jahren durch mehrere Kapitel zu ergänzen, indem er zum Beispiel die Erweiterung der Kirche im 19. Jahrhundert ausführlich behandelte und sich kritisch mit den Ausgrabungen in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts beschäftigte. Ein weiteres Kapitel widmete er dem Kirchenschatz und der Ausstattung der Kirche. Außerdem ergänzte er das Werk durch Hinweise auf die zahlreiche Literatur zur Pfarrkirche, die seit der 1. Auflage hinzugekommen war. Vorausgegangen waren dieser Neuauflage wiederum - wie damals - mehrere



hoch engagierte Vorträge des Autors vor einem sehr interessierten Publikum. Zusammen mit dieser Neuauflage hatte Professor Peters die Ausstellung „Der Schmuck des Himmels“ mit initiiert, die den Kirchenschatz der Pfarrkirche zum ersten Mal in seinem ganzen Umfang in den Räumen des Museums der Stadt Ratingen vorstellte. Das „neue“ Buch war damit auch gleichzeitig der Katalog für die viel beachtete Ausstellung.



Fünf Pfarrer und eine Reihe von Kaplänen hatten in der Zeit, in der Heinz Peters sich mit der alten Ratinger Kirche beschäftigte, amtiert, und immer wieder war er aufgrund seiner umfassenden Kenntnisse um Rat gefragt worden. An alle erinnerte er sich immer wieder, aber auch an die Küster, die Sekretärinnen und die anderen kirchlichen Mitarbeiter, die ihm bei der Suche im Kirchenraum, auf dem Dachboden, in den Türmen und natürlich auch im Archiv der Gemeinde behilflich waren. Dankbarkeit zu zeigen, war eine ganz wichtige Eigenschaft und auch ein Zeichen seiner bescheidenen Art, den Menschen zu begegnen.

„Das Heimatmuseum ist kein Friedhof“

Der Kontakt zu Ratingen hatte sich für den jungen Kunsthistoriker aus Stolberg durch den beruflichen

Auftrag ergeben. Der „Denkmalschutz“ hatte ihn nach dem Krieg nach hier verschlagen. Der Krieg brachte ihm aber zunächst Verwundung und Gefangenschaft, bevor er in Wien und Köln Kunstgeschichte studieren konnte. Nach der dreijährigen Tätigkeit beim Provinzialkonservator bekam er eine neue Aufgabe in Düsseldorf. Er wurde Kustos des dortigen Stadtmuseums, was schließlich dazu führte, dass er Mitte der fünfziger Jahre mit seiner Familie nach Ratingen zog. Jetzt begann sein Interesse für das Ratinger Kulturleben zu wachsen und vor allem setzte er sich für das Ratinger Heimatmuseum - damals im Bürgerhaus am Markt - in besonderem Maße ein. Er entwickelte in der Zeit eine völlig neue Konzeption dieser Einrichtung, die bereits in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg als Sammlung von Zeugnissen aus der Vergangenheit entstanden war. Seine Ideen und sein wachsendes Engagement führten dazu, dass er 1955 die Leitung des Hauses übernahm. Seine Zielsetzung drückt sich in der Begrüßungsrede zur Eröffnung der neu gestalteten Museumsräume am 27. Februar 1955 aus, wenn er meinte, das Heimatmuseum solle kein Friedhof, sondern ein lebendiges Buch aus der stolzen Vergangenheit einer alten Stadt werden. Viele Besucher sahen in diesen Jahren, wie „nah“, wie aktuell Geschichte sein kann, wenn sie entsprechend präsentiert wird. Dem Museum gab er aber auch insofern Impulse, dass er aktuelle Ausstellungen von Künstlern der näheren und weiteren Umgebung oder auch aus der großen Kunstgeschichte zeigte. Bekannte Namen waren darunter mit sehr unterschiedlichen Werken wie z. B. Walter Ritzenhofen aus Düsseldorf, Gretel Gemmert und Karl Heinz Krauskopf in einer Gemeinschaftsausstellung oder Marc Chagall mit 96 Radierungen zu dem Buch „Die toten Seelen“. Wichtig war Dr. Peters aber auch die Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte. Als Beispiele seien zwei Präsentationen genannt, die großen Zuspruch fanden: „Das Dritte Reich in Wort und Bild“ (1960) und „Berlin 1961“ (1961). Damit zeigte Dr. Peters, dass er das Heimatmuseum auch für die aktuellen Fragen der Geschichte

und Politik öffnen wollte. Die zahlreichen Projekte machten natürlich eine finanzielle Unterstützung durch die Kommune notwendig. So meinte er in seiner letzten Rede vor dem Kulturausschuss der Stadt, bevor er seine neue Tätigkeit in Berlin begann, dass die Zuwendungen der Stadt für das Museum noch wesentlich erhöht werden müssten. Er betonte damit den wichtigen Beitrag der Institution Museum, geschichtliche Abläufe bewusst zu machen und zur Auseinandersetzung mit Geschichte beizutragen. Bei einer anderen Gelegenheit äußerte er sich einmal zur Frage des heutigen Denkmalschutzes: „Es nützt nichts, den Fehlern der Vergangenheit nachzujammern, etwa dem unverzeihlichen Abriss der Ratinger Stadttore, sondern man muss sich um die heutigen Fehler kümmern, denn auch heute noch wird tagtäglich an der Substanz des alten Ratingen geknabbert.“ Auch das war ihm wichtig, und er legte bis zum Schluss immer wieder den Finger auf die Wunden, wo gerade „geknabbert“ wurde.

In einem Beitrag für die „Quecke“ fasste Dr. Richard Baumann die Zielsetzung Professor Peters' treffend zusammen, indem er aus einer Rede vor dem Kulturausschuss berichtete: „Seine (Prof. Peters) Absicht sei es gewesen, Ortsgeschichte mit Hilfe der vorhandenen Dinge erkennbar zu machen. Aber Ortsgeschichte sei nur im Rahmen der Landesgeschichte darzustellen, deshalb sei er bemüht gewesen, durch Neuerwerbungen den Bestand zu vervollständigen. Er ließ aber auch anklingen, dass es nicht immer leicht gewesen sei, sich auf das Wesentliche zu beschränken und dabei zu verhindern, dass das Heimatmuseum zur Kitsch- und Plundersammlung wurde.“ (in: „Quecke“ 2001). Wichtige Aspekte klingen hier an: Einbindung der Ortsgeschichte in den größeren Zusammenhang; Neuerwerbungen, um den Bestand sinnvoll zu ergänzen und damit auf einen aktuellen Stand zu bringen; Beschränkung auf Wesentliches und Beispielhaftes; Verhinderung einer Ausuferung der Sammlung zu einer „Plundersammlung“. Es sind programmatische Punkte, die sicherlich auch im Sinne von Heinz Peters noch erweitert werden

könnten, die bis heute Gültigkeit besitzen.

In dieser ersten Ratinger Zeit suchte Dr. Peters zahlreiche Kontakte zur Öffentlichkeit. Er hielt Vorträge, nahm an Diskussionsveranstaltungen teil, um in Jugendgruppen, Vereinen und Gemeinschaften aktuelle ortsbezogene Themen der Kunst und Geschichte zu erörtern. Wichtig war ihm aber auch, die Menschen, ob jung oder alt, für moderne Kunst zu interessieren. Seine Interpretationen weckten Verständnis und öffneten Zugänge zu den Kunstströmungen der Zeit. Hier bestand durch die Nazizeit, den Krieg und die Nachkriegszeit ein offenkundig großer Nachholbedarf und ein erkennbares Bedürfnis nach Information und Auseinandersetzung.

Aus dieser Zeit wäre noch Vieles zu berichten, was Dr. Peters in die Tat umgesetzt hat, und manches ist den Menschen in Ratingen in Erinnerung geblieben. Er hat Ideen formuliert, Impulse gesetzt oder Weichen gestellt, die sich zum Teil Jahre später erst realisierten. Als Anerkennung seiner Verdienste verlieh der Heimatverein ihm 1959 die silberne Ehrennadel des Vereins.

Ab 1963 war dann der Kontakt zu Ratingen für die nächsten Jahrzehnte weniger intensiv, weil Heinz Peters eine berufliche Tätigkeit in Berlin aufnahm und Verleger in einem kunsthistorisch orientierten Verlag wurde, was seiner speziellen Neigung entgegen kam. Gleichzeitig wurde er Honorarprofessor für Kunstgeschichte mit einem Vorlesungsauftrag an der Freien Universität Berlin. Nach seiner Emeritierung im Jahre 1988 zog Professor Peters wieder nach Ratingen zurück.

Erneut eine Institution im Ratinger Kulturleben

Jetzt hatte er Zeit, sich erneut und unter anderen Voraussetzungen um Kunst und Kultur in Ratingen zu kümmern. Und so gründete er mit anderen kunstinteressierten Bürgerinnen und Bürgern den „Verein der Freunde und Förderer des Museums“, dessen 1. Vorsitzender er 1991 nach Gründung des Vereins wurde. Sein Rat in Sachen Kunst war gefragt. Denn er war kompetent aufgrund eines reichen Fachwissens, und er hatte in

einem langen Berufsleben Erfahrungen gesammelt, die er jetzt hier vor Ort mit viel Überzeugungskraft einbringen konnte. Seine Stärke war, Kritik zu formulieren, sie aber direkt auch mit konkreten Vorschlägen zu versehen, woraus sich positive Impulse ergaben und für jeden erkennbare Ergebnisse sichtbar wurden. Motor für sein Denken und Handeln war seine unverkennbare Liebe zur Kunst. Dass der Förderverein Professor Peters zum Ehrenvorsitzenden ernannte, war ein wichtiges und richtiges Zeichen des Dankes, denn die Arbeit in Ratingen war nicht immer ganz leicht, wie es der Bürgermeister bei der 1. Verabschiedung 1963 formuliert hatte, „zumal die Verhältnisse so waren, dass diese Arbeit nach außen kaum Anklang und nach innen kaum Würdigung fand“. Da hatte sich dann doch etwas in 40 Jahren bewegt. Professor Peters war eine nicht zu überhörende Stimme im Ratinger Kulturleben geworden. So schreibt Dr. Marie Luise Otten, die jetzige Vorsitzende des Vereins der „Freunde und Förderer des Museums der Stadt Ratingen“ zu Recht in ihrem Nachruf: „In den nun fast mehr als zwölf Jahren, die der Verein inzwischen besteht, konnte einiges erreicht werden, und die von ihm ausgestreute Saat ist aufgegangen. Auf Grund seiner Kompetenz, seiner Überzeugungskraft und der ihm eigenen Ausstrahlung hat Heinz Peters die Entwicklung und erfolgreiche Tätigkeit des Vereins aktiv mit gestaltet und seinem Ziel näher gebracht, dem Museum lebendig bleibende Impulse zu vermitteln. Sein kluger Rat war allseits geschätzt und ist schwer entbehrlich. Seine Liebe zur Kunst ist ihrem Verständnis stets spürbar förderlich gewesen.“

Eine lange Freundschaft

Schauen wir noch auf eine weitere Facette seines reichen Lebens. 1952 war Heinz Peters Mitglied der katholischen Studentenbewegung „Burgundia Leipzig“ geworden. So lag es nahe, als er nach Ratingen zog, sich dem Ratinger CV-Zirkel anzuschließen. Der Kontakt zu diesem Kreis blieb auch während der Berliner Jahre bestehen. Freundschaften entstanden so im Laufe der Jahrzehnte. Auch seinen Freunden und Cartellbrü-

dern hat er mit Begeisterung die Kunst nahe gebracht und sie durch manche bedeutende Kunstausstellung geführt. Dafür war ihm auch der Weg aus dem fernen Berlin nicht zu weit. Josef Mauss, ein langjähriger Freund und Begleiter von Professor Peters, fasste bei der Trauerfeier in der Friedhofskapelle zusammen, was viele an Professor Peters so geschätzt haben: „Er war uns ein liebenswerter und geschätzter Gesprächspartner. Dabei kannte seine Begeisterung keine Grenzen, wenn es um seine geliebte Kunst ging. Dafür danken wir ihm.“

Hier gilt keine Zeit

Als Professor Peters in den frühen 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Buch von St. Peter und Paul vorbereitete, war er u.a. auch an einem weiteren Buch beteiligt, das uns damals sehr wichtig war, zumindest war es der Ort, dem es gewidmet ist: Altenberg. 1953 erschien ein Bildband über diesen gotischen Dom im Bergischen Land, und Heinz Peters verfasste für das sehr schöne und reich bebilderte Buch einen Aufsatz, der das großartige Bauwerk beschrieb und interpretierte. Ich habe jetzt den Text wieder gelesen. Er hat bis heute - vor allem wegen der Klarheit der Sprache - nichts von seiner Gültigkeit verloren. Im gleichen Buch findet sich ein Gedichtzyklus von Georg Thurmair, einem Dichter, der für die katholische Jugend in dieser Zeit prägend war und dessen Texte wir mit Begeisterung gelesen und gesungen haben. Wahrscheinlich war auch Heinz Peters damals von diesen Texten ange-tan. Das erste Gedicht beginnt folgendermaßen:

*Hier gilt keine Zeit;
das Ewige spottet der
sinnlichen Rechnung,
es sprengt diese gläsernen
Mauern der Welt
und öffnet uns schweigend
die zeitlose Zeit.*

Das ist es, was auch Heinz Peters auf seine Weise als Kunsthistoriker im Kunstwerk gesehen hat: Öffnung auf eine „zeitlose Zeit“ hin. „Quam dilecta tabernacula

tua, Domine virtutum“, heißt es in St. Peter und Paul auf der Stufe vom Kirchenschiff zum Hochchor: „Wie liebevoll sind deine Zelte, o Herr der Mächte“. Über diesen Satz hat Heinz Peters häufiger nachgedacht. Er hat ihn und das Bodenmosaik, das die Schöpfungsgeschichte erzählt, in die

zweite Auflage seines Buches übernommen. „Zelt Gottes unter uns Menschen“, „zeitlose Zeit“ - ob in Altenberg, in Berlin oder in Ratingen. Professor Peters hat es mit den Mitteln der Interpretation den vielen Lesern und Zuhörern damals wie heute immer wieder nahe gebracht. Nicht nur dieses

Bild, sondern all die vielen Ausdrucksmittel, die künstlerische Darstellungen vermitteln wollen. Die Hilfe des Kunsthistorikers, des Interpreten Heinz Peters, um Zugang zu finden, war hierbei hilfreich und oft auch notwendig.

Hans Müskens

**Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde
wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt
am 27. November und am 28. November 2004 vertreten.**

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 74 / Quecken Nr. 1 – 73 / Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1 – 5

Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf“

Bücher von Theo Volmert: „Lintorf – Berichte, Dokumente,
Bilder aus seiner Geschichte“ Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde“ / „Mehr Heiteres als Ernstes“

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

NOKIA

TELEFUNKEN

ONKYO

PANASONIC

PIONEER

SABA

A
K
G

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

SP: Baltzer

*Audio, Video, Satellit, TV
Telekommunikation...persönlich.*

*40885 Ratingen, Speestraße 5
Telefon Verkauf: 02102/35287
Fax 02102/33933*



**Lintorfs Adresse für
glückliche Fernseher**

M
E
T
Z

T
D
K

ServicePartner

TECHNICS

AKAI

JVC

ELAC

CANTON

VIVANCO

S
H
A
R
P

S
O
N
Y

L
O
E
W
E

„Kleiderlust und Körperfrust - Die Suche nach der Traumfigur“

Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum, Schauplatz Ratingen

Seit Oktober kann man in Cromford, im Rheinischen Industriemuseum, Schauplatz Ratingen, wieder eine Ausstellung zur Geschichte der Kleidung sehen. Diesmal unter dem Titel „Kleiderlust und Körperfrust - Die Suche nach der Traumfigur“. Sie ist Teil eines großen Gesamtprojekts aller Standorte des Rheinischen Industriemuseums, das unter dem Titel „Geschmackssachen“ unterschiedliche Facetten des Themas Ernährung im Industriezeitalter präsentiert. In der Zentrale des Museums in Oberhausen ist die Ausstellung „Aufgetischt - Ernährung im Konsumzeitalter“ zu sehen, die sich mit der Veränderung der Nahrungsmittelproduktion und verändertem Essverhalten beschäftigt. Der Schauplatz Solingen zeigt unsere Lust und Last mit allem Süßen, in Bergisch Gladbach dreht sich alles um den Lebensmittelhandel und die Verpackung. Engelskirchen präsentiert „Küchengeschichten“ und Euskirchen widmet sich in seiner Ausstellung „Essens-Zeiten“ der Ess- und Tischkultur der Eifelregion. In Ratingen nun geht es um den Wandel der Schönheits- und Körperideale, die - wie jeder aus eigener Erfahrung weiß - nicht unwesentlich mit dem Nahrungsverhalten zu tun haben.



Frauen sollen superschlank, jung und trainiert sein, ohne Bauch, aber mit Po und vollem Busen. Männer sollen ebenfalls jung, schlank und durchtrainiert sein - ausgestattet mit einem Waschbrettbauch. Das sind Schönheitsideale, wie sie zur Zeit in allen Medien verbreitet werden. Vielfältig sind die Ratschläge zur Annäherung an das Ideal. Sie reichen von Ernährungs- und Diätatragern, Lightprodukten und Nahrungsergänzungsmitteln über formende Unterwäsche, Sport- und Fitnessangebote bis zu radikalen Schönheitsoperationen. Kaum noch durch Kleidung verhüllt, wird der Körper direkt als das Ergebnis der persönlichen Bemühungen präsentiert.

Wie noch nie steht der ideale Körper im Mittelpunkt des Interesses. Er fungiert als Kennzeichen für gesellschaftlichen Status und geschlechtliche Identität, gibt vermeintliche Auskunft über Erfolg, Gesundheit und Anerkennung. Zugleich wird mit ihm die Botschaft vermittelt, dass nur derjenige in dieser Gesellschaft Chancen hat, der dem Ideal entspricht oder sich ihm mit allen Mitteln zu nähern sucht.

Unsere Vorstellungen von Schönheit sind nicht genetisch bedingt, sondern kulturell und historisch geprägt. Das heutige Schönheitsideal entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in einer Zeit des Umbruchs, als sich die Ordnungen der „alten Welt“ langsam auflösten, Aufklärung und beginnende Industrialisierung den Weg in eine neue Gesellschaft wiesen. Zunächst galt das neue Ideal nur für Männer. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts setzte es sich auch für Frauen durch.

Die Ausstellung „Kleiderlust und Körperfrust“ zeichnet die Durchsetzung dieses neuen Ideals über gut 200 Jahre nach. Es wird gezeigt, wie das neue Körperideal entstand, wie es sich im Verlaufe der letzten beiden Jahrhunderte wandelte und wie es an die jewei-

ligen gesellschaftlichen Veränderungen angepasst und argumentativ umgedeutet wurde. Es geht jedoch nicht nur um die Veränderungen des Körperideals selbst, sondern auch um die Mittel, mit denen man es zu erreichen suchte. Für die Modellierung des Körpers zentral sind dabei die Bereiche Kleidung, Ernährung und Sport, die in einer immer engeren und sich stark verändernden Wechselbeziehung zueinander stehen. Hatte beispielsweise die Kleidung der Frauen bis 1900 die Funktion, den Körper zu verhüllen und zu formen, so übernahmen mit dem Ende der einengenden Schnürmode der Sport und die Diäten die Rolle der Körpermodulation. Schließlich waren die Kleider der 20er Jahre so transparent und leicht, dass sie den Körper mitsamt seinen Makeln für jedermann sichtbar abformten.

Die Ausstellung verfolgt kein rein chronologisches Konzept. Vielmehr werden Umbruchsituationen in Szene gesetzt, in denen markante Veränderungen der Bereiche Körper, Ernährung, Kleidung und Sport im Verhältnis zueinander zu beobachten sind.

Zentrale Objekte der Ausstellung sind Kleider von Männern und Frauen seit ca. 1800, die z. T. auf den Zentimeter genau den Körper ihrer Träger nachbilden. In der genauen Betrachtung lassen sie ein-



deutig Rückschlüsse auf die Form, den Umfang und die Silhouetten zu und zeigen auf diese Weise die veränderten Körperideale, aber auch die Makel und Fehler. Die häufig genug festzustellenden aufgeplatzten Nähte und ausgelassenen Säume machen den immer aktuellen Kampf gegen überzählige Pfunde klar und zeigen, wie oft er verloren wurde.

Über Jahrhunderte war ein korpulenter Körper Statussymbol der Aristokratie, die sich ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgen konnte. Ihre wirtschaftlichen Privilegien ermöglichten ein Leben ohne körperliche Arbeit. Aber Müßiggang und mangelnde körperliche Bewegung bei üppigem Essen führten bald zu ausufernden Figurproblemen - nicht anders als heute. Das bekamen die Adeligen im 18. Jahrhundert zu spüren und suchten nach Auswegen. Sie setzten nun auf Qualität des Essens, nicht mehr auf Quantität. Der Vielfraß kam in Verruf, der Feinschmecker trat an seine Stelle. Bei einer raffinierten Küche ließ sich auch ohne Genussverzicht der Appetit zügeln. Außerdem versuchten die Herren mit Bewegung ihrer

Körperfülle zu Leibe zu rücken. Dabei kam es weniger auf Leistung als auf das richtige „Maß“ der ausgeführten Bewegungen an. Aber nicht allein der Körperrumfang machte zu schaffen. Mit verbesserter Versorgungslage für breitere Bevölkerungskreise eignete sich ein dicker Körper nicht mehr als standesgemäßes Unterscheidungskriterium. Das Jahrhunderte alte Ideal der Körperordnung geriet ins Wanken. Ein schlanker, wohl proportionierter Körper fand nun als neues Schönheitsideal gesellschaftliche Anerkennung in höheren Kreisen.

Das waren nicht mehr allein die Adeligen, das Bürgertum machte sich das neue Schönheitsideal zu eigen und verband es mit seinen Vorstellungen eines tugendhaften Lebens. Wer schlank war, gab zu erkennen, dass er Mäßigung und Disziplin, Selbstkontrolle und Leistungsfähigkeit beherrschte. Diese Tugenden setzten sich in allen Lebensbereichen durch, im Sport ebenso wie am Arbeitsplatz. In einer Gesellschaft, die die Eigenleistung in den Vordergrund stellte, wurde der Körper zum Kapital. Das neue Ideal verband sich mit den



Vorstellungen von Gesundheit, denn nur ein gesunder Körper war den Anforderungen der Industriegesellschaft gewachsen. Zugleich eignete sich der wohlgestaltete Körper als Distinktionsmittel, um sich von den groben Leibern der körperlich schwer arbeitenden Unterschichten abzugrenzen.

Aber bei aller Tugend, ein schlanker Körper war auch im 19. Jahrhundert nicht ohne Mühen zu haben. Zu verlockend waren die reichhaltigen Speisen, und wer sich wenig bewegte, die Tage am Schreibtisch im Kontor, die Abende in Gesellschaft verbrachte, hatte bald ebenso ein Figurproblem wie der Adelige im Jahrhundert zuvor. Allerdings war ein runder Bauch nicht gleich verpönt, zumal im fortgeschrittenen Alter, zeugte er doch von dem Erfolg seines Besitzers, der ihn mit gewissem Stolz vor sich hertrug. Um sich einer zu großen Leibesfülle zu erwehren, trieb man auch Sport, natürlich nach messbaren Leistungskriterien.

Nicht nur für den Bürger, der im Arbeitsleben seinen Mann stand, auch für die bürgerliche Frau war der Körper Kapital geworden. Entsprechend der bürgerlichen Rollenverteilung war sie zwar von dem öffentlichen Arbeitsleben ausgeschlossen, dafür waren ihre körperlichen Reize umso wichtiger



König
MODEHAUS

Speestraße 37 · Ratingen-Lintorf · Tel. 02102/35750
Hauptstraße 109 · Essen-Kettwig · Tel. 02054/3839

auf dem Heiratsmarkt. Je mehr sie dem gültigen Schönheitsideal entsprach, umso größer ihre Chancen auf eine gute Partie. In einer Gesellschaft, in der im Vergleich zu den vorhergehenden Jahrhunderten soziale und familiäre Bindungen zunehmend an Bedeutung verloren, kam dem Körper eine immer wichtigere Rolle zu. Dies galt für Frauen wie für Männer, auch wenn die Vorstellungen vom idealen Körper für beide Geschlechter auseinander gingen. Eine schlanke Taille war für junge Mädchen ein Muss, Mäßigung im Essen und ein eng geschnürtes Korsett die Hilfsmittel dazu. Körperliche oder gar sportliche Bewegung kam für ein anständiges Mädchen nicht in Frage. Nach Heirat und Geburten durfte der Körper rundlicher werden und in die Breite gehen. Das Korsett wurde nicht mehr so eng geschnürt, brachte aber weiterhin Taille und Oberkörper in Form. Gut verborgen unter den langen, weiten Röcken blieben Fettpolster an Hüfte und Oberschenkel.

Im Ringen um gesellschaftliche Anerkennung und Chance gewann das gültige Körperbild zunehmend an Mächtigkeit. Wer sich zu weit von ihm entfernte, musste mit Ausgrenzung, bestenfalls mit Spott rechnen. Um so wichtiger den Blick auf den eigenen Körper zu richten: großflächige Spiegel, das neue Medium der Fotografie und die Personenwaage dienten der Selbstkontrolle.

Bis zur Jahrhundertwende spitzte sich für die Frauen das Schlankheitsideal immer weiter zu. Gesellschaftliche Veränderungen konfrontierten die Frau mit wider-



sprüchlichen Erwartungen: sie sollten der traditionellen Rolle als Ehefrau und Mutter gerecht werden, aber daneben kamen mit der ersten Emanzipationswelle neue Anforderungen auf die Frauen zu, die sich nun auch zu mehr Selbstbewusstsein und Selbständigkeit aufgefördert sahen. Die bürgerlichen Frauen bewiesen ihre Leistungsfähigkeit mit neuer Schlankheit, die Zeichen wurde für äußerste Disziplin. Das Korsett wurde enger geschnürt, der Rücken ins Hohlkreuz gedrückt, unter den schmalen Röcken durften sich keine Fettpolster abzeichnen. Die Zwänge bürgerliche Konvention und Lebensweise, für die das Korsett äußerer Ausdruck war, blieben nicht ohne innere Konflikte. Die Ärzte entdeckten Hysterie und beobachteten erstmals vermehrte Fälle von Magersucht.



Kein Wunder, dass das Korsett mit seinen Deformationen des Körpers in die Kritik geraten war. Vertreter der Reformbewegung wollten nicht nur die Frauen von ihm befreien, sondern den ganzen Menschen aus den Zwängen moderner Lebensart, wie sie Industrialisierung und Urbanisierung hervorgebracht hatten. Die Lebensreformbewegung, die um 1900 ihre Blüte erlebte, strebte eine umfassende Erneuerung aller Lebensbereiche an. Dazu gehörte die Freikörperkultur ebenso wie eine vegetarische oder reine Rohkosternährung, körperliche Ertüchtigung, Licht-, Luft- und Sonnenbäder wie weite, nicht einengende Kleidung. Mediziner, Hygieniker, aber auch Künstler und Frauenrechtlerinnen schufen mit der Reformmode eine gesunde Frauenbekleidung. Sie sollte die einengende bürgerliche Kleidung ersetzen, aber auch mit praktischer Kleidung den Alltag der Telefonistin, Krankenschwester oder Arbeiterin erleichtern. Blieb der Kreis der Lebensreformer um 1900 recht klein, so setzten sich doch viele ihrer Bestrebungen schon bald durch.

Mit dem Wandel der Frauenrolle in den 1920er Jahren setzte sich das bürgerliche Schlankheitsideal bei Frauen aller Schichten durch. Zeitschriften, Werbung und nun auch der Film trugen zur Verbreitung des Schönheitsideals bei. Knabenhaft schlank, ohne weibliche Rundungen, so sollte die „Neue Frau“ sein, die sich mit neuem Selbstbewusstsein ihren Platz in der Arbeitswelt suchte. Selbständigkeit in allen Lebensbereichen war das große Ziel der jungen Arbeiterin, aber auch der Tochter aus „gutem Hause“. Sie befreiten sich vom Korsett und hielten stattdessen mit Sport und Gymnastik ihren Körper in Form. Mit Diäten entledigten sie sich der überflüssigen Pfunde. Aber bei den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen war auch Magerkeit oftmals ein Problem. Ratgeber empfahlen Speisen zum Zunehmen, die Lebensmittelindustrie brachte entsprechende Produkte auf den Markt. Denn zu große Magerkeit entsprach keineswegs dem Schlankheitsideal eines wohlproportionierten Körpers und verschlechterte die Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Und vertuschen ließ

sich bei der neuen Mode kaum das Zuviel oder Zuwenig. Nicht nur ließen die sachlichen, geraden Kleiderschnitte den Körper erahnen, zum ersten Mal entblößte die Mode einzelne Körperpartien: Beine, Arme, Dekolleté und Rücken.

Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht übernahmen, fanden die Emanzipationsbestrebungen ein abruptes Ende. Entsprechend der Ideologie wurden die Rollen neu verteilt. Der Mann hatte sich im Beruf oder als Soldat zu bewähren, die Frau als Mutter und Hüterin des heimischen Herdes. Weibliche Rundungen waren wieder gern gesehen. Der Körper stand ganz im Dienste der Macht-haber, der Einzelne wurde dem „Volkskörper“ einverleibt. In der Propaganda wie auch in der Kunst wurde der „schöne“ Körper verherrlicht. Orientiert an hellenistischen Idealen verwies der nackte männliche Körper auf die Überlegenheit der arischen Rasse. Zugleich fand der Breitensport für beide Geschlechter größte Förderung. Er sollte gesunde, kraftvolle Menschen „heranzüchten“ für die großen Aufgaben - den Kampf um

Lebensraum im Osten und das Aufziehen zukünftiger Soldaten.

Der Krieg endete im Kampf ums Überleben. Hunger zehrte in den folgenden Jahren an den ausgemergelten Körpern. Körperideale rückten in weite Ferne. Mit dem Wiederaufbau kehrte bescheidener Wohlstand zurück. Lange entbehrt, konnte man es sich wieder leisten: fettreiche Kost. Die Fresswelle rollte heran. Kleider und Hosen platzten aus den Nähten. Dicksein wurde erstmals wieder toleriert, deutete auf Wohlstand und Frieden. Konnte es einen krasseren Gegensatz geben als zwischen dem gestählten Körper in Uniform und dem gemütlichen Dicken, der plötzlich in Film und Werbung auftauchte? Zurückgedrängt in die traditionelle Rolle als Hausfrau und Mutter betonten die Frauen ihre Weiblichkeit mit Rundungen, formender Unterwäsche und femininer Kleidung.

Das Wirtschaftswunder setzte in den 1960er Jahren neue Prioritäten. Dicksein verlor an Attraktivität und gegen Ende des Jahrzehnts war der alte Zustand wieder erreicht: Dicksein galt als Gesundheitsrisiko und gesellschaftlicher Kostenfaktor, vor allem in den Augen der Krankenkassen. Mit Diät und Hungerkuren rückten die Frauen den überflüssigen Pfunden zu Leibe und strebten nach einer schlanken, aber nicht zu dünnen Linie. Ebenso wichtig wurde die Schönheit. Zahlreiche Ratgeber und Werbung für Schönheitsmittel



Die sich bewusst sachlich gebende Mode schloss formende BHs und Miederhöschen nicht aus. Minirock und das mit dem mager-süchtigen Model Twiggy neu aufkommende Schlankheitsideal Mitte des Jahrzehnts forderten weitere Arbeit am Körper.

Gegen bürgerliche Spießigkeit und die politischen Machtverhältnisse protestierten Studenten- und Jugendbewegungen. Wertmaßstäbe verloren ihre Verbindlichkeit. Die Vertreterinnen der Frauenbewegung forderte in den 1970er Jahren Gleichberechtigung und das Recht auf Selbstbestimmung, vor allem über ihren eigenen Körper. Sie wollten nicht länger Sexualobjekte des Mannes sein, sondern sich über eigene Leistung definieren. Sie warfen BH und Miederhöschen weg, trugen weite, den Körper negierende Kleidung oder die gleichen „Klamotten“ wie ihre Freunde, Jeans und Parka. Ein neues Körperbewusstsein beschwor den natürlichen Körper - aber schlank musste er sein. Frauen zeigten Leistung und Disziplin, nicht nur in ihrem Kampf um gleichberechtigte Ausbildung und Karriere, sondern auch wenn es darum ging, mit Diät, Verzicht und Sport den Körper in Form zu bringen und zu halten. Sie waren nicht die einzigen. „Trimm Dich“ hielt die ganze Nation in Bewegung. Dabei ging es um Schlankheit, Kondition, Gesundheit und größere Belastbarkeit.

Die Öko-Bewegung der 1980er Jahre beschwor weiterhin den „natürlichen“ Körper und lehnte jegliche Manipulation ab. Sie kritisierte Technik- und Fortschritts-gläubigkeit, die Umweltbelastun-

18 Pfund
zugenommen

und diese 18 Pfd. gleichmäßig verteilt auf Gesicht, Arme, Brust, Hüften und Waden. Bedenken Sie, wie Ihre Figur durch diese Gewichtszunahme verschönert wird und um wieviel Sie sich dadurch begehrenswerter machen.

Durch die wohlschmeckenden „Ei-**Tragol-Bonbons**“ (für Damen, Herren und Kinder von gleicher Wirkung), die nach der Mahlzeit genommen werden, läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund erhöhen. Die unschönen Knochenvorsprünge an Wangen und Schultern schwinden, Pfund für Pfund nehmen Sie zu, an allen Körperteilen zeigt sich Fettansatz. Unbehagen und Unlust weichen, und nach ein paar Wochen hat das bisher schmachtige Aussehen einer vollen, ebenmäßigen Erscheinung Platz gemacht. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen vermehren, Nervenkraft und Blut. Schachtel M. 2.50 gegen Nachnahme. Zu beziehen von der

„Efa“-Chem.-techn. Fabrik
Berlin-Pankow 106. Borkumstraße 2.



Der Körper sollte nicht nur fit und gesund sein, sondern auch so aussehen. Dafür waren alle Mittel recht und sind es bis heute: Diäten von der Brigitte- bis zur Atkinsdiät, Fastenkuren, Aerobic und Bodybuilding waren die Mittel bis in die 1990er Jahre. Inzwischen werden auch die Schönheitsoperationen mit Brustvergrößerungen und Fettabsaugen salonfähig. Dabei orientieren sich Männer wie Frauen häufig nicht mehr an den Idealkörpern von Schauspielern oder Supermodels. Vorbilder sind inzwischen schon häufig „digital beauties“, digitale Schönheiten wie Lara Croft, deren Proportionen längst jenseits der durch Sport und Diät erreichbaren menschlichen Maße liegen.



bloß zu legen, die Arbeit an ihm zu präsentieren. Auflösung von Bindungen einerseits und ein immer härter werdender Konkurrenz- und Verteilungskampf um Arbeit und Besitzstand andererseits machen den Körper zum wichtigen, wenn nicht wichtigsten Instrument in eben diesem Ringen um Chancen, Erfolg und Anerkennung. Das trifft für beide Geschlechter gleichermaßen zu. Das geschnürte Mädchen im 19. Jahrhundert konnte davon ausgehen, dass es einmal auf dem Heiratsmarkt bestehen musste. Heute befindet sich jeder und jede ständig auf den verschiedensten Märkten, die alle Lebensbereiche umfassen, sei es z.B. der Arbeits- oder Beziehungsmarkt. Das setzt jeden und jede unter Druck, dem jugendlichen Schönheitsideal bis ins Alter „nachzujagen“.

gen durch Massenproduktion und -konsum. Wie bereits die Lebensreformbewegung suchte sie nach einer natürlichen Lebensweise auf der Grundlage umweltfreundlicher Produktion und Produkte.

Parallel dazu nahm unter den immer schwieriger werdenden wirtschaftlichen Verhältnissen der Leistungsdruck auf den Einzelnen zu, den Körper eingeschlossen. Neue Maßstäbe wurden gesetzt:

Der sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts bereits andeutende, vor allem dann in den 1920er Jahren sich stärker herauskristallisierende Funktionswandel von Kleidung scheint seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Kleidung verhüllt nicht mehr, verbirgt nicht mehr körperliche Makel und Fettröllchen, sondern dient dazu, den durchgestylten Körper an den richtigen Stellen zur Geltung zu bringen, ihn

Die Ausstellung im Rheinischen Industriemuseum, Textilfabrik Cromford, ist noch zu sehen bis zum 30. 8. 2005. Zur Ausstellung erscheint eine Begleitbroschüre.

Claudia Gottfried
Christiane Syré



HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

<p>IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.</p> <p>RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.</p> <p>GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.</p> <p>FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.</p>	<p>HOTEL ANGERLAND GARNI INH. MARIANNE BJELIC LINTORFER MARKT 10 40885 RATINGEN-LINTORF TEL. (02102)3 02 40 FAX (02102)3 64 15</p>
--	--

Hotel Angerland

Ein Motorrad aus Breitscheid und „Das Wunder von Bern“



Viele „Quecke“-Leser werden sich in den letzten Wochen und Monaten den Sönke Wortmann-Film „Das Wunder von Bern“ im Kino oder im Fernsehen angeschaut haben – nicht nur, weil sich das legendäre Weltmeisterschaftsendspiel gegen Ungarn in Bern zum 50. Mal jährte, sondern weil dieser Film in seiner Spielhandlung, in seiner Milieuschilderung und in seiner Ausstattung die Welt der 1950er Jahre noch einmal auferstehen lässt, an die sich viele Leser sicher noch gut erinnern können. Die Fußballweltmeisterschaft ist ja nur der äußere Rahmen, vor dem sich die Geschichte einer Arbeiterfamilie im Essen-Katernberg von 1954 abspielt. Die Außenaufnahmen für den Film wurden allerdings in Bochum gedreht, da es in Essen eine Arbeitersiedlung in solch altem, unverbauten Zustand nicht mehr gibt.

Wer weiß aber, dass unser „Quecke“-Autor **Thomas von der Bey** im Film das „Wunder von Bern“ mitgewirkt hat – zwar nur als Statist für eine Minute und nicht als Stürmer der deutschen Nationalmannschaft, aber immerhin. Ziemlich zu Anfang des Films fährt er mit einer AWD T 200 von 1925, einem Motorrad aus der kleinen Fabrik seines Großvaters **August Wurring**, durch das Bild. Mit einem Anhänger, beladen mit Werkzeug, scheint er auf dem Weg zur Arbeit zu sein.

Als man Thomas von der Bey bat, eines seiner alten Motorräder aus dem Privatmuseum in Breitscheid für den Film zur Verfügung zu stellen, erschien er mit einer blank geputzten Maschine am Drehort. Ehe er sich versah, hatte man sein gu-

fragt man **Tom** und **Ben**, die beiden Söhne Thomas von der Beys, ob der Auftritt ihres Vaters die beste Szene aus dem ganzen Film gewesen sei, dann erklären sie, dass die Szene davor doch wohl viel eindrucksvoller sei: Helmut



Thomas von der Bey mit Statisten des Films „Das Wunder von Bern“

tes Stück grau gespritzt, damit es möglichst alt und gebraucht aussah. Zum Glück verwendete man beim Umspritzen wasserlösliche Farbe. Ähnlich erging es übrigens einem anderen Statisten, dessen himmelblauer VW-Bus aus den 1950er Jahren plötzlich schwarz geworden war.

Rahn schießt einem meckernden Zuschauer den Ball vor den Kopf, als der beim Training von Rot-Weiß Essen die Schüsse des „Boss“ mit der Bemerkung kommentiert: „Du triffst ja noch nicht mal das Tor!“

Manfred Buer

Von Kopf bis Fuß auf Marlene eingestellt

Marlene Dietrich – Inbegriff des mondänen Art Déco

Die Lider leicht gesenkt, die Lippen ernst geschlossen, die langen Beine übereinander geschlagen – das Bild der Marlene Dietrich in ihrer klassischen Pose als „Blauer Engel“ geht bis heute um die Welt.

Deutschlands einziger Weltstar ist die erste moderne Frau gewesen. Sie kleidete sich wie ein Mann und war Trendsetterin in Mode und Emanzipation. Marlene verkörperte Glamour und Erotik wie keine andere Frau. In Hollywood wurde Deutschlands prominenteste Emigrantin zur Diva und zum Inbegriff des mondänen Art Déco. Mit ihrem Geburtsland verband sie bis zu ihrem Tod eine Hassliebe.



Marlene (eigentlich Maria Magdalena) Dietrich wurde am 27. Dezember 1901 in Berlin-Schöneberg als Tochter eines preußischen Offiziers geboren. Nach ihrer Schauspielausbildung bei Max Reinhardt wurde sie 1929 von Josef von Sternberg entdeckt und als „Lola“ neben Emil Jannings in dem UFA-Film „Der blaue Engel“ weltbekannt. Ab 1930 arbeitete Marlene in den USA, wo sie sich während des Zweiten Weltkriegs gegen den Faschismus, der ihr gespaltenes Verhältnis zu Deutschland begründete, engagierte. Selten lässt sich der Beginn einer einzigartigen Karriere, eines einmali-

gen Film-Mythos so genau festlegen wie bei Marlene Dietrich. „Der blaue Engel“ machte sie über Nacht zum Femme-fatale-Star einer ganzen Filmepoche. Dabei hatte Marlene bereits vor 1929 in über zwanzig – eher belanglosen – Filmen mitgewirkt.

Nach einer mehr als fünfzigjährigen Karriere, zuletzt als gefeierte Chansonsängerin, zog sich Marlene 1979 ins Privatleben zurück: ein abrupter Sprung aus der Öffentlichkeit in ihr Appartement an der noblen Pariser Avenue Montaigne, wo sie schließlich am 6. Mai 1992 starb. Auf ihren eigenen Wunsch hin wurde sie neben ihrer Mutter am 16. Mai auf dem Friedhof an der Stubenrauchstraße in Berlin-Friedenau beigesetzt. Seit dem Jahre 2002 ist sie zudem Ehrenbürgerin von Berlin.

In David Hemmings Film „Schöner Gigolo“ stand Marlene 1978 ein letztes Mal vor der Kamera. 1984 gab es dann für alle Marlene-Fans noch einmal eine kleine Sensation: Nach jahrelangem Zögern hat die „Königin der Diseusen“ eine Woche lang jeden Nachmittag mehrere Stunden mit ihrem Schauspielerkollegen Maximilian Schell gesprochen. Das Tonbandprotokoll war die Grundlage für Schells liebe- und kunstvoll produzierten Film „Marlene“. Fotos durfte er jedoch nicht machen: „I have been photographed to death!“ – so die exzentrische Diva.

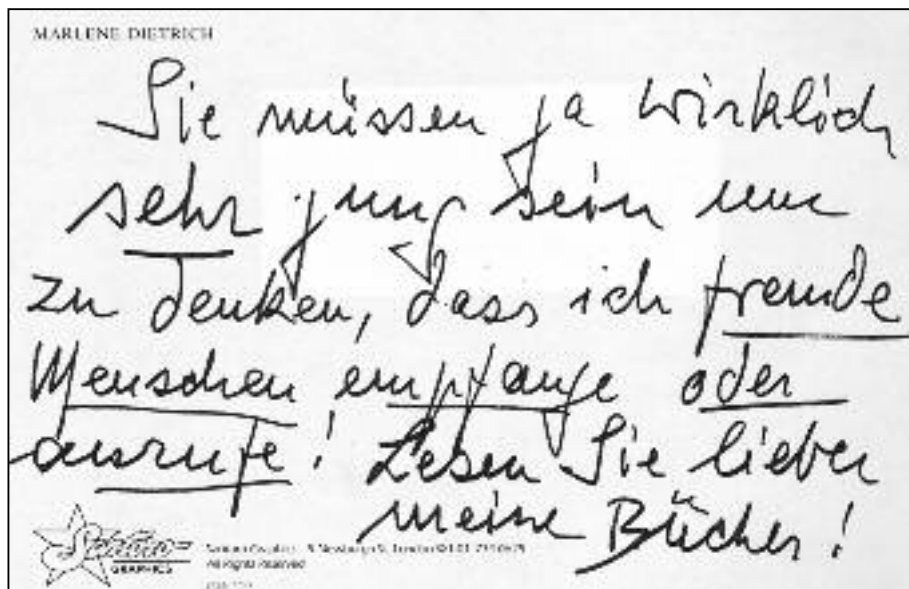
Ob Briefmarken, Bierdeckel oder Münzen – es gibt fast nichts, was

Hobbysammler nicht in Regalen, Vitrinen oder Kellern stapeln. Meine Leidenschaft zur Schauspielerin Marlene Dietrich entstand eher zufällig. In den achtziger Jahren habe ich im Ratinger Stadttheater Programme verkauft und in diesem Zusammenhang von einem Schauspieler die Adresse von Marlene im 8. Pariser Arrondissement erhalten. In dieser Zeit bin ich regelmäßig in Paris gewesen und habe einmal bei Frau Dietrich schriftlich angefragt, ob sie mich beim nächsten Besuch zu einem Kennenlernen in ihrer Wohnung im sechsten Stockwerk empfängt. „Sie müssen wirklich sehr jung sein um zu denken, dass ich fremde Menschen empfangen oder anrufe! Lesen sie lieber meine Bücher!“ bekam ich zur Antwort. Dies ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, hielt mich aber nicht davon ab, ihr regelmäßig zu schreiben. Mit Erfolg: mehr als fünfzig Mal habe ich Post von der Avenue Montaigne Nr. 12 erhalten, versehen mit 230 handsignierten Fotos und Fotopostkarten des Stars. Diese Fülle an Originalen hat mich im Laufe der Zeit zum Sammeln von Objekten ermuntert, die im Zusammenhang mit Marlene stehen. So ist in den vergangenen Jahren eine kleine und überschaubare Sammlung von Gegenständen zusammen gekommen, die zum Teil in meiner Wohnung ausgestellt sind und früher oder später das geplante Marlene-Dietrich-Museum in der Schöneberger Gotenstraße in Berlin bereichern sollen.

Jean Cocteau: „Marlene Dietrich, Dein Name klingt zuerst wie eine Liebkosung und endet in einem Peitschenhieb. Du trägst Federn und Pelz; sie scheinen zu Deinem Körper zu gehören wie der Pelz zur Raubkatze und die Federn zum Vogel. Deine Stimme, Deine Blicke sind wie die der Loreley, doch die Loreley war gefährlich: Du bist es nicht, weil das Geheimnis Deiner Schönheit darin besteht, der Stimme Deines Herzens zu folgen.“



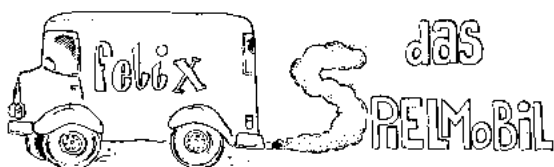
Eine Rarität: ein signiertes Passbild



Den Grabstein auf dem Friedhof an der Stubenrauchstraße in Berlin ziert ein Vers aus dem Gedicht „Abschied vom Leben“ von Marlenes Lieblingsdichter Theodor Körner. Im Grab nebenan liegt der deutsch-amerikanische Fotograf Helmut Newton begraben

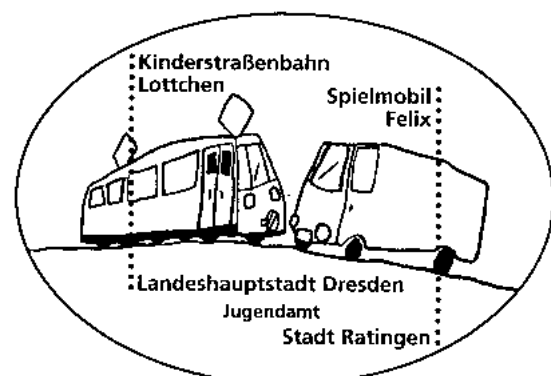
Marlene Dietrich bedeutet für mich: personifizierter Glamour, Vamp, Femme fatale und Inbegriff des Art Déco, meiner bevorzugten Kunststilepoche. Die Qualität ihrer Filme spielt für mich eher eine Nebenrolle. Marlene ist für mich eine bewundernswerte Frau von äußerster Disziplin und Konsequenz gewesen, deren Mythos ungebrochen weiter lebt und meine Sammelleidenschaft beflügelt. Ihrem verschleierte Blick in Verbindung mit ihrer kühlen und zugleich verführerischen Distanz und der androgynen Ausstrahlung werde ich mich wohl nie entziehen können.

Michael Baaske



**Firmen-, Vereins-, Schul- und ähnliche
Festveranstaltungen**

Für eine optimale Betreuung Ihrer Kinder sorgt
das **Spielmobil „Felix“**
des **Ratinger Jugendamtes**
Fernruf 0 2102-5 50 56 60
www.ratingen.de/kinder&jugend



PARK MONCEAU

Hier ist es hübsch. Hier kann ich ruhig träumen.
Hier bin ich Mensch - und nicht nur Zivilist.
Hier darf ich links gehn. Unter grünen Bäumen
sagt keine Tafel, was verboten ist.

Ein dicker Kullerball liegt auf dem Rasen.
Ein Vogel zupft an einem hellen Blatt.
Ein kleiner Junge gräbt sich in der Nasen
und freut sich, wenn er was gefunden hat.

Es prüfen vier Amerikanerinnen,
ob Cook auch recht hat und hier Bäume stehn.
Paris von außen und von innen:
sie sehen nichts und müssen alles sehn.

Die Kinder lärmen auf den bunten Steinen.
Die Sonne scheint und glitzert auf ein Haus.
Ich sitze still und lasse mich bescheinen
und ruh von meinem Vaterlande aus.

Kurt Tucholsky, 1924



Foto: Michael Baaske

TAVERNAKI
Tannenstraße
19
Tel. 0211 453777

TAVERNAKI
GRIECH. SPEZIALITÄTEN
TANNENSTRASSE 19
40476 D/DORF
TEL. 0211-453777
Öffnungszeiten MON-SAMSTAGS
11:30 bis 2:40
SONNTAG RUHETAG
TISCH RESERV. ERFORDERLICH



Wir entwickeln für
digitale Farbbilder **SIE!**

INPUT

OUTPUT

9x13
0,19 €

auf original Fujicolor Fotopapier

MIT BERATUNGSSERVICE!

Foto Marx
Speestraße 33 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 - 39 91 02 · Fax 0 21 02 - 39 91 05

Post Apotheke

Henning Kienast, Apotheker für Offizin-Pharmazie
Speestraße 33, 40885 Lintorf, Tel. 021 02 / 37383

Unser Service für Sie, auch Mittwoch nachmittags

- Diabetikerberatung
 - Reise-Impfberatung
 - Kompressionsstrümpfe nach Maß
 - Krankenpflegeprodukte
 - Meßgeräte für Cholesterin, Blutdruck und Diabetes
 - Großes Kosmetiks Sortiment
- ... und vieles mehr

Beratung ist unsere Stärke
Wir freuen uns auf Ihren Besuch



Blumberg GmbH & Co KG
Gegründet 1885
Kalkumer Str. 46
40885 Ratingen - Lintorf
Telefon: 0 21 02 - 38 03-0
Telefax: 0 21 02 - 380 380
e-mail: info@blumberg.de
Internet: www.blumberg.de

Diagramm-Papiere
für Medizin und Industrie
Meßtechnisches Zubehör
Thermo-Papiere
EG-Tachographenscheiben
Fax- und Telexrollen
Tabellier-Papiere
Additions- und Kassenrollen
Etiketten
Parkschein- und Ticketpapiere
Fahrscheinpapiere
als Rollen oder Faltslagen

Paass
Spedition GmbH

Paass
ZEITSCHRIFTEN-FACHSPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung

Breitscheider Weg 117b ● 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 43 - 0 ● Fax 0 21 02 / 93 43 19

**Tischlerei
Manfred Frey**

Möbel und
Innenausbau



Neuanfertigung · Ergänzung
Reparatur

Breitscheider Weg 115 · 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon + Fax 0 21 02 / 39 96 72

**HEIZUNG · SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG**

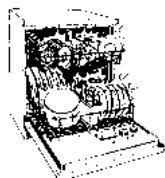
Breitscheider Weg 115

40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 70 31 28

Fax 0 21 02 / 70 31 34

KUNDENDIENST



für Waschmaschine,
Trockner, Kühlgeräte,
Herde + Geschirrspüler

Elektro
Manteufel-pooth
Meisterbetrieb

**Breitscheider Weg 115
Lintorf · Tel. 3 43 55**

Bau- und Kunstschlosserei Kolbe

Inh. Dieter Linke · Schlossermeister

Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und
unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen

Telefon 0 21 02 - 3 58 78 · Fax 3 91 78



KAROSSERIEBETRIEB

G. KRAUSE


**UNFALLREPARATUREN
UND LACKIERUNG**

Ratingen-Lintorf · Breitscheider Weg 136 · Fax 89 31 43

Karosserie



Fachbetrieb

 **89 32 89**

MUNK

BEDACHUNGEN

GmbH gegr. 1920

Dachdeckermeister für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik
Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 7 31 10, Fax 3 65 68

hilgenstock

bauelemente

Lieber gleich zum Fachmann!

GmbH

Fenster - Türen - Haustüren -

Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Straße 36 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ (02102) 934 20
Fax: 02102 / 934242 · Internet: www.hilgenstock.de · www.fenstersicherheit.de

REISEBÜRO STOFFEL

Wir reservieren für Sie die schönsten Tage des Jahres...



Speestr. 25 40885 Ratingen Tel: 02102-93490 Fax: 02102-934915
www.sk-reisewelt.de e-mail: info@sk-reisewelt.de

Gemeinsames Haus der Kulturen

Kinder erstellten unter künstlerischer Anleitung eine Riesenskulptur

Schon die schiere Größe macht die Skulptur unübersehbar. Eine Grundfläche von 15 mal 13 Metern nehme sie ein, hat irgendjemand ausgemessen, und selbst wenn diese Maße etwas übertrieben scheinen – ein normales Reihenhaus passt da bequem drauf. Aber das, was da in mehreren Monaten Kinder- und Jugendarbeit auf dem Abenteuerspielplatz in Ratingen-West entstanden ist, ist ja auch weit mehr als ein normales Reihenhaus. Eine Art Deutschland-Haus hat der Künstler Yildirim Denizli mit seinen vielen jungen Helfern errichtet, und dafür braucht man Platz. Das Projekt wurde vom NRW-Kulturministerium finanziell kräftig gefördert.

„Die Zusammenarbeit unterschiedlicher Kulturen in Deutschland“ lautete das Thema. Und welches Symbol für Integration wäre wohl geeigneter als ein „gemeinsames Haus“. Kinder aus (ehemals) ausländischen Familien erleben verschiedene Welten: eine in der eigenen Familie und eine in der deutschen Umwelt. In dem „Haus“ auf dem Abenteuerspielplatz sieht das so aus: Es gibt mehrere große und kleine Räume, die von einzelnen Kindern oder Gruppen gestaltet wurden. Diese Räume sind um einen gemeinsamen Platz in der Mitte gruppiert, wo sich alle „Bewohner“ des Hauses unter einem Baum begegnen (können). Dieser Raum stellt Deutschland dar, das Land, in dem sie leben.

Ringsherum findet sich nun eine Ansammlung von Mikrokosmen, geordnet und ungeordnet, bunt und weniger bunt. Diese Rückzugsräume der eigenen erlebten familiären Welt wurden von den Kindern individuell künstlerisch gestaltet, so wie sie die Welt ihrer Familien oder auch nur noch aus dem Urlaub kennen. Im Unterschied zum realen Alltag sind diese Räume auf dem Abenteuerspielplatz aber offen und für jeden begehbar.

So lernen hier deutsche und polnische Kinder beispielsweise, wie

es auf einer Straße im Kosovo aussieht. Menschen sehen aus Fenstern, es gibt ein quirliges Leben auf den Straßen, so haben kosovarische Kinder ihre Heimat in Erinnerung. Sie sind wiederum unmittelbare Nachbarn türkischer Kinder, die der religiösen Minderheit der Aleviten angehören. Die Aleviten haben keine Moschee. Sie treffen sich zum Gebet in einem Versammlungsraum, in dem nicht nur, aber auch gebetet wird. Ein Gebetsteppich nimmt einen Großteil des Bodens in dem alevitischen Raum ein, an den Wänden sind Szenen, die sich in einem solchen Versammlungsraum abspielen, abgebildet.

Etliche andere Räume wurden bereits „eingrichtet“. Die türkische Mädchen-Kabarettgruppe „Cilginz“ hat ihr eigenes Zimmer, eine Gruppe deutscher Kinder hat in einem Raum den Schmelzriegel Ratingen-West farblich dargestellt, es gibt ein marokkanisches Zimmer, ein polnisches und noch einige freie. An dem gemeinsamen Haus soll auch 2004 noch weitergearbeitet werden.

Aber eigentlich steht es, und zwar so stabil, dass auch die städtischen Bauaufseher nichts mehr zu beanstanden hatten. Die beteilig-

ten Kinder und Jugendlichen (vom Kindergartenalter bis 17) haben also nicht nur künstlerisch, sondern auch handwerklich ganze Arbeit geleistet. Davon zeugen auch die sehr ordentlichen Holzarbeiten bei der Einrichtung. Yildirim Denizli, künstlerischer und Bauleiter in einer Person, ist „im Großen und Ganzen“ auch zufrieden: mit dem Einsatz der Kinder sowieso, aber auch mit dem Ergebnis.

Aus solchen Worten spricht die Bescheidenheit des Beteiligten. Andere äußern sich da weitaus enthusiastischer. Der Bildungsattaché des türkischen Konsulats sei zum Beispiel ganz begeistert gewesen, berichtet der Rater Integrationsbeauftragte Franz Naber. Und auch Naber selbst ist die Zufriedenheit mit dem Großobjekt anzusehen.

Das nordrhein-westfälische Kulturministerium hatte in diesem Jahr zum ersten Mal künstlerische Pilotprojekte zur interkulturellen Kulturarbeit ausgelobt. Qualitativ hochwertige Vorhaben wurden finanziell unterstützt, und dazu zählte auch das Rater Projekt. Und das, obwohl der Ausschreibungstext verspätet einging und nur zehn Tage blieben, um ein Konzept antragsreif zu erstellen.





Andererseits befand sich Ratingen in der glücklichen Lage, mit Yildirim Denizli einen Projektleiter zu haben, nach dem man nicht lange suchen musste. Denn der in der

Türkei geborene und in Ratingen lebende Künstler hat in seinem Werk schon häufiger die Integration thematisiert, und der Kontakt zu Kindern ist fast schon Bestand-

teil seiner künstlerischen Arbeit. Seine Ateliers lagen immer in unmittelbarer Nähe eines Kindergartens, erst in Lintorf, jetzt in Homberg. Und auch anderen Kindern hat er seine Arbeit bei Besichtigungen stets bereitwillig erschlossen.

Nicht nur für die Künstler war das Projekt sehr erfreulich, sondern auch für die Kinder und Mitarbeiter des ASP-West. Die Förderung kam nämlich zur rechten Zeit, denn der Abenteuerspielplatz feiert in diesem Jahr sein 30-jähriges Bestehen. Auf seiner Internetseite www.aspratingen.de/kunst/ kann man noch mehr über das Kunstprojekt erfahren.

Egon Schuster
(*Ratinger Wochenblatt*
vom 23. 12. 2003)

HELM NATUR-PRODUKTE
gegründet 1931

**Seit über 30 Jahren Ratingens Fachgeschäft für Bioprodukte
in wirklich reichhaltiger Auswahl!**

Bei uns kaufen Sie komfortabel und preisgünstig ein und zwar alles, was zu einer gesunden Lebensweise notwendig ist!

- Kosmetik von Wala-Dr Hauschka, Weleda, Lavera, Logona und andere.
- Fachliteratur über gesunde Ernährung und biolog.-Gartenbau
- Kenwood-Küchenmaschinen, Getreidemöhlen - Verführung!
- Täglich frisches Brot der Mühlenbäckerei Backbord .
- Obst und Gemüse 100% Bio-Anbau - mehrmals die Woche
- Molkerei, Fleisch- & Wurstwaren in reicher Auswahl + NUR BIO!
- Tiefkühlsortiment, z.B. Pizza, Fritten, Eis in geprüfter BIO-Qualität!
- Seit über 25 Jahren L/VOS-Naturbeber! Fachberatung inklusive!
- Babynahrung von Holle, Runge, Evers.
- Passende Bekleidung & pflanzengegebene Lammfelle für ihr Baby - kuschelweich.
- Vollsortiment biologischer Säfte der Firmen Voelkel und Beutelsbacher.
- Bier der Brauereien Lammbräu und Pinkus.

HELM-Naturprodukte, Am Krummenweg 28, 40885 Ratingen
Tel.: 02102-17195 (Fax: 02102-17196)
Internet: <http://www.helm-naturprodukte.de>

Öffnungszeiten:

Mo- Fr 9-12 + 15-19 Uhr
Sa von 8-13 Uhr
Montag geschlossen

P Kostenlose Parkplätze direkt am Laden

Gut bürgerliche Küche
Gesellschaften
Buffet
Kegelbahn
Biergarten

Griechische Spezialitäten

Thessaloniki

Zur Grenze

Am Krummenweg 28
40885 Ratingen (Breitscheid)
Telefon 0 21 02 / 171 93

Buffet- und Partyservice
warm und kalt bis zu 50 Personen

Öffnungszeiten:	Winterzeit (Oktober - Ende April) 17.00-23.00 Uhr	Sommerzeit (Mai - Ende September) täglich geöffnet 12.00-15.00 Uhr 17.00-23.00 Uhr
Montag - Freitag	17.00-23.00 Uhr	täglich geöffnet
Sa. Sonn- + Feiertage	12.00-15.00 Uhr 17.00-23.00 Uhr	12.00-15.00 Uhr 17.00-23.00 Uhr
und		
	Kein Ruhetag	

Eine griechische Familie in Lintorf

Es ist erstaunlich, wie sich unsere Gesellschaft in einem halben Jahrhundert verändert hat. Vor etwas mehr als 50 Jahren waren die deutschen Flüchtlinge aus Ostpreußen und Schlesien in Lintorf Fremde. Ihre Integration war nicht leicht. Heute gibt es in Lintorf 891 Mitbürger, die aus anderen europäischen Ländern und der übrigen weiten Welt stammen, darunter 219 Türken und 83 Griechen. Sie haben hier Bleibe und Arbeit gefunden. Wir treffen sie beim Einkaufen, beim Sport, am Arbeitsplatz, im Bus und als Kaufleute. Wenn sie sich auch durch ihren sprachlichen Akzent oder durch besondere Kleidung oder Hautfarbe zu erkennen geben, so werden sie von uns doch kaum noch als Fremde wahrgenommen. Wir haben uns an die Vielfalt der Menschen in unserer Gesellschaft gewöhnt. Seit dem 1. Mai 2004 sind die Ländergrenzen in Europa durchlässig; Deutsche, Franzosen, Polen, Griechen und andere Bürger der EU-Länder sind nun Europäer, viele sind auch durch die gemeinsame Währung des EURO enger miteinander verbunden.

Selten fragen wir danach, was die Menschen bewogen hat, ihre Heimat zu verlassen, und noch weniger fragen wir danach, wie sie sich bei uns fühlen und eingelebt haben.

Ich habe eine griechische Familie in Lintorf kennen gelernt und zeichne ihre Herkunft, ihr Leben und Einleben sowie ihre Entwicklung auf.

Georgios Voas wurde 1940 in Serres/Pontismenon, nicht weit von Saloniki, geboren. Mit seinen drei Geschwistern wuchs er auf dem Bauernhof der Eltern auf. Hier wurden Weizen, Gerste, Tabak und Baumwolle angebaut. Sie hatten Kühe, Ochsen, Schafe, Ziegen und Hühner. Alle, auch die Kinder mussten von Jugend an auf dem Bauernhof arbeiten. „Es war viel Arbeit“, sagt Georgios Voas. Als er älter wurde, gab es auch Lohn für ihn, doch nur einmal im Jahr, wenn die Baumwolle verkauft war.

Da hörte er von dem Abkommen Deutschland - Griechenland über die Anwerbung von Arbeitskräften für die deutsche Wirtschaft.

Er bewarb sich, schloss einen Vertrag und reiste 1964 in das für ihn unbekannte Land. Dazu gehörte Mut, denn er beherrschte weder die Sprache, noch war er Facharbeiter. In einem Bochumer Krankenhaus wurde er untersucht und als geeignet für den Bergbau eingeordnet. Zwei Jahre arbeitete er in einer Zeche in Erkelenz. Doch die Arbeit unter Tage sagte ihm nicht zu, und über einige andere Betriebe kam er zur Firma Rex-Hünnebeck und schließlich zum Constructa-Werk in Lintorf, in dem Waschmaschinen gebaut wurden. Doch als Siemens seinen Betrieb nach Westberlin verlegte, zog er nicht mit. „Ich wollte nicht in die eingeschlossene Stadt und schon gar nicht in die Nähe der Kommunisten“, war seine Meinung.

Er bewarb sich um eine Anstellung beim Mercedes-Werk in Düsseldorf, wurde angenommen und arbeitete in diesem Betrieb 27 Jahre bis zum Eintritt in den Ruhestand. Wenn er auch keine Facharbeiterausbildung hatte, so war er doch eine fleißige, verantwortungsbewusste Arbeitskraft. Er verdiente gut und wurde stolzer Besitzer eines Mercedes 240 D.

Evangelia Kaliga, seine Ehefrau, stammte ebenfalls von einem Bauernhof aus dem Ort Vamvakifiton. Auf dem Hof ihrer Eltern wurden außer den üblichen Getreidearten besonders Oliven und Mandeln geerntet. Auch sie hatte auf dem Bauernhof verantwortungsvolles Arbeiten gelernt. Mit 19 Jahren bewarb sie sich um Arbeit in Deutschland und kam als Arbeiterin in eine Schokoladenfabrik. Ein Jahr später zog sie nach Ratingen und bekam Arbeit bei der Firma Tenax.

Hier in Ratingen lernten Georgios und Evangelia sich kennen und lieben. Nach dem Motto: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei“, heirateten sie 1967. Sie wohnten

zunächst in Lintorf am Kohlendey, dann vorübergehend in Ratingen und fanden dann schließlich eine große Wohnung im kleinen Feld. Hier hatten sie einen großen Garten, wie es die Menschen vom Lande lieben. Frau Evangelia fand auch eine Beschäftigung beim Mercedes-Werk in Düsseldorf. 1968 wurde ihnen der Sohn Dimitrios in Ratingen geboren, 1971 kam Tochter Anastasia in Saloniki zur Welt. Beide Kinder wuchsen in der Obhut der Großeltern auf dem Bauernhof in Serres auf, und als sie schulpflichtig wurden, besuchten sie zunächst die Schule in Serres.

Die Voas waren im kleinen Feld gute und geachtete Nachbarn. An den Straßenfesten, wie sie damals veranstaltet wurden, nahmen sie als gern gesehene Gäste teil. Frau Voas stiftete dazu den beliebten süßen griechischen Kuchen, den sie selbst backte. Beide beherrschten weitgehend die deutsche Sprache, was den Umgang mit ihnen erleichterte. Wenn Herr Voas jedoch Fragebogen oder Antragsformulare ausfüllen musste, brauchte er manchmal Hilfe; nicht anders ergeht es auch Deutschen bei solchen Angelegenheiten. Meine Frau und ich pflegten guten Kontakt zur Familie Voas, von denen wir viel über Sitten und Bräuche in ihrer Heimat erfuhren. Das war „Wissen aus erster Hand.“ Bei einem schweren Erdbeben in Nordgriechenland gelang es mir, die telefonische Verbindung zu ihren Angehörigen herzustellen.

Jedes Jahr fuhren die Voas mit dem mit Geschenken voll beladenen Mercedes zum Urlaub in ihre Heimat. Wenn sie zurückkamen, brachten sie für die Nachbarn Mandeln, Oliven, Feigen und Wein mit. Herr und Frau Voas waren hier keine Fremden.

Griechenland und vor allem Kreta waren schon lange meine Reise- und Studienziele. Doch meine Frau bestand darauf, dass ich zunächst Griechisch lernen müsse. Die kyrillische Schrift kann man



Die Familie Voas um 1980

aus Büchern lernen, Sprache lernt man aber durch Sprechen. Es war ein glücklicher Umstand, dass die Familie Voas ihre beiden Kinder Dimitrios (12) und Anastasia (9) im Jahre 1980 nach Lintorf holte. Die beiden konnten kein Wort Deutsch, mussten aber Grund- und Hauptschule besuchen. So kamen sie oft zu mir, lernten bei mir Deutsch, und ich lernte auf die natürlichste Weise Griechisch, jedenfalls so viel, dass ich die wichtigsten Dinge und Vorgänge benennen konnte. Ich brauchte keinen Sprachkurs zu belegen. Dimitrios hatte schon bald viele Freunde, und Sport verbindet. Da gibt es keine Integrationsprobleme. Anastasia war eine sehr fleißige Schülerin, man sah sie kaum auf der Straße. Manchmal kam sie mit ihrem Atlas zu mir, und ich musste ihr Berge oder Flüsse im Sauerland oder Inseln der Nordsee zeigen. Sie malte und las auch viel. Dimitrios wurde aus der zehnten Hauptschulklasse Typ B mit Realschulabschluss entlassen und bekam eine Lehrstelle als Maschinenschlosser bei Mercedes in Düsseldorf. Schon bald organi-

sierte er einen Kurierdienst, hatte Mitarbeiter, die für ihn fuhren. Mit Stolz führte er mich einmal in sein Büro, er war ein Organisationstalent. Doch Mercedes duldet nicht, dass ein Azubi zugleich selbstständiger Unternehmer war: er wurde entlassen. Schon bald bekam er eine Anstellung als Kellner. Durch diese Tätigkeit erwarb er sich Kenntnisse im Gaststättenbetrieb. Nicht lange danach übernahm er eine Gaststätte in Haan, die vorzüglich florierte, bis McDonalds das ganze Anwesen kaufte. Inzwischen hatte er auch seine Frau gefunden, die Tochter eines griechischen Gastwirts in

Remscheid. Es war eine sehr würdige Trauung in der griechisch-orthodoxen Kirche in Düsseldorf, und es gab eine große Hochzeitsfeier mit 500 Gästen. Es war selbstverständlich, dass alle Nachbarn an der Trauung und an der Feier teilnahmen; Familie Voas gehörte zur Nachbarschaft. Mutter Evangelia Voas konnte diese schöne Feier nicht miterleben, sie war 1993 verstorben und in ihre Heimat überführt worden, wo sie ihre letzte Ruhestätte fand.

Durch den Verlust der Gaststätte in Haan ließ sich Dimitrios nicht entmutigen. Schon bald pachtete er in Monheim eine frühere Werks-gaststätte, die er sehr gut entwickelte und ausbaute. Er erweiterte sie durch einen Biergarten und sorgte für Parkplätze. Er war fleißig und verstand zu organisieren. Der Betrieb ging ausgezeichnet, bis Werksschließungen, Arbeitslosigkeit und die Kostensteigerung durch den Euro den Betrieb unrentabel werden ließen, so dass er die Gaststätte aufgeben musste. Man darf aber sicher sein, dass er nicht lange ohne Arbeit

bleiben wird, um seine Frau und sein Töchterchen zu versorgen.

Anastasia besuchte nach der Grundschule die Realschule in Lintorf. Sie schloss diese Schule ab mit der Fachoberschulreife und einem guten Abschlusszeugnis. Ihre Ausbildung zur Zahnarzthelferin begann sie beim Zahnarzt Dr. Erdmann in Lintorf, und sie besuchte die Berufsschule in Düsseldorf. Die ausgezeichneten Zeugnisse, die sie von der Berufsschule mitbrachte, versetzten ihren Chef in Erstaunen. Nach vierjähriger Tätigkeit in seiner Praxis riet er ihr zum Studium der Zahnmedizin. Daraufhin besuchte sie das Abendgymnasium in Düsseldorf, machte eine gutes Abitur und bekam von der ZVS in Dortmund sofort einen Studienplatz an der Universität in Halle zugewiesen.

Als Auszeichnung für das gute Abitur belohnte sie der stolze Vater mit einer gemeinsamen Studienfahrt nach Paris. In kürzester Zeit bestand sie ihr Physikum. Sie begann mit dem Studium der Zahnmedizin und schloss das Studium ab mit dem Staatsexamen. Nach zweijähriger Tätigkeit als Vorbereitungsassistentin wurde sie von einer Zahnärztin in deren Praxis eingestellt. Die Übernahme dieser Praxis nach Zuruhesetzung dieser Ärztin wurde bereits vertraglich beschlossen. Anastasia beabsichtigt, zu promovieren und erwartet von ihrer Universität ein Thema für ihre Dissertation. Im Sommer dieses Jahres heiratete sie einen Diplomingenieur aus Halle. Ich wurde zur Hochzeit eingeladen.

Was aber besonders bemerkenswert ist und unsere Achtung verdient, ist, dass sie, die nun Akademikerin ist und in guten gesellschaftlichen Beziehungen lebt, ihren alten Vater zu sich nach Halle geholt hat und gute Kontakte zu ihm pflegt, damit er nicht vereinsamt. Diese menschliche Qualität und die Pflege der Familienkontakte zeichnet viele Griechen aus.

Derartige Einwanderungsfamilien sind ein Gewinn für unsere Gesellschaft.

Friedrich Wagner

Mr. Willi Kibbat, oder: Wie ein Lintorfer Junge Engländer wurde

Es war einmal ein großer Junge aus dem kleinen Dorf Lintorf am Dickelsbach, der zog in die weite Welt, um andere das Fürchten zu lehren. Dazu fuhr er unter Wasser durch den Atlantik bis in den Golf von Mexiko. Doch die anderen zeigten es ihm: Er wäre fast ertrunken und landete schließlich in England. Und da er nicht gestorben ist, lebt er dort noch heute – in einem wunderschönen Landhaus in Ripon/North Yorkshire.



Für einen Chronisten ist es ein besonderes Ereignis, eine Lebensgeschichte wie die von Willi Kibbat aufschreiben zu dürfen. Sie klingt wie ein Märchen, ist aber Realität.

Aus Notizen, Zeitungsberichten, Bildern und Erzählungen des heute 81-Jährigen soll hier ein aufregendes und erfülltes Leben nachgezeichnet werden.

Willi Kibbat wurde am 21. Februar 1923 in Breitscheid geboren. Er hatte drei Schwestern und einen jüngeren Bruder, von denen die Schwester Rosa und der Bruder Heinz noch leben. Seine Familie wohnte im „Mölchetrott“, einem Bauernkotten, der auf der rechten Seite des Breitscheider Weges zwischen den heutigen Autobahnbrücken der A 524 und der A 3 lag, etwa in Höhe der modernen Großkompostierungsanlage.

Am 1. April 1929 wurde Willi Kibbat eingeschult. Er besuchte zunächst ein halbes Jahr lang die evangelische Schule Linnep. Sein Klassenlehrer war Ewald Pleines. Danach zog die Familie nach Lintorf, und Willi und seine Geschwister gingen von nun an zur evangelischen Schule an der Duis-



Lesestunde bei Lehrer Ewald Pleines im Garten der evangelischen Schule Linnep. Vor den Füßen des Lehrers der kleine Willi Kibbat

burger Straße, der heutigen Eduard-Dietrich-Schule, die zum damaligen Zeitpunkt noch zweiklassig war. Sein Klassenlehrer hieß Walter Bloemen, Hauptlehrer der Schule war Fritz Komorowski.

Schon früh wird das Fußballspiel seine große Leidenschaft. Mit zehn Jahren spielt er in der Schülermannschaft des SC Rot-Weiß Lintorf, als 16-Jähriger gehört er mit seinem Freund Willi Wisniewski der Jugendmannschaft an und muss 1940/41 gelegentlich bei den Senioren aus helfen, da viele Rot-Weiß-Spieler bereits als Soldaten im Kriegseinsatz sind.

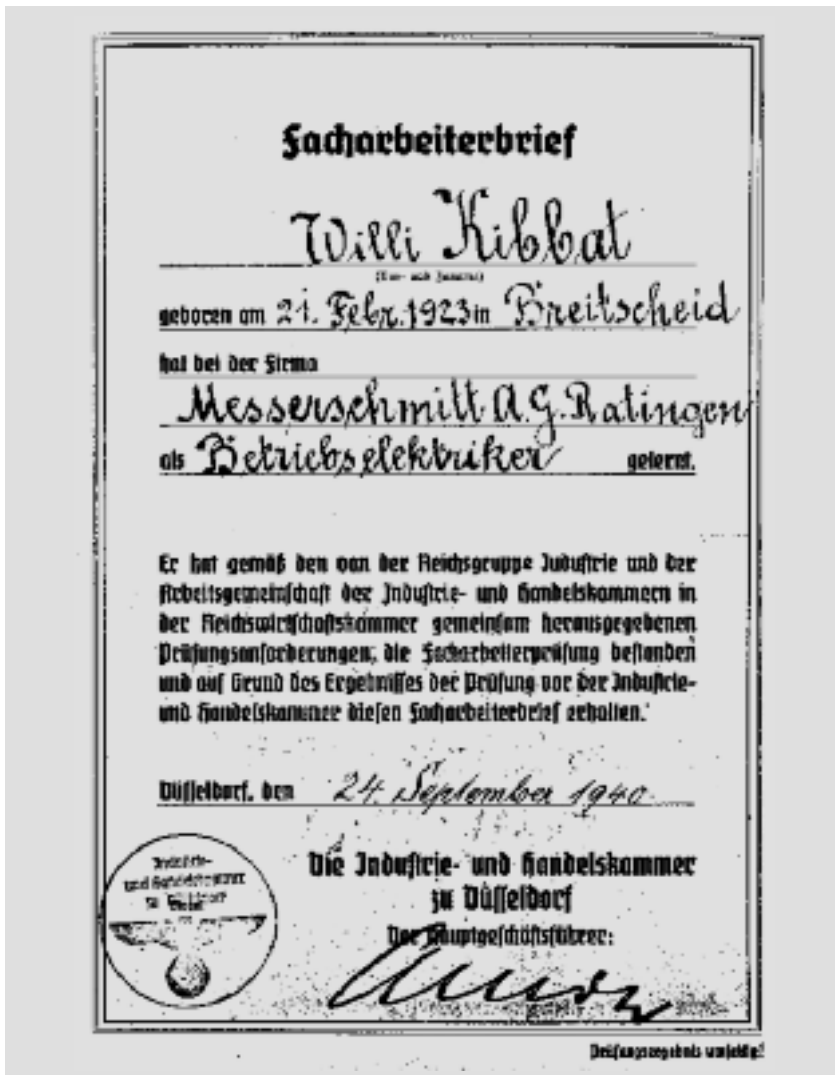
Nach dem Schulabschluss im Jahre 1937 begann Willi Kibbat

eine Lehre als Elektromechaniker bei der Firma Cohnen an der Alexanderstraße in Düsseldorf. Auf Wunsch der Industrie- und Handelskammer wechselte er im Dezember 1939 zur Firma Messerschmitt AG. Die bekannte Rüstungsfirma mit Stammsitz in Augsburg unterhielt während des Krieges einen Zweigbetrieb an der Kaiserswerther Straße in Ratingen, ganz in der Nähe des Westbahnhofes. Nach beendeter Lehre legte Willi Kibbat im September 1940 vor der IHK Düsseldorf seine Facharbeiterprüfung ab. Bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht im Jahre 1941 arbeitete er weiter bei der Messerschmitt AG in Ratingen als Betriebselektriker.

Nach der Musterung kam er zur Kriegsmarine, zunächst nach Kiel,



Jugendmannschaft des SC Rot-Weiß Lintorf im Jahre 1939. Vierter und fünfter Spieler von links: die beiden Freunde Willi Wisniewski und Willi Kibbat im Alter von 16 Jahren



wo er seine Grundausbildung erhielt und einen Lehrgang als Elektroschweißer absolvierte. In Pillau an der Einfahrt zum Frischen Haff, nicht weit von Königsberg, wurde er dann zum U-Boot-Fahrer ausgebildet. Als Zentralgast für die Bordelektrik wird er der Besatzung von U 527 zugewiesen, einem Boot vom Typ IX-C, der auch für

lange Tropenfahrten geeigneten Version der VII-C-Klasse, zu der Anfang 1943 die meisten deutschen U-Boote gehören. An Bord befinden sich 53 Mann: vier Offiziere, zwei Fähnriche z. S., 16 Unteroffiziere und 31 Mannschaftsdienstgrade. Kommandant des Bootes, das den Beinamen „Meldorf“ trägt (Der Ort Meldorf in Hol-

stein hatte die Patenschaft für U 527 übernommen), ist Kapitänleutnant Herbert Uhlig, 27 Jahre alt, seit 1935 als Freiwilliger bei der Kriegsmarine. Im Herbst 1942 hatte er sein Boot auf der Deutschen Werft in Hamburg-Finkenwerder übernommen und es durch den Nord-Ostsee-Kanal zu seinem Standort Kiel überführt.



Kapitänleutnant Herbert Uhlig, Kommandant von U 527 „Meldorf“

In der Ostsee vor Kiel findet die taktische Ausbildung der Besatzung statt, u. a. Torpedoschießen. Das Boot erhält das Prädikat „frontreif“.

Die deutschen U-Boote sind zu diesem Zeitpunkt des Krieges schon längst keine Jäger mehr, sie sind zu Gejagten geworden. Nachdem Deutschland den Vereinigten Staaten im Dezember 1941 den Krieg erklärt hat, geraten die deutschen Unterseeboote in immer gefährlichere Fahrwasser. Einsätze vor der amerikanischen Küste werden zu Himmelfahrtskommandos. Die Lebenserwartung der jungen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften beträgt nur wenige Monate, statistisch sind sie binnen eines Jahres nach der Ausbildung tot.

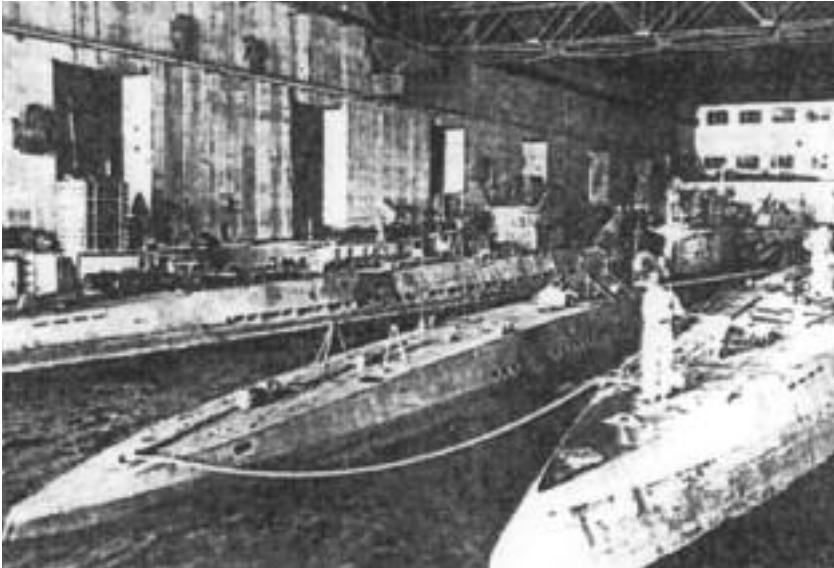
Am 10. Februar 1943 läuft U 527 zur ersten eigenen Unternehmung in den Nordatlantik aus und nimmt Mitte März an einer der aus deut-



Das letzte Bild in Zivil: Willi Wisniewski (links) und Willi Kibbat vor der Gaststätte „Lindenhof“



Nur kurze Zeit später sind die beiden Freunde Matrosen der Kriegsmarine (1941)



Zwei U-Boote vom Typ IX-C und ein Boot vom Typ VII-C (Mitte) in der großen Nassbox von „Keroman III“ im U-Boot-Stützpunkt Lorient

scher Sicht erfolgreichsten Geleit- zugschlachten teil. Kapitänleutnant Uhligs Boot kehrt von diesem Einsatz heil zurück und wird nun in den Stützpunkt Lorient an der französischen Atlantikküste verlegt. Es gehört zur 2. U-Boot-Flottille unter Korvettenkapitän Günter Kuhnke. In Lorient nimmt es Treibstoff, Proviant und andere Versorgungsgüter an Bord, ausreichend für eine „Feindfahrt“ von mehreren Wochen. Es sollte der letzte Einsatz von U 527 sein. Doch lassen wir Professor Dr. Ralph Uhlig vom Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität in Kiel, den Sohn des Kommandanten, weiter berichten: *Am frühen Nachmittag des 10. Mai 1943 gleitet U527 aus einem der fünf Bunkerterminals des Keroman-Komplexes und schleicht sich mit der Flut aus Lorient, bis zum Einbruch der Dunkelheit eskortiert von einem Minensucher. Die Verabschiedung durch den Flottillenchef, Korvettenkapitän Günter Kuhnke, bereitet der Crew noch immer ein mulmiges Gefühl. Anstelle des üblichen „Heil Hitler“ war die Besatzung mit „Auf Wiedersehen, Kameraden“ verabschiedet worden. Schweigend hatte man verdattert dagestanden, diese Worte noch einmal entgegennehmend. Auf Nimmerwiedersehen? In diesem Monat wird es zur endgültigen Wende des Seekrieges im Zweiten Weltkrieg zuegunsten Deutschlands kommen. Vierzehn Tage nach dem Auslaufen von U527 aus Lorient befiehlt Dönitz den Abbruch der*

Seeschlacht im Atlantik – im internen Kreis. Noch wissen es die Männer nicht. Niemand von ihnen ahnt, wohin die Reise gehen soll, nur der „Alte“, 27 Jahre jung, kennt sein Einsatzgebiet: der Golf von Mexiko! Zwei Tage nach dem Auslaufen, auf 47 Nord/9 West, wird das Boot von einer Korvette angegriffen, etwa 15 Mal. Das Boot entkommt unbeschädigt. U527 nähert sich weiter auf west-südwestlichem Kurs seinem ersten Operationsgebiet südlich der Bermudas. Vergeblich wird ein schnell fahrendes Schiff angegriffen. Weiter geht es zur Nordspitze der Bahamas und dann nach Florida. Auf dem Weg in die Florida-Straße sieht U. nachts den großen Issac-Leuchtturm und wenig später die Lichterkette von Miami, etwa 40 Meilen entfernt...

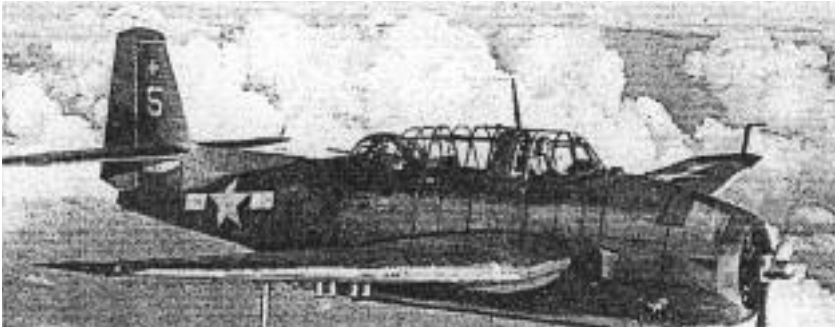
Etwa eine Woche nach Verlassen der Bermudas erreicht das Boot den Golf von Mexiko. Sein Operationsgebiet liegt in der Mitte zwischen Tampa (Florida) und Havana (Kuba). Erst vor wenigen Tagen hatte U. dem Navigator die Seekarten des Golfs gegeben. Jetzt weiß auch die Besatzung Bescheid. Sehr schnell wird klar, daß ihre Patrouille höchst gefährlich und wenig erfolgversprechend ist. Die Torpedos, die abgeschossen werden, verfehlen allesamt ihre Ziele, zu sehr sind sie von allerlei Sicherungsfahrzeugen und Flugzeugen abgeschirmt. Es wird brenzlich, viel Verkehr...

Zwischen April 1942 und Dezember 1943 operierten insgesamt 24

deutsche U-Boote im Golf, die 56 Schiffe versenkten und weitere vierzehn schwer beschädigten. Allein U507, das erste hier operierende Boot, versenkte acht Schiffe mit einer Gesamttonnage von 40904 t. Die Schiffe sind anfangs praktisch ohne jeden Schutz. Das ändert sich ab Frühjahr 1943 dramatisch. Die alliierten Seestreitkräfte sind jetzt durch ihre technologische Überlegenheit (Sonar, Radar und vor allem die leistungsfähigen Funkpeilgeräte, die präzise die Kurzsignale erfassen können, auf die die U-Boote angewiesen, die aber jetzt für sie tödlich sind) ihren deutschen Gegnern gegenüber haushoch im Vorteil. Aus den Jägern sind Gejagte geworden. Im ganzen Jahr 1943 werden nur noch vier Schiffe im Golf versenkt...¹⁾

Nachdem Kapitänleutnant Uhlig und seine Mannschaft sich erfolgreich durch die Gefahren im Operationsgebiet laviert haben, tritt U527 am 2. Juli 1943 die Heimfahrt an. Erster Ansteuerungspunkt ist ein Gebiet hundert Meilen südlich der Azoren. Hier soll von einem Versorgungs-U-Boot Treibstoff übernommen werden. Doch drei Tage vor dem verabredeten Treffen wird U527 von einem Flugzeug mit zwei Bomben angegriffen. Eine der Bomben trifft das schnell wegtauchende Boot nahe dem Turm. Aus einem der Tanks tritt Öl aus und gelangt an die Wasseroberfläche. Drei Zerstörer fahren zur Tauchstelle, verfolgen das Boot stundenlang und werfen eine große Anzahl Wasserbomben. Als Kommandant Uhlig auf Seerohrtiefe geht, um sich einen Überblick zu verschaffen, wird sein Boot ausgemacht und die ganze Nacht hindurch bombardiert. Aber U527 kann noch einmal entkommen, das dramatische Ende seiner letzten Fahrt aber steht unmittelbar bevor. Am 23. Juli 1943 befinden sich U527 und ein weiteres deutsches

1) Nach gründlichen Recherchen in deutschen und amerikanischen Archiven veröffentlichte Prof. Dr. Ralph Uhlig zum 80. Geburtstag seines Vaters Herbert Uhlig vom 17.-23. Februar 1996 in einer Flensburger Zeitung einen Bericht über die letzte Fahrt von U527 unter dem Titel „Himmelfahrtskommando U527 Meldorf“.



„Avenger“-Bomber des Flugzeugträgers „USS Bogue“

U-Boot (U 648) auf Überwasserfahrt 300 Seemeilen südwestlich der Azoren, als der Obersteuermann der „Meldorf“ ein angreifendes Flugzeug in geringer Entfernung entdeckt. Es handelt sich um einen Bomber vom Typ „Avenger“, der vom amerikanischen Flugzeugträger „USS Bogue“ gestartet ist. Am Steuerknüppel der Maschine sitzt Leutnant Robert L. Stearns. Als er die beiden nebeneinander fahrenden deutschen U-Boote sieht, geht er auf eine Höhe von 200 Metern und greift von achtern an. Während U 648²⁾ sofort wegtaucht, versucht die Besatzung von U 527 das Flugzeug mit den 2 cm-Bordgeschützen abzuwehren. Aber die Bordwaffen können nicht optimal eingesetzt werden, ein Geschütz fällt sogar aus.

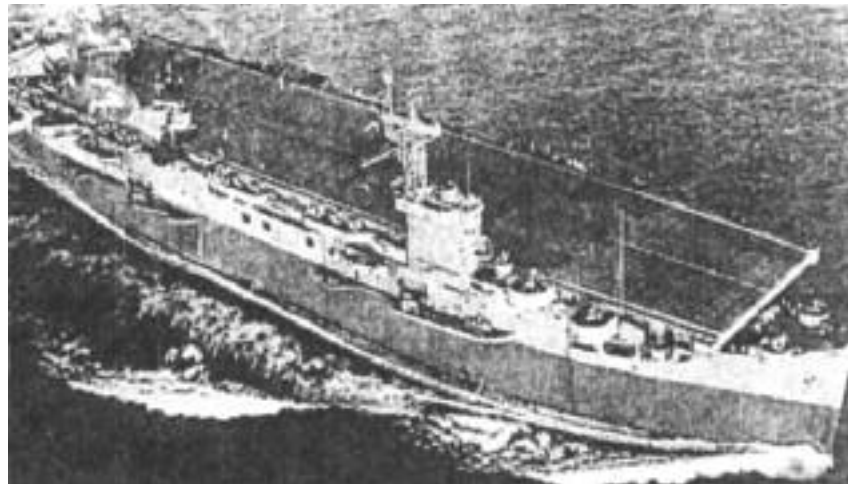
Doch lassen wir Professor Dr. Ralph Uhlig weiter erzählen:

Das Trägerflugzeug kann präzise das jetzt wehrlose Boot mit insgesamt sechs Wasserbomben, jede von ihnen 250 Kilo schwer und optimal auf geringe Wassertiefe eingestellt, versenken. Eine der Bomben detoniert unmittelbar an Backbordseite unterhalb des Turms und verursacht eine gewaltige Explosion...

Der Kommandant wird auf der Brücke niedergeschleudert, verliert kurzzeitig das Bewußtsein und erleidet, wie sich später herausstellt, Fuß-, Arm-, Bein-, Schlüsselbein- und Brustbeinbrüche, dazu einen Schädelbasisbruch. Wenige Sekunden nach der Explosion melden die noch lebenden Crewmitglieder Uhlig, daß das Boot nicht mehr zu halten ist. Er befiehlt alle Mann von Bord und zieht, trotz seiner schweren Verletzungen, die noch lebenden unter Deck befindlichen Männer durch das Turmluk heraus und verläßt dann als letzter das Boot. Innerhalb von 40 Sekunden versinkt

U 527 über Backbord-Bug in die Tiefe und nimmt 39 Menschen mit in den Tod...

Kapitänleutnant Uhlig wird vom Sog des untergehenden Bootes erfaßt. Ihm gelingt es aber, sich davon zu befreien. In etwa zehn Metern Wassertiefe kann er seine Schwimmweste, die ihm kurz zuvor noch zugeworfen worden war, aufblasen und kämpft sich wieder an die Wasseroberfläche. Hier treiben die anderen 13 Überlebenden, zu mehreren an den Schwimmwesten klammernd, denn im Chaos war einigen ihre Weste abhanden gekommen. Noch schwerer verletzt als der Erste Wachoffizier, der mit Uhlig und einem weiteren Mann an einer Schwimmweste hängt. Mit Schaum vor dem Mund als Folge



Der Flugzeugträger „USS Bogue“, von dem aus der Bomber gestartet war, der U 527 versenkte

schwerer innerer Verletzungen stirbt Oberleutnant zur See Karl-Hermann Behle und rutscht von der Weste in die Tiefe.

Uhlig befiehlt seinen Leuten, unter allen Umständen zusammenzubleiben. Nach drei bis vier Stunden im Wasser treibend, werden die verbliebenen 13 Mann von dem zu

einem Zerstörer umgebauten amerikanischen „Seaplane Tender“ „Clemson“, 1940 zu einem schnell fahrenden Transporter (etwa 1100 Tonnen) umgebaut, aufgenommen. Das vergleichsweise warme Wasser zu dieser Jahreszeit hat sie überleben lassen. Sie werden mit dem Notwendigsten versorgt. Der Kapitän des Zerstörers gibt Uhlig eine Packung Zigaretten, die er unter seinen Leuten aufteilt. Die Wunden der U-Bootleute werden notdürftig behandelt. Der Umgang ist äußerst korrekt, ja fast schon ein wenig freundschaftlich. Wenige Tage später werden die U-Bootleute auf den Träger „Bogue“ übergesetzt. Auch hier kein Gefühl des Hasses gegenüber den „Hunnen“. Sie werden gut gepflegt und von einem Leutnant täglich für eine halbe Stunde an Oberdeck herumgeführt. Hier trifft Uhlig auch den Piloten, der sein Boot versenkt hatte. Sie geben sich die Hand, und mit vielen Worten des Bedauerns über das Geschehene sagt Stearns, daß die Zeit reif gewesen sei: „One of us, you or we, had to be sunk.“ In Casablanca dann, wohin sie transportiert werden, versorgt man in einem Feldlazarett die Verwundungen gründlich. Hier wartet man auf einen Frachter, der die dreizehn

nach Staten Island in die USA bringt...

In der Heimat weiß zunächst niemand, was U 527 zugestoßen ist. Von der U-Boot-Kommandantur in

2) U 648 wurde im November 1943 von drei Zerstörern versenkt. Von der Besatzung überlebte niemand.

Lorient wird der Frau von Kapitänleutnant Uhlig durch Flottillenchef Kuhnke mitgeteilt, dass das Boot seit dem 25. Juli 1943 vermisst werde. Erst im August erfährt Frau Uhlig aus einem Brief ihres Mannes, dass er überlebt hat und sich in amerikanischer Gefangenschaft befindet. Da Briefe aus der Gefangenschaft der Zensur unterliegen, stehen in den insgesamt 18 Briefen, die Kommandant Uhlig zwischen August 1943 und Februar 1944 schreibt, scheinbar nur private Dinge. Durch eine unter allen U-Boot-Kommandanten vereinbarte Verschlüsselung kann die U-Boot-Führung in Berlin allerdings aus den Briefen herauslesen, dass U527 gesunken ist und dass 13 Männer der Besatzung überlebt haben. Aus dem Kriegsgefangenenlager Papago Park in Arizona schreibt Uhlig von Februar 1944 bis Mai 1945 noch einmal 57 Briefe an seine Frau in Meldorf, in denen er, wiederum verschlüsselt, mitteilt, welche seiner Kameraden überlebt haben und welche von ihnen sich ebenfalls im Lager Papago Park befinden.

Auch Maschinengefreiter Willi Kibbat ist nach einigen Umwegen in diesem Lager gelandet, das sich in der Nähe der Hauptstadt Phoenix befindet. Seine Familie wird am 30. Oktober 1943 davon in Kenntnis gesetzt. In einem Brief seiner Eltern an Vera Uhlig, die in Meldorf lebende Frau des Kommandanten, heißt es: „Es sind Tränen der Freude geflossen, und es hat lange gedauert, bis die Nerven sich beruhigt hatten.“

Lassen wir Professor Dr. Ralph Uhlig weiter berichten:

...Papago Park war ein reines Marinelager. Außer U-Boot-Fahrern sind noch Marineartilleristen und Handelsschiffsbesatzungen dort untergebracht. Die Offiziere bewohnen ein besonderes Lager, das vom Mannschaftslager durch die Lagerhauptstraße getrennt ist... Zählappelle sind um 8.45 Uhr, 11.45 Uhr, 16.45 Uhr und 23.00 Uhr. Die Verpflegungssätze sind entsprechend den Bestimmungen der Genfer Konvention die der amerikanischen Heimattruppen... In Papago Park ist für ein vielfältiges Freizeitangebot gesorgt (Musikabende usw.), der CVJM (amerikanisch: YMCA) ist rührig in der Kriegsgefangenenfür-

sorge, ein Heimkehrer schildert dem DRK im Juli 1944: – Die Stimmung im Lager ist ausgezeichnet...

Kapitänleutnant Uhlig und einige andere Offiziere wurden 1946 mit der Bahn von Papago Park in ein Auffanglager in der Nähe von New York gebracht und durften nach einer intensiven „Entnazifizierung“ mit einem amerikanischen Schiff der Liberty-Klasse in die Heimat nach Hamburg zurückkehren. Ihre Gefangenschaft war zu Ende.

Ganz anders erging es Willi Kibbat.

Schon 1945 hatte er Papago Park verlassen, um in ein anderes Camp in Idaho verlegt zu werden. Von dort wurde er 1946 mit der Bahn durch die Rocky Mountains nach San Francisco gebracht. Mit dem Schiff ging es dann durch den Panama-Kanal, die Karibik und über den Atlantik nach England. Nach der Ankunft in Liverpool im März 1946 wurde er in ein Kriegsgefangenenlager in Ripon (Yorkshire) eingewiesen, das für zwei Jahre seine neue Heimat wurde. Dass er Ripon auch nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft im Jahre 1948 nie wieder verlassen würde, hätte er sich zu diesem Zeitpunkt niemals träumen lassen.

Die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen im POW-Camp Nr. 247 in Ripon war korrekt und entsprach den Bestimmungen der Genfer Konvention. Die Verpflegung war ausreichend, vielleicht sogar oft reichhaltiger als die für

die Angehörigen in der Heimat. Es gab Unterricht und Unterhaltung für die Gefangenen, eine willkommene Abwechslung im täglichen Einerlei. Einige schreibgewandte Kameraden redigierten eine Lagerzeitung, in der Nachrichten aus der britischen Besatzungszone Deutschlands und aus aller Welt, Ankündigungen und Sportberichte veröffentlicht wurden. Sport war natürlich die beliebteste Freizeitbeschäftigung der gefangenen Soldaten. Für den Gefangenen Nr. 718080, Willi Kibbat aus Lintorf, Bezirk Düsseldorf, bedeutete das natürlich, Fußball zu spielen, so oft es möglich war. In der 1. Lagermannschaft war der ehemalige SC Rot-Weiß Lintorf-Spieler zunächst Außenläufer, später Rechtsaußen. Die Fußballmannschaft des Camps spielte auch gegen Mannschaften außerhalb des Lagers und machte sich schnell einen Namen in ganz West Yorkshire. In der Lagerzeitung vom 3. April 1947 kann man lesen, dass es den Spielern von POW-Camp 247 gelang, die englische Soldatenmannschaft aus der Harper-Kaserne in Ripon 11 : 0 zu schlagen. Im Spielbericht heißt es: „Die beiden Außenläufer Militzer und Kibbat wirkten wieder einmal als treibende Aufbaumotoren, und manch schöner Angriff wurde von ihnen eingeleitet.“ Und am 11. September 1947 berichtet der Sportredakteur der örtlichen Zeitung über ein Spiel der Lagermannschaft gegen Ripon City, einen Verein, der in der 2. Division der West-Yorkshire-Liga spielt, welches mit



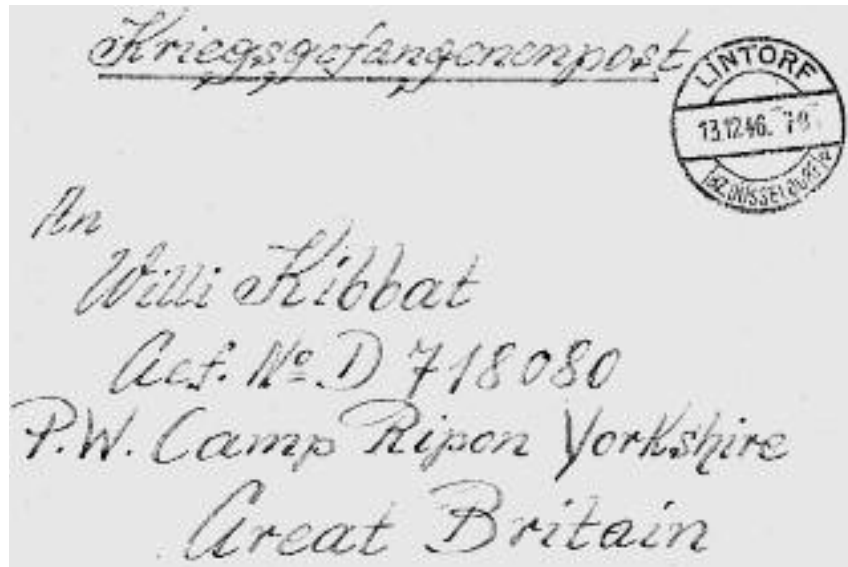
Das frühere Kriegsgefangenenlager Nr. 247 in Ripon dient heute als Camping-Platz. Das Bild zeigt eine der alten Lagerstraßen, die hinunter zum Aufmarschplatz führte, wo die Gefangenen jeden Morgen gezählt wurden



Der ehemalige Fußballplatz des Lagers. Die alten Torpfosten stehen noch.
Im Hintergrund erkennt man die überwachsenen Terrassen der Zuschauertribüne,
die von den Gefangenen angelegt worden war

einem 5:0-Sieg der Deutschen endet. Im Spielbericht liest man: „The Germans' play at the beginning of the second half was the best of the evening, the side working like a machine ... The last goal of the game, one of the best seen on this ground, came from the right winger, Kibbat.“

Inzwischen hoffen in der Heimat nicht nur Willi Kibbats Eltern und Geschwister auf die Rückkehr des verlorenen Sohnes, auch seine früheren Sportkameraden von Rot-Weiß Lintorf bauen darauf, dass er bald wieder zum Kader der 1. Mannschaft gehört. Willi Kibbat ist nicht der einzige Rot-Weiß-Spieler, der noch vermisst wird, auch die Spieler W. Peters, Herbert Schwarz, Hugo Becker, Fritz Abels und Norbert Mendorf sind noch nicht zurückgekehrt und werden vom Vereinsvorsitzenden Hermann Hüttenhoff sehnlichst erwartet. In einem Brief, den Hermann Hüttenhoff seinem Sportsfreund Willi Kibbat zum Weihnachtsfest 1946 ins Lager nach England schreibt, gibt er dieser Hoffnung Ausdruck und beklagt gleichzeitig die desolate Lage, in der sich der Verein zur Zeit befindet: „Ich glaube bestimmt, dass Du die längste Zeit hinter Dir hast. Die liebe, gute Lederkugel wird Dir bestimmt über manche trübe Stunde hinweghelfen ... Und wenn Du mal wieder „daheim“ bist, dann wirst Du doch bestimmt auch wieder die von Dir in früheren Jahren hoch geschätzte rot-weiße Tracht anziehen ... Von unseren diesjähri-



Brief des Vereinsvorsitzenden von Rot-Weiß Lintorf, Hermann Hüttenhoff, an Willi Kibbat im Kriegsgefangenenlager Ripon zu Weihnachten 1946

gen Meisterschaftsspielen kann ich Dir leider nichts besonders Gutes berichten ... Von sieben ausgetragenen Spielen unserer 1. Mannschaft gingen sechs verloren, und zwar hintereinander ...“

Arbeitsvertrag an. 16 Jahre lang war er später bei dieser Firma tätig. Zunächst aber heiratete Willi, der längst entschlossen war, in England zu bleiben und Untertan seiner Majestät, König George VI.



Der Bauernhof der Eltern von Dorothy Kibbat in Grewelthorpe, auf dem die Kibbats eine Zeit lang lebten

zu werden, seine Dorothy am 7. Mai 1949 in der Pfarrkirche zu Mickley nahe Ripon. In den Gesellschaftsnachrichten der Lokalzeitung konnte man lesen: „The marriage took place on Saturday, in Mickley Parish Church, of Miss Dorothy Calvert, elder daughter of Mr. and Mrs. James Calvert of Tower Hill, Grewelthorpe, and Mr. Wilhelm Kibbat of Lintorf, Dusseldorf, Germany...“ Und weiter hieß es: „... Die Braut trug ein weißes Brokatkleid, und ein Diadem aus Orangenblüten hielt ihren mit Stickerei verzierten Schleier. Sie hatte silberfarbene Schuhe und trug als Schmuck eine doppelreihige Perlenkette (das Hochzeitsgeschenk ihres Bräutigams). Der Brautstrauß bestand aus weißen Lilien und rosa Rosen... Beim Verlassen der Kirche wurde der Braut ein großes Hufeisen als Glücksbringer überreicht... Später fuhren Mr. und Mrs. Kibbat in die Flitterwochen nach London...“



Hochzeit in der Dorfkirche in Mickley am 7. Mai 1949

Natürlich spielte Willi Kibbat auch nach der Heirat weiter Fußball, jetzt allerdings in der 1. Mannschaft von Ripon City, aber nicht weniger erfolgreich als in der Lagermannschaft von POW-Camp 247. Nach einem 10:0 Sieg seines Vereins heißt es in der „Darlington and Stockton Times“ vom 15. September 1951: „Torschützen waren Kibbat und Goundry (jeder vier Tore), Rose und McGarr... Kibbat ist ein junger Deutscher, der Kriegsgefangener in Ripon war. Er verdient Lob...“

Es gab allerdings auch Niederlagen. Als Ripon City einmal von Bramham mit 3:2 besiegt worden war, warf der Sportredakteur der Lokalzeitung den anderen Spielern vor, sie hätten „den Kibbat-Faktor“ vernachlässigt. Er schrieb: „Kibbat, auf der Rechtsaußen-Position völlig außer Acht gelassen, stand oft völlig frei, während die anderen Stürmer eng gedeckt wurden...“

Willi Kibbat blieb auch später dem Sport treu, wechselte allerdings die Sportart: In den 1980er Jahren lesen wir im Sportteil der Lokalzeitung von seinen Siegen auf dem Golfplatz.

Als Willi Kibbats Arbeitgeber Anfang der 1970er Jahre seinen Betrieb aus Altersgründen verkaufte, machte sich der „Brite aus Lintorf“ selbständig. Viele ehemalige Kunden, die Willi Kibbat seit Jahren kannte und die seine Arbeit schätzten, hielten ihm die Treue und gaben ihm so viele Aufträge, dass er bald ein erfolgreicher Unternehmer wurde. Im Jahre 1970 kaufte er sein jetziges Haus „The Crescent No 1“, ein viktorianisches Landhaus vom Ausgang des 19. Jahrhunderts, von einer älteren Dame, der er einmal die Klingelanlage repariert hatte. 20 Jahre, bis 1990, betrieben die Kibbats hier ein B. and B.-Gästehaus, ein Job, der vor allem Dorothy Kibbat zufiel, während Willi sich um die Elektro-Firma kümmerte. Die Familie wohnte in dieser Zeit in einem Einfamilienhaus in der Stadt. Erst als die Kibbats Anfang der 1990er Jahre sowohl den Elektrobetrieb als auch das Gästehaus aufgaben und sich zur Ruhe setzten, zogen sie in ihr Traumhaus. Das Ehepaar hat zwei erwachsene Töchter, Shirley und Christel. Während Christel als Theatermanagerin in Bradford arbeitet, wurde Shirley Lehrerin. Sie erbt die Fußballleidenschaft ihres Vaters: Zunächst spielte sie als Stürmerin in der Damenmannschaft von Leeds,



später im Hounslow Ladies' Football Team in London, wo sie eine Zeit lang als persönliche Assistentin des „Coaching Director“ beim englischen Fußballverband (F.A.) arbeitete.

Nachdem sich Willi Kibbat immer mehr aus dem Arbeitsleben zurückgezogen hatte, wurde die Erinnerung an seine alte Heimat Lintorf wieder stärker. Er rief Freunde und Bekannte aus der Vorkriegszeit an und ließ sich von ihnen berichten, wie sich Lintorf nach dem Krieg verändert hatte. Seit etwa zehn Jahren ist er Mitglied im Verein Lintorfer Heimatfreunde. Er liest jedes Jahr begeistert die neue „Quecke“ und informiert sich zusätzlich im Internet über die Webside „seines“ Lintorfer Heimatvereins.

Von den Überlebenden des Unterganges von U 527 im Juli 1943 sind außer Willi Kibbat noch vier übrig geblieben. Kapitänleutnant Uhlig, der nach dem Krieg Zahnmedizin studierte und in Köln und Kiel als Arzt praktizierte, starb vor wenigen Jahren. Mit seiner Witwe hält Willi Kibbat weiterhin Kontakt. Fast 60 Jahre nach seiner Rettung aus den Fluten des Atlantiks versuchte er auch Kontakt aufzunehmen zu noch lebenden Besatzungsmitgliedern des amerikanischen Flugzeugträgers „Bogue“. Er stieß auf Art Luchan, der ihm weitere Adressen seiner Kameraden mitteilte. Eine rege Korrespondenz setzte ein.



Willi Kibbats Firmen-Logo



Das heutige Haus der Kibbats, von der Hauptstraße aus gesehen

Zum 60. Jahrestag des Unterganges von U 527 schrieb Korra M. Olson, die Frau eines „Bogue“-Veteranen, für Willi Kibbat ein Gedicht mit dem Titel „Der Geist des Menschen“ im Gedenken an die

vierzig getöteten Seeleute des U-Bootes, an den 1944 gefallenen Piloten Leutnant Stearns, der U 527 vernichtend getroffen hatte, und an Art Luchan, der inzwischen verstorben war:



Dorothy und Willi Kibbat bei einer Hochzeitsfeier im Jahre 2000

“IN MEMORY OF“
YOUR forty lost submariners in U 527 – 23 July 1943.
My shipmates: Lt. (Jg) Robert L. Stearns – 1944.
Arthur Luchan – 9 August 2002

THE SPIRIT OF MAN

The spirit of man is a wondrous thing.
It can harbor ill feelings or happiness bring.
After sixty long years, since the Second World War –
Something occurred which shoved hate out the door!

A man, WILLI KIBBAT, a German War Vet,
Contacted ART LUCHAN – his reasons well met.
He wished to make contact with men from the BOGUE.
For personal reasons – he wasn't a rogue!

His sub, FIVE TWENTY-SEVEN, was sunk long ago
By our pilot named STEARNS – what havoc below!
There were thirteen survivors who were plucked from the sea,
Among them was WILLIE, and grateful was he!

They were treated humanly as prisoners of war,
So, about these BOGUE seamen WILLIE wished to know more.
ART furnished addresses and names of his mates.
So began correspondence of those men and their fates.

Where once there was blood shed and hatred full blown,
There now is compassion, and friendships have grown.
While grasping life's meaning wherever he can –
A lesson's been learned on the spirit of man!

Korra M. Olson
23 July 2003
(Sixty years later)

DER GEIST DES MENSCHEN

Der Geist des Menschen ist eine wundersame Sache.
Er kann schlimme Gefühle in sich tragen oder das Glück bringen.
Nach 60 langen Jahren seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges
passierte etwas, das den Haß verdrängte!

Ein Mann, **Willi Kibbat**, ein deutscher Weltkriegsveteran,
nahm Kontakt auf zu **Art Luchan** – er hatte gute Gründe.
Er wollte mit den Männern der „Bogue“ reden,
aus persönlichem Anlass, er war kein Schurke!

Sein U-Boot, **fünf siebenundzwanzig**, war vor langer
Zeit versenkt worden
durch unseren Piloten namens **Stearns** – welche Verwüstung
dort unten!
Es gab 13 Überlebende, die aus der See gezogen wurden,
unter ihnen war **Willi**, und er war dankbar.

Sie wurden als Kriegsgefangene menschlich behandelt,
deshalb wollte **Willi** mehr von den Seeleuten der **Bogue** wissen.
Art besorgte ihm die Adressen und Namen seiner Kameraden.
So begann ein Austausch von Nachrichten über diese Männer
und ihre Schicksale.

Wo einst Blut vergossen und Haß verbreitet wurde,
da war jetzt Mitgefühl, und Freundschaften entstanden.
Während man nach der Bedeutung des Lebens suchte,
wo immer nur möglich,
konnte man etwas Wichtiges über den Geist des Menschen
erfahren.

Korra M. Olson
23. Juli 2003
(Sechzig Jahre später)



Außer in Kanada und in Großbritannien wird die Lintorfer „Quecke“ auch im Commonwealth-Land Australien gelesen.

Hans und Ingrid Voss wanderten 1962 von Lintorf nach Australien aus. Sie wohnten früher in der Straße Am Pohlacker. Auf dem 5. Kontinent leben sie in Mount Gambier im Staat South Australia, nicht weit von Melbourne.

Jedes Jahr um die Weihnachtszeit wird ihnen die neue „Quecke“ aus Lintorf zugeschickt, und sie freuen sich immer sehr, wenn sie etwas aus der alten Heimat lesen können.

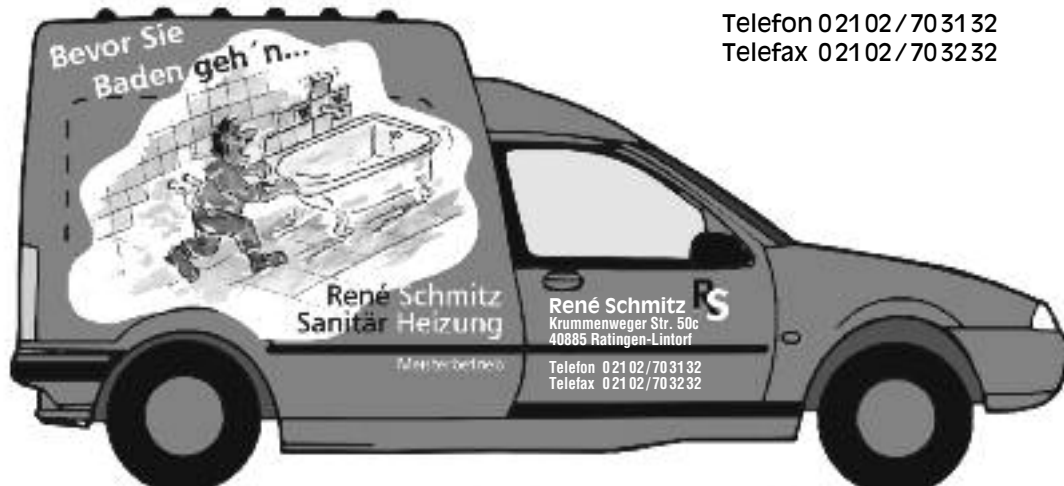
Kurt Trempelmann

**Wir sind da, wenn
Sie uns brauchen.**



René Schmitz
Krummenweger Str. 50c
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 02102/703132
Telefax 02102/703232



Junge Ratinger fanden schon früh den Weg zur Marine

Die Marine war schon immer ein Anziehungspunkt. Nicht nur heute, auch in früheren Zeiten schon. Für einige bedeutete es, einen Teil der Welt kennenzulernen, aber auch die Abenteuerlust spielte dabei oft eine große Rolle.

In Deutschland war die Kriegsmarine bis zu Kaiser Wilhelm II. eher unbedeutend. Unter Wilhelm II. sollte sich das dann ändern. Er wollte eine gleichstarke Marine haben wie England, Frankreich und Rußland. Mit dem Aufbau der Kriegsmarine kam bald der Zugang. Es waren dies teils Freiwillige, teils gezogene wehrpflichtige Bürger. So fanden dann auch Ratinger den Weg zur Kaiserlichen Marine. Wie sich ermitteln ließ, diente 1890 der erste Ratinger in der Kaiserlichen Marine. Sein Name war Buschhausen. Dabei kann nicht ausgeschlossen werden, daß es noch einige mehr gab. Doch die entsprechenden Recherchen waren nicht von großem Erfolg gekrönt. In der Folgezeit gab es dann junge Ratinger in reichlicher Zahl, die ihren Dienst bei der Marine antraten. 1893 war es der Ratinger Wilhelm Herzog, der bis 1898 in der Kaiserlichen Marine diente. Danach war er als Werkslokführer bei der Düsseldorfer Eisenhütte tätig. Von 1899 bis 1909 war Anton Jörgel als Freiwilliger bei der Kaiserlichen Marine. Er brachte es bis zum Bootsmann.



Anton Jörgel diente von 1899 bis 1909 in der Kaiserlichen Marine. Sein Dienstgrad: Bootsmann. Auf dem Bild ist er noch Bootsmannsmaat

Nach 1900 sollte sich dann die Marinerzahl stark vergrößern. Bis 1914 hatten 89 Ratinger in der Marine gedient. Zum Teil waren es auch länger dienende Seeleute. Im Ersten Weltkrieg hat sich die Zahl dann um 72 Bürger erhöht. Für die kleine Stadt Ratingen war das viel. Zählte Ratingen 1914 doch nur 19.000 Einwohner.

Nach dem Ersten Weltkrieg sollte sich der Zugang zur Reichsmarine, so wurde sie damals genannt, gewaltig ändern. Durch den Versailler Friedensvertrag durfte die Reichsmarine nur noch 15.000 Mann haben. Für die Bewerber wurde es daher schwer, Aufnahme zu finden. Es gab somit nur noch Freiwillige, die sich verpflichten mußten, 12 Jahre zu dienen. Das Ausleseverfahren stellte hohe Anforderungen, ein sehr gutes Allgemeinwissen sowie gute sportliche Leistungen – d. h., man mußte auch gute Übungen im Geräteturnen vorweisen – waren Voraussetzung. Gesundheitlich mußte man auch voll auf der Höhe sein. Es durfte gewissermaßen kein Zahn fehlen. Brillenträger schieden schon bei der Musterung aus. Wenn man bedenkt, daß zu dieser Zeit, also in den zwanziger Jahren, die Bewerberzahl sehr groß war, aber von 1000 Bewerbern nur einer unter Umständen das Glück hatte, angenommen zu werden, dann war die Freude sehr groß. Von der Aufnahmeprüfung sollte auch in späteren Jahren keiner befreit sein. Besonders die Offiziersbewerber hatten es schwer.

So gelang es 1926 zwei gebürtigen Ratingern, August Beetz und Franz Liewerscheidt, in die Reichsmarine aufgenommen zu werden. 1928 war es dann der Ratinger Fritz Stucke, der Reichsmarinier wurde. 1929 gelang es den Ratingern Peter Bruch, Hans Breuer und Georg Müller, bei der Reichsmarine eingestellt zu werden. Es war damals immer erfreulich zu hören, wenn wieder Ratinger Aufnahme bei der Marine gefunden hatten. 1933 waren es Hans Danscher und Willi Schmidt, 1934 waren es Heinz Neuhausen und Ernst



Der Stabsobermaschinist Fritz Stucke war 1929 Heizer auf dem Kreuzer „Köln“

Remest, die sich noch Reichsmarinier nennen durften.

Ab 1935 wurde die Reichsmarine in Kriegsmarine umbenannt. Wie man heute noch nachlesen kann, war die Bewerberzahl immer noch groß, was aber von der Aufnahmeprüfung keinen befreite. 1935 waren es drei Ratinger, 1936 waren es vier Ratinger und 1937 waren es nur zwei Ratinger, die die Anforderungen erfüllten. Nach dem deutsch-englischen Flottenabkommen vergrößerte sich die Kriegsmarine, und so kamen 1938 sieben Ratinger zur Marine. 1939 waren es dann elf Ratinger. Durch die Vergrößerung der Marine wurde der Bedarf an Soldaten im blauen Tuch immer größer. So rückten 1940 elf Ratinger ein. 1941 waren es 15, die zur Marine wollten. Durch den Krieg benötigte man auch mehr Soldaten, dennoch blieb es immer noch bei der Aufnahmeprüfung wie bei der freiwilligen Meldung. 1942 waren es nur acht und 1943 sollten es nur drei Ratinger sein, die zur Marine kamen. 1944 waren es noch mal einige Ratinger, die zur Marine gingen. Da es nur Freiwillige gab, schwankte die Bewerberzahl immer. Wie man immer wieder feststellen konnte, war es für die Kleinstadt Ratingen eine beachtliche Zahl, die zur See gefahren ist. Mit

dem Kriegsende sollte sich durch die Vertreibung aus dem Osten die Zahl der Ratinger, die in der Reichs- und Kriegsmarine gedient hatten, sehr vergrößern.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte erstmal die Marine aufgehört zu existieren. Selbst die Traditionsverbände wurden durch die Besatzungsmächte verboten. Aus der Marinekameradschaft Ratingen wurde ein maritimer Stammtisch. Gerade die ehemaligen Kaiserlichen Mariner hielten trotz großer Not echt zusammen. Die langjährige Bordgemeinschaft sollte sich, wie nach dem Ersten Weltkrieg, aufs neue bewähren.



Die Marinekameradschaft „Admiral Graf Spee“ Ratingen im Jahre 1933

Als das Traditionsverbot 1952 aufgehoben wurde und die Vereine sich wieder bilden durften, da wurde auch die Marinekameradschaft Ratingen erneut offiziell ins Leben gerufen. Viele ehemalige Mariner der Reichs- und Kriegsmarine sowie auch Handelsmariner, die sich bis dahin noch nicht am Stammtisch eingefunden hatten, traten jetzt der Marinekameradschaft bei. Bei der Wiedergründungsversammlung am 10. Mai 1952 wurden von den anwesenden Kameraden in den Vorstand gewählt: Franz Lenzen als 1. Vorsitzender, Georg Vogel 2. Vorsitzender, Ernst Remest wurde zum Kassierer gewählt und Willi Stein als Beisitzer. Schon am ersten Versammlungsabend hatte man den Eindruck, daß die Marinekameradschaft „Admiral Graf Spee“ Ratingen wie Phönix aus der Asche auferstanden war. Gesellschaftlich fand die

Marinekameradschaft sehr guten Zuspruch. Einen besonderen Höhepunkt bildete 1955 das Bordfest im Saale der Gaststätte „Hirsch“. Hier trat das Tambourkorps der Bruderschaft unter Köbes Zimmermann mit dem Musikkorps unter der Leitung von Generalmusikdirektor Josef Warwas auf. Schon Wochen vorher waren alle Eintrittskarten verkauft. Der Saal hätte bei der großen Nachfrage doppelt so groß sein können. Die Marinekameradschaft war es auch, die als Traditionsverein auf dem Ehrenfriedhof der toten Marinekameraden gedachte. Von der Marinekameradschaft gingen

marine ihren Aufbau erlebte. Auch jetzt waren es zu Anfang altdiente Mariner, die wieder eintraten und somit die Marine mit aufbauten. Bei der Bundesmarine gab es nicht nur Freiwillige, es gab auch viele, die zur Marine eingezogen wurden. Es waren nicht wenige Ratinger, die in der Bundesmarine gedient haben. So haben etliche nach ihrem Ausscheiden aus der Marine den Weg in die Ratinger Marinekameradschaft gefunden.

Darüber hinaus kam es dann nach 13 Jahren Bundesmarine zu einer Patenschaft mit einem Schnellboot der Bundesmarine. Die Stadt Ratingen in Verbindung mit der Marinekameradschaft übernahm eine Patenschaft über das Schnellboot „Wiesel“. Diese Patenschaft stand nicht nur auf dem Papier, nein, sie wird bis heute, d. h. seit 32 Jahren gepflegt. Viele notwendige Dinge wurden für die Besatzung beschafft. Aber auch für Abgänger stand die Marinekameradschaft, wenn es not tat, bereit. Besonders in der heutigen Zeit, wenn es darum geht, einen Arbeitsplatz zu beschaffen. Das Wort Kameradschaft hat sich in den Marinekameradschaften von Generation zu Generation übertragen und bewährt. Als unsere Kameraden in Barby von der Hochwasserflut betroffen waren und Hilfe erforderlich wurde, da hat die Marinekameradschaft Ratingen



Schnellboot S 79 „Wiesel“ der Bundesmarine, stationiert in Warnemünde

auch die ersten Impulse aus für ein neues Ehrenmal für unsere gefallenen Ratinger wie auch für die Ratinger, die dem Bombenangriff im März 1945 zum Opfer gefallen waren. Das erste Geld für das neue Ehrenmal wurde von den soldatischen Vereinen gespendet.

Die Zeit schritt weiter, und damit kam der Tag, an dem die Bundes-

auch nicht im Abseits gestanden. Die Kameradschaft wurde wieder einmal unter Beweis gestellt. Trotz aller Widerwärtigkeiten, die man nach zwei verlorenen Kriegen erlebt hat, wurde die Kameradschaft und damit der Zusammenhalt nicht zerstört.

Karl Schmidt

Die königlich-preußische Posthalterei in Beelitz - ein in Deutschland einzigartiges Denkmal

Das Haus

Wenn man heutzutage in die Altstadt von Beelitz kommt, dann kann es durchaus passieren, dass einem eine Postkutsche auf der B2 vorausrumpelt. Zielgerichtet steuert sie auf die Poststraße 16 zu, um nach längst vergangenen Zeiten dort wieder Station zu machen, wo vor knapp 1½ Jahrhunderten Postverwalter Ludwig Simon letztmalig die Geschäfte führte. Eine kleine, fröhliche Mensentraube entsteigt der Kutsche und strömt ins Haus - der Tourismus entdeckt die Postkutschenromantik.

Vielleicht geht der eine oder andere schnell noch einmal auf die Ecke der gegenüberliegenden Straßenseite, denn dort, in der scharfen Rechtsbiegung der Berliner Straße in die Poststraße hinein, hat der aufmerksame Besucher den besten Blick auf die Außenfassade des imposanten Hauses. Das um 1789 errichtete Gebäude der königlich-preußischen Posthalterei „ist ein in der Form des spätbarocken Klassizismus gebauter zweigeschossiger Putzbau von fünf Achsen. Die risalitartige Mittelachse wird durch das Tor mit dem bekrönenden schwarzen Adler sowie mit einem Posthorn am Oberfenster betont.“⁽¹⁾

Dass Beelitz ein derartiges Gebäude bekam, hängt mit einem alten, bedeutenden Handelskurs zusammen. Der Weg von Berlin nach Leipzig führte über Saarmund, Beelitz,

Treuenbrietzen weiter nach Sachsen; der Ort spielte somit eine nicht unbedeutende Rolle im Post- und Handelsverkehr zwischen Nord- und Mitteldeutschland.

Mit Posthorn und Preußenadler über dem Eingangstor der spätbarocken Häuserfassade sowie mit den erhaltenen inneren Wandmalereien ist die „Alte Posthalterei“ zu Beelitz in ihrer guten baulichen Erhaltung ein einmaliges Zeugnis aus vergangenen Postkutschenzeiten - sagen die Postgeschichtler und Denkmalpfleger.

1983 wurden im Auftrag des Rates des Kreises Potsdam, Abteilung Kultur (Denkmalpflege Potsdam/Land), Befunderhebungen der inneren Wandmalereien durchgeführt, die in einer Dokumentation erfasst vorliegen. Die Untersuchungen der Wandmalereien „am Objekt und im Labor ergaben, dass sich unter der vorhandenen Fassung von 1965 noch vereinzelt Reste von sechs vorhergehenden Fassungen befinden. Die sichtbare Fassung ist eine in Zelleim ausgeführte Renovierung mit Retuschierung der Malerei aus einem Zelleim-Latex-Gemisch. Beide zur Restaurierung in Frage kommenden Fassungen (von um 1789 bzw. um 1830) sind in Kaseintechnik ausgeführt.“⁽²⁾

Links der Durchfahrt befand sich das „Expeditionszimmer“, rechts die „Passagierstube“, in der sich

auch Johann Wolfgang von Goethe bei einer Durchreise aufgehalten hat. So ist der Trausaal des heutigen Standesamtes im Obergeschoss nach dem großen Dichter benannt.

Die Gäste

Im Jahre 1804 reiste Friedrich Schiller von Weimar nach Berlin. Er wollte sich nach einer neuen Anstellung umsehen. Dies sollte ihm nicht mehr gelingen - im Mai des folgenden Jahres starb er an Lungen- und chronischer Bauchfellentzündung in Weimar. Der Überlieferung nach ist er über Leipzig, Wittenberg und Potsdam gereist, die alte Handelsstraße Leipzig - Berlin entlang, seit Mitte des 17. Jahrhunderts auf Anregung Leipziger und Danziger Kaufleute Postkurs zwischen Sachsen und Brandenburg. Von Potsdam reiste er heimwärts „am 18. ab, und langte, über Wittenberg, Leipzig, Naumburg fahrend, am 21. Mai wieder in Weimar an.“⁽³⁾

- 1) Holger Schenk, Die Alte Post in Beelitz und ihre Besitzer; Heimatgeschichtliche und heimatkundliche Beiträge, Potsdam, Heft 2/1993, S. 59
- 2) Ulrich Kobelius, Dokumentation: Beelitz, Wohnhaus Poststraße 16 (ehemalige Posthalterei), Restaurierung der Wandmalereien in der Tordurchfahrt, dem Treppenaufgang und dem Flur vor dem Saal des Obergeschosses, Manuskript, Dezember 1983, S. 18
- 3) Emil Palleske, Schillers Leben und Werke, Stuttgart 1906, S. 389



Bürgermeister Thomas Wardin und der Postmeister (Museumsleiter Manfred Fließ) bei der Ankunft vor der „Alten Posthalterei“



Die Gäste waren zahlreich erschienen und ließen sich gern vor dem historischen Gebäude fotografieren



Auch im Jahre 2004 hält ab und zu eine Postkutsche vor der „Alten Posthaltere“ zu Beelitz

Wir können also mit einer gewissen Berechtigung annehmen, dass neben Goethe auch Schiller in Beelitz Station gemacht hat, zumal 1803 die Reisenden dahingehend aufgeklärt wurden, dass „die ordinäre Post noch immer die wohlfeilste Art zu reisen (sei.) Denn schwerlich wird man auf eine andre Weise, weder mit einem Miethpferde, noch mit einer Lohnkutsche, die Meile mit 6 bis 8 Ggr. bestreiten können.“⁴⁾

Im Jahre 2005 jährt sich der 200. Geburtstag von Hans Christian Andersen. Da der weltbekannte Märchenerzähler auch ein großer Reisefreund war und dies eifrig publizierte, liegt es nahe, dass er während seiner Deutschlandreise auf dem Wege nach Berlin auch in Beelitz weilte. Das dänische Fernsehen hat zumindest schon mal nachgefragt ...

Sicher gibt es noch viele berühmte Persönlichkeiten der Kultur- und Zeitgeschichte, die an Beelitz - entsprechend den damaligen Wegeverhältnissen - nicht vorbeikommen konnten. Vielleicht wissen auch Sie einen interessanten Namen - und sind hiermit herzlich eingeladen uns diesen zu verraten.

Das Jubiläum

Im Jahre 1724 änderte sich die Streckenführung des alten sächsischen Handels- und Postweges. Der preußische König Friedrich Wilhelm I. verfügte, dass der Kurs nicht mehr über Saarmund, sondern über Potsdam zu laufen habe. Die dadurch bedingte Streckenverlängerung verlangte nun den Halt - wegen Pferdewechsels - in Beelitz.

Das heißt: 65 Jahre vor dem Bau der „Alten Posthaltere“ im Jahre 1789 hat die Postkutsche bereits in Beelitz Station gemacht.

Nun sind 280 Jahre vergangen - und dieses Jubiläum musste gebühlich gefeiert werden.

So fuhren am 19. September 2004 der Bürgermeister und der Postmeister (in persona der Leiter des Museums in der „Alten Posthaltere“) von Beelitz standesgemäß mit der Postkutsche vor. Von weitem war, wie anno dazumal, das Posthorn zu hören, und viele neugierige Blicke erwarteten die ankommende Post. Nachdem der Auflauf und die Fototermine bewältigt waren, ging es in den Goethesaal (!) zum würdigen Festakt dieses für Beelitz bedeutenden Tages. Nach feierlichen Begrüßungen wurde mit Kurzvorträgen und Sonderausstellungen die Bedeutung des damaligen Postkurses und des Stand-

ortes Beelitz sehr sinnlich vermittelt. Verschiedene Sachexperten waren gekommen und standen dem interessierten Besucher für Gespräche zur Verfügung.

Der Museumsshop hielt an diesem Tag einige Sonderangebote bereit - vom Malheft für Kinder oder Postreisespiel nach alter Originalvorlage, von Publikationen unterschiedlicher Art bis hin zu einer Vielzahl von Ansichtskarten mit postgeschichtlichen Motiven.

Mehrere Postkutschen waren außerdem zu bestaunen - und natürlich bot sich auch die Gelegenheit, mit einer reisen zu dürfen.

Spürbar ist, dass der Tourismus immer mehr die Postkutsche entdeckt. Das Fahren jenseits vom Autobahnstress oder das ruhige Fortkommen weit ab von ICE-Geschwindigkeiten wird zunehmend als willkommene, etwas andere Alternative gesehen. Dass es nicht bei unreflektierter Vergangenheitschwärmerei bleibt, dafür möchte in unterhaltsamer und informativer Weise auch das Museum in der „Alten Posthaltere“ sorgen.

Vielleicht schauen Sie bei einem Besuch in der Region um Berlin und Potsdam auch einmal in Beelitz vorbei ...

Manfred Fließ

„Alte Posthaltere“, Museumsleiter

4) Die Postgeheimnisse oder die hauptsächlichsten Regeln beim Reisen und Versenden mit der Post, Leipzig 1803, Reprint Berlin 1984, S. 19



Durchfahrt in der Poststation, rechte Seite, Passagierstube

Mer fahre en de Stadt

Em Dörp wor jo, wat mer so bruekten, te han.
 Äwer man musste jo och wat Groeteres kope, dann on wann.
 Do fuhre mer en de Stadt erin,
 min Motter hatt mähr Düsseldörp em Sinn.
 Angere Kenger kome schon emol no Müllm oder Essen.
 Äwer domit wor bei us nix, dat konnt ich verjessen.
 An sonem Dag jing et von de Scholl schnurstracks no Hus.
 Schnell scheppten min Motter dat Ete us.
 Et jov Eintopf an sonem Dag.
 Dann wäsche, ömtrecke, kämme, dat wor en Plag.
 Dat Sonndeingstüch wued anjetrocke,
 de Lackschuh, on och witte Socke.
 Em Sturmschritt jing et no de Bahn,
 mer wollten de 2 Uhr-Zug noch han.
 Ich liep schon emol vör, hinger Plönes de kleene Wech erin.
 Min Motter wor noch nit te sinn.
 1 1/2 mal Rath on retour lösten ich dann,
 jetzt kom min Motter endlich an.
 In Rath anjekomme, wued die „1“ no Tietz jenomme.
 Dat wor praktisch, die „1“ stong do schon.
 Denn am Rather Bahnhof wor de Endstation.
 Dann jing et loss, mer wore am Ziel.
 Die Anprobiererei wor ke Kengerspiel.
 Ren in de Klamotten un widder erut,
 wenn et hiess, ne, dat süht nit ut.
 Et wuede och noch e paar Stöffkes jekopt on Zubehör.
 Wer soll do schon ruhig blieve, dat wor schwer.
 Endlich wor et dann sowiet,
 et wor Kaffeedrinkenstiet.
 Dat wor de einzige Lichtblick bei dem Rummel,
 von wegen jemütlicher Stadtbummel.
 Dat nächste Café wued anjesteuert, meist op de Blumenstross,
 och min Motter wor froh, dat se mol soss.
 Denn sonne Dag wor och für se janz schön anstrendeng,
 un - wie sie seiht -
 hätt se lieber in der Tied de Jade umjemeiht.
 Tom Jlöck kom sonne „Stadtbummel“ nit döckes vor,
 so höchstens 1-2 mol im Jahr.
 De Rückfahrt jing widder per Linie „1“
 und Reichsbahn vonstatten.
 Mer wore froh, wenn mer alles henger us hatten.
 Hütt mäckt us dat Enkope vüll mie Pläsier,
 denn hütt make doch Shopping wir.
 Per Bahn komme mer nit mie en de „Stadt“,
 weil Lengtörp kenne Bahnanschluss mie hatt.
 Et wued en de Vergangenheit völl
 von de Anbindung jekallt on jeschrieve.
 Doch et passiert nix, et wird woll alles bem Aule blieve.

Irmgard Wisniewski
 (mundartlich unterstützt von Maria Molitor)

Tietz					
50-49450			Nur für KASSE: 22		
1000	750	500	250	100	50
1000	750	500	250	100	50
1000	750	500	250	100	50
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					
1000	750	500	250	100	50
750	500	250	100	50	
500	250	100	50		
250	100	50			
100	50				
50					

Gedanken zum Lintorfer Platt

Da gibt es von dem Düsseldorfer Mundartdichter Hans Müller-Schlösser das Gedicht „Mottersproch“. „Muttersprache?“ fragt sich mancher. Was meint man da eigentlich, wenn man von Muttersprache spricht? Vorweg wohl das volkstümliche Plattdeutsch, den regionalen Dialekt, auch Mundart genannt! Die nächste Frage, die sich hier aufdrängt, ist: Ob denn auch unser ‚Hochdeutsch‘ Muttersprache sein kann? - Nun, ich denke nicht. Zumindest nicht in seiner Reinform. Da hier ja jedes sprachliche Unterscheidungsmerkmal fehlt.

Und wie steht es mit dem regional gefärbten Hochdeutsch? Der regionalen Umgangssprache – heute auch ‚Regiolekt‘ genannt? Im Norden unserer Republik gibt es dafür seit Generationen den Begriff „Missingsch“. Ein Wort, das nichts anderes als die Mischung aus Platt- und Hochdeutsch meint.

Bei uns gibt es einen derartigen, aus dem Sprachgebrauch heraus entstandenen Begriff nicht. Der Begriff „Regiolekt“ ist eine relativ neue wissenschaftliche Wortschöpfung. „Missingsch“ oder „Regiolekt“ - beide Begriffe kennzeichnen die Umgangssprache mit vielen, z.T. unpräzisen Wortelementen des regionalen Platts. Eine Sprache, aus der man aber sehr wohl den regionalen Tonfall heraus hört. Bei uns klingt das z.B. so: „*Der hat doch 'ne Hau!*“ Oder: „*Saren se mal...!*“ Oder: „*Lejen se sich doch wat hin...!*“ Oft ist sich der Sprecher gar nicht bewusst, wie weit seine Alltagssprache regional gefärbt ist. Kurios an dieser Sprache ist, dass es eben nur eine Sprachform ist. Der Sprecher würde das Gesagte niemals so zu Papier bringen! Also - kann man Umgangssprache mit zur Muttersprache zählen? Ich möchte sagen schon eher. Weil sich hier regionale Sprachlautelemente wiederfinden. Aber schlüssig beurteilen möchte ich das nicht.

Zweifelsfrei ist das mit dem volkstümlichen ‚Platt‘, das dem ‚Laien‘ meist verschlossen ist oder ihm wie ein niedergemachtes Hoch-

deutsch dünkt. Für ihn ist es nicht selten eine Sprache, die er aus Unkenntnis dem ‚Derben‘, dem ‚Bäuerlichen‘ oder gar dem ‚Primitiven‘ zuordnet. Hier möchte ich sagen: „Nie lagen diese Leute falscher als hier!“ Zugegeben, Begriffe wie: *Hackepack*, *Senkele*, *karassiere* oder *Halefjehang* bedürfen schon einiger Insiderkenntnisse des Platts. Man möchte unseren ‚Laien‘ ein Studium der Materie ans Herz legen. Schließlich handelt es sich hier nicht um eine profan-linguistische Geräuschkulisse, sondern um eine, durch Jahrhunderte weiterentwickelte, lebendige Sprache des Volkes, der sich schon viele Generationen vor uns bedienten. Lange bevor das so genannte Hochdeutsch als Amts- oder Verwaltungssprache eingeführt wurde. Platt war und ist eine Volksalltagssprache von unglaublicher Sensibilität, Vitalität und feindifferenzierender Ausdrucksstärke.

Es ist leider traurige Tatsache, dass das Lintorfer Platt, wie auch die Dialekte anderer Regionen, auf dem Rückzug ist. Der Prozess begann verstärkt in den Jahren nach dem Krieg und setzt sich durch die starke Überfremdung des Ortes, durch Zuzüge von Flüchtlingen aus den deutschen Ostgebieten, bis heute fort. Einzig in einigen abgelegenen Ortsteilen Lintorfs, besonders im Norden des Ortes, pflegte und pflegt man das ‚Lengtörper Platt‘ noch in einigen alteingesessenen Familien, in denen es noch heute Alltagssprache ist. Diese Familien sind die Quellen, aus denen sich die herrlichen Mundartbeiträge für unsere Heimatzeitung „Die Quecke“ rekrutieren. So verdanken wir z.B. Jean Frohnhoff viele köstliche Erzählungen ‚op Platt‘. Aber da möchte ich auch noch andere verdiente Autoren nennen wie Katharina Allmacher, Peter Hamacher, Hubert Perpéet, Wilhelm Pützer, Rudi Steingen sen., Christine Herdt und noch einige andere, die ebenfalls noch das ur-lintorfische Platt sprachen und die es gottlob in köstlichen Queckebeiträgen für uns zu Papier brachten. Beiträge, in de-

nen wir auch heute noch eine kleine Vorstellung von der Kraft des ‚Lengtörper Platt‘ bekommen. Vorausgesetzt, man macht sich die Mühe des Lesens. Was zugeben nicht ganz einfach ist...

Wir Lintorfer können uns glücklich schätzen, Maria Molitor zu haben, die uns heute noch als 92-jährige(!) Heimatautorin in vielen Queckebeiträgen an ihrem Leben teilhaben, und auch an Vorleseabenden ihr herrliches ‚Lengtörper Platt‘ häufig erklingen lässt.

Ja, und wie ist es nun mit dem ‚Lengtörper Platt‘? Was macht es aus? Was und wie ist es richtig? Früher, sagen wir vor 60 - 80 Jahren, gehörte das Platt noch in unser Dorf wie die schöne alte Annakirche. Fast jeder sprach und verstand es. Die Eigenheiten des ‚Lengtörper Platt‘ waren so selbstverständlich und alltäglich, dass man darüber nicht weiter nachdachte.

Das heißt, bis zu dem Zeitpunkt, wo einem ein Selbecker, ein Angermunder oder gar ein Düsseldorfer über den Weg lief. „Dä kallt örjeswie angisch“, hieß es dann, (wenn derjenige einem den Rücken zugedreht hatte natürlich). Zwar konnte man auf die Schnelle nicht gleich analysieren, „wat denn do so angisch wor“, aber - es war eben so. Es waren eigentlich immer die ‚Details‘, die einen Lintorfer stutzig machten!

Nehmen wir den Vokal „e“. Er spielt im Lintorfer Sprachbild eine nicht unwesentliche Rolle. Da ist einmal seine Aussprache in Verbindung mit dem Vokal ‚i‘ (also ‚ei‘), wie z.B. im Wort ‚klein‘. Im normalen Sprachgebrauch sprechen wir es ja ‚klain‘. Aber im Lintorfischen findet er sich schlank, mit schmalem Übergang von ‚e‘ in ‚i‘ wieder. Also: ‚kle-in‘, oder ‚Armede-i‘ für Armut, oder ‚We-iter‘ für Frauen, oder ‚Schwe-it‘ für Schweiß.

Eine andere Besonderheit ist seine unterschwellige Betonung! Hier wird unser Vokal nicht wie im Wort ‚jeder‘ ausgesprochen, also hell, sondern dunkel, wie z.B. im Wort ‚lange‘.

Nehmen wir den Begriff: Dorf. Einfach ‚Dörp‘ trifft das Lintorfische nicht. „Esch jonn ennet Dörep“ („Ich gehe ins Dorf“) ist richtig. Auch für ‚schön‘ sagt der Lintorfer nicht einfach ‚schün‘, sondern ‚schünen‘, oder ‚Schöep‘ für Schafe.

Ein ziemliches Problem ist es, das ‚Lengtörper Platt‘ in eine für alle befriedigende phonetische Schriftform zu bringen. Schließlich soll der Text auch für ‚Fremde‘ nicht nur lesbar sein, sondern (laut gelesen), auch ‚lintorfisch‘ klingen! Da liegt eines der Hauptprobleme! (Übrigens ein ewiges Autorenthema...)

Im Schriftbild hat sich bewährt, diese unterschwellige ‚e‘-Betonung mit einem Bindestrich einzu-binden. Aus gutem Grund!

Nehmen wir z.B. das Wort ‚gut‘. Es einfach mit ‚jut‘ zu übersetzen, würde dem Lintorfischen nicht gerecht! Das ‚e‘ muss her! Wir schreiben es mit einem vorgesetzten Bindestrich, also wie in ‚ju-et‘. Und lesen es auch so! (Ohne Strich würde man vielleicht ‚juet‘, also ‚jüt‘ lesen.)

So gelesen, klingt auch richtig: ‚Ko-en‘ für Korn, ‚Ti-ewe‘ für Zehe, ‚Bru-et‘ für Brot, ‚fe-edisch‘ für fertig, oder ‚Knö-ek‘ für Knochen usw.

Ein für die Lintorfer großer Unterschied! Wie gesagt, die Details sind es!...

Schlimm für das Lintorfer Platt und unsere Region ist der Einfluss der Medien. Die über die Medien verbreitete Karnevalskultur, speziell aus Köln und Düsseldorf, suggeriert unseren Jugendlichen und Kindern eine Volkssprache, die sich um einiges von der unsrigen unterscheidet. Unwissend plappern sie, wenn auch nur zum Spaß, einen Dialektmischmasch nach! Ein nachgeplappertes Pseudoplatt, ein Fernseh-Platt, für das Alteingesessene nur ein trauriges Kopfschütteln haben.

Andererseits, signalisiert uns diese Praxis nicht eine gewisse Freude der Jugendlichen und Kinder an Volkssprachen? Dem Platt? Vielleicht ist es der natürliche Fluss und der leichte Singsang der Dialekte? Vielleicht steckt in uns allen die stille Sehnsucht nach Identität über die Volkssprache. Ist

im Urlaub nicht oft zu beobachten, dass sich Fremde den einen oder anderen einheimischen Begriff aneignen, um ein bisschen ‚dazuzugehören‘?

Es wäre an der Zeit, unseren Kindern auch mal wieder unser schönes ‚Lengtörper Platt‘ näher zu bringen! Das hier schon viele Generationen vor uns sprachen! Auf das wir sehr wohl stolz sein können.

Um besagten Unterschied zu veranschaulichen – hier einige Beispiele:

Sagt der Kölner z.B. für ‚zu Hause‘ ‚Zo Huhs‘, sagt der Düsseldorfer ‚Zu Huhs‘. Der Lintorfer sagt dagegen ‚Te Huhs‘.

Sagt der Kölner für ‚Zeit‘ ‚Zick‘, sagt der Düsseldorfer ‚Ziet‘.

Ein Lintorfer, der was auf sich hält, sagt ‚Tied‘! Das ließe sich an vielen Beispielen weiterführen.

Wie gesagt sind es die Details – aber, es ist unser Platt!

Und wie treffend unser ‚Lengtörper Platt‘ sein kann, sei hier an einigen typischen Begriffen und Sprichwörtern aufgezeigt:

Ein Stubenhocker ist in Lintorf ‚ne *Äschepüster*‘ oder ‚ne *O-ewespuster*‘.

Stachelbeeren sind ‚*Knuschele*‘ oder ‚*Koschäppel*‘.

Ein unordentlicher Mensch ist einfach ‚ne *Hoddel*‘ oder ‚e *Halefjehang*‘.

Ein langer Kerl ist ‚ne *Schlachdubbel*‘ oder ‚ne *Pillönz*‘. (Letzteres aus dem Römischen?)

Einen ‚steifen‘ Menschen definiert man treffend mit ‚*Stiesel*‘ oder ‚*Nüetes*‘.

Pilze sind ‚*Päddestühl*‘, Pflirsiche ‚*Plüschrhme*‘.

Ein unsauber genähter Rocksäum ist ‚*tippisch*‘!

Für Kinder hatte man gleich mehrere Begriffe: ‚*Ströpp* – *Pänze* – *Blahre* und *Puhte*‘.

Ebenso für ein gewöhnliches Stocheisen: ‚*Sto-ek*-, *Prickel*-, *Porkel*- oder *Räkelieser*‘!

Einen ungeschickten Menschen verdammt man nicht gleich zum ‚Rindvieh‘, sondern bezeichnet ihn allenfalls als ‚*Dörmel*‘ oder als ‚*Stoppelkallew*‘ oder auch als

‚*Printemann*‘. (Prädikate, mit denen der Gescholtene gut leben kann.)

Ein Schmarotzer ist ‚ne *Lauschepper*‘, und einen Fiesling geißelt man beißend als ‚ne *Kotzkomp*‘.

Eine Triefnase ist ‚en *Rotznas*‘ oder ‚en *Drupnas*‘ (Tropfnase).

War jemand unverschämt oder berechnend, empfand man ihn als ‚*afjeschmackt*‘.

Reagierte jemand ‚empfindlich‘ oder ‚übersensibel‘, bezeichnet man ihn als ‚*fiesbüdelisch*‘.

Hinter vielen Begriffen verbergen sich oft sinnbildliche Vergleiche zu völlig anderen Geschehnissen oder Gegenständen, deren Zusammenhänge zum Plattbegriff wir nur noch sehr schwer deuten oder erkennen können. Die uns aber ab und an auch einmal Grund zum Lachen geben. Nehmen wir das o.g. Beispiel ‚*Päddestühl*‘ für Pilze. ‚*Pädde*‘ sind Kröten oder Frösche.

Also handelt es sich bei ‚*Päddestühl*‘ um ‚Frosch- oder Krötenstühle‘!

Dann ist da noch das weite Feld ‚Lintorfer Sprichwörter und Lebensweisheiten‘, die viel über das Leben und den Lebenskampf der Lintorfer im vorigen Jahrhundert aussagen und die nicht selten von beißender Aussagekraft und Ironie sind. Die aber z.T. bis heute noch nichts von ihrem Wahrheitsgehalt eingebüßt haben.

Von Futtermittelhändler Karl Küpper, der am Breitscheider Weg, im ‚Gütchen am Geist‘ wohnte, sind folgende Sprüche überliefert: ‚*Be-eter vor Honger kinne Stuhljang hann, als vör Kenger nit lieje könne*‘. (Besser vor Hunger keinen Stuhlgang haben, als vor lauter Kindern im Bett keinen Platz haben.)

Eine seiner erstrebenswerten Lebensphilosophien war: ‚*Ju-et e-ete und suhpe, langsam jonn un puhpe*‘. (Gut essen und trinken, langsam gehen und ...)

Über jemanden, dem man die Sauftour vom Vortag noch ansah: ‚*Dä süht uht, als op he de Hipp tö-sche de Hönder jebützt hätt*‘. (Der sieht aus, als ob er die Ziege zwischen die Hörner geküsst hätte.)

Über jemanden, der mit einer misstrauischen Miene herumläuft: „*De treckt e Jesescht, als wör öm de Hawer verharelt.*“ (Er macht ein Gesicht, als wäre ihm der Hafer vermagelt.) Hier denkt der Sprecher wie ein Bauer.

„*De kackt de Jäesch janz*“ (Der macht ein Gesicht, als k...te er die Gerste ganz, unverdaut – Als ob er eine schlechte Verdauung habe.

Ein geflügeltes Wort meiner Tante Traudchen in Tiefenbroich war: „*Mor hädder, die klädder met de Lädder in de Bädder.*“ (Es gibt Leute, die klettern mit der Leiter ins Bett.) Was so viel bedeutete wie: Es gibt Leute, die lassen keine Dummheit aus, die probieren wirklich alles.

Oder sie sagte, wenn es nicht so gut in ihrem Leben lief: „*Mor mott öm Herrjott och för de kle-ine Ärpel danke.*“ Man muss dem Herrgott auch für die kleinen Kartoffeln danken.

Tief im Sprachgebrauch verwurzelt waren Sprichwörter wie:

„*Wenn et nit reschnet, dann dröppelt et!*“ – Wir haben zwar nicht viel, sind aber zufrieden.

Oder wenn jemand Pech hatte oder jemandem Unglück widerfuhr:

„*Dämm es de Hipp enn dor Pött jefalle!*“ – Dem ist die Ziege in den Brunnen gefallen.

Lorenz Herdt aus dem Lintorfer Norden hat viele solcher Aussprüche gesammelt und in der „*Quecke*“ veröffentlicht, die durchweg auch als Lebenshilfe zu verstehen sind.. Hier einige Beispiele:

„*Ne dröje Su-emer hätt noch kinne Bu-er vom Hoff jejaiht, äwer ne nahte.*“ Ein trockener Sommer hat noch keinen Bauer vom Hof getrieben, aber ein nasser.

„*Vom Je-ewe un Fottschmiete es noch kenner riehk jewo-ede.*“

Vom Geben und Wegwerfen ist noch keiner reich geworden.

„*Wenn et Bülle rennt, rennt et dre-i Dahch.*“ Wenn es in den Pfützen Blasen regnet, regnet es drei Tage.

„*En fresche Frau es wie ne Tung ömmet Huhs.*“ Eine zänkische (böse) Frau ersetzt den Zaun ums Haus.

„*Stro-ete-engel sind Huhsdüwel.*“ Straßenengel sind Hausteufel.

„*Nem aule Esel kannze et Danze nit mieh liere.*“ Einem alten Esel (Menschen) kann man nichts Neues mehr beibringen.

„*Freud jeht för e re-ih Hemd.*“ Freude ist wichtiger als ein reines Hemd.

Ja, meine lieben Leserinnen und Leser, da sage einer, das ‚Lintorfer Platt‘ sei primitiv, derb oder unsensibel...

Ewald Dietz

Kriminalfall jelöst

Et wohr ne schü-ene Sumerdach, de Sonn schien, de Kenger enne Scholl, de Männer op de Arbeed, de Fraue wohren enkoupe oder hadden em Hus te donn. Et wohr su jejen 11 Uhr, stell on ruhich loch de Hülsenberchwech. Ech wollt noch flöck ennet Dörp tom Enkoupe fahre, Fenster tou make on dann fott.

Do senn ech e Auto langsam erankuhme. Es jo widder nit schlemm, aver de Fahrer benohm sech su kumisch. Ech stong henger de Jadinge, su konnt he mech nit senn. Do hiel he bei us vör de Dür. Dann satt he de Sonnebrell op, domet ech en nit senn konnt.

He sohr ju-et ut, em beste Auler, su öm de viezich, schwatte Hoore, brung jebrannt. He bekiek sech dat Hus. Dann fuhr he widder fott, e paar honget Meter, dann blieb he widder stonn, bekiek sech die angere Hüser on fuhr widder fott.

Naja, deiht ech, de söckt wohr ömmes he. On ech wollt enn et Dörp fahre.

Jrad kohm ech ut de Husdür erut, kohm he widder trück jefahre, immer schü-en langsam, on immer ut em Fenster kieke, all die Hüser hatt he em Ooch (Auge).

Do blieb he anne Eck vonne Jahnstroot stonn, wahl fönf Minütte lang. Dann widder ömjedieht on langsam der Hülsenberchwech entlang. Op de angere Sitt von us blieb he stonn.

Flott nohm ech Papier on Steft on han die Autonummer notiert. Aha, et wor kenn Mettmanner Nummer, interessant. Ech moßt eijentlich enkoupe, aver de Jängster beobachte wohr wichtijer.

Vielleicht söckten de Mann en Adress? Dem konnt ech affhölpe. Ech nohm der Bessem on fing an, de Trapp afftekehre. He konnt mech jo frohre, he sohr mech och, fuhr aver langsam vorbe.

50 Meter widder blieb he widder stonn, de hat nix Judes für, ech moß em beobachte.

Ech moßt aver och enkoupe, watt donn? Sollt ech de Polizei anrupe? Aver de kömmt doch iesch, wenn wat passiert es, aver suwiet wohr et noch nit.

Jrad kömmt op de angere Sitt en Frau ut de Husdür, ech jonn to öhr hen on sach:

„Sehen Sie das Auto da drüben? Der Mann benimmt sich sehr verdächtig, ich habe seine Autonummer schon notiert, jetzt muß ich aber einkaufen, beobachten sie ihn weiter, das ist wichtig, es wird ja in letzter Zeit so viel eingebrochen.“ Drop die Frau: „Das ist ein Bekannter von mir, der wartet auf mich.“

Ja, su es et, wenn mer su völl Krimis kickt.

Maria Molitor

Et i-eschte Fahrrad

Hütt wüet sesch koum noch e-ine vürstelle könne, watt et he-ißt, alle Weje, die mor mahke mott, te **Fu-et** mahke te möddel! Un wenn esch sach, **alle** Weje, dann me-in esch, **alle Weje!** Dat Ennkoupe be-im Bäcker un Metzger Fink op dor Eck, oder e Stöck widder be-i Brauns Härring, Strickspö-en oder söns jätt te hole, dat jing jo noch. Äwwer wenn mor Mellek ho-ele moßt, wor dat schon jätt angisch. Denn Mellek jo-ew et mär be-im Bu-er Stenkes (Steingen), dä an dor Di-epebrueker Stro-et ne kle-ine Melleklade hatt (hütt de Jaststätte „Am Weiher“). Och nohm Dokter Stick, dä do jajeöwwer sinn Praxis hadden, wor dat e Äng te loupe. Woren de Sonndaisschu-en kapott, wat dor Vatter sellws nit repariere wollt, schickden de Motter mesch nohm Schuster Jallas, de am Breitscheider Weech sinn Werkstatt hadden. Jenauso lästisch wor die Louperei noh de Jru-etöldere, die noch e Stöck widder dohenger wonnden. Dor Vatter hatt do e Stöck Jahde, dat he för uss bestellden, domet mor be-eter öwwer door Wenkter ko-eme. Un wenn he et Nomme-dais von dor Fröhschicht vonne „Hahnsche Werke“ ko-em, fuhr he met sinnem Rad jliek dohenn, ömm noch e paar Stond jätt em Jahde te mahke. Esch moßden dann met dor Schuwkar dohenn, ömm em Vatter de Schöpp, de Härek, de Po-etling, de Schuffel un de Jaffel te brenge. Met dor Schuwkar jing et langes dor Tinglebahn öwwer dat aule Zechejelände nomm Oppa. Doch so janze-einfach wor dat met dor Schuwkar nit. Wer schonnens en Schuwkar met Jahdewerktüsch jefahre hätt, de we-iß, wovan esch kall. All nahslang rutscht do nämlich jätt vonne Karr! Mol noh raihts, mol noh links. Odder fuhrste jejen ne Ste-in odder su jätt, rutschden de janze Kladderadatsch met nem Mordzspektakel noh vüre von de Karr eronger.

Oder: Ji-ede Sonndaisnommedach, de usse Herrjott jemackt hatt, moßt esch met de Motter noh Di-epebrueker noh Tant Traudsche loupe! An öhr Ölderehuhs, öhr Jeschwister un besongesch an Tant



Tant Traudsche (Gertrude Küppers)

Traudsche hätt de Motter zietle-wens von Häzze jehange. Joh, bös dohenn wor et ju-et en Stond te loupe. Et jing dörsch et Dörep on de „Ratinger Siedlung“, on op nem Fu-etwesch langes dor Zubringer (hütt A52). Dat jing domols noch. Denn die Autos, die do innen Stond fuhre, konnze an fönnef Fengers aufstelle. Joh, on o-emes die jlieke Streck widder retour! Wat nix angesch hi-et, als dat mor am Sonndach so ju-et twe-i Stond te Fu-et ongerwechs wore. Do wor noch nix met Autobusse! Sicher, met dor leserbahn hädde mor fahre könne. Äwwer wann fuhr die. Un völl nöhdor wor dat vonne Westbahn uht bös noh Tant Traudsche och nit. Mär düerer. Un et Loupe wor schon domols ömmesöss...

Also, wer do e Fahrrad hatt, wor prima drahn. Och, wenn mor mär so aul Ding fuhr, se woren doch all ju-et jeflehcht. Lütt, un mor moßt ju-et drop oppasse. Et wu-ed völl jeklaut. Besongesch o-emes em Wenkter, wenn et früh düster wu-ed. Dann stunge vör de Jeschäfte döck janze Pulks Räder vör de Schaufenster. Denn de Langfengere saiden sesch woll och, dat mor met nem jeklaude Rad op jiede Fall flöcker ongerwechs wor als op sinn e-ijene Bein! Joh, wer hatt denn domols e Rad? En janze Re-ih Hausfroue konnte sech jlöcklich schätze, e-ins te

hann. Minne Vatter, dor Schäng Zerres, de be-i uss em Huhs wohnden, un dor aule Fenk un en janze Re-ih angere Keels uht Lengtörp hadden eins. Die bruckden su e Rad och. Die fuhren nämlich met de Räder quer dörsch dor Busch noh Huckinge, wo se bei de „Hahnsche Werke“ öhr Arbeit hadde. Ji-eden Dahch fuhren se die Streck tweimo-el. Su-emer wie wenkters. Johrti-ende!

Wer och e Rad hatt, wor Schwester Helia uhdem Klösterke der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“. Schwester Helia wor su jätt wie



Schwester Helia war oft mit ihrem Fahrrad unterwegs

ne ju-ede Je-ist von Lengtörp. Wenn jömmes en Nu-et oder krank wor, wenn jömmes Tru-est bruckden oder jeflehcht we-ede moßt, konnt he op de Höllep von Schwester Helia rechne. Op he nu onge em Bosch wonnden oder henge wiet oum Hülsebergweech. Op et Su-emer oder Wenkter wor. Esch senn se noch hütt em Je-ist en öhrem schwatte Habit oum Rad fahre, noh raihts un lenks fründlich jrübend. Esch kann mesch noch ju-et an Schwester Helia erennere, weil se schon ens noh de Motter ko-em. En janz le-ise Stemm hatt se. Äwwer wat se saiden, duldeten kinne Widersproch. Dat wor su jätt wie – Jesetz!

Un dann erenner esch mesch noch an dor Hennes Jru-eshanten, de „Am Graben“ wohnden on och su e aul Rad fuhr. Dor Hennes wor he en Lengtörp hu-ech ahnesenn! Nit mär, weil he die „dicke Zing“ em Schötzezoeh so unnachahmlich schluch, nämlich schräsch von onge noh o-ewe, nä, dor Hennes mi-ek nämlich he de Haus-schlachtung! Do wore Spezialist, wie mor hütt so sait. Soh mor dor Hennes meddem Rad dörch et Dörep fahre, un he hatt längs de Stang et Biel jebonge un henge drop sinn aule Liedertäsch, dann woßt mor, dat et nem Ferke widder annet Speck jing. Joh, der Hennes hatt sinn Kundschaft auch in Breitscheid, Angermonk un Di-epebru-ek.



Hennes Großhanten vom Rieps bei einer Haus-schlachtung im Jahre 1928

Wer och e Rad fuhr, dat wor dor „dicke Diebold“, uss Dörep-Schandarm, de em „Kreuzfeld“ em Spretzehuhs sinn Dienstwoh-

nung hatt. Wenn de op sinn Rad klömmden, soh dat immer jelonge ut. De stelden sech nämlich te-i-esch met einem Fu-et op dor „Penn“ am Hengerrad, e-in Hank am Sattel un die angere Hank am Lenker. Dann schubsten he sech met dem angere Fu-et aff, öm in Fahrt te ku-eme, un rutschden dann medden elejante Schwung op dor Sattel. Dat mott mor sech natürlich jetz met Tschakko, Breeschesbox, Koppel un Liederkamasche vörstelle. He hatt am Koppel en schwatte Pistoletäsch. De Lütt vortellden sech henger de Hank, dat he do äwwer mär sinn Botterramme drin hätt. De Pistol löch te Huhs em Nachtskonsölsche! Joh, un weil de dicke Diebold emmer su streng kiek un och denn Kenger schonnens dor Ball fottno-em, nannte mor ömm hengerem Rögge: „Dor Kengerschreck“!



Der Zechenplatz des Broekmanschachtes im Jahre 1930

Ihr könnt öch also vürstelle, wat su e Rad für de Lütt en dös Tied we-et wor. Un för uss Blare i-escht! E Rad te hann, wör för uss wie Chrestnaiht un U-estere op e-ine Dahch jewese. Nä, dovon konnte mir mär dröüme. Doch wenn sech de Jedanke 'Rad' i-eschtemol in nem Jongeskopp breit jemackt hätt, is jo nix mie unmü-echlich! Wat soll esch ösch sare: Eines Dahchs wor esch och von dem Bazillus befallt, e Rad hann te mödde. Als i-eschtes feng esch ahn, Fahrradschrott te sammele. Früher lo-ech öwwerall Schrott erömm. Henge am Bahnhof t.B. hann esch e aul Hengerrad jefonge. Met „Torpedo-Freilauf“! Dat hann esch i-eschtemol henger usem Karnickelstall depontiert. Denn dat wor doch schonnens ne schüene Anfang. Van do ahn hatt esch emmer en Ouch op alles, wat noh Fahrrad uhtsoh. Och wenn et noch su rostisch wor.

Ne uraule Sattel no-em esch met, och wenn em de Deck fellden. Dann fong esch en Pedal – met Katzeoure! Die twedde fong esch en dor Ste-inkull. Dat wor dat Lo-ek am Breitscheider Weech, wo früher de Müllemmerdreck rennje-kipt wu-ed.

Et hätt Monate jedu-ert, bös minne Houpe Fahrradschrott so jru-ed wor, dat esch der Meinung sinn konnt, dat esch dodruht su jätt wie e Fahrrad tesahme schruhwe könnt. Äwwer minne Vatter menden: „Jönke, dat wü-et noch nix. Wat du brucks, is ene Fahrradrahme!“ Jau, dat hatt esch janz öwwersenn. Dat Wichtigste!

Also hieß et widder, Oure ophaule. Äwwer, wie dat su es, sönst sühte öwwerall Fahrradrahmes römlige, doch wenn de e-ine brucks – nix. Doch dann...

Be-im Speele am Schieferberch oum Zecheplatz haddene Frönd ne Fahrradrahme met Tretlager, Jaffel un Lenker em Jras jefonge. Dat wor doch genau dat, wat esch noch bruckden. Dat durft esch demm nit sare, dann hätt de doför doch jätt hann wolle. Also di-et esch desinteressiert. Un risch-tisch. Noh en Tied schmi-et he de Rahme widder fott. Esch hann mesch die Stell jenäukes jemerkt un hann mesch de am O-emed em Hallefdüstere do jehollt. Dahchs drop hann esch udem Vatter sin-ner Körmelskest e paar Mottere jekläut un hann ahnjefange, su jätt wie e Rad tesahmeteschruhwe: De Sattel drop, dat Hengerrad erenn, de Lenker jrad jedrieht, de Pedale ... Sonne Mest! Bedds Pedale paßden mär op de raihte Sitt! Äwwer wat esch nü-edisch bruckden, wor en Kett un en Vorderrad. Örjendwann hatt esch dat och – met Mötterkes. Un wat soll esch

öch sare, dat Rad li-ep wie e Pit-schedöppke – wenn och mär op blanke Felje. Och moßt esch mesch met de Fü-et afstu-ete, äw- wer et jing flöcker als te Fu-et te loupe. Wie minne Vatter vonne Fröhschecht ko-em un dat Rad omm Hoff stonn soh, mennden he: „We-ißte, Jong, woröm dat Rad su vorki-et uhtsüht? Dat hätt henge 28er normale un vüre 26er Vollballonfelje“. Jetzt woßt esch och, woröm esch op dem Rad su kromp jehange hatt!

Äwwer dat Schü-ene an dem Rad wor, dat et nit jeklappert hätt. Wat sollt do och drahn klappere? Do woahr nix dran, wat klappere konnt!

Örjendwann hatt esch dann Pedale drahn un och en Kett drop. Doch dat Fahre met der Jick wor en rumpelije Anjelejenheit. Nä, vonnem richtije Rad wor minne Eijenbau noch wiet fott: Kinn richtije Riepe, kinn Licht, kinne Röckstrahler, un de Schutzbleeke fell-den och. Mi Rad wor genau jenome e jefongen Freete för dor dicke Diebold. Wenn **de** mesch erwischt hädden ...

E-imol soh esch ömm hengerem Ko-enfeld oum „Kreuzfeld“ meddem Rad ahnku-eme. Kotterhank hann esch minne Eijenbau e Stöck enn et Ko-enfeld jeschowe un mesch ganz harmlos am Telejrafemast op dor angere Stro-etesitt jellennt un ömm ganz fründlech met „Guten Tag, Herr Diebold“ jejrüßt. Also dat de nix jemerkt hätt, wo esch su jätt von onverschammt fründlich wor.

Dat Fahre met blanke Felje obbem Asphalt wor nit ganz unjeföhrlich. Weil de Felje su jlatt wore. Außerdem di-et mesch noh en Tied emmer de Fott jottserbärmlich wieh. Dröm ko-em esch op die Idee, dat örjesjätt op de Felje moßt. Ne rischtije Schlauch un ne Mankel konnze vorje-ete. Dat wor en dös Tied Mangelware, oder mor moßt ju-ede Beziehung hann. Äwwer wer hatt die. Sicher, Lütt, die sowieso alles hadde, hadde och ju-ede Beziehung. Äwwer onser eins ...

Wie oft hatt esch jesenn, wie minne Vatter un och die angere Männer die Lö-eker en dor Fahrraddeck von benne oder butte jefleckt hannnt. Met nem Stöck vom afjeschni-edene angere Mankel. Nit mär e-inmol! Jede Riepe am Rad

wor paarmol jefleckt. Em Düstere wor dat richtisch problematisch, weil de Dynamo jo öwwer die Flicker hubbelten un dat Lecht permanent an- und uhtflackerten. Dat wor schon schlemm domols.

Do esch jo kinn Schangs hadden, an sonne Pneu te ku-eme, ko-em esch op die Idee, dat et doch och met e Stöck Waterschlauch op de Felje jonn könnt. Blöd wor, dat esch de Schlauch för vü-ere dobei jliek e Stöckske te kott afjeschniede hatt. Wat sech späder als permanente Unruheherd räche soll-den, un esch dor Lenker do-döresch nit ruhich haule konnt. Do esch de Waterschlauch nit stramm jenoch op de Felje krechtchen, hatt dat Fahre sinn Tücke. Döck vorjo-et esch, op wat esch do fuhr, un laiden mesch, leichtsinnich wie esch wor, wie Schorsch Meier enne Kurv. Resultat wor: De Waterschlauch rutschden vonne Felje on esch lo-ech all nahslang op de Schnüss: Knie kapott, Häng kapott, nit selte Bülle am Kopp! Met dor Tied hatt esch su jätt wie Schutzble-eke jefonge un die met Schruwe un Dro-ehnt am Rahme festjemakt, weil esch bei Re-ijewäder immer uhtsoh wie e jesprenkelt Ferke.

Trotzdem bön esch öwwerall römmjefahre, meist op Ne-eweweje – wejen öm Diebold. Och bön esch dörch öm Busch no Tant Traudsche no Di-epebru-ek jefahre. Wat hätt die jelacht, wie se soh, met wat esch do ahnjeku-eme wor.

E-inmol bön esch noh Angermonk jefahre. Un Angermonk hätt öw- werem Bahnhof doch die schü-ene, huhe Bröck. Ropp worene Brassel. Äwwer ronger bön esch enne kleine Jeschwindichkeits- rausch vorfalle un hatt ganz vorje-ete, op wat esch do ronger fuhr. Un dann – et jing ganz flöck. Esch we-it et noch wie hütt, et jo-ew ne starke Ruck un esch so-et en Etahsch di-eper: esch hatt in voller Fahrt et Hengerrad vorlore! Dat hing mär noch om letzte Stipp im Schutzble-ek. Un dobei is och de Waterschlauch vüre tösche de Spieke jerode. Wat hatt esch e Jlöck! Wie esch widder e biske klor denke konnt, merkden esch, dat esch öwwer et Jeländer jeflore wor un op dor Böschung loch. Wie esch noh Huhs jeku-eme bön, we-it esch hütt nit mieh. Äwwer esch mott woll schlemm uhtjesenn

hann. Mie Motter woßt genau, wo de Jlocke hinge. Denn van do ahn durft esch nit mieh op minne Eijenbau steije. Dat wor schlemm för mesch.

Minne Vatter hätt dann doch met dor Tied metjekre-ije, dat esch heimlich immer noch an minn Rad am römpötere wor. Jiedefalls mennden he e-ines Dahchs, dat mer twe-i **tesahme** ens e Rad för mesch boue könnt. Hatt esch raiht jehu-et? Dat nöüje Rad wor dann natürlisch och alt widder so bonkt wie ne Stro-eteköter, un et rumpelden wejen der tesahmeje- fleckde Bereifung, äwwer et wor alles drahn, wat öm dicke Diebold jefalle hätt: Licht vüre un henge, und vor allem wore de Bremse in- takt. Met dem Rad bönn esch völl erömjefahre un hann de ömliejen- de Dörper un vör allem uss schü-ene Wälder kennejeliert. Un esch wor döcker domet bei Tant Traudsche en Di-epebru-ek op Besö-ek. Wat se emmer richtisch jefreut hätt. „Waaat“, saiden se, „wat senn esch denn do? Häss du e nöü Rad?“ Äwwer, öwwer de Satz moßt se dann doch selwer lache.



Das **zweite** Fahrrad!

Joh, Lütt, dat wollt esch och noch sahare. Noh Scholl, Lütt, noh Scholl bön esch trotzdem emmer te Fu-et jeloupe! Un hütt? Hütt krieje de Blahre doch de Fott nohjedrahe. Entweder lo-ete se sech meddem Schollbus bös för de Dühr fahre oder se we-ede von de Motter meddem PKW bös enne Klass schoffiirt. Also wisst ihr, nix jäje dor Fortschritt, äwwer e paar heil- same Erfarunge wie minne Eijen- bau wü-eden ons Blare hütt be- stimmt nit schade. Oder senn esch dat vorkih-et?

Ewald Dietz

Johann+Wittmer

— worldwide electronic shopping —

Johann+Wittmer

Die Wurzeln liegen in Lintorf...

Seit nun mehr 25 Jahren existiert das in Ratingen ansässige Unternehmen Johann+Wittmer.

Der heutige Unterhaltungselektronik – Fachmarkt, der bis 1993 in Lintorf ansässig war und erst dann an die Westtangente in Ratingen gezogen ist, konnte sich in den letzten Jahren immer wieder auf dem Markt behaupten. Nicht zuletzt durch den treuen Kundenstamm aus Lintorf konnte das Unternehmen stetig wachsen und den Ansprüchen der Kunden gerecht werden.

Die Lintorfer Wilfried Johann und Dirk Wittmer, deren wirtschaftliche Wurzeln in Lintorf liegen, werden auch in Zukunft enge dem Stadtteil verbunden sein.



Ideen aus Holz von A - Z !

S+K Schreinerei

Schlüter +
Kleinbeck
GmbH

Birkenstraße 7
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon (02102) 893316
Telefax (02102) 893412

Schmidt Umzüge

Internationale Möbelspedition
Nah- und Fernverkehr
Logistik - Lagerung

Manfred Schmidt

Halskestraße 5 - 40880 Ratingen
Telefon (021 02) 47 03 96
Telefax (021 02) 47 30 05

info@schmidtumzuege.de

HERRENAUSSTATTER



MASSATELIER

Der
Herrenausstatter
mit fachlich-
persönlicher
Beratung

Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion
für Damen und Herren

Ratingen, Lintorfer Straße 31 a
Telefon 2 88 33

Qualität und Leistung - Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster - Kunststoff- und Aluminium-
Rolläden - Kunststoff-Klappläden - Alu-Haustüren -
Hebeschlebeanlagen - Haustürüberdachungen -
Garagentore - Markisen - Jaloussetten -
E-Antriebe für Rolläden und Markisen

Profilbau H. Wendeler GmbH

40885 Ratingen - Lintorf, Am Schließkothlen 9

☎ 33943 - 35046
Fax 36095



Der Spezialist
für Karosserie
und Lack



WERNER BUSCH GMBH

Karosserie + Lack PKW/LKW

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen
Tel. (02102) 3 1107 • E-Mail: web@buschkarosserie.de

Alfons **Weber** GmbH

Seit 1926

Heizung · Sanitär

**Heizungsbau
Solar- und Brennwerttechnik
Sanitärinstallation
Raumklimageräte
Kundendienst**

**Angermunder Straße 9
40489 Düsseldorf-Angermund**
Telefon: 0203 / 74 21 00
Telefax: 0203 / 74 21 021
www.alfons-weber-gmbh.com
e-mail: info@alfons-weber-gmbh.com

TEE UND MEHR – MEHR ALS NUR TEE!

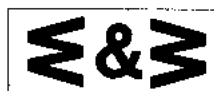
ZUM VERWÖHNEN UND VERSCHENKEN:
Original italienische Gewürzmischungen in dekorativen Gläsern: z.B. Pesto Genovese, Pesto Rosso, Bruschetta, Pesto all'arrabiata, Spaghetti all'Aglio.

Tee für besondere Anlässe: Geburtstags- o. Hochzeitstee.

Neu und nur bei uns – Schwarzer Tee als Stadtteiltee:

Unsere Ratinger Mischung aus Assam- und Ceylontees erhalten Sie jetzt auch mit Bezeichnung der folgenden Stadtteile: Breitscheid, Eggerscheidt, Hölsel, Homberg, Lintorf und Tiefenbroich.

**TEE UND MEHR – BECHEMER STR. 2
„IHR RATINGER TEELADEN“**



Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände · Wand- und Deckenverkleidungen · Kassettendecken · Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen · Schrankergänzungen
Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 60 32
Telefax 0 21 02 / 3 47 49

Hubertus Apotheke



Dr. Jons **Abmutat** e.Kfm.
Speestraße 47 · 40885 Ratingen
Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468

5 Gründe

warum Sie »Der Schwarm«
unbedingt lesen sollten!



Frank Schätzing

Als »Der Schwarm« ist die bislang bestverkaufte Buchreihe Frank Schätzing. Mit mehr als 100.000 Exemplaren ist »Der Schwarm« die meistverkaufte Buchreihe in Deutschland. Die Serie ist ein sensationelles Werk, das die Welt der Zukunft in einer Weise darstellt, die wir noch nie gesehen haben. Die Serie ist ein Meisterwerk der Science-Fiction-Literatur und ein Muss für jeden Science-Fiction-Leser.

1. »Der Schwarm« hat alle Zutaten eines großen Romans: Thriller und Science-Fiction-Elemente, Liebe und Verbot, Politik und viel, viel mehr in grandiosen Katastrophenszenen.
2. Ein Debütroman, der mit allem sensationelle besitzt: die Welt Frank Schätzing's - der Schwarm wird bereits von großen Hollywood-Filmproduzenten erworben!
3. Frank Schätzing hat in der Serie naturwissenschaftliche und ökologische Fachkenntnisse geblendet - hier tauchen Sie in die Schwärme der Weltmeere ein!
4. Ein großer Thema: Frank Schätzing illustriert die weltweite Aufklärung der Natur gegen den Menschen, welche Gefahren lauern in der unbekannten Tiefe der Ozeane auf uns!
5. Mehr als 300.000 Leser haben bei der großen ZDF-Aktion »Leser des Jahres« - Ein großer Lesersieg! - »Der Schwarm« ist die 30. bestverkaufte Buchreihe.

Lesepreise unter: www.dieschub.de/info/schaetzing



»Der Schwarm« ist die bislang bestverkaufte Buchreihe Frank Schätzing's - der Schwarm wird bereits von großen Hollywood-Filmproduzenten erworben!

FRANK SCHÄTZING: Der Schwarm
Bücher des Jahres 2007
Frank Schätzing hat in der Serie naturwissenschaftliche und ökologische Fachkenntnisse geblendet - hier tauchen Sie in die Schwärme der Weltmeere ein!
Ein großer Thema: Frank Schätzing illustriert die weltweite Aufklärung der Natur gegen den Menschen, welche Gefahren lauern in der unbekannten Tiefe der Ozeane auf uns!
Mehr als 300.000 Leser haben bei der großen ZDF-Aktion »Leser des Jahres« - Ein großer Lesersieg! - »Der Schwarm« ist die 30. bestverkaufte Buchreihe.

NEU!

24,90

CLUB-AUSGABE

19,95

Peter Coenen GmbH

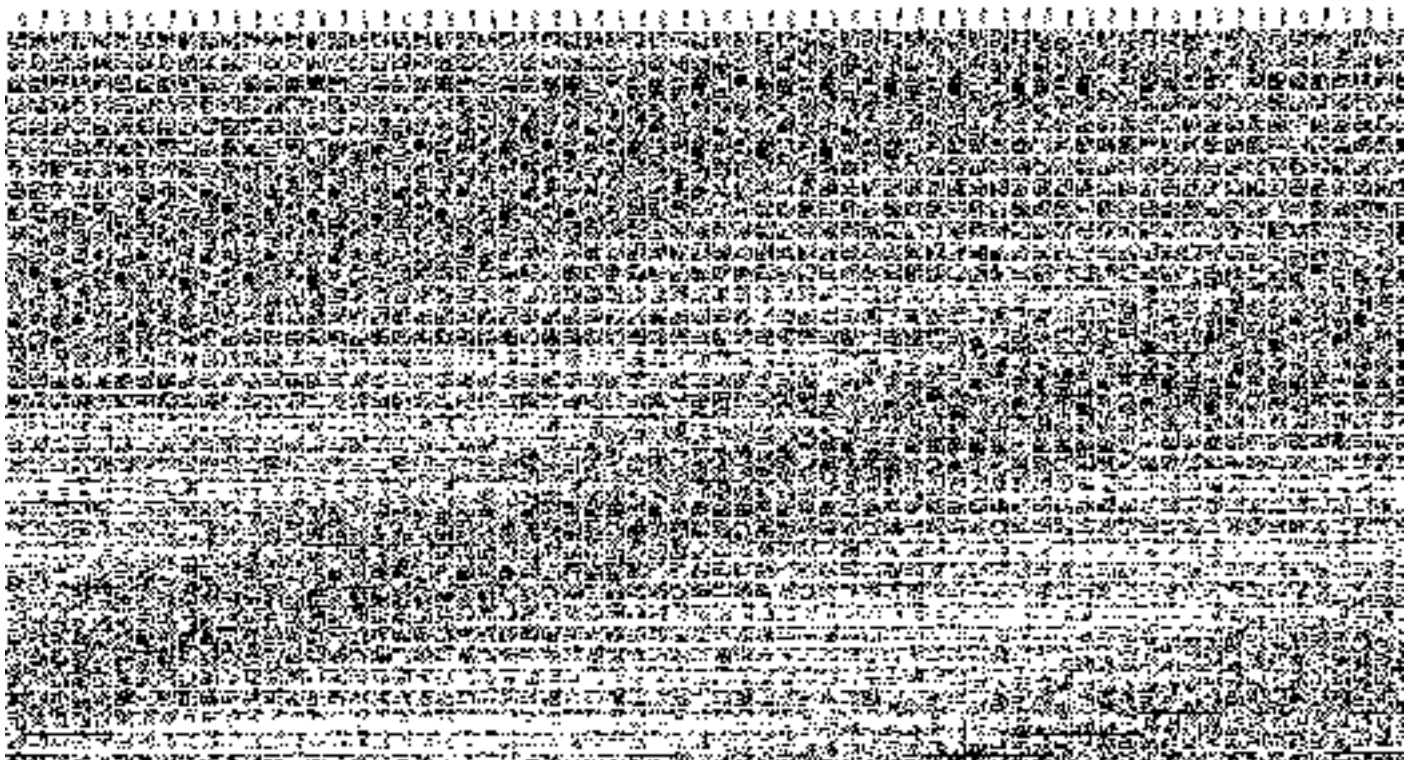
Wedauer Straße 8 · 40885 Ratingen · Fax 0 21 02 / 3 29 19

Lengtörper Kall

Breekspeller	riskante Unternehmungen, die zum Unfall führen können
de Mull jett tagge	den Mund wäßrig machen oder sehr wenig gutes Essen auftischen
Dür	Tür
en Gaus stoppe	brutales Mästen von Gänsen
en Heed Küh	eine Herde Kühe
Enmacksglass	Einmachglas
et stüft	es staubt
Fleeschbütt	Holzböttig, mit Eisenbändern eingefast, zum Lagern von eingepökelttem Fleisch
fleu wede	übel werden
Fleumeufel	eine Kleinigkeit zum Essen
Fu-et	Fuß (Füt = Füße)
Fu-etbank	Fußbank
Fu-etebeen	Fußbein, Tischbein
Fu-etliet	Fußleiste
Gürehoop	Maulwurfshügel
Handu-ek	Handtuch
Heed	Kochherd
Hipp	Ziege
ne Hoddel	unordentliche Person
Hoddele	Lumpen
Jitz	Geiz
jitzig	geizig
Judasweek	Osterwoche
Kapp	Schirmmütze
Kerkhoff	Friedhof, in alten Zeiten war der Friedhof an der Kirche
Klätschooch	entzündetes Auge
Knaasköpp	unzufriedene Menschen, Nörgeler
Knoopslog	Knopfloch
Knud	Knoten
knüde	einen Knoten binden
Kohleback	Kohlenkasten
komud	bequem
Komud	Wäscheschrank mit Schubladen
Kood	Kordel
Liev	Leib
Löpel	Löffel
lott-jonn	Aufforderung: sofort, schnell
lustere	lauschen
mangs	weich, mürbe, geschmeidig
Met Jewalt kannste en Hipp op et Daak bühre	(sinnbildlich) mit Gewalt ist fast alles zu lösen, wörtlich: mit Gewalt und Kraft kann man eine Ziege aufs Dach heben
Metz	Messer
meufele	essen
Möppkes	Gebäck
noh de Mull kalle	nach dem Mund reden
nöter	nach Trunkenheit ernüchtert oder nicht überlegt handeln
nötere Spöh	nüchterner Speichel

öm-jon	umgehen, auch: Verderben von Lebensmitteln
onnüselich	ungezogen
Plackschnut	Ausschlag um den Mund
pöngele	tragen
Pott	Topf
Schief	Scheibe, Fensterscheibe
Schmieblenk	Augenkrankheit, u. a. Star
Schmörmel	unsaubere, ungepflegte Person
Seep	Seife
Sprutermus	zweite Ernte vom Grünkohl (wenn der Grünkohl nochmals auswächst)
Üw mer ne Jeck, dann jeht he juut en de Kar	spricht man einem (gutgläubigen) naiven Menschen gut zu, dann übernimmt er die schwersten Aufgaben
Vaas	Blumenvase
Waaterpuhl	Wasserpfütze
wies	neugierig
Wittfister	grau, blasses Gesicht
Wüstenei	Flurname/Lintorf, kann auch unordentliches Gelände/Garten sein
Ziehdung	Zeitung

Lorenz Herdt



Damals bei uns daheim

Erinnerungen an Kinder- und Jugendtage in Lintorf

Es war Hans Fallada (geb. 1893), der unter dem Titel „Damals bei uns daheim“ seine Jugenderinnerungen niederschrieb. Nun wäre es vermessen, an ein so bekanntes Werk anknüpfen zu wollen. Weshalb aber Memoiren eine große Aufmerksamkeit erfahren, liegt nicht nur an großer Erzählkunst, sondern auch daran, dass sie häufig eine Geschichte der Befreiung von der konventionellen Denk- und Lebensform des Elternhauses und der jeweiligen Zeit und

damit eine Befreiung zu sich selbst sind, wie es in einem Vorspann zu Simone de Beauvoirs „Memoiren einer Tochter aus gutem Hause“ heißt. Hinzu kommt das Erwachen der Erinnerung all jener, die die beschriebene Zeit miterlebt oder durchlitten haben und das Interesse, in die Kinder- und Jugendstube des Autors einen Blick werfen zu können. Dies sei mit meinen bescheidenen Mitteln an dieser Stelle ein Stück weit erlaubt.

Es war Herbst 1953. Als Zweijähri-

ger zog ich mit meiner Familie, das waren meine Eltern, meine um viereinhalb Jahre ältere Schwester Sigrid und mein um ein Jahr älterer Bruder Martin in das evangelische Pfarrhaus in Lintorf ein. Natürlich habe ich daran keine Erinnerungen mehr. Und doch bin ich mir sicher, ein Detail noch im Gedächtnis zu haben. Und das kam so: Am 20. September jenes Jahres, meinem zweiten Geburtstag, wurde mein Vater Wilfried Bever in sein neues Amt als Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund eingeführt. Da hätten die beiden Jungs nur gestört, weshalb sie für einige Tage in einem Kinderheim in Duisburg (bis dahin hatten wir im Beecker Pfarrhaus gewohnt) zurückgelassen worden waren. Dort grassierte aber eine ansteckende Krankheit. Wir steckten uns beide an und mussten in ein Krankenhaus. Ich erinnere mich noch daran, dass sich ein junger Arzt oft an mein Bett setzte und mit mir zusammen mit einer kleinen Holzeisenbahn spielte.

Bald genesen war die Familie in Lintorf vereint. Neuer Lebensmittelpunkt war ein Backsteinbau, errichtet im ausgehenden 19. Jahrhundert, das evangelische Pfarrhaus, unmittelbar neben der Kirche gelegen mit der damals gültigen Anschrift Angermunder Straße 21. Es handelte sich aus Kindersicht um ein mächtiges Gebäude über drei Etagen mit einem gewaltigen Dachboden, der für uns Jungs noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Trat man durch die schwere Eichentür des Haupteinganges, erreichte man einen großen Flur, der besonders durch seine beträchtliche Höhe auffiel. Das Haus wurde seinerzeit keineswegs nur von der fünfköpfigen Pfarrfamilie bewohnt. Vielmehr war es infolge der nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Wohnraumnot mit zwei weiteren Mietparteien belegt. Uns war die erste Etage vorbehalten. Die Wohnung bestand aus einem großen und kleinen Wohnzimmer, einer geräumigen Küche, dem Eltern-



Die evangelische Kirche und das Pfarrhaus in den 1960er Jahren.
Im Hintergrund der Friedrichskothfen, die erste evangelische Schule Lintorfs

und Kinderzimmer. Die Ausstattung entsprach dem damaligen Standard. Das bedeutete Kohleöfen in allen Zimmern, in der Küche aber ein Kohleherd, auf dem über viele Jahre nicht nur die Speisen zubereitet, sondern auch das Badewasser aufgewärmt wurde. Dem aufmerksamen Leser ist sicher nicht entgangen, dass von einem Badezimmer noch nicht die Rede war. Dies deshalb, weil es nicht in der Wohnung, sondern eine halbe Treppe tiefer in einem Anbau lag. Das Treppenhaus war nicht zu beheizen. Im Badezimmer befand sich aber eine Feuerstelle mit einem darüber liegenden Wassertank. Wollte man nun ein Bad nehmen, bedeutete dies lange Vorbereitungen, weshalb es zumindest in den Wintermonaten Übung geworden war, eine Zinkwanne auf einem Hocker in der Küche aufzustellen und die Kinder dort zu baden. Nach meiner sicher nicht ganz zuverlässigen Erinnerung musste ich als Jüngster häufig zuletzt in das schon gebrauchte Badewasser steigen, dem nur ein Schuss heißes Wasser hinzugegeben worden war. Frisch gebadet, warm verpackt, gab es nach dem Abendessen im Rundfunk das Sandmännchen zu hören, und während die Nachrichtensendung „Zwischen Rhein und Weser“ folgte, ging es ab ins Bett. Deshalb ist mir heute noch die Rheinische Sinfonie von Schumann in bester Erinnerung, die dem Vorspann dieser Nachrichtensendung unterlegt war. Das an der Ecke Angermunder Straße/ Kirchplatz gelegene Kinderzimmer musste zunächst alle drei Kinder aufnehmen. Wir lagen in Betten mit hohen Holzkanten am Kopf- und Fußende, auf denen später freihändig zu balancieren eine unserer leichteren Übungen wurde. Auf dreigeteilten Matratzen gelagert, wölbten sich über uns in den Wintermonaten dicke Federbetten. Dies war auch erforderlich, da das Zimmer oft nicht beheizt wurde. Die zugigen, einfach verglasten Fenster ließen die Kälte herein, die zusammen mit unserer Atemluft bezaubernde Kristalle an die Glasscheiben fror. Nicht selten saßen wir dann am Morgen davor und versuchten, durch warmen Hauch und mit den Händen die wie ein Panzer aufgelegte, dicke Eisschicht aufzutauen.



Die Pfarrerrfamilie Bever im Dezember 1956

Noch weit bis in die sechziger Jahre hinein blieb es bei der Beheizung der Zimmer mit Kohleöfen. Deshalb erfolgten regelmäßig Anlieferungen von so genannten Eikerhohlen, Anthrazitkohlen und Briketts. Das in Säcken verpackte Brennmaterial wurde über einen dafür vorgesehenen Schacht direkt in den Kohlenkeller geschüttet, wo es unter viel Lärm und Staub ankam. Es war dann Aufgabe der heranwachsenden Söhne, die Briketts in einer Ecke aufzustapeln und das ebenfalls angelieferte Holz in handliche Stücke zu sägen und zu spalten. Das haben wir nicht ohne Vergnügen getan, konnten wir doch unsere Geschicklichkeit und zunehmenden Kräfte mitunter eindrucksvoll unter Beweis stellen. Das Kohleschleppen in die erste und jetzt auch zweite Etage wurde zu einer immer größeren Herausforderung. Wir ließen es uns nicht nehmen, auf jeder Seite gleich zwei Kohleneimer nach oben zu wuchten.

Wie schon angedeutet, hatte sich zu dieser Zeit die Wohnsituation im Kinderzimmer dadurch entspannt, dass ein Raum in der zweiten Etage frei geworden war. Meine Schwester Sigrid war deshalb aus dem Kinderzimmer ausgezogen. Dagegen wohnte im Erdgeschoss nach wie vor das Ehepaar Richter. Herr Richter hatte im Krieg ein Bein verloren und arbeitete nun in einem Zeitungskiosk in Düsseldorf. Beide Umstände waren von Bedeutung. Zum einen waren Kriegsversehrte kein seltener Anblick und für uns Kinder, die wir den Krieg nicht mehr

miterlebt hatten, eine eindrucksvolle Mahnung, den Frieden zu bewahren. Überhaupt wurden wir noch häufig Zeugen der Kriegsfolgen. Es gab eine ganze Reihe von Todesfällen, die mit der Not der Verstorbenen in der Gefangenschaft und den damit verbundenen bleibenden gesundheitlichen Schäden in Verbindung gebracht wurden. Ich erinnere mich auch an zahlreiche Abende, an denen insbesondere meine Mutter Hildegard Bever geb. Decker und die seit Beginn der sechziger Jahre bei uns lebende Großmutter mütterlicherseits Emma Decker geb. Göttling über ihre Kriegserfahrungen in der Nürnberger Heimat berichteten. Mein Vater, der u. a. an der Nordfront eingesetzt war und dafür den so genannten Gefrierfleischorden erhalten hatte, erzählte dagegen auch auf unser nachhaltiges Drängen nur wenig. Er war im Krieg weit herumgekommen, in Frankreich und auf Kreta eingesetzt und als junger Theologe in schweren Zeiten offenbar hart gefordert worden. Darin mag der Grund liegen, warum er uns Kindern seine Erfahrungen vorenthielt. Mit einem unreifen Vergnügen brachten wir dennoch immer wieder die Sprache darauf, dass er bei den Gebirgsjägern gewesen war. Wir konnten uns nämlich den Vater auf Skibrettern beim besten Willen nicht vorstellen, hatten doch die Eltern für einen Skiurlaub nichts übrig.

Bleibt zum anderen noch zu berichten, warum uns die Tätigkeit des Herrn Richter in einem Kiosk so wichtig war. Er legte uns näm-

lich einmal die Woche ein Micky Maus- und ein Fix und Foxi-Heft auf die Treppe. Leider kam er oft recht spät nach Hause, sodass es uns nicht immer gelang, die Hefte vor unseren Eltern zu entdecken. Sie waren nämlich der Ansicht, dass zu reichliche Lektüre dieser Art vor allem unsere sprachliche Bildung nicht förderte. Wir hielten dem dann entgegen, dass die Hefte auf der Umschlagseite einen Hinweis enthielten, ihre Lektüre sei von Eltern und Erziehern empfohlen.

Es war schon Anfang der sechziger Jahre, als wir dann das Pfarrhaus allein bewohnten. Für kurze Zeit zog nun die Großmutter väterlicherseits, Elisabeth Bever geb. Dann, ein. Im Erdgeschoss wurden Diensträume für meinen Vater eingerichtet, insbesondere ein Studierzimmer, das mit zahlreichen Bücherregalen ausgestattet war. Hierhin zog sich mein Vater häufig zurück, las zahlreiche Bücher und Artikel aus fast allen Wissensgebieten und übte sich in Fremdsprachen. Gleichsam wie ein Gelehrter erschien uns Kindern der ewig lesende Vater, der zu Recht als vielseitig gebildet galt. Von seinem Studierzimmer aus gab es einen direkten Ausgang auf eine große Terrasse, deren hölzerner Überbau hinfällig geworden war und deshalb leider abgerissen wurde. Nur wenige Stufen tiefer lag vor uns der große Garten, den mein Vater besonders wegen seines englischen Stils liebte. Darun-



Franz sammelte mit seinem Eselskarren Küchenabfälle für die Landwirtschaft des Männerasyls. Er war in ganz Lintorf bekannt

ter war zu verstehen, dass der Natur weitgehend freier Lauf gelassen wurde. Dies kam ihm deshalb entgegen, weil er sich der Gartenarbeit nicht widmete. Dabei darf man sich den Pfarrgarten nicht so vorstellen, wie er in den heutigen Tagen angelegt ist. Neben zahlreichen hohen Bäumen und Sträuchern, die inzwischen gefällt worden sind, waren die heute großen Rasenflächen im hinteren Teil als Kartoffel- und Erdbeerfelder bestellt. Eine große Fläche diente dem Spalierobst. Zahlreiche Blu-

menrabatten säumten den Weg. Die Mutter allein konnte die notwendige Arbeit nicht schaffen, und so sprangen wir Kinder häufig ein. Ein alter Leiterwagen leistete dabei gute Dienste, wie er es schon auf Hamsterfahrten im Krieg getan hatte. Auf ihm wurden nun Berge von Unkraut und abgestochenem Rasen in den hinteren Teil des Gartens transportiert. Dort waren tiefe Gruben ausgehoben, die als Kompostanlage dienten. Dabei ist mir noch in Erinnerung, wie ein Bewohner des Hauses Bethesda mit unbändiger Kraft, aber auch mit sichtbarem Vergnügen diese Gruben aushob. Er wurde mit Mahlzeiten reichlich versorgt, wobei wir Kinder mit Staunen bemerkten, dass er seine Nase so tief in den Milchbecher steckte, dass er sie vom Milchrahm weiß wieder herauszog. Überhaupt waren wir Kinder mit den behinderten Bewohnern des Hauses Bethesda vertraut. Dies lag nicht nur daran, dass wir meinen Vater gelegentlich dorthin begleiteten, sondern die dortigen Bewohner gehörten selbstverständlich zum kleinstädtischen Leben dazu. Die meisten waren der Bevölkerung persönlich bekannt und wurden mit ihren Vornamen angesprochen. Franz zog regelmäßig mit wechselnden Partnern durch das Dorf und sammelte auf einem Karren Abfälle ein. Ich muss gestehen, dass er auf Grund



Die Rückseite des Pfarrhauses mit der Terrasse, deren hölzerner Überbau bereits abgerissen wurde. Im Vordergrund die abgerundeten Rasenstücke, von der Familie Bever „Koteletten“ genannt

seiner etwas auffälligen Art gelegentlich kleine Neckereien der Kinder hinnehmen musste. Weil er dabei so „herrlich“ böse werden konnte, forderte das die Kinder immer wieder heraus, die dann schnell wegliefen. In diesen Tagen gab es in Lintorf noch keine Verkehrsampel. Der Straßenverkehr an der Ecke Angermunder Straße/Speestraße wurde aber auf recht eigenwillige Weise von einem anderen Bewohner des Hauses Bethesda „geregelt“. Nur Ortsfremde richteten sich nach diesen Zeichen des selbsternannten Verkehrspolizisten, die allerdings keineswegs immer geeignet waren, eine gefahrlose Ordnung in den noch recht geringen Begegnungsverkehr zu bringen.

Womit wir bei dem Thema Auto angelangt sind. Meine 1912 und 1916 geborenen Eltern hatten ihrer Zeit entsprechend keinen Führerschein, den sie später, um es vorwegzunehmen, aber noch gemacht haben. Deshalb waren wir Jungs immer darauf erpicht, irgendwie an eine Mitfahrgelegenheit zu kommen. Dazu bettelten wir meinen Vater an, ob er uns nicht eine Fahrt besorgen könne. Das hatte Erfolg, als der Maurermeister Rockstroh bei uns Arbeiten ausführen musste. Nicht gerade begeistert, aber dennoch willig, nahm er uns auf seinem Rückweg mit. Mit seinem dreirädrigen Kleinlaster fuhr er schon so rasant um die erste Ecke, dass wir an eine glückliche Ankunft kaum noch

glauben wollten. Trotzdem waren wir von der Fahrt begeistert und zugleich enttäuscht, dass Rockstroh ohne Umweg schnurstracks nach Hause in der Nähe der Fleermannschen Mühle gefahren war. Bereitwillig stiefelten mein Bruder und ich nun wieder zurück. Ein anderes Mal hatten wir mehr Erfolg: Der Direktor eines großen Unternehmens, wohnhaft in der Waldsiedlung, hatte nicht nur einen eleganten schwarzen Mercedes in Gebrauch, sondern zudem noch einen Chauffeur. Dazu hatte der Herr Direktor ein Herz für Kinder und gab uns deshalb die Gelegenheit, mit ihm zusammen morgens in die Firma zu fahren und stellte uns Burschen - und meiner Mutter - dann auch noch sein Auto mit Chauffeur bis zum Nachmittag zur Verfügung. Das erste eigene Auto in der Familie, ein gebrauchter VW 1500 N, schafften sich mein Bruder und ich gemeinsam nach Erwerb des Führerscheins an, den wir im Übrigen ebenfalls selbst finanzieren mussten. Woher wir das Geld hatten, ist schnell berichtet:

Natürlich hatten wir es auf ehrliche Weise erworben. Als noch nicht ganz 14-Jähriger begann ich schon mit der Ferienarbeit, die damals noch gut zu bekommen war. Man musste nur wollen. Zunächst hatten mein Bruder und ich Unkraut auf den Tomatenfeldern der Firma Paas gejätet, Samen abgewogen und verpackt. Dem folgte ein jahrelanger Einsatz während der Schul- und Semesterferien bei der

Firma Blumberg und Co. Während dieser Zeit habe ich wertvolle Erfahrungen im Arbeitsleben gesammelt, die mir noch im späteren Berufsleben eine große Hilfe waren. Nachdem ich mich offenbar im Versand der Firma bewährt hatte, durfte ich am Band mitarbeiten, was vor allem durch die Akkordarbeit einen guten Lohn versprach. Dann ging es in die Setzerei. Damals wurden noch Druckvorlagen mit Bleibuchstaben gesetzt. Unter anderem gehörte es zu meinen Aufgaben, die aktuelle Fassung der Lohnsteuerkarten diverser Finanzämter vorzubereiten. Um - wie man meinte - gesundheitlichen Risiken vorzubeugen, hatte ich während der Arbeit reichlich Milch zu trinken. Jetzt war es nur noch ein kleiner Schritt zur selbständigen Bedienung einer Heidelberger Druckmaschine, deren Schnaufen und Zischen unvergesslich sind. Schließlich wurde ich als Auslieferfahrer eingesetzt und kam so fast durch das ganze Rheinland. Häufiges Ladegut waren Berge von Endlospapier, das in der aufstrebenden elektronischen Datenverarbeitung in unvorstellbaren Mengen benötigt wurde.

Doch zurück zu den Jugendjahren in Lintorf. Für Kinder der heutigen Zeit kaum noch vorstellbar sind wir ohne Auto, aber auch ohne Fernseher (ein gebrauchter Schwarz/Weiß-Fernseher mit Zimmerantenne kam erst zur Fußballweltmeisterschaft 1966 ins Haus) und erst recht ohne Computer aufgewachsen. Das gab Raum für eine intensive Entdeckung der näheren Umgebung. Da wir fast gleichaltrig waren, habe ich die meisten zum Teil halsbrecherischen Unternehmungen dieser Art mit meinem Bruder Martin unternommen. Zunächst einmal blieb kein Winkel des großen Gartens unentdeckt. Er war so groß, dass wir uns kleinere Radrennen um die wegen ihrer äußeren Form als Koteletten bezeichneten Rasenstücke liefern konnten. Mit Hammer, Axt, Nägeln und Sägen ausgestattet, haben wir uns dann eine Holzhütte zusammengezimmert, mit Eingangstür und Fenster versehen, die aber nie fertig werden konnte, weil uns immer etwas Neues an Um- und Ausbaumöglichkeiten einfiel. Im Hause hatte es uns der bereits erwähnte Dach-



Das Betriebsgelände der Firma Paas & Co (Samenzucht und -versand) in den 1960er Jahren. Am Waldrand verläuft der Breitscheider Weg. Ganz links am Bildrand das Haus „Am Kalter“, in dem der unvergessene Jean Frohnhoff lebte



Ein „Ausflug“ auf das Dach des Pfarrhauses. Links das Schiff der evangelischen Kirche, darüber ist der Turm von St. Anna zu erkennen. Rechts der Friedrichskothfen

boden angetan. Hier war auf einer acht mal vier Meter großen Holzplatte die Eisenbahn aufgestellt. Die Anlage verfügte nicht nur über mehrere miteinander verbundene Gleisringe, sondern war auch um eine bis ins Detail gestaltete Landschaft bereichert. Später kamen noch einige Lampenbögen hinzu, die elektrisch beleuchtet werden konnten. Das war aber auch schon die einzige Elektrik der gesamten Anlage. Die schon historisch zu nennenden Züge mussten per Hand geführt werden. Dabei bedurfte es allerlei Erfahrung und Geschick, um einen möglichst langen Zug sicher um die Kurven zu

bringen. Die Stunden und die Runden waren nicht zu zählen, die wir im oft schnellen Tempo um die Anlage gelaufen sind. Dabei haben wir auch im Winter die Kälte hingenommen. Um der Realität möglichst nahe zu kommen, erlaubte mein Vater hin und wieder trotz aller Brandgefahren, die Schornsteine der Lokomotiven mit brennenden Zigaretten zu bestücken. Das kam den Dampflokotiven sehr nahe, die in unseren Kindertagen immer ein Grund waren, vom Pfarrhaus aus vorbei am „Büdchen“ von Werminghaus (mit den Bonbons aus dem Glas...) zum naheliegenden Bahnüber-



Der Dachfirst des evangelischen Pfarrhauses. Rechts der heutige Konrad-Adenauer-Platz. Im Hintergrund die Karrenberg-Häuser und Schreibwaren Kellermann. Ganz links vor dem Bahnübergang erkennt man das „Büdchen“ von Werminghaus. Die beiden Bilder vom Dach entstanden im Jahre 1966

gang zu laufen, wenn sich ein solches Ungetüm schon von Weitem ankündigte.

Zudem war der Dachboden Lagerplatz für allerlei Möbel und Geräte aus kleineren Erbschaften in der Familie, aber auch von früheren Nutzern des Hauses, sodass sich das Stöbern immer wieder lohnte. Schließlich richtete sich mein Bruder Martin dort eine umfangreiche Werkstatt ein. Doch wir wollten noch höher hinaus und kamen eines Tages auf die Idee, durch eine Luke auf das flache Dach einer Zimmergaube zu steigen und uns von dort aus über die Dachziegel bis zum First hochzuarbeiten. Unsere Abenteuerlust war an diesem Tag erst gestillt, als wir über den Dachfirst auf den heutigen Konrad-Adenauer-Platz und weit über das Dorf sehen konnten. In ähnlich riskanter Weise lief auch die Besteigung des Kirchturms ab. Natürlich war uns bekannt, wo der Kirchenschlüssel lag, so dass wir uns ohne Wissen der Eltern den Zugang zum Turm verschaffen konnten. Zunächst führte eine gut begehbbare Holzstreppe zur Orgelempore. Jetzt hielten wir uns nicht damit auf, die Orgel anzuschlagen. Wir hatten eben Größeres vor. Weiter ging es über eher baufällige Stufen zu einer Dachluke, die zu öffnen kein Problem war. Darüber erhob sich der Teil des Kirchturms, der nur noch über auf schmalen Podesten anzustellende Leitern zu erreichen war. Teilweise mussten diese Leitern dazu auch erst aus der tiefer gelegenen Stufe auf die höher gelegene nachgezogen werden. Bei dieser Besteigung hatten wir auf die Zeit zu achten, denn wir wollten nicht gerade dann neben den Kirchenglocken stehen, wenn diese zu läuten anfangen. Und das war in früheren Jahren weit häufiger der Fall als heute; denn damals gehörte der regelmäßige Glockenschlag noch zum Alltag, ohne dass sich jemand gestört gefühlt hätte. Auch dieses Abenteuer, das zur Nachahmung ausdrücklich nicht empfohlen wird, haben wir heil überstanden und mit einer diebischen Freude die so erkämpfte Aussicht aus der Turmspitze genossen.

Sicher überrascht es jetzt nicht mehr, dass wir auch den Dachbo-

den des Kirchenschiffes gelegentlich unsicher machten. Hier bestand die Kunst darin, nicht neben die Balken zu treten, weil wir davon ausgingen, dann durch die Decke hinab ins Kirchenschiff zu stürzen. In Begleitung vieler Schutzengel ging alles gut. Von unseren kirchlichen Unternehmungen verrietten wir auch nichts der uns so vertrauten und lieb gewordenen langjährigen Küsterin Martha Gelbhardt, die in diesen Jahren noch regelmäßig zum Läuten in die Kirche kam. Lange Seile hingen herab, mit denen die Glocken in Schwung gebracht werden mussten. So mühsam das auch am Anfang war, zog das Gewicht der Glocken, wenn sie einmal in Schwung gebracht waren, uns am Seil mit auf und ab, wenn wir uns nur daran festhielten. Deshalb läuteten wir gern und lange unter der nachsichtigen Aufsicht unserer Tante Gelbhardt, wie wir sie liebevoll nannten.

Die Familie Gelbhardt wohnte am Ende unseres Gartens im Friedrichskothfen, in dem noch heute der evangelische Kindergarten untergebracht ist. Als Kindergartenkind hatte ich daher einen kurzen und sicheren Weg durch die Gärten. Eines Tages, so erzählte es meine Mutter gerne, war ich auf dem Rückweg vom Kindergarten einem eiskalten, schneidend scharfen Wind ausgesetzt. Kaum zu Hause angekommen holte ich mir einen Kochlöffel aus der Küche, ging vor die Tür und schlug

mit dem Kochlöffel heftig in den Wind. So angetroffen, von der Mutter befragt, was ich da mache, teilte ich kurz mit, dass ich dem Wind ein paar kräftige Schläge versetzen würde, weil er mir so weh getan hätte. Meine Mutter ließ mich gewähren und dem Wind hat das sicher nicht geschadet. Ebenso kurz war dann der Weg zur evangelischen Volksschule und dem damaligen Rektor Friedrich Wagner. Die Stallungen und Woh-

Volksschule hatte ich Frau Prillwitz als strenge, aber auch verständnisvolle Klassenlehrerin. Mit den kurzen Wegen war es aber vorbei, als ich das Gymnasium in Düsseldorf besuchte. Es war der Wunsch und der Stolz meines Vaters, seinen jüngsten Sohn auf die Schule zu schicken, die er vierzig Jahre zuvor selbst besucht hatte. Es handelte sich dabei um das altsprachliche/humanistische, seinerzeit noch staatliche Görres-



Die frühere Angermünder Straße. Rechts das evangelische Pfarrhaus, links das „Männerasyl“

nungen des Männerasyls direkt gegenüber dem Pfarrhaus waren längst abgerissen, so dass zwischen Wohnung und Schule nur die Straße und ein großer mit Gras bewachsener Platz lag, auf dem heute drei Hochhäuser stehen. Dieser Platz hat manches Zirkuszelt aufgenommen und eine zeitlang auch als Volksfestplatz (Kirmes) gedient. Alle vier Jahre in der

Gymnasium, das an der Königsallee in einem Gebäude liegt, das zurzeit mit erheblichem Aufwand renoviert wird. Bei dem nun zunehmenden Fahrzeugaufkommen konnte die Busfahrt am Morgen auch einmal anderthalb Stunden dauern. Die Freizeit war jetzt knapp bemessen. Dennoch nahm das Fahrradfahren immer noch einen sehr breiten Raum ein, zunächst auf alten Rädern aus der Vorkriegszeit. Touren in der näheren Umgebung schlossen sich große Fahrten auf der Romantischen Straße oder entlang des Rheins an. Dem Fahrrad bin ich bis heute verbunden geblieben. Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter fahre ich mit dem Rad ins Büro.

Wie die Jugendjahre prägen, zeigt sich besonders an Weihnachten. Das große Wohnzimmer des Pfarrhauses hatte eine Raumhöhe von 3,80 m. Mit erheblichem Aufwand standen dort alljährlich Weihnachtsbäume, die in einer Neubauwohnung keinen Platz mehr finden könnten. Häufig wurde die Spitze der Bäume noch gekürzt, damit ein mächtiger unterer Kranz an Zweigen nicht verloren ging. Es war Tradition, dass dieser Baum



Nach dem Abriss des Asyls und vor dem Bau der Hochhäuser diente der Konrad-Adenauer-Platz oft als Kirmes- oder Zirkusplatz

mit zahlreichen Wachskerzen bestückt wurde, die mein Vater mit Sorgfalt aufsteckte. Dabei war er nicht ohne Ehrgeiz, die Anzahl der Kerzen vom Vorjahr noch zu übertreffen. Wunderschöne Bäume, wie z. B. eine Blautanne, sind in ihrer weihnachtlichen Pracht unvergessen geblieben. Das Leuchten von 60 bis 90 Kerzen und die von ihnen ausgehende wohlige Wärme haben zum weihnachtlichen Geschehen viel beigetragen. Wenn auch gerade das Weihnachtsfest für einen Pfarrer eine Hauptarbeitszeit ist, der Vater also häufig in die „Werkstatt“ musste, wie wir die Kirchen in Lintorf und Angermund nannten, während andere Familien längst vereint zusammensaßen, habe ich die feierliche, friedvolle Stimmung dieses Festes nicht entbehrt. So ist es auch in meiner Familie zur Tradition geworden und auch meine Kinder bestehen mit Nachdruck darauf, dass der Weihnachtsbaum in unserem allerdings nun doch sehr viel niedrigeren Wohnzimmer bis zur Decke reichen muss, einen stattlichen Umfang hat und mit

vielen Wachskerzen bestückt wird.

In meinen Kinder- und Jugendjahren gab es manche heute lieb gewordene Annehmlichkeit nicht. Vieles war unbequem und harte Arbeit etwa im Haushalt gefordert. Ich denke da nur an die große Kochwäsche, wozu erst einmal im Keller kaltes Wasser in einem Kessel über einer Feuerstelle erhitzt werden musste. Die Wäsche kam dann in das kochende Wasser und wurde mit einem Holzstab gerührt, wobei die Brillengläser meiner Mutter beschlagen waren, denn im ganzen Wäschekeller dampfte es mächtig. Nach dem Ende der Kochzeit kam die Wäsche in eine immerhin schon elektrisch betriebene „Wäscheschleuder“, in der sich in der Mitte drei Holzstäbe so hin und her bewegten, dass die Wäsche in Bewegung kam. Danach wurde sie in ein Kaltwasserbecken herübergehoben und gespült. Jetzt kam sie auf die Leine, bei schönem Wetter im Garten, weshalb die nasse (eine Waschmaschine mit Schleudergang gab

es nicht) und deshalb schwere Wäsche in Körben ins Freie geschleppt werden musste.

Im Herbst wurde nach der Ernte stundenlang eingeweckt. Die Holzböden wurden rot gewachst und anschließend gebohrt. Es wurde gekocht und gebacken. Backmischungen waren unbekannt. Es wurde fast alles genäht (weshalb es auch ein Fachgeschäft für Stoffe, Knöpfe usw. gab), worunter ich auch mal gelitten habe, weil ich andere modische Vorstellungen hatte. Wenn es damals auch leichter war, tatkräftige Hilfen im Haushalt zu finden, nötigt es doch allen Respekt ab, was vor allem die Mütter leisten mussten. Meine Mutter hat nicht nur alles dies bewältigt, sondern, wie das damals auch als selbstverständlich angesehen wurde, die Arbeit meines Vaters tatkräftig unterstützt.

Es gäbe noch vieles zu berichten, wofür hier aber nicht der Raum ist. Es bleibt aber festzuhalten: Es waren schöne Jahre damals daheim.

Reinald Bever

Große PORTAS-Ausstellung für Ihre Modernisierungswünsche!



Türen Haustüren
Küchen Badmöbel

Erleben Sie die Perfektion und Vielfalt der PORTAS-Renovierungstechnik am Beispiel von original renovierten und modernisierten Türen, Haustüren, Küchen und Badmöbeln. Wir beraten und demonstrieren. Sie werden von der Qualität und Verarbeitung begeistert sein.

PORTAS
Dabei erhalten. Neues gestalten.

Besuchen Sie uns. Erleben Sie PORTAS. Der weiteste Weg lohnt sich!

Konrad Mende GmbH
Breitscheid, An der Pönt 51, ☎ 02102/17730
zwischen „Blumen Schley“ und dem SB-Warenhaus „real“

PORTAS - Ihr Renovierer Nr. 1 - 500 x in Europa

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2005.

Verein
Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Eduard Mörike

* 8. September 1804
Ludwigsburg

† 4. Juni 1875
Stuttgart



Eduard Mörike nach einer Lithographie von Bonaventura Weiß, 1851

Begegnung

Was doch heut' nacht ein Sturm gewesen,
Bis erst der Morgen sich geregt!
Wie hat der ungebetne Besen
Kamin und Gassen ausgefegt!

Da kommt ein Mädchen schon die Straßen,
Das halb verschüchtert um sich sieht;
Wie Rosen, die der Wind zerblasen,
So unstet ihr Gesichtchen glüht.

Ein schöner Bursch tritt ihr entgegen,
Er will ihr voll Entzücken nahn:
Wie sehn sich freudig und verlegen
Die ungewohnten Schelme an!

Er scheint zu fragen, ob das Liebchen
Die Zöpfe schon zurecht gemacht,
Die heute nacht im offnen Stübchen
Ein Sturm in Unordnung gebracht.

Der Bursche träumt noch von den Küssen,
Die ihm das süße Kind getauscht,
Er steht, von Anmut hingerissen,
Derweil sie um die Ecke rauscht.

50 Jahre Kreuzherren wieder in Deutschland

40 Jahre Kreuzherren in Lintorf

Am 28. Juni 2004 wurde Pater Chris Aarts, der Pfarrer der Lintorfer Gemeinde St. Anna und St. Johannes, 70 Jahre alt. Er hatte für diesen Tag alle, die mit ihm seinen Geburtstag feiern wollten, für 19 Uhr zu einem Gottesdienst in die St. Johannes-Kirche eingeladen, um dann anschließend mit ihnen den Abend im Pfarrsaal zu verbringen.

Nicht nur aus der eigenen und der ehemaligen Pfarrgemeinde in Wuppertal, sondern auch aus den Nachbargemeinden waren viele Freunde, Bekannte, Vertreter aus den Vereinen, Verbänden und der Politik zum Gottesdienst gekommen, so dass die St. Johannes-Kirche die Messbesucher kaum fassen konnte.

Nach dem Gottesdienst ging es in den Pfarrsaal, der viel zu klein war; doch wegen des guten Wetters konnte der Innenhof mitgenutzt werden. Die vielen Glück- und Segenswünsche wollten kein Ende nehmen. Die Vorträge, „Ständchen“ und Darbietungen gingen bis in den späten Abend hinein und zeugen nicht nur von dem hohen Bekanntheitsgrad des Jubilars, sondern vor allem davon, wie er angenommen und geschätzt wird.

Pater Aarts kam am 1. Februar 1985 als Pfarrer in die St. Johannes-Gemeinde und ist somit fast 20 Jahre in Ratingen-Lintorf tätig. Er gehört genauso dem Orden der Kreuzherren an wie schon seine Vorgänger als Pfarrer: Pater Jacobus van Gestel und Pater Nico van Rijn.

Einige Wochen vorher bekam ich von Pater Aarts das Buch „50 Jahre Kreuzherren in Deutschland, 1953-2003“⁽¹⁾ mit der Bemerkung: „Das wird dich sicherlich interessieren“, geschenkt. Und wie mich dieses Buch interessierte! Wurden doch damit viele Erinnerungen an Ereignisse wieder wach, die ich in Verbindung mit den Kreuzherren erlebt habe.

Damit wurde mir auch klar, dass es die Kreuzherren - bis auf eine kurze Unterbrechung - seit mehr



Wappen des Kreuzherrenordens

als 40 Jahren in Lintorf gibt. Denn mit Pater Koos Kok kam der erste Kreuzherr im April 1962 nach Lintorf, um die damals zwar schon geplante, aber noch nicht existierende Filiationkirche von St. Anna, „St. Joannis Maria Vianney, Pfarrer von Ars“, zu betreuen.

Nachdem nun die St. Johannes-Kirche im Lintorfer Norden gebaut und am 19. Dezember 1965 benediziert worden war, besteht hier seit Mai 1968 auch offiziell ein Kreuzherrenkloster.

Dennoch werden einige sagen: „Die St. Johannes-Kirche in Lintorf kenne ich wohl“, doch auch: „Wer sind diese Kreuzherren? Kreuzherren, den Namen habe ich noch nie gehört“.

Auch wenn dieser Orden der Kreuzherren immer relativ klein war, besteht er seit fast 800 Jahren, und seit mehr als 700 Jahren gibt es die Kreuzherren in Deutschland. 1298 wurde die erste Niederlassung im nahe gelegenen Wuppertal - Beyenburg gegründet.

Wer sind nun die Kreuzherren?

Wie haben sie sich bis 1812 in Deutschland entwickelt und wie kamen sie 1953 wieder nach Deutschland zurück? Wie kam es dazu, dass die Kreuzherren ausgerechnet in Lintorf ein Kloster gründeten und welche Kreuzherren arbeiteten in Lintorf? Hierüber soll kurz berichtet werden.

Der Ursprung der Kreuzherren liegt im dreizehnten Jahrhundert. Im Jahre 1210 zogen sich einige Männer unter der Leitung von Theodor von Celles in eine kleine Kapelle in dem Städtchen Huy an der Maas (heute Belgien) zurück und bauten dort ein Kloster. Sie waren zutiefst betroffen von den Nöten ihrer Zeit, von den Missständen in Kirche und Gesellschaft. Theodor von Celles hatte sich zuvor im Gefolge des Lütticher Bischofs Radulphus von Zähringen am dritten Kreuzzug (1189 - 1191) beteiligt. Er hatte dabei die Erfahrung gemacht, dass man mit dem Schwert keine Menschen für Christus gewinnen kann. Die Begeisterung für die Sache des Kreuzes hatte sich ihm jedoch unauslöschlich eingeprägt. Und so wurde „die Sache des Kreuzes“ das Leitmotiv der Spiritualität der Ordensgründer. Sie bezeichneten sich als „Orden vom Heiligen Kreuz“ (ordo sanctae crucis, Abk.: o.s.c.). Ihre pastorale und soziale Sorge galt vor allem den Kreuz-

1) Martien Jilesen, Heinz von Berlo, „50 Jahre Kreuzherren in Deutschland, 1953 - 2003, Personen, Gemeinschaften, Ereignisse, Erinnerungen, Zusammenhänge, Deutungen“, Bonn, März 2004



Der selige Theodorus von Celles, Gründer des Kreuzherren-Ordens. Holzschnitzarbeit aus den 1950er Jahren von Pater Jakobus van Gestel, o.s.c.

fahrern, Pilgern und Armen. Die Kreuzherren leben seit ihrer Gründung nach der Klosterregel des heiligen Augustinus und zählen somit zu den Augustiner-Chorherren. Sie versuchen, Klosterleben und Chorgebet mit aktiven Aufgaben der Seelsorge zu verbinden.

1248 erhielt der Orden die päpstliche Anerkennung durch Papst Innozenz IV. Es entstanden Niederlassungen im heutigen Belgien, in den Niederlanden sowie in Frankreich, England und Deutschland; allein in Deutschland gab es einundzwanzig Klöster, die alle im Rheinland oder in Westfalen lagen. 1298 erfolgte die erste deutsche Gründung in Beyenburg bei Wuppertal; danach 1307 Köln, 1438 Düsseldorf, 1486 Ehrenstein an der Wied und 1499 Duisburg, um nur einige Kreuzherrenklöster in unserem Umkreis zu nennen. Die Kreuzherren - auch Kreuzbrüder genannt - hatten damals das einzige Männerkloster in Düsseldorf mit der Wallfahrtskirche „Maria vom Siege“. Noch heute erinnert der Name der Kreuzherrenkirche an diese Zeit in Düsseldorf.

Trotz Reformation, Pestepidemien und andauernder Kriege (u.a. des niederländischen Freiheitskampfes und des 30-jährigen Krieges) konnten sich die Kreuzherren über Jahrhunderte behaupten. Doch durch Heinrich VIII. wurden alle Klöster in England geschlossen, die Französische Revolution und die darauf folgende Säkularisation im Jahre 1803 bedingten die Auflösung aller Kreuzherrenklöster in Deutschland, Frankreich und den südlichen Niederlanden. Nur zwei Klöster in den Niederlanden konnten überleben: St. Agatha bei Cuyk und Uden in Brabant. Sie waren die Basis für das erneute Erstarren des Ordens.

Das letzte Kreuzherrenkloster, das in Deutschland aufgelöst wurde, war Ehrenstein im Jahre 1812. Seitdem war die Tätigkeit des Kreuzherren-Ordens in Deutschland unterbrochen, bis 1953 der Orden wieder nach Deutschland zurückkehrte.

Die Kreuzherren kamen auf Bitte von Josef Kardinal Frings wieder nach Deutschland zurück, und der damalige General des Ordens, Wilhelmus van Hees, kam dieser Bitte nach. Schon 1953 litt Deutschland an Priestermangel, und so war es

die Absicht der Kreuzherren, der Kirche in Deutschland bei der Seelsorge zu helfen, aber auch um den Orden in Deutschland aufs Neue zu etablieren.

Die ersten Patres und Brüder konnten in Ehrenstein an der Wied (Westerwald) und kurz darauf in der Pfarrei St. Ursula in Wuppertal - Elberfeld wieder Fuß fassen. Mit dem Kloster Ehrenstein erhielten sie eines ihrer ehemaligen Klöster zurück, dem noch 1963 mit Wuppertal - Beyenburg ein weiteres folgen sollte.

Das Kloster St. Ursula in Wuppertal - Elberfeld ist sozusagen das „Mutterkloster“ der Kreuzherren in Deutschland geworden. Die meisten Kreuzherren in Deutschland haben kürzere oder längere Zeit in diesem Kloster zugebracht, und von diesem Kloster aus wurden sie in andere Regionen und Niederlassungen ausgesandt.

In diesen fünfzig Jahren waren insgesamt 62 Kreuzherren in Deutschland, davon allein 48 mit niederländischer Nationalität. Sie lebten und arbeiteten in dreizehn verschiedenen Niederlassungen. Heute allerdings gibt es nur noch 16 Kreuzherren in Deutschland, und von den dreizehn Niederlassungen gibt es nur noch vier: St. Ursula in Wuppertal - Elberfeld, Kreuzherrenkloster Steinhaus in Wuppertal - Beyenburg, St. Odilia in Bonn - Beuel und St. Johannes in Ratingen - Lintorf.

In den vergangenen 50 Jahren war der Schwerpunkt des pastoralen Betätigungsfeldes sicherlich die Pfarrseelsorge, aber auch die Seelsorge in Krankenhäusern, in Schulen durch Religionsunterricht, im Gefängnis, Seelsorge bei

Studenten und Jugendlichen, Berufungspastoral und Telefonseelsorge sowie Pastoral durch Besinnung und Exerzitien gehörten mit zu ihrem Arbeitsfeld.

Eine Aufgabe, die die Kreuzherren übernehmen wollten, aber nicht verwirklichen konnten, beginnt - so seltsam es klingen mag - „an der Autobahn“ und ist der Grund, warum sich die Kreuzherren im Dekanat Ratingen niedergelassen haben.

In der Nähe des Autobahnkreuzes Breitscheid sollte in den 1950er Jahren ein religiöses Zentrum unmittelbar an der damals schon stark befahrenen Autobahn A3 für die Benutzer der Autobahn entstehen. Dieses Zentrum sollte eine Art „Offene Tür“ für Autofahrer sein, bestehend aus Autobahnkirche mit angegliedertem Kloster, rund 300 Parkplätzen und einer Raststätte. In dieser Zeit des „Wirtschaftswunders“ und der zunehmenden Mobilität drängte sich der Gedanke der Autobahn-Seelsorge auf. Hier sollte „nicht nur eine materielle Tank- und Raststätte, sondern in erster Linie eine Stätte für die Seele, die Ruhe braucht“, entstehen.

Im Jahre 1957 erklärten sich die Kreuzherren bereit, diesen Plan zu realisieren. Am 28. Dezember 1960 wurde Pater Carl Fischer mit der Verwirklichung dieser Aufgabe betraut und zum Rektoratspfarrer für Breitscheid ernannt. Im Februar 1961 wurde ihm Jacobus van Gestel zur Seite gestellt. Sie übernahmen damit die kleine Breitscheider Pius-Gemeinde (Papst Pius X. 1903-1914) nebst einer Notkapelle, die aber bald in „St. Christophorus“ - Patron und



Die Pfarrkirche St. Christophorus in Breitscheid mit dem „Roten Turm“ und dem Pfarrzentrum. Ganz rechts das Pfarrhaus.



Dechant Wilhelm Veiders (rechts) und Pater Koos Kok o.s.c. bei der Grundsteinlegung der Pfarrkirche St. Joannis Maria Vianney, Pfarrer von Ars, am 12. Juli 1964

Schutzheiliger der Reisenden und Autofahrer- umbenannt wurde.

Das Projekt der Autobahnkirche scheiterte aber letztendlich an der Grundstücksfrage und Zufahrt zur Kirche. Dennoch leitete Pater Carl Fischer die Pfarrgemeinde trotz eines schweren Autounfalls, von dem er sich nie wieder richtig erholte, bis zum Jahre 1977. Er verstarb im April 1978 an einem Herzinfarkt. In seine Zeit fällt der Bau des Breitscheider Pfarrzentrums mit der Fertigstellung im Jahre 1975, das weniger auf eine Autobahnkirche, mehr schon auf den Ort Breitscheid ausgerichtet war. Vor 25 Jahren, im September 1979, konnte dann auch die Kirche eingeweiht werden, die wegen ihrer auffallenden Dachkonstruktion vielen unter dem Namen „Roter Turm“ bekannt ist.

Nachfolger Carl Fischers wurde Pater Nico van Rijn, und im Jahre 1982 übernahm für kurze Zeit Pater Julius Dürlich das Pfarramt. Schließlich wurde die St. Christophorus-Gemeinde 1985 wieder an die Diözese zurückgegeben. Doch die Absicht der Kreuzherren, in Breitscheid eine Autobahnkirche zu betreuen, hatte Auswirkungen auf einige Pfarreien der Umgebung Breitscheids. So übernahmen die Kreuzherren in dieser Zeit die Pfarreien St. Johannes in Lintorf, St. Joseph in Kettwig vor der Brücke, St. Laurentius in Mintard (Mülheim) und Christus-König in Essen-Haarzopf, aber auch die Klinikseelsorge in Essen-Kettwig. Insgesamt waren von 1960 bis heute 16 Kreuzherren in unserer

Region tätig. Mittlerweile ist aber nur noch Pater Chris Aarts hier, und bis auf St. Johannes in Ratingen-Lintorf sind alle vorgenannten Seelsorgebereiche von den Kreuzherren wieder zurückgegeben worden.

Die Geschichte der Kreuzherren in Lintorf beginnt damit, dass der damalige Pfarrer der Lintorfer St. Anna-Kirche, Dechant Wilhelm Veiders, für die neu zu errichtende Fi-

lialkirche im Lintorfer Norden einen Seelsorger suchte. Er bat die Kreuzherren um Hilfe, und Pater Koos Kok, der dem Kloster Breitscheid angehörte, wurde ab April 1962 mit dieser Aufgabe betraut. Pater Kok hat in der Zeit seiner Seelsorgearbeit in Lintorf sowohl den ersten Spatenstich (24. 11. 1963) als auch die Grundsteinlegung (12. 7. 1964) der „St. Joannis Maria Vianney-Kirche“ miterlebt. Somit waren die Kreuzherren von Anfang an mit der St. Johannes-Gemeinde in Lintorf verbunden, und dies ist bis heute so.

Als Pater Kok wegen weiterer Studien in Münster 1964 Lintorf verließ, wurde Pater Jan Rooyackers im Oktober des gleichen Jahres Kaplan in Lintorf und übernahm die seelsorgerische Arbeit bis etwa Mitte 1965. Am 19. Dezember 1965 wurde die St. Johannes-Kirche benediziert. Nach einer kurzen Phase, in der der Lintorfer Norden nicht von den Kreuzherren betreut wurde, übernahm am 23. März 1966 Pater Jacobus van Gestel aus dem Breitscheider Kloster auf Bitten des Dechanten Veiders die Seelsorge. Nach der Konsekration der St. Johannes-Kirche



Die Pfarrkirche St. Johannes in Lintorf, Mittelpunkt des Kreuzherrenklosters



Pater Julius Dürlich, o.s.c.
Pfarrer von St. Johannes 1982 bis 1983

im Jahre 1969 wurde 1971 die Pfarre selbstständig, und Pater Jacobus van Gestel wurde ihr erster Pfarrer. Nachdem ihm schon 1968 Bruder Anton Tunnissen als Küster und Haushalter zur Seite gestellt wurde und bis 1976 in Lintorf blieb, kam 1971 auch Pater Cornelius van de Molen als Kaplan nach Lintorf, der für beide Lintorfer Pfarreien, St. Johannes und St. Anna, eingesetzt war. Cornelius van de Molen wurde dann am 15. April 1972 Pfarrer in St. Joseph in Kettwig vor der Brücke.

Nach gut einem Jahr als Pfarrer wurde Pater Jacobus van Gestel auf eigenen Wunsch im September 1972 von seinem Amt als Pfarrer entpflichtet. In dieser ersten Phase der St. Johannes-Gemeinde hat er viel für ihren Aufbau getan. Er blieb der Gemeinde danach als Subsidiar erhalten und kümmerte sich vor allem um die Alten, Kranken und Einsamen, bis er unerwartet am 6. Mai 1987 verstarb.

Als Pfarrer folgte ihm am 26. September 1972 Pater Nico van Rijn. Das, was Pater van Gestel angefangen hatte, baute Pater van Rijn weiter auf und aus. Das Pfarrgemeindeleben blühte auf, nicht zuletzt auch wegen der Errichtung eines neuen Pfarrzentrums (1976). Neben Pater van Gestel stand ihm seit 1975 Bruder Hubertus Erkamp (Bruder Huub) als Hausmeister und Küster zur Seite, der bis 1989 in Lintorf blieb.

Doch Pater van Rijn erhielt weitere Aufgaben hinzu. So wurde er nach dem Weggang und Tod (24. 4. 1978) von Pater Fischer zusätz-

lich noch Pfarrer von St. Christophorus in Breitscheid und St. Laurentius in Mintard im Jahre 1979. Ein Jahr vorher war er zum Provinzial-Vikar der deutschen Kreuzherren und 1981 zum Proprovinzial der Kreuzherren für Deutschland gewählt worden.

Eine solche Fülle von Aufgaben ist für einen Menschen auf die Dauer kaum zu verkraften. Darum wechselten Pater Julius Dürlich, der schon seit 1978 Kaplan in St. Christophorus Breitscheid war, und Pater van Rijn ihre Ämter, so dass 1982 Pater Julius Dürlich Pfarrer von Breitscheid und Lintorf wurde.

Doch auch für Pater Dürlich wurde der Aufgabenbereich zu groß, so dass er am 1. Mai 1984 aus Gesundheitsgründen ausscheiden musste und nun wieder Pater Nico van Rijn vorläufig zum Pfarrer ernannt wurde. Zu Beginn des Jahres 1985 wurde er als Pfarrer von St. Johannes und St. Christophorus entpflichtet und wechselte nach Bonn-Beuel.

Im Jahre 1985 hoben die Kreuzherren das Kloster Breitscheid zwar auf und gaben die St. Christophorus-Gemeinde wieder an das Erzbistum Köln zurück, doch damit war das Kapitel der Kreuzherren für Lintorf nicht beendet. Von der Idee getragen, nicht nur

die Pfarrseelsorge zu übernehmen, sondern dem Ordensverständnis entsprechend wieder ein Klosterleben aufzubauen, das durch religiöse Gemeinschaft und Besinnung gekennzeichnet ist, sollte in Lintorf ein erweitertes Kloster, auch Regionalkonvent genannt, entstehen. Dazu kamen am 1. Februar 1985 Pater Christian Aarts als Pfarrer und Pater Martien Jilesen als Subsidiar neben Pater Jacobus van Gestel und Bruder Hubertus Erkamp zusätzlich nach Lintorf. Diesem Regionalkloster gehörten ebenfalls noch Pater Cornelius van de Molen und Bruder Walter Vermaat aus der Pfarre Kettwig vor der Brücke, Pater Carl de Groen aus Essen-Haarzopf und der Klinikseelsorger in Essen-Kettwig, Pater Johannes Feller, an.

Doch schon bald wurde diese Gemeinschaft wieder kleiner. Sowohl der Tod von Pater Jacobus van Gestel (1987) und Pater Carl de Groen (1989) als auch die Rückkehr von Bruder Hubertus Erkamp nach Holland (1989), ließ die Gemeinschaft kleiner werden. Nachdem auch Pater Jilesen 1992 nach Asbach umgezogen war, betreute seit dieser Zeit Pater Chris Aarts die Lintorfer Pfarrgemeinde alleine.

Seit Aufgabe der Pfarrei St. Joseph in Kettwig vor der Brücke (1996) und dem Weggang von Klinikseelsorger Pater Feller im Jah-



Von links: Bruder Hubertus Erkamp, Pater Chris Aarts, Pater Jacobus van Gestel, Pater Martien Jilesen



Pfarrer Franz Mezen (links)
und Pater Chris Aarts

re 2001 ist nunmehr Pater Chris Aarts alleiniger Kreuzherr in unserer Region.

Sein Aufgabengebiet ist im Laufe der Jahre nicht kleiner geworden. Nach dem Ausscheiden von Franz Mezen als Pfarrer von St. Anna betreut Pater Aarts die St. Anna-Gemeinde mit, und seit dem Jahre 2001 sind beide Pfarren zu einer Gemeinde zusammengelegt mit etwa 6500 Gläubigen. Darüber hinaus leitet Pater Aarts seit dem Jahre 2003 den neu konstituierten Seelsorgebereich Angerland mit den weiteren Gemeinden St. Bartholomäus in Hösel und St. Christophorus in Breitscheid. Im Dekanat Ratingen ist er stellvertretender Dechant.

Wie eingangs schon ausgeführt, ist Pater Chris Aarts im Juni 70

Jahre alt geworden. Anlässlich seines Geburtstages hatte er sich kein persönliches, sondern „ein Geschenk an alle Lintorferinnen und Lintorfer“ gewünscht, eine Turmuhr für die St. Anna-Kirche. Der Spendenerlös war „überwältigend“, so dass damit die gesamten Kosten abgedeckt werden konnten. Ende August wurden die vier Teiluhren eingebaut, welche die Erbauer der Kirche schon damals vor 126 Jahren vorgesehen hatten. Pater Aarts konnte damit seine Idee verwirklichen, dass nunmehr nicht nur die St. Johannes-Kirche, sondern auch die St. Anna-Kirche mit einer Kirchturmuhren ausgestattet ist. „Die Kirchturmuhren will uns allen die Stunden zeigen und tagsüber auch schlagen und uns immer wieder an die Zeit erinnern, die eine Gabe Gottes ist.“²⁾

Das Alter von 70 Jahren bedeutet aber auch für einen Pfarrer, über das Ausscheiden aus dem aktiven Dienst nachzudenken. Damit wird das Ende der Niederlassung des Kreuzherrenordens für Lintorf absehbar; denn eine Nachfolge aus dem Kreuzherrenorden ist nicht erkennbar. Somit geht eine Ära von über 40 Jahren Kreuzherrentätigkeit in der Region Ratingen dem Ende entgegen. Auch bei den Kreuzherren macht sich der Priestermangel deutlich bemerkbar.

Der immer schon relativ kleine Orden zählte in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts noch über 700 Mitglieder, heute sind es weltweit etwa 500 Kreuzherren, und der Nachwuchs ist nur noch in den

südlichen Erdteilen (Afrika, Asien, Südamerika) zu finden.

Die Kreuzherren haben in ihrem über 50-jährigen Wirken in Deutschland viel für die Kirche und ihre Menschen getan. Sie haben gezeigt, wie in einer Zeit des Umbruchs und der sich schnell verändernden Welt Kirche verwirklicht und Glauben gelebt werden kann.

Dabei waren sie offen für alle Bereiche des Pfarrlebens und auch für diejenigen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Offenheit und Liebe fanden aber auch diejenigen, die nicht unbedingt als brave und „perfekte“ Christen gelten mochten. Auch mit diesen Menschen gemeinsam Wege der Barmherzigkeit zu gehen, dazu waren die Kreuzherren bereit. Das wurde an ihnen besonders geschätzt.

Gemäß ihrem Leitspruch „In Cruce Salus - Im Kreuz ist Heil“ wollen sie den gekreuzigten und auferstandenen Christus verkünden. Sie möchten nicht einen strafenden Gott, sondern die Botschaft des barmherzigen und liebenden Gottes den Menschen nahe bringen.

Michael Lumer

2) Chris Aarts, „Pfarnachrichten St. Anna und St. Johannes (Pfr. von Ars)“, Nr. 15, vom 30. 8. - 12. 9. 2004

Literatur:

- 1) 1965 -1985, St. Johannes (Pfarrer von Ars), Ratingen-Lintorf, Pfarrbrief 4/1985
- 2) Katholische Kirchengemeinde St. Johannes (Pfr. v. Ars), 1965-1990, Festschrift zum 25. Jubiläum, Ratingen-Lintorf 1990
- 3) Martien Jilesen, Heinz von Berlo, „50 Jahre Kreuzherren in Deutschland, 1953 - 2003, Personen, Gemeinschaften, Ereignisse, Erinnerungen, Zusammenhänge, Deutungen“, Bonn März 2004
- 4) Michael Lumer, 30 Jahre Katholische Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars, Die Quecke Nr. 65, Ratingen-Lintorf 1995, S. 106-113
- 5) Pater Dr. Ger. Q. Reijners, Ordo Sanctae Crucis, Die Geschichte des Kreuzherrenordens, Die Quecke Nr. 65, Ratingen-Lintorf 1995, S. 114-116
- 6) Pfarnachrichten St. Anna und St. Johannes (Pfr. von Ars), Nr. 15, vom 30.8.-12.9.2004
- 7) Pfarnachrichten St. Anna und St. Johannes (Pfr. von Ars), Nr. 16, vom 13.9.-26.9.2004



Pater Chris Aarts beim Einbau der neuen Turmuhr von St. Anna am 31. August 2004

Durch das Kreuz zum Licht

Zum Tode von Pater Nico van Rijn

Am Dienstagabend, dem 14. September, am Fest der Kreuzerhöhung, verstarb nach langer, schwerer Krankheit Pater Nico van Rijn im Alter von 73 Jahren in Bonn. Er war langjähriger Pfarrer der St. Johannes-Gemeinde in Lintorf und von St. Christophorus in Breitscheid. Obwohl er schon 1985 von Lintorf nach Bonn wechselte, haben ihn noch viele in guter Erinnerung.



Pater Nico van Rijn O.S.C.
1931 – 2004

Nico van Rijn wurde als ältestes von zehn Kindern am 3. März 1931 in Honselersdijk/Naaldwijk in den Niederlanden geboren. Schon früh stand sein Entschluss, Priester zu werden fest, ebenso wurden schon früh seine Sympathien für die Kreuzherren geweckt. Bei den Kreuzherren in Uden studierte Nico van Rijn von 1946 bis 1952, um dann anschließend in das Noviziat in Neeritter einzutreten. Die Einkleidung war am 28. 8. 1952, und genau ein Jahr später legte er seine Ordensprofess ab. Nach dem Philosophiestudium in Zoeterwoude erfolgte das Theologiestudium in St. Agatha von 1955 bis 1959. In diese Zeit fallen auch seine ewige Profess (28. 8. 1956) und am 26. 7. 1958 seine Priesterweihe.

Nach seiner Ausbildung bekam er den Auftrag, nach Deutschland zu gehen. Im Laufe seines Lebens hat er fast allen Niederlassungen der Kreuzherren in Deutschland an-



Pater Nico van Rijn (rechts) als Gratulant beim 80. Geburtstag von Dechant Veiders im Jahre 1972. Stehend: Pfarrer Wilfried Bever von der Evangelischen Kirchengemeinde

gehört: 1959 Ehrenstein, 1959 – 1963 Wuppertal-Elberfeld als Kaplan, 1963 – 1967 Bonn-Beuel als Kaplan in Küdinghoven, 1967 – 1970 Neuss als Pfarrer von Heilig Geist, 1970 – 1972 Wuppertal als Kaplan in St. Laurentius, 1972 – 1985 Ratingen-Lintorf als Pfarrer von St. Johannes und von 1979 – 1985 zusätzlich noch als Pfarrer von St. Christophorus, Breitscheid, und St. Laurentius, Mintard, 1985–1991 als Kaplan von Heilig Kreuz in Bonn-Limperich, 1991–2001 hier als Pfarrer und danach – bedingt durch seine schwere Krankheit – wieder als Kaplan.

Im Jahre 1972 wurde er Pfarrer in Lintorf, das er schon bei einer sechswöchigen Aushilfe im Jahre 1960 kennengelernt hatte. Er baute weiter auf, was sein Vorgänger im Amt als Pfarrer, Pater Jacobus van Gestel, in dieser noch recht jungen Gemeinde begonnen hatte. In seine Zeit fällt der Bau des Pfarrzentrums der St. Johannes-Gemeinde, aber auch die Einweihung der St. Christophorus-Kirche in Breitscheid.

Nicht nur für die Lintorfer Pfarrei St. Johannes war Pater Nico van Rijn ein Glücksfall. Er hat es verstanden, in der Öffentlichkeit und im Stillen den Pfarrangehörigen das Gefühl der Geborgenheit zu vermitteln und die ehrenamtliche Arbeit in der Pfarrei zu fördern. Ein

besonderes Anliegen war ihm dabei die Kinder- und Jugendseelsorge, für die er sich sehr eingesetzt hat. Aber auch die anderen kirchlichen Vereine kamen dabei nicht zu kurz.

Neben den Aufgaben in der Seelsorge hatte Pater van Rijn noch viele Funktionen im Orden: Zunächst 1975 zum Mitglied des „Generalen Rates“ berufen, war er von 1978 – 1981 Provinzial-Vikar und von 1981 – 1991 Proprovinzial der deutschen Kreuzherren. Dazu hatte er lange Zeit das Amt des proprovinzialen Ökonomen inne.

Nico van Rijn blieb bis zur Vollendung seines 70. Lebensjahres Pfarrer von Bonn-Limperich. Ende 2001 wurde er von diesem Amt entpflichtet, weil eine schon lange Jahre bestehende Leukämie die weitere Seelsorge verhinderte. In den letzten Jahren zeigten sich an den verschiedensten Stellen seines Körpers Krebstumore, doch hat er nie den Lebensmut aufgegeben. Als er hören musste, dass er unheilbar krank sei, hat er auch dieses angenommen.

Über seinen Lebensweg schreibt er im Jahre 2003 in seiner Biographie:

„Ich bin froh, für meine Mitmenschen in den Gemeinden Seelsorger gewesen zu sein und habe es keinen Tag bereut, Priester und Ordensmann gewesen zu sein.“

Michael Lumer

50 Jahre „neue“ Johann-Peter-Melchior-Schule in Lintorf

Seit vielen Jahren schreibt unser Autor **Hans Lumer** regelmäßig wichtige Beiträge für unsere „Quecke“, die für die Aufarbeitung der Ortsgeschichte von großer Bedeutung sind. Am 22. Juni 1924 in Essen-Borbeck geboren, konnte er in diesem Sommer mit vielen Freunden, Verwandten und Bekannten seinen **80. Geburtstag** feiern.

Im Jahre 1947 kam er als Junglehrer nach Lintorf, um hier 39 Jahre lang die Kinder der Johann-Peter-Melchior-Schule und der Heinrich-Schmitz-Schule zu unterrichten.

Schon bald nach seiner Ankunft engagierte sich Hans Lumer ehrenamtlich auf vielen Gebieten. In der Kirchengemeinde St. Anna baute er zusammen mit seinem Freund und Kollegen **Karl Schaefer** eine aus mehreren Gruppen bestehende Pfarrjugend auf, gründete einen Singkreis und eine Laienspielschar und machte die winzige Pfarrbücherei zu einer leistungsstarken Einrichtung. Vierzig Jahre war er Mitglied des Kirchenvorstandes, zunächst in St. Anna, später in der neuen Pfarrgemeinde St. Johannes im Lintorfer Norden, an deren Aufbau er maßgeblich beteiligt war.

In der Lintorfer St. Sebastianus-Schützenbruderschaft übernahm er bereits zu Beginn der 1950er Jahre ein Vorstandsamt. Als **Emil Harte** 1961 verstarb, wurde er zunächst stellvertretender Vorsitzender und ab 1963 Vorsitzender der Bruderschaft. Kurz vor seinem 70. Geburtstag trat er 1994 nach 31 Jahren von diesem Amt zurück. Heute ist Hans Lumer Ehrenchef der Bruderschaft.

Auch im Verein Lintorfer Heimatfreunde engagierte er sich schon früh. Ende des Jahres 1950, wenige Wochen nach der Gründung, wurde er mit der Nummer 24 Mitglied des Heimatvereins. Mehrfach gehörte er dem Vorstand als Beisitzer an, bis ihn seine Tätigkeit für die Bruderschaft voll und ganz in Anspruch nahm. Sein Engagement übertrug sich auf seine Kinder: seine Tochter **Felicitas** ist Schriftführerin des Lintorfer, sein Sohn **Michael** stellvertretender Vorsitzender des Ratinger Heimatvereins, während sein Sohn **Markus** einen Chor der Kirchengemeinde St. Johannes leitet.

Für seine ehrenamtliche Tätigkeit wurde Hans Lumer mehrfach ausgezeichnet. Er erhielt 1984 den päpstlichen Orden „Pro Ecclesia et Pontifice“ und ist seit 1989 Träger des Bundesverdienstkreuzes. Im Jahre 1997 verlieh ihm der Heimatverein „Ratinger Jonges“ die Dümeklemmer-Plakette. Die vielen Orden, die ihm von den Schützen verliehen wurden, kann man gar nicht mehr zählen.

Alle Heimatfreunde gratulieren Hans Lumer herzlich zu seinem Geburtstag!

M.B.

In der Quecke Nr. 67 habe ich in dem Artikel „Als ich vor 50 Jahren nach Lintorf kam“ über die Gründe geschrieben, die mich bewogen hatten, von Essen nach Lintorf zu kommen. Neben der dörflichen Schönheit und der Ruhe des Ortes war es das Schulgebäude der Johann-Peter-Melchior-Schule, das

im Stil so ganz anders war als die mir in der Stadt Essen bekannten Schulgebäude: Das aus Ziegelstein gemauerte Haus hatte ein Dach, das sich vom First über vier Stockwerke bis ins Erdgeschoss erstreckte und ihm dadurch eine besondere Note verlieh. Aber gerade dieses Dach war mit ein



Hans Lumer bei der Begrüßung der Gäste zu seiner Geburtstagsfeier im Saal der Pfarrgemeinde St. Johannes

Grund, warum das Gebäude schon nach 23 Jahren für baufällig erklärt wurde.

Am 9. Oktober 1927 wurde die „neue Katholische Schule I“ eingeweiht. Lehrer und Schüler waren hoch erfreut über ihr neues Schulhaus. Aber schon nach eini-



Das im Jahre 1926/27 errichtete Gebäude der ersten Johann-Peter-Melchior-Schule an der Speestraße. Es musste 1955 wegen Baufälligkeit abgerissen werden. An der Westseite ist deutlich einer der Risse im Mauerwerk zu erkennen. Links das Wohnhaus des Hauptlehrers (heute „Lintorfer Reformhaus“)

gen Jahren traten Risse im Mauerwerk auf, als deren Ursache der Fließsand und das schwere Dach, das auf die Süd- und Nordwand drückte, angesehen wurde. Man versuchte 1936, durch große Betonstützpfiler, die an den Ecken der vorderen Giebelwand errichtet wurden, und Stahlbetonstützen hinter einigen Fensterpfilern ohne Kopfverbindung untereinander die Stabilität des Bauwerkes zu erreichen. Aber im Laufe der Jahre erwiesen sich diese Maßnahmen als nicht ausreichend: An verschiedenen Stellen in der Süd- und Nordwand des Gebäudes wurden neue Risse festgestellt und mit Zementplomben versehen.

Um die weiteren schulbaulichen Maßnahmen besser zu verstehen, will ich kurz die Entwicklung der Schülerzahlen in Lintorf erklären: An der Johann-Peter-Melchior-Schule waren zum 1. Mai 1949 insgesamt 294 Schüler, für die vier Klassenräume zur Verfügung standen. Ein Raum wurde von der Evangelischen Schule benutzt, die in ihrem Gebäude nur zwei Klassenräume für etwa 280 Schüler besaß. Am 16. Juli 1949 wurde mit einem Erweiterungsbau von zwei Klassenräumen an der Evangelischen Schule begonnen. Da die Baustelle eine Gefahrenquelle für die Kinder bedeutete, wurden zunächst die Sommerferien um sieben Tage verlängert, dafür die Herbstferien verkürzt. Da nach

Schluss der Sommerferien die Gefahrenquellen noch nicht behoben waren, benutzten die Kinder der Evangelischen Schule das Gebäude der Johann-Peter-Melchior-Schule. Der Unterricht wurde vor- und nachmittags wochenweise im Wechsel erteilt. Fast 600 Kinder mussten sich fünf Klassenräume teilen. Im Januar 1950 wurde der erste Erweiterungsbau an der Evangelischen Schule fertiggestellt, 1952 wurden weitere vier Klassenräume angebaut.

Am 7. September 1949 erfolgte eine Besichtigung der baulichen Schäden an der Johann-Peter-Melchior-Schule durch Oberbaurath Blasberg vom Staatshochbauamt. Er hielt den Zustand für „ernsthaft“, konnte aber noch kein endgültiges Urteil abgeben. In Anbetracht der „weittragenden Bedeutung“ wollte er eine weitere Besichtigung mit zwei Fachleuten anberaumen.

Einige Tage später erschien in einer Düsseldorfer Zeitung ein Artikel über den angeblich so gefährdeten Schulbau in Lintorf. Dieser Artikel trug erheblich zur Unruhe in Lintorf bei. Viele Eltern lehnten es ab, ihre Kinder in eine solch „baurückständige Schule“ zu schicken.

Die Gemeindeverwaltung ließ daraufhin beschleunigt eine „Sachverständigenkommission“ von der Regierung kommen, die am 16. September 1949 feststellte, dass

„das Gebäude im Laufe der Jahre etwas gelitten habe, dass aber von einer akuten Gefahr keine Rede sein könnte“. Vorsorglich sollten einige Reparaturen und Änderungen vorgenommen werden.

Zum neuen Schuljahr am 18. April 1950 besuchten 319 Kinder die Johann-Peter-Melchior-Schule. Ihnen standen fünf Klassenräume und das zum Klassenraum umfunktionierte Lehrerzimmer zur Verfügung. Am 30. Januar 1951 fand auf Veranlassung von Amtsdirektor Dr. Rahn eine Besprechung und anschließende Besichtigung des Gebäudes statt, an der außer den verantwortlichen Herren des Bauamtes Angerland der Bodenkundler Dr. Ing. Leussing aus Essen und der Direktor des Instituts für Bodenforschung der Technischen Hochschule Aachen, Professor Dr. Hummel, teilnahmen. Es wurde Folgendes festgestellt: Die Bodenuntersuchungen früherer Jahre und jüngster Zeit ergeben keine Ursachen für die erheblichen Schäden. Der Grundwasserstand ist nicht wesentlich verändert. Die statische Berechnung ist nachgeprüft und für ordentlich befunden worden. Daher vermutet der Bodensachverständige, dass die Ursachen für die Schäden in den verwendeten Baustoffen zu suchen seien (Treiberscheinungen im verwendeten Mörtel). Bei einer örtlichen Besichtigung wurden die zahlreichen Schäden am Gebäude festgestellt und in einem mehrseitigen Schreiben festgehalten. Als Ergebnis dieser Überprüfung wurden verschiedene grundlegende Verbesserungen an der Konstruktion vorgeschlagen. Falls diese durchgeführt werden sollten, müsste die Schule für einige Zeit als Unterrichtsstätte ausfallen.

Diese vorgeschlagenen umfangreichen Arbeiten wurden nicht durchgeführt, einmal wegen zu hoher Kosten und zum anderen wegen der Ungewissheit des Ergebnisses, da der Klosterweg als durchgehende Verkehrsstraße ausgebaut werden sollte und darum der südliche Teil des Gebäudes durch den starken Verkehr trotz Sicherungsmaßnahmen weiter gefährdet sei.

Wegen Mangel an Klassenräumen (für sieben Klassen stehen nur vier Klassenräume und ein Behelfs-

raum zur Verfügung) wurde eine Klasse (4. Schuljahr, 32 Kinder, Lehrerin Frau Eilau) am 7. Juli 1952 in das katholische Jugendheim verlegt, um den Nachmittagsunterricht zu vermeiden.

Am 12. September 1952 fasste der Gemeinderat unter Vorsitz von Bürgermeister Windisch auf einer außerordentlichen Sitzung den folgensweren Beschluss, die Johann-Peter-Melchior-Schule auf Grund erheblicher baulicher Mängel zu schließen und eine neue Schule zu bauen. Allein in den Räumen im Erdgeschoss könnte der Unterricht bis zur Fertigstellung des Anbaus der Evangelischen Schule ohne Gefahr fortgesetzt werden. (Es ging zu der Zeit ein Gerücht durch Lintorf, die Mutter eines Kindes habe an Bundeskanzler Dr. Adenauer geschrieben, dass ihr Kind in der baufälligen Schule lebensgefährlich bedroht sei und man den Brunnen zudecken müsste, bevor ein Kind hineinfallen könnte.)

Grund für diesen Beschluss war ein Gutachten der vom Gemeinderat beauftragten Untersuchungskommission, dass eine akute Einsturzgefahr nicht gegeben sei, sich aber auch ein Weitergreifen der Schäden nicht durch Behelfsmaßnahmen verhindern ließe. Das Gutachten stellte als Grund für die Schäden fest, dass nach vielen, langwierigen Untersuchungen „Planung und Bauausführung nicht mit der gebotenen Sorgfalt durchgeführt wurden.“

Die Planung der neuen Schule sollte nach Beschluss des Ge-

meinderates unverzüglich aufgenommen und nach den neuesten architektonischen und pädagogischen Gesichtspunkten erstellt werden. Sie sollte weiter der ständigen Vergrößerung der Gemeinde Rechnung tragend acht Klassenräume umfassen. Zur Unterrichtsorganisation wurde Folgendes beschlossen: Die Ausländerkinder werden ab sofort im Lager unterrichtet, die Klasse 4 im katholischen Pfarrheim. Die übrigen fünf Klassen benutzen drei Räume im Erdgeschoss mit Schichtunterricht vor- und nachmittags. Diese Regelung sollte bis zur Fertigstellung des Erweiterungsbaues an der Evangelischen Schule gelten.

Am 20. Januar 1953 fand wiederum eine Gemeinderatssitzung statt, bei der Unstimmigkeiten zwischen Rat und Verwaltung bezüglich der Schule geklärt werden mussten. Man stellte noch einmal fest, dass eine Sanierung der Schule, abgesehen vom Unterrichtsausfall, für längere Zeit etwa 150.000 DM kosten würde und eine Erweiterung auf acht Klassenräume, die jetzt schon erforderlich wäre, nicht möglich sei. Während Baurat Regierungsdirektor Beckmann eine weitere Nutzung der Erdgeschossräume für möglich hielt, beschloss der Rat, die Schule bis auf den Raum im Kellergeschoss zu schließen. Dort wurde das 7./8. Schuljahr unterrichtet, während die übrigen Klassen in die Evangelische Schule eingewiesen wurden.

Die Planung des neuen Schulgebäudes auf dem Gelände vom

„Hof Hinüber“ sollte mit Eile vorangetrieben werden.

Nach einem am 23. Januar 1953 der Schule zugestellten Beschluss der Bauaufsichtsbehörde, fußend auf einem Gutachten des Landesprüfungsamtes für Baustatik, musste die Schule vollständig geräumt werden. Ab 26. Januar 1953 wurde auch noch das 7./8. Schuljahr in die Evangelische Schule verlegt.

„Es ist zum auf die Bäume klettern“, schrieb der Schulleiter in die Chronik der Schule im März 1953. „Seit dem 9. März 1953 hallen wieder Kinderstimmen durch den Flur der Johann-Peter-Melchior-Schule. Die beiden Klassenräume im Erdgeschoss und die ehemalige Berufsschulklasse im Keller sind wieder für die Benutzung freigegeben. Der Hauptausschuss des Gemeinderates hat sich zu diesem Beschluss berechtigt gefühlt, nachdem vor wenigen Tagen endlich das neue Gutachten vom Landesprüfungsamt für Baustatik (5.3.1953) eingetroffen war. Es besagt, dass bei Berücksichtigung der bisherigen Sicherheitsmaßnahmen, das heißt bei Räumung der Obergeschosse, keine Einsturzgefahr für die Schule besteht.“... „Der so auffällige Unterschied der beiden Gutachten beruht darauf, dass das erste die volle Verkehrsbelastung des Schulgebäudes einkalkulierte, während das zweite schon die Räumung der Obergeschosse berücksichtigt. Da diese Verkehrsbelastung mit nur 340 kg je m² veranschlagt worden war, war es klar, dass die erste Prüfung weit pessimistischer ausfallen musste als die zweite.“

25. März 1953: Der Gemeinderat bestätigte den Beschluss des Hauptausschusses. Die zum Wettbewerb aufgeförderten Architekten werden bis zum 4. Mai 1953 ihre Pläne einreichen.

Umfang der Baumaßnahme: acht Klassenzimmer, davon vier mit Gruppenräumen, außerdem zwei Räume in Klassengröße als Behelfsklassenräume, dazu Rektorzimmer, Lehrerzimmer, Lehrmittelraum, Fahrradraum und Pausenhalle. Turnhalle und Sportplatz sind für später vorgesehen.

Am 14. Mai 1953 tagte unter dem Vorsitz von Professor Dr. Köngeter



Abriss der alten Schule an der Speestraße. Ganz rechts der noch sehr schmale und nicht ausgebauten Klosterweg mit dem „Klösterchen“ der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“



Das neue Schulgebäude wurde auf dem Gelände des uralten Hofes Hinüber errichtet. Hier steht das Fachwerkhaus noch vor der fast fertigen Schule. Leider wurde es 1956 niedrigerissen

das Preisgericht für den Architektenwettbewerb. Der erste Preis wurde dem Diplom-Architekten Hans Rothenburger, Düsseldorf, zuerkannt. Zwei weitere Entwürfe wurden angekauft.

Am 14. Oktober 1953 fand die feierliche Grundsteinlegung für den Neubau der Johann-Peter-Melchior-Schule statt. Trotz Nebel und Sprühregen hatte sich eine große Festgemeinde auf der Baustelle am „Hof Hinüber“ versammelt. Zu Beginn der Feier war der Grundstein in einer kurzen Andacht in der Pfarrkirche von Dechant Veiders gesegnet worden. Im Anschluss trugen die Jungen und Mädchen den geschmückten Stein auf einer Bahre zur Baustelle, wo der Polier das Versprechen der Handwerker ablegte, alles zu tun, um das Bauwerk zu einem Beispiel des Fleißes und der Wertarbeit werden zu lassen. Nach einem Lied- und Gedichtvortrag der Kinder verlas Bürgermeister Fitzen die von der Lintorfer Graphikerin Fräulein Hedwig Schwarz auf Ziegenleder angefertigte Urkunde, die mit einer Tagesausgabe der „Rheinischen Post“ und der „Düsseldorfer Nachrichten“ in einer Zinkblechkapsel verschlossen in einer Glasflasche in der südlichen Seite des Mauerwerks zur Tiefenbroicher Straße hin eingemauert wurde. Nach den drei traditionellen Hammerschlägen sprachen Schulrat Schänzer und Dechant Veiders. Hauptlehrer Harte dankte in seiner Ansprache der Gemeinde für den Schulneubau und bat, im

zweiten Bauabschnitt die Erstellung einer Turnhalle, eines Bades und eines Feierraumes nicht zu vergessen. Grußworte und Glückwünsche sprachen dann Pfarrer Bever von der evangelischen Gemeinde und die Leiter der beiden anderen Schulen aus.

Am 15. Dezember 1953 konnte schon das Richtfest für die neue Schule gefeiert werden. In Anwesenheit sämtlicher Schulkinder und zahlreicher Eltern wurde die Richtkrone, geschmückt mit bunten Bändern, Ranzen, Tafel, Fibel, Stock und Griffel, am First aufgerichtet. Mehrere Lieder des Schulchores und ein treffliches, gut vorgetragenes Gedicht zeigten sinnvoll die Bedeutung dieses Tages an. Bürgermeister Ferdi-

nand Fitzen trieb den letzten, geschmückten Nagel in den Sparren, wünschte Glück und dankte Regierung, Kreis und Gemeinde für die großzügige Bereitstellung der Mittel.

Bauhandwerker, Gastgeber und geladene Gäste der Regierung, des Landkreises, des Amtes Angerland und der Gemeinde fanden sich anschließend zum Richtschmaus in der benachbarten Gaststätte „Bürgershof“ ein. Nach einer zünftigen Erbsensuppe erklärte Baudirektor Beckmann, dass nicht nur schnell, sondern auch gut gebaut worden sei und dass voraussichtlich im August 1954 die Schule bezogen werden könne. Hauptlehrer Harte sprach den Handwerkern Dank und Anerkennung des Schulkollegiums aus und bat um zügige Fortsetzung der Arbeiten, damit der Unterricht, der zur Zeit an drei Standorten stattfindet, möglichst bald wieder im neuen Gebäude gemeinsam erteilt werden könne. Zum Beginn des neuen Schuljahrs, am 27. April 1954, hatte die Schule 369 Kinder in neun Klassen (Klassendurchschnitt 41 Schüler), die von acht Lehrpersonen unterrichtet wurden.

Der 16. Oktober 1954 war für die Johann-Peter-Melchior-Schule und für die ganze Gemeinde Lintorf ein großer Festtag: Das neue Schulgebäude am Weiher war fertiggestellt und wurde eingeweiht.

Die Feier begann um 9.30 Uhr mit einem Gottesdienst in der St. Anna-Kirche. In einem festlichen



Die neue Schule um 1960. Dort, wo sich der Hof Hinüber befand, wurde ein Spielplatz angelegt

Urkunde

über die Grundsteinlegung für den Ersatzbau der Katholischen Schule I - Johann-Peter-Melchior-Schule - zu Lintorf.

Im Jahre des Heils 1953, als Professor Dr. Theodor Heuss Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Konrad Adenauer Bundeskanzler dieser Republik, Karl Arnold Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, Emil Döllken Landrat des Landkreises Düsseldorf-Mettmann, Hermann Thiele Amtsbürgermeister des Amtes Angerland, Ferdinand Fitzen Bürgermeister der Gemeinde Lintorf, Josef Vaßen Amtsdirektor, Emil Harte Hauptlehrer und Schulleiter der Katholischen Schule I - Johann-Peter-Melchior-Schule - war, im 12. Jahre des glorreichen Pontifikats Seiner Heiligkeit Pius XII., als seine Eminenz Josef Kardinal Frings Erzbischof von Köln und der Hochwürdige Herr Dechant Wilhelm Veiders Pfarrer von Lintorf war, wurde der Grundstein zur neuen Katholischen Schule I - Johann-Peter-Melchior-Schule - auf dem Gelände hinter dem „Hofe Hinüber“ in Anwesenheit der Mitglieder der Gemeindevertretung, sämtlicher Lehrerinnen und Lehrer der Lintorfer Schulen und vieler Schulkinder feierlich gelegt, nachdem die alte Schule I auf Veranlassung der Regierung zu Düsseldorf wegen „zahlreicher baulicher Mängel“ für schulische Zwecke nicht mehr für nutzbar erklärt worden war. Der Plan für den Neubau stammt von Hans Rothenburger, Diplomingenieur zu Düsseldorf, während die Bauleitung in den Händen von Herbert König, Diplomingenieur und Architekt in Düsseldorf, liegt.

Möge Gottes Segen immerdar auf der neuen Schule ruhen, damit sie gute Menschen und Bürger für Gemeinde, Staat, das deutsche Volk und die Kirche heranbilde!

Lintorf, den 14. Oktober 1953

Der Amtsbürgermeister:
gez. Hermann Thiele

Der Gemeindebürgermeister:
gez. Ferdinand Fitzen

Der Amtsdirektor:
gez. Josef Vaßen

Der Schulleiter:
gez. Emil Harte

Die Gemeindevertreter:
gez. Walter Adolphs
gez. Johann Bohn
gez. Gerhard Debus
gez. Heinrich Doppstadt
gez. Josef Doppstadt
gez. Karl Giertz
gez. Dietrich Heinks
gez. Friedrich Oberem
gez. Hermann Kockerscheidt
gez. Emil Kolbe

Die Gemeindevertreter:
gez. Dr. Friedrich Junge
gez. Wilhelm Ludwig
gez. Walter Perpéet
gez. Wilhelm Plogmann
gez. Gustav Soltmanowski
gez. Edmund Wellenstein
gez. Friedrich Windisch
gez. Hermann Zerres
gez. Herbert von Auw

Die Lehrpersonen:
gez. Anna Eilau
gez. Käthe Hinderlich
gez. Karl Schaefer
gez. Hans Lumer
gez. Gerhard Mansfeld
gez. Fritz Müller

Die Geistlichkeit:
gez. Wilhelm Veiders, Dechant
gez. Werner Koch, Kaplan
gez. Schänzer, Schulrat
gez. Dr. Paul Schwarz
Vorsitzender der Schulpflegschaft

Danach begaben sich alle geladenen Gäste in die zu einem Festraum verwandelte Oberklasse, wo Bürgermeister Fitzen die Festgemeinde begrüßte und seiner Freude Ausdruck verlieh über die Fertigstellung dieses wichtigsten Gebäudes der Gemeinde Lintorf. Er zeichnete noch einmal die Geschichte der alten, nun vor dem Abbruch stehenden Schule nach, die zuvor das schönste und mächtigste Gebäude der Gemeinde war, und dankte dann allen, die zur Planung, Finanzierung und Aufbau der neuen Schule beigetragen hatten.

Mit dem Satz: „Meine Arbeit ist getan, eine größere beginnt“ übergab Architekt König dem Bürgermeister den Schlüssel zur Schulpforte. Dieser reichte ihn dem Schulleiter Rektor Harte weiter, der in seiner Ansprache allen Beteiligten am Neubau der Schule dankte, aber besonders auch dem Kollegen Schulleiter der Evangelischen Schule, Friedrich Wagner, für die jahrelang gewährte Gastfreundschaft. Gruß und Glückwünsche für den Regierungspräsidenten sprach Oberregierungsrat Giesen aus, ebenso der Vertreter des Kreisdirektors, Oberinspektor Roth, Dechant Veiders, Pfarrer Bever, Amtsdirektor Vaßen, Dr. Schwarz als Vorsitzender der Schulpflegschaft, Hauptlehrer Schwarz für die Lintorfer Schulen und die des Angerlandes. Mit Gedichten und mehreren Liedern und Kanons verschönten der unter Leitung des Lehrers Lumer stehende Schulchor und andere Kinder die denkwürdige Feierstunde, die durch den Lautsprecher auch nach draußen auf den Schulhof übertragen wurde, wo eine große Anzahl Gemeindeglieder versammelt war. Anschließend an die Feier hatten geladene Gäste und die Bevölkerung Gelegenheit, das neue Schulhaus zu besichtigen. Zu einem „gemeinsamen Treffen“ hatte der Bürgermeister alle geladenen Gäste in das Gasthaus „Bürgershof“ gebeten.

Hochamt zum Heiligen Geist, das Dechant Veiders zelebrierte unter Assistenz von Kaplan Koch und dem polnischen Pfarrer des Ausländerlagers, Kubica, wurde um den Segen Gottes für das neue Schulhaus gebetet und die Kreuze für alle Klassenräume, das Schul-

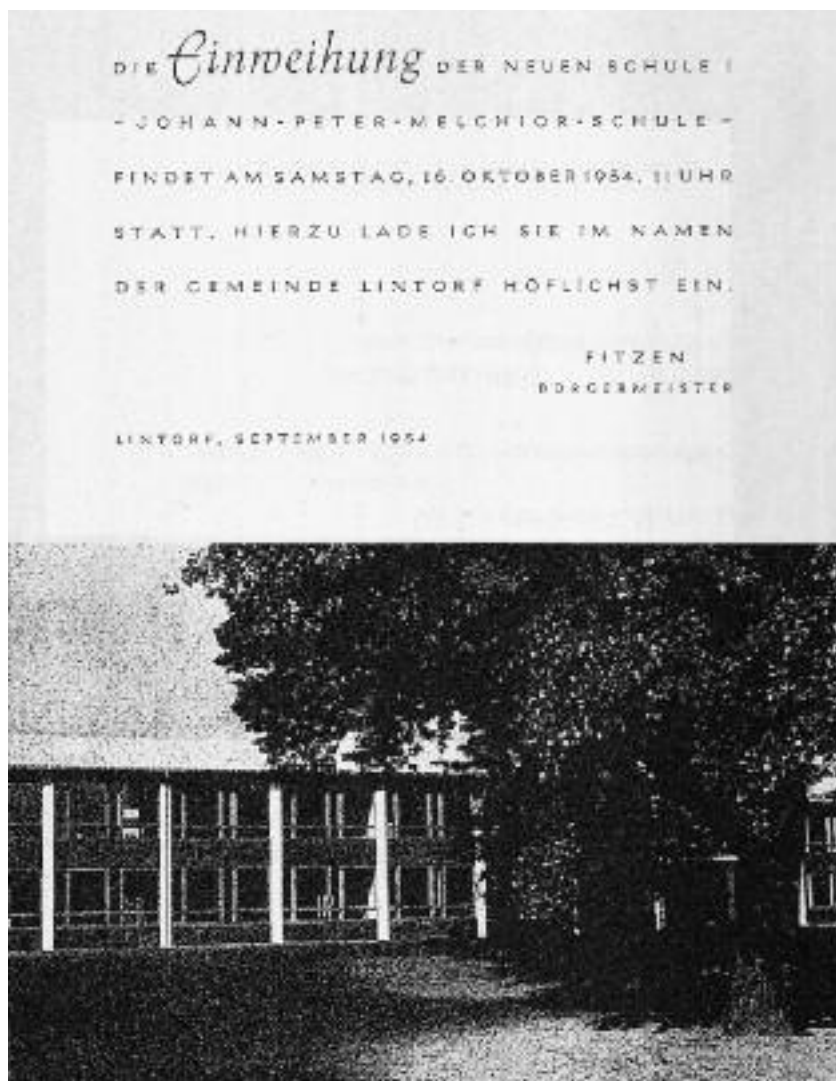
leiter- und Lehrerzimmer gesegnet. Danach ging es bei herbstlichem Sonnenschein vom Gotteshaus zum neuen Schulgebäude. Dechant Veiders segnete das Haus und gab in jeder Klasse dem/der Klassenlehrer/in ein Kreuz, die es an der Stirnwand aufhängten.

Am Montag, dem 18. Oktober, begannen Lehrer(innen) und Schüler(innen) froh gestimmt den Unterricht im neuen Schulhaus am Weiher. In allen Gesichtern konnte man die Freude sehen, als Schulgemeinschaft wieder zusammen zu sein. Die hellen und großen

Schulzimmer und die weiten Flure waren ein neuer Eindruck, den Schüler(innen) und Lehrer(innen) bisher nicht kannten. Es weckte Freude, in der neuen Schule zu lernen und zu lehren.

Am 3. Januar 1955 begann der Lintorfer Bau- und Möbelschreinermeister Hans Schlüter mit dem Abbruch der Johann-Peter-Melchior-Schule an der Speestraße 2. Bis zu einem halben Meter unter der Erdoberfläche musste das Gebäude abgetragen werden. Es erwies sich beim Abbruch zäher und widerstandsfähiger als man gedacht hatte. Die Enttrümmerung geschah Zug um Zug durch Lastwagen. Vieles ging zur Müllkippe, manches aber auch zur Birkenstraße 5, wo Hans Schlüter wohnte und seine Schreinerwerkstatt hatte. Denn große Mengen abgelagertes Bauholz, schwere Eisenträger und der Fußbodenbelag aus den Klassenzimmern, bestehend aus 3 cm starken Pitchpinebrettern, konnten als Baumaterial noch verwendet werden. Die Tore vom Haupt- und Seitenportal der Schule konnte man bis vor einigen Jahren an der Werkstatt der Firma Schlüter und Kleinbeck auf dem Hof an der Birkenstraße erkennen. Am 31. März 1955 war der Abbruch beendet.

Auf dem nun freien Gelände Speestraße 2, auf dem die alte Schule stand, wurde am 18. Juli 1955 der Grundstein für das neue Amtsrat-



Einladung der Gemeinde Lintorf zur Schuleinweihung

haus gelegt, das ein Jahr später, am 9. Juli 1956, bereits fertig war

und seiner Bestimmung übergeben werden konnte.



Das Kollegium der Johann-Peter-Melchior-Schule im Jahre 1956. Von links: Karl Schaefer, Fritz Müller, Ursula Vogt, Marianne Kommer, Hauptlehrer Emil Harte, Anna Eilau, Ursula Nolte, Gerhard Mansfeld und Hans Lumer

Vielen Lintorfern ging beim Bau des neuen Rathauses in Lintorf ein Licht auf: Sie sahen einen Zusammenhang zwischen dem langen Hin und Her - teilweise räumen, ganz räumen und wieder benutzen, teure Sanierung oder Abreißen der Schule - und dem plötzlichen Beschluss des Gemeinderates, die Schule ganz zu sperren, um einen Neubau zu errichten. Die behelfsmäßige Unterbringung der Amtsverwaltung in dem Saal der Gaststätte Holtschneider war auf die Dauer kein Zustand. Ein neues Rathaus musste gebaut werden. Da war das Grundstück der alten „baufälligen“ Johann-Peter-Melchior-Schule im Herzen Lintorfs der richtige Platz.

Hans Lumer

Verkehrssorgen konsequent gelöst

Lintorfer Leitplan weist einen Weg – Auch Industrie berücksichtigt

Lintorf. In Lintorf, der zweiten Gemeinde des Amtsbezirkes, die ihren Leitplan den Bürgern zur Stellungnahme vorlegt, hatte die Planung zwei Probleme zu meistern, die in den Nachbargemeinden kaum oder zumindest doch nur am Rande bewältigt werden müssen. Hier am Dickelsbach wurde sowohl die Ansiedlung von Industrie- und größeren Gewerbebetrieben wie auch die zentrale Lage zwischen wichtigen, überörtlichen Verkehrswegen zu einem Faktor, der bei der zukünftigen städtebaulichen Gestaltung des Ortes nicht übersehen werden könnte. Da aber Industrie und Verkehr schon seit Jahrzehnten die Struktur und das Wachstum der Gemeinde bestimmt hatten, fiel der Planung nur noch die Aufgabe zu, die begonnene Entwicklung in allgemein vertretbare Bahnen zu lenken und ihre Gefahren zu mindern. Klare Verhältnisse zu schaffen, d. h. Industrie- und Wohnflächen möglichst zu trennen und dem Verkehr trotz stärkerer Bebauung des Ortsmittelpunktes seine Beweglichkeit zu erhalten, waren deshalb die Hauptsorgen, mit denen sich die Gemeindeväter und der Planer plagen mußten.

Da ein Leitplan stets nur die grobe „Marschrichtung“ der künftigen Ortsgestaltung angibt, kann er nicht alle Wünsche erfüllen. Was aber vorausschauend getan werden konnte, um die beiden brennenden Fragen zu lösen, wurde getan. Durch klare Abgrenzungen wurde zwar der Industrie ein weiteres Vordringen nach Süden versagt. Genügend Reserveflächen im Norden aber geben die Möglichkeit, die für Lintorf wirtschaftlich bedeutsame Entwicklung seiner Gewerbebetriebe trotzdem weiterzutreiben. Und ähnliches gilt auch für den Verkehr, der zwar in seinen Hauptlinien nicht verändert, aber doch durch Straßenverlegungen und Ringverkehr gefahrloser durch den Ort geschleust werden soll.

Als Zubringer- und Verbindungswege der Bundesstraße 1 nach Ratingen und in den Westen des Angerlandes sind schon heute drei Straßen bestimmend: die Krumpfenweger Straße, die Tiefenbroicher Straße oder Landstraße IO 423 und die Angermunder Straße. Aber nur auf Umwegen gelangen sie heute in den Ortsmittelpunkt, so daß eine geradlinige Führung der Straßen erstes Gebot sein mußte. Als zentraler Knotenpunkt scheidet der alte Marktplatz aus, und so wird im Leitplan ein neuer „Markt“ vorgesehen, der sich zwischen Duisburger Straße und Speestraße in Anlehnung an die Angermunder Straße erstrecken wird. Auf ihm sind nicht nur zwei Parkplätze und ein Omnibusbahn-

hof geplant, sondern an seiner Front wird später auch einmal das Rathaus liegen. Über den Klosterweg stößt die Verbindungsstraße zum Nördlichen Zubringer auf den Markt. Hier mündet auch die Straße aus Angermund, die geradlinig am Haus Siloah vorbei durchgeführt werden soll. Schließlich schneidet auch den Markt die Landstraße 423, die im Norden der Duisburger Straße folgend später einmal eine direkte Verbindung nach Wedau schaffen wird. Der südliche Abschnitt der Landstraße 423 wird parallel des Bahngleises laufen, um den Zubringer niveaulos unter einem Bauwerk zu kreuzen. Schon im kommenden Jahr ist hier spätestens mit dem Beginn der Straßenverlegung zu rechnen.

*Neben diesen Hauptverbindungen ist eine Ringstraße geplant, die in Anlehnung an schon bestehende Straßen und Wege die einzelnen Nachbarschaften verbinden soll. Schließlich gehört zur Bewältigung des Verkehrs noch der Ausbau der Zubringerkreuzung an der Krumpfenweger Straße, **eine Bahnüberführung der Tiefenbroicher Straße, und eine gefahrlose Kreuzung der Bahnstrecke nördlich der Umspannstation.** Wenn es auch noch Jahre dauern wird, bis diese Maßnahmen durchgeführt sind, so wurden sie doch schon im Leitplan aufgenommen, um den notwendigen Platz der Brücken und Bauwerke zu sichern.*

*„Rheinische Post“
vom 25. August 1954*

„Die Lintorfer Bevölkerung kann aufatmen: Nachdem nun die letzten Hürden überwunden wurden, die dem Rückbau des Bahnüberganges am Breitscheider Weg und dem Bau der neuen Brücke noch entgegenstanden, können nun die Bauarbeiten in Angriff genommen werden ... Der Beginn der Arbeiten ist voraussichtlich Ende September.“ So konnte man im Lokalteil der „Westdeutschen Zeitung“ genau 50 Jahre später, am 14. August 2004, lesen, und auch die anderen in Ratingen erscheinenden Zeitungen berichteten ausführlich über das vermutliche Ende einer Unzahl von Eingaben, Plänen, Beschlüssen und Versprechungen bezüglich der Beseitigung der schienengleichen Bahnübergänge in Lintorf.

Die Bahnstrecke Düsseldorf-Duisburg, eine der meistbefahrensten Güterzugstrecken Deutschlands, zerschneidet unseren Ortsteil in zwei Teile und benachteiligt die Bewohner der „Ratinger Siedlung“ und der neuen Wohngebiete am Soestfeld und an der Kalkstraße erheblich. Die langen Wartezeiten an den geschlossenen Schranken sind ein ständiges Ärgernis für die Bürger und können sich zur Bedrohung ausweiten, wenn Feuerwehr und Rettungsfahrzeuge der Weg zu den westlich der Bahn liegenden Häusern versperrt ist. Seit Jahren gibt es Diskussionen, ob und wie man die schienengleichen Bahnübergänge an der Tiefenbroicher Straße, am alten Lintorfer Bahnhof und am Breitscheider

Weg beseitigen könne. Pläne wurden gemacht und wieder verworfen, und die örtlichen Politiker nahmen sich der Sache mit wechselndem Erfolg an. Ärgerlich für die Lintorfer Bevölkerung war es dabei vor allem, dass an anderen Stellen im Stadtgebiet Bahnüberführungen geplant oder gebaut wurden, welche die Bewohner gar nicht wollten, während man die Lintorfer weiter hinhielt. Nachforschungen unseres Archivars **Jürgen Steingen** ergaben nun, dass die Auseinandersetzungen zu diesem Problem seit genau 50 Jahren andauern, wie der obige Zeitungsbericht vom 25. August 1954 beweist, den er in unserem Archiv fand. Zumindest die Beseitigung der Bahnübergänge an der Tiefenbroicher Straße und am Breitscheider Weg wurde schon damals als wichtig angesehen und in den Lintorfer Leitplan aufgenommen.

Hoffen wir auf eine schnelle Fertigstellung der Überführung nördlich des Breitscheider Weges. Wann mit dem Bau der Unterführung am alten Lintorfer Bahnhof und des Brückenbauwerkes an der Tiefenbroicher Straße begonnen werden kann, steht weiterhin in den Sternen.

Was Bewohner der „Ratinger Siedlung“ empfinden, wenn sie vor den geschlossenen Schranken warten müssen, hat **Jürgen Steingen** vor einiger Zeit in einem Gedicht in Lintorfer Mundart festgehalten, das er anlässlich einer Geburtstagsfeier verfasst hat:

Midde dörch ons Lengtörp fährt de Deutsche Bahn.
Die wü-ed jrad jeschlosse, küsse bei der aan.
On jetz stehs on waatste, kinne Zoch zo sinn.
On du häss et ihlich, wie krisse dat nur hin?

On jetz stonn mor fönf Minüdde an dor Bahn.
Nix zo sinn, ne Zoch kütt immer noch nit aan.
Langsam wü-ed et kritisch, onser Ziet wü-ed knapp.
Nur noch twei Minüdde, on de Bus fährt ab.

Jo, dat Waade an dor Bahn, dat is ne Driss.
Is et Weeder schla-it, is et besonders fies.
Bisse mit em Auto, bisse besser draan,
sitze schü-en em Drüje, häss et Radio aan.

Is et he-it, dann stehste schwitzend an dor Bahn.
Is et Frost, dann frierste kaule Föös dir aan.
Wenn dich dann dor Reje an dor Nacke rinnt,
föhlste di-ep em Hätze drenn: De Bahnwärter spinnt.

On jetz stonn mor tien Minüdde an dor Bahn.
Hinge kütt de Zoch jetz och ganz langsam aan.
Ons packt di-ep em Hätze drenn en ganz jru-edde Freud;
nur noch twei Minüdde, dann is et soweit.

Jo, dor Zoch is fott, jetz is et gliek sowiet.
Näh, se jeht nit op on et wü-ed höchste Ziet.
Kütt denn da noch eene? Is die Schrank kapott?
Mir kumme fast de Träne, die Bahn, die mutt he-i fott.

Jo, en Brück, ne Tunnel solle jetz do hin.
Näh, leev Lütt, dat jöfft för ons doch keene Sinn.
Wie kumme mor denn em Alder op de Brück erop?
De **Zoch** mutt en ne Tunnel, jo, dann is he fott!

Wann dat alles losjeht, weede wir jo senn.
Et is doch ke-i Jeld do so bes zwanzig-zehn.
Bes jetz is dat alles Ersatzreserve drei.
Bes dat mol losjeht, is et med ons vorbei!

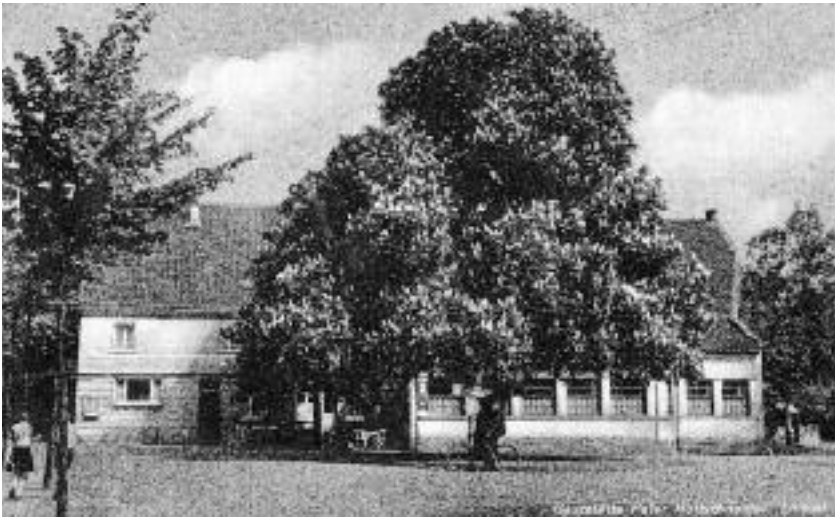
D. LIERE

Hausgeräte • Ersatzteile
Einbaugeräte • Kleingeräte

Speestr. 26
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 02102-35655
Fax 02102-35653



Und noch einmal: Lehrling beim Amt Angerland in den 1950er Jahren



Die Gaststätte Peter Holtschneider (vormals Albert Kaiser) am alten Lintorfer Markt

Mit diesem Bild will ich meinen zweiten Beitrag über eine Lehre vor 50 Jahren beginnen.

Es ist prächtig anzusehen und zeigt den damaligen Mittelpunkt (vielleicht nicht genau auf den Meter) Lintorfs. Aufgenommen wurde es vom Marktplatz (heute teilweise überbaut mit der Gaststätte „Meck“), links befindet sich die St. Anna-Kirche. Das Bild zeigt den in voller Blüte stehenden Kastanienbaum (steht heute noch) und das Gebäude der Gaststätte Peter Holtschneider. Im linken Teil die Gaststätte und rechts im Saal die Amtsverwaltung Angerland (näher beschrieben im Aufsatz auf Seite 168 ff der „Quecke“ 2003). Dieses Haus war für mich Heimat im wahrsten Sinne des Wortes; fühlte ich mich doch hier zu Hause. Zu Hause? fragen Sie. Ja, denn als 17-, 18- und 19jähriger Junge fühlte ich mich von den Kolleginnen und Kollegen verstanden und angenommen; wichtig für meine Entwicklung.

Einleitung

In der Quecke 2003 hatte ich unter der Überschrift **Verwaltungslehrling beim Amt Angerland** den Beginn der Lehrzeit am 1.4.1953, die räumliche Unterbringung des Amtes und meine ersten persönlichen Eindrücke - die eines Lehrlings eben - geschildert. Die gute Resonanz auf diesen Aufsatz - ich wurde von vielen Lintor-

fern angesprochen und erhielt sogar einen Brief von einer Kollegin aus dieser Zeit aus Norddeutschland - ermutigt mich, heute die Jahre bis zum Umzug des Amtes in das **neugebaute Rathaus** an der Ecke Speestraße/Klosterweg (jetzt Krumpfenweg Straße) an meinem Auge vorbeiziehen zu lassen und den/die geneigte(n) und interessierte(n) „Quecke“-Leser/in daran teilhaben zu lassen. Vielleicht wird dabei einiges vergessen oder die Heimatfreunde sehen es anders - aber die Mühe will ich mir machen: es verständlich zu schildern.

War doch damals (1956) der Einzug in das neue Rathaus nicht nur für Lintorf, nein für s ganze Angerland ein gesellschaftliches Ereignis. In meiner Einleitung sei noch schnell angemerkt, daß es die Funktion dieses ortsprägenden Gebäudes als Rathaus seit der Mitte des Jahres 2003 nicht mehr gibt. Alle Dienststellen wurden nach Ratingen verlagert. Lediglich die Bücherei ist (noch?) in Lintorf. Ein stundenweise besetztes Büro der Polizei (wer denkt dabei nicht an die gute alte Lintorfer Polizeiwache Im Kreuzfeld, in der Sparkasse oder im Gebäude neben der Gastwirtschaft Zur Post) sowie einige Privatanmietungen - auch der Heimatverein hat hier seine Räume - prägen im Jahre 2004 das Bild. Der Jahrhundertbau zum Wohle des Bürgers hat nicht ein-

mal 50 Jahre seinen Zweck erfüllt. S c h a d e . Die Lintorfer werden jedoch noch lange von "ihrem Rathaus" sprechen, dessen bin ich mir sicher.



Offizielle Einladung des Amtes Angerland zur Einweihung des neuen Rathauses

Die Lehre geht weiter

Jetzt aber zurück zu dem Lehrling, der ja seine Zeit erfolgreich beenden wollte. Entweder war ich in diesen Jahren (meinen jungen) zu sorglos oder nahm die Dinge nicht ernst genug, glänzende Noten brachte ich damals aus der Bezirksfachklasse für Verwaltungslehrlinge im Gegensatz zur Volksschule nicht mit. Sehr zum Leidwesen meiner Mutter und des Lehrherrn, beide mußten die Zeugnisse unterschreiben. Der Lehrling, also ich, war aber nicht beunruhigt. Er fuhr brav zur Schule nach Wuppertal und ging jeden Morgen mit Freude zum Amt.

Ja, die Fahrt **nach Wuppertal!** Natürlich mit der Eisenbahn. Damals verkehrten auf der Strecke Duisburg bzw. Mülheim (Ruhr)-Speldorf - Lintorf - Ratingen-West - Düsseldorf noch acht Personenzugpaare, also jeweils acht Züge in jede Richtung. Ich weiß nicht mehr genau die Abfahrt von Lintorf, aber um 7 Uhr herum war ich im Hauptbahnhof und traf mich dort mit Hajo Pollheim, der von Ratingen-Ost aus nach Düsseldorf

gefahren war. Wir bestiegen einen Zug in Richtung Hagen. Ausgestiegen sind wir in Wuppertal-Elberfeld. Die Schule erreichten wir rechtzeitig kurz vor 8 Uhr. Sie haben richtig gelesen: Hajo Pollheim. Mit mir Lehrling und in späteren Jahren der beliebte Ratinger Standesbeamte. Der Unterricht ging bis 15 Uhr. Wenn wir Lust und Laune hatten, trieben wir zwei uns dann noch in Wuppertal "rum", gingen manchmal durch die ganze Stadt und fuhrten auf einer anderen Strecke zurück nach Düsseldorf, von Wuppertal-Mirke über Wülf-rath, Erkrath, Gerresheim. Von Düsseldorf aus gingen wir wieder unsere getrennten Wege. Hajo Pollheim Richtung Kettwig/Essen nach Ratingen-Ost, ich Richtung Mülheim-Speldorf/Duisburg über Ratingen-West nach Lintorf. Eine Zeit, an die wir beide uns noch heute gern erinnern. Obwohl Hajo in Ratingen lernte, wurden wir zwei dann doch noch Kollegen. Am 2. Januar 1975 (Neugliederung) mußten 103 Mitarbeiter des Amtes Angerland in Ratingen ihren Dienst antreten. Aber das wird hier nur am Rande erwähnt.

Die Brücken (in Lintorf ein Thema von Generationen)

Und weil ich gerade so viel von der Eisenbahn und dem „Zugfahren“ berichtet habe - auch 1954 waren die fehlenden Brücken ein Thema. Ich erinnere mich an die Gespräche im Büro und am Biertisch und an die Beratungen der Gemeindevertretung in der Zeit von 1954 bis 1956 (der Zeitraum, den dieser Aufsatz umfaßt). Jeder schimpfte über die Wartezeit vor den Schranken. Aber auch über die Bediensteten in den Schrankenwärterhäuschen An den Banden (heute Am Diepebrock), am Breitscheider Weg, an der Angermunder Straße (Konrad-Adenauer-Platz) und an der Tiefenbroicher Straße, wenn diese dem Wunsch so manchen späten Heimkehrers (vom Stammtisch oder von der Braut?) nicht erfüllten und die Schranken für das vermeintliche „schnelle“ Überschreiten nicht öffneten. Wie groß war das Geschrei aber, wenn einer dieser Schrankenwärter in seinem Häuschen einmal eingeschlafen war und der Übergang offen stand. Auch ich stand in einer Sommernacht im August 1954 mit dem

Fahrrad an der nicht geschlossenen Schranke am Breitscheider Weg. Was hatte ich da nachts zu suchen? Meine Tante Bärbel (von der Heiden) hatte das erste Kind „gekriegt“, und Onkel Helmut gab in Angermund bei Poscher in der Graf-Engelbert-Straße einen aus. Als noch nicht ganz 18-Jähriger wurde dies damals für mich ein unvergeßliches Erlebnis (beides: das „Pinkeln lassen“ und der vorbeirauschende Güterzug).

Aber was nutzte all das Schimpfen wegen fehlender Brücken, wenn man nicht den Willen hatte, etwas zu opfern. Warum ich dieses Wort gebrauche? Ich habe schon als Lehrling Pläne gesehen, die eine Verlängerung der Krumpfenweg Straße (heute Ulenbroich) über den damaligen Markt- und Kirmesplatz vorsahen. Längst des Dickelsbaches südlich am Beekerhof vorbei sollte die Rampe bzw. der Brückendamm entstehen und die Brücke selbst dann im Bereich Thunesweg auf die Angermunder Straße (heute : Kalkumer Straße) münden. Die Gemeindevertretung Lintorf wollte sich durch diese Landespläne die Partie am Dickelsbach nicht kaputt machen lassen, so war in diesen Jahren aus den entsprechenden Sitzungen zu hören.

Und so ist es ja geblieben; auch 2004 gibt es noch keine Brücke, ist noch kein schienengleicher Übergang in Lintorf beseitigt, wenn man mal von dem An den Banden absieht. Hier wird ein Übergang nur noch für die östlich der Gleise liegenden Kleingärten mit automatisch schließenden Halbschranken offengehalten. Die früher durchgehende Straße An den Banden ist abgetrennt. Ein Teil der Straße hat einen neuen Namen erhalten: Am Diepebrock.

Sie haben vorhin beim Lesen richtig gezählt: Es waren 4 (vier) Schrankenwärterhäuser, teilweise auch mit Stellwerk. Mit Schichtdienst rund um die Uhr, dreimal acht Stunden. Schon daran erkennen Sie, wieviel Arbeitsplätze weggefallen sind und fehlen. Denn heute gibt es nur noch ein Stellwerk am Breitscheider Weg, mit Schrankenbedienung für alle drei stark befahrenen Übergänge Tiefenbroicher Straße, Konrad-Adenauer-Platz und eben Breitscheider

Weg. Die auf der Strecke verkehrenden 195 Güterzüge (werktäglich) verursachen lange Wartezeiten für den übrigen Verkehr - und das wird sich auch vorerst nicht ändern.

Die Josefs

Was soll denn dieser Abschnitt? Was sagt schon der Name Josef?

Mir sehr viel! Mir, einem Verwaltungslehrling mit 61 Mark Monatsvergütung im 2. Lehrjahr. Alles abzugeben bei der Mutter. Die dann ein Taschengeld von 8 Mark, manchmal mit Mühe und Not auch 10 Mark, rausrückte. Nicht sehr ehrfurchtsvoll von mir ausgedrückt, aber das war nicht etwa wöchentlich, nein, für den ganzen Monat! Einmal in der Woche ins Lintorfer Kino (für 90 Pfennig), ein Eis am Büdchen Heck (für 10 Pfennig die Kugel) und Zigaretten gehörten ja auch zum **Angeben** in diesen Jugendjahren, da waren die paar Mark schnell weg. Mir werden einige aus meiner Altersgruppe zustimmen, wenn sie dies lesen.

Einmal im Jahr aber war für Zigaretten gesorgt, sogar auf Vorrat ausgesorgt. Am 19. März wird der Name Josef gefeiert. In unserer großen Familie „Amtsverwaltung“ wurde von jedem und mit jedem (jeder) Geburtstag und Namenstag gefeiert. Man besuchte die Damen und Herren, gratulierte, sprach ein paar private Worte und konnte zugreifen. Nicht Sekt, Bier oder belegte Brote, wie Sie vermuten. Nein, Plätzchen standen auf dem Schreibtisch, vielleicht auch mal ein Stückchen Schokolade und – für mich ganz wichtig – Zigaretten. Man durfte sich bedienen, man durfte auch eine mitnehmen. Und so kam ich jeden 19. März zu meinen Zigaretten. Zu Zigaretten, die ich nicht zu kaufen brauchte und die ganz enorm mein kleines Portemonnaie schonten.

Wer waren die 7 (sieben) Josefs: Ich sage es Ihnen, fange dabei mit dem Chef an:

Josef Vaßen (Amtsdirektor), Josef Tophoven (Steueramt), Josef von der Weiden (Kasse), Josef Potelle (Wohnungsbauförderung), Josef Wambach (Bauamt), Josef Moschall (Vertriebenenamts, später

Kasse) und Josef Frohnhoff (Versicherungsamt).

Heute, im Jahre 2004, lebt keiner mehr von diesen spendablen Josefs.

Noch ein Zusatz: Seit 22 Jahren rauche ich nicht mehr.

**Lehrjahre sind keine Herrenjahre.
Aber auch: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!**

Lehre und Ausbildung - schon die Worte sagen, um was es geht. In meinen drei Lehrjahren beim Amt Angerland (1953 bis 1956) ist mir das vermittelt worden, was ich für den Erfolg im Beruf bis zur Pensionierung im Jahre 1997 brauchte. Von dieser Zeit zehre ich, sie hat mich geprägt.

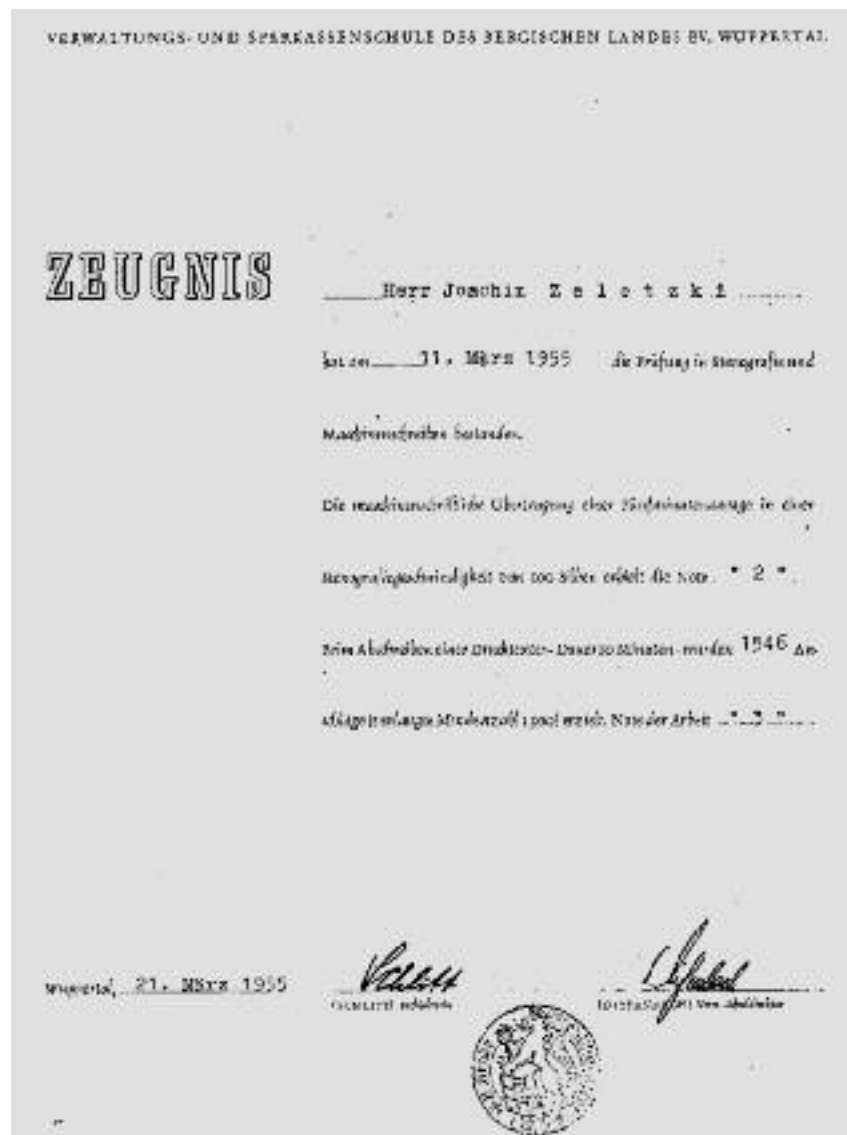
Was habe ich gelernt, was wurde mir beigebracht? Nicht alles, vor allem wenn es ins Persönliche ging, habe ich damals verstehen wollen und auch nicht ohne Murren hingenommen. Aber nachhaltig böse war ich meinen Ausbildern nicht. Hier einige Beispiele :

Ich ging morgens oft mit einer Kollegin aus dem Steueramt, zu dem ich später noch berichten werde, gemeinsam zum Dienst. In Höhe des Hauses Duisburger Straße 25 – hier hatte Hermann Fink eine Bäckerei (heute Vogel) und sein Bruder Wilhelm Fink (heute Bensberg) eine Metzgerei – überholte uns der Amtsdirektor Josef Vaßen, der mit seinem Auto aus Wittlaer, wo er wohnte, kam. Wir waren noch nicht ganz im Rathaus, da hieß es: „Joachim zum Amtsdirektor“. Nichtsahnend und ohne Beklemmung machte ich mich auf den Weg. Mir war nicht bewußt, was ich verbochen hatte. Das sollte sich schnell ändern. Ob ich noch nie gehört hätte, daß man eine Dame rechts neben sich gehen lasse, offenbarte mir mein Lehrherr. Er hatte uns auf der Duisburger Straße gesehen. Ich ging rechts neben Frau Ilse Wittmann - und das war falsch. Diese Belehrung hat gesessen, ich habe sie nie vergessen. Ab sofort ließ ich jede Dame, jedes Mädchen rechts neben mir gehen.

Es gab auch eine Kleiderordnung. Dies betraf mehr die Frauen. Hosen am Schreibtisch waren nicht erwünscht. Vor allem an Wintertagen sehe ich die damals jungen Damen mit Hosen ins Gebäude kommen, dann sofort in der Toilette oder bei Lenchen Hagenkötter in der Telefonzentrale verschwinden und mit Rock wieder rauskommen. Das auch mich diese Kleiderordnung einmal treffen könnte, daran dachte ich nicht. Ich ging eines Nachmittags ohne Jacke durch die Gänge. Als ich wieder am Schreibtisch war, bat man mich „zum Amtsdirektor“. Die erste Bemerkung von ihm war „Ach, jetzt haben Sie ein Jackett an.“ Er hielt mir vor, daß ich mit Hosenträgern durch die Gegend gelaufen sei und daß dies bei meiner Figur nicht gut aussehe. Sie werden verstehen, wie bitter ich geschluckt habe und mich mit Äußerungen zurückhalten mußte.

Ein andermal sagte mir der Amtsdirektor: „Sie hätten Holzfäller werden sollen und nicht Verwaltungslehrling.“ Was war geschehen? Ich hatte am Tage zuvor telefonisch um einen Urlaubstag gebeten und dies damit begründet, daß ich als Ältester für Mutters Küchenofen dringend Holz hacken müßte. Das paßte dem Chef nicht. Ich habe es hingenommen und bald vergessen, dass heißt, echt böse war ich deswegen nicht.

Aber auch meine **schulischen Leistungen** wollte der Amtsdirektor Josef Vaßen persönlich überprüfen. Wieder einmal wurde ich zu ihm bestellt. Wie bereits in der „Quecke“ 2003 beschrieben (Seite 169 oben), befand sich sein Büro in einem „Glaspalast“ am Ende eines Ganges. Seine Sekretärin saß davor, ebenfalls in einem mit Glas abgetrennten Raum. „Ich will mal sehen, wie weit Sie in Steno



und Schreibmaschine sind“, begrüßte er mich freundlich. Er diktierte mir einen Text und gab mir auf, diesen nun mit der Schreibmaschine zu Papier zu bringen. Dies wollte er gleich sehen, wenn er von einem Außentermin wiederkomme. Ich begab mich über die schon erwähnte Eisentreppe an meinen Schreibtisch im Steueramt. Ich saß über dem Text, fing an zu schreiben und merkte bald, daß ich nicht alles zusammen bekam. Es gibt Helfer und Schutengel! Sie glauben es nicht? Doch! Das Telefon ging: „Joachim, komm mal runter.“ Die Sekretärin, Fräulein Helene Pallmann, hatte das Diktat durch die einfachen Glaswände mitgehört, es aufgenommen und bereits geschrieben. Sie überreichte mir den fertigen Text - meine Rettung. Der Amtsdirektor ist nie dahinter gekommen. Aber daß ich **Steno und Schreibmaschine** kann, habe ich ihm bewiesen, wie das Zeugnis der Verwaltungs- und Sparkassenschule des Bergischen Landes vom 21. März 1955 beweist. Die heutige Technik macht wohl für einen Lehrling im Jahre 2004 eine solche Prüfung überflüssig. Mir hat aber insbesondere die Stenografie in den folgenden Jahren viel Erleichterung gebracht.

Lehrinhalte

Die große Familie, das Amt, funktionierte, wie das soeben geschilderte Beispiel mit Fräulein Pallmann zeigt. In meinem Aufsatz im vorigen Jahr habe ich die räumlichen Gegebenheiten im Saal einer Gaststätte eingehend geschildert. Jetzt will ich noch kurz auf die Lehrinhalte, also das, was mir beigebracht wurde, eingehen.

Von der dreijährigen Lehrzeit war ich neun Monate in der Amtskasse, drei Monate bei der Wasserverwerksgemeinschaft Angerland und ab dem 2. Lehrjahr beim Steueramt. Hier sollte ich die restliche Lehrzeit und auch die ersten Jahre meiner Angestelltenzeit bis zur Sekretärprüfung im Jahre 1959 verbringen. Wir saßen am Ende des Saales oben unter m Dach. Zu erreichen über eine alte, laute, manchmal auch gefährliche Eisentreppe. Es war ein großer Raum. In den Dachschrägen standen die Aktenschränke. Zwischen diesen und dem eigentlichen Dach war noch ein finsterner Gang vorhan-

den, in den man sich zurückziehen konnte. Nicht zu dem viel gelästerten Beamenschlaf, wie Sie vielleicht denken. Nein, aber zum Beispiel war hier der Kleiderwechsel von der Hose zum Rock möglich. In einer Ecke des großen Speichers (das war er vorher) war durch einfache Abtrennung das Zimmer des Amtsleiters eingerichtet worden. Dies war Amtsamtmann Josef Tophoven. Den Rest des Raumes teilten sich die Angestellten Frau Ilse Wittmann, Otto Seidensticker und der Verwaltungslehrling Joachim Zeletzki, später kam dann noch der Amtsinspektor Heinz Laufenburg (nicht der Heinz v o n Lauvenberg von der Amtskasse) zum Steueramt. Rechts vor dem Steueramt waren von dem Dachboden noch zwei Zimmer für die Kämmererei abgeteilt worden. Kämmerer war damals Eugen Dammer aus Wittlaer, der des öfteren das Steueramt besuchte. Ob es um die Zahlen ging,

me einen großen Haufen Papier, Briefe, Schriftstücke und vor allem Steuerkarten in die Hand, fächere ihn ganz geschickt und beginne Zweier-, Dreier- oder Fünfergruppen zu zählen; am Ende hatte man die Zahl dieses Bündels, es stimmte immer.

Mit welchen Aufgaben betraute man mich sonst? Mit allen, muß ich feststellen. Ob es sich um die Anmeldung eines Hundes handelte und die damit verbundene Überprüfung einer **Hundsteuerermäßigung** (dabei ging es darum, wieviel Meter das nächste bewohnte Gebäude entfernt lag), oder ob die Änderung einer **Steuerkarte** (bei Eheschließung oder einer Geburt) anstand, ich durfte sofort mit dem Bürger umgehen. Der jährlichen Ausstellung der Lohnsteuerkarten ging eine Erhebung und Erfassung in jedem Haushalt voraus. Diese Haushaltsbögen wurden ausgegeben und



Absenderaufdruck auf Amtsbriefen der Verwaltung aus den 1960er Jahren

die er für seinen Haushaltsplan brauchte, oder ob wir so freundliche Menschen waren, bei denen sich ein Besuch lohnte, vermag ich heute nicht mehr genau zu klären. Dazu noch einmal der von mir schon oft gebrachte Hinweis, daß wir uns menschlich alle im Amt verstanden.

In meinen gut fünf Jahren beim Steueramt habe ich die Grundzüge der Bürokunde erfahren. Aktenführung (denken Sie an die vielen Steuerakten) und richtig abzuheften lernte ich von Frau Wittmann. Und diese brachte mir etwas bei, mit dem ich später manchen jungen Mitarbeiter in Erstaunen setzen konnte: Man neh-

wieder eingesammelt. Auch ich machte sowas gegen ein paar Mark zusätzlicher Vergütung gern. So lernte ich nach und nach ganz Lintorf kennen, alle Straßen und Häuser und natürlich die Einwohner.

Im letzten damals noch bewohnten Haus am Hülsenbergweg (kurz vor dem Stinkesberg) war ich ebenso wie in der Villa Hoffmann an der Gemeindegrenze zu Angermund. Die Haushaltsbögen enthielten alle persönlichen Angaben zur Person und gaben auch Auskunft über Beruf und Arbeitgeber. Ja, jetzt mußten die Steuerkarten ja auch noch geschrieben werden. Auch hierfür gab es eine kleine

Vergütung, weil dies im normalen Dienstbetrieb nicht zu schaffen war. Ich habe viele Mittwochnachmittage (war in diesen Jahren generell dienstfrei, wie heute noch bei vielen Ärzten) im Rathaus an einer Schreibmaschine gesessen und Steuerkarten ausgestellt. Ein Verfahren, wie es im Computerzeitalter des Jahres 2004 nicht vorstellbar ist.

Weiter lernte ich das gesamte Gebiet des Amtes Angerland dadurch kennen, daß mich der Amtsleiter zur Kontrolle der Spielgeräte in den Gaststätten einsetzte. Damals war ein Streit entstanden, weil die Gemeinden eine **Vergnügungssteuer** pro Gerät erhoben. Den Aufstellern war vorgeworfen worden, ihre Einnahmen aus solchen Spielgeräten - auch Groschengräber genannt - zu niedrig anzugeben. Und so fuhr ich Woche für Woche mit den Geräteaufstellern die Gastwirtschaften von Hösel bis Wittlaer ab, zählte mit ihnen gemeinsam die Groschen und versiegelte das Gerät wieder bis zum nächsten Geldzählen.

Ich will nicht jede Steuer oder Gebühr hier namentlich nennen. Bearbeitet habe ich alle. Das Finanzamt übermittelte uns die Steuermaßbescheide. Diese enthielten die Zahlen, nach denen das Amt dann die **Grundsteuer** oder die Gewerbesteuer festsetzte. Bei der Grundsteuer konnte ich feststellen, welchen Wert ein Grundstück oder ein Haus hatte. Dieses Wissen habe ich mit Begierde aufgenommen und mit Stolz und Freude die Aufgabe, Steuerbescheide zu erstellen, ausgeführt. Dabei habe ich manche Erkenntnisse erlangt, die ich natürlich für mich behalten mußte. Die **Gewerbesteuer** wurde nach Ertrag und Kapital festgesetzt. Bei den Gaststätten spielte dabei der Bierumsatz eine Rolle. Sehr bald wußte ich, welcher Gastwirt in Lintorf die meisten Hektoliter verkauft hatte. Neugierig? Ich werde es auch heute nicht sagen, auch nicht andeutungsweise.

Die Lehre geht zu Ende

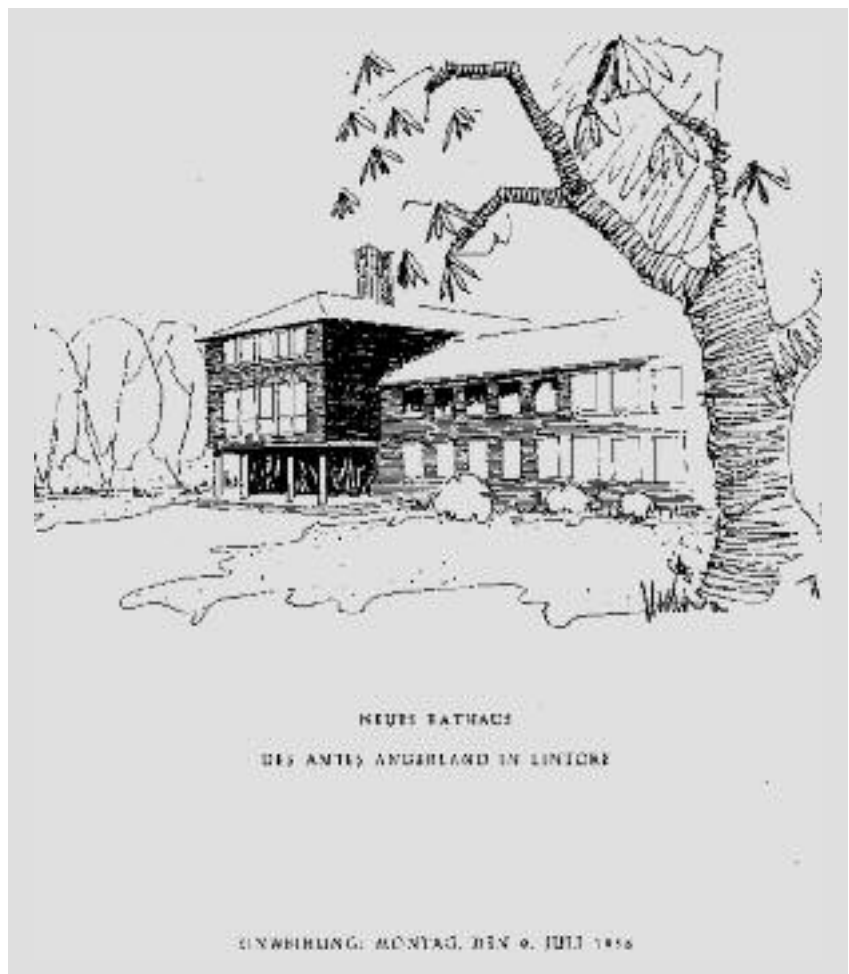
So ging meine abwechslungsreiche Lehrzeit dem Ende entgegen. Ich habe mit Freude alles ausgeführt. Ob es das Abziehen der

Matrizen (siehe Seite 169 der „Quecke“ 2003) war oder das Abholen der Briefe im Lintorfer Postamt, seinerzeit noch auf der Duisburger Straße 16 (später Möbelhaus Schwarz) untergebracht. Vom Einsammeln der

Henkelmänner und der Postverteilung in die Außenstellen des Amtes (Standesamt, Bauamt) habe ich schon berichtet. Hinzu kamen noch die wöchentlichen Fahrten nach Wuppertal, ehe dann am **31. März 1956** die Lehr-



Das neue Rathaus des Amtes Angerland einige Tage vor der Einweihung am 9. Juli 1956



Titelblatt der Einladung zur Einweihung des neuen Rathauses.
Zeichnung: Johannes Thume

zeit beendet war. Ich wurde als Angestellter übernommen, die Vergütung war kläglich. Im Jahre 1956 verdiente jeder Arbeiter bei Hünnebeck mehr als die Amtsangestellten. Ich habe vor, über meine ersten Angestelltenjahre und die neue Zeit im 1956 bezogenen Rathaus in einigen Jahren noch einmal zu schreiben.

Neues Rathaus

Diesen Beitrag aber will ich mit dem Einzug ins neue Rathaus beenden. Die Belegschaft im Amt nahm laufend zu, die Unterbringung wurde immer beengter, manchmal ging man sich deshalb auch auf die Nerven. Vor allem, weil man im großen Saal alles voneinander mitbekam. Ein vertrauliches Gespräch mit dem Bürger war fast nicht möglich. Der Amtsvertretung mit den Vertretern aus sechs Gemeinden fehlte ein geeigneter Sitzungsraum. Das Tagen in irgendwelchen Hinterzimmern von Gaststätten fand mit der Fertigstellung des zentralen Rathauses ein Ende, was die Amtsvertretung und die Gemeindevertretung Lintorf betraf. Die Ratsvertretungen und die Ausschüsse in den übrigen Gemeinden (Angermund, Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Wittlaer) tagten weiter vor Ort in den Gaststätten, ganz selten auch schon mal in der Nebenstelle (die gab es in Hösel und Wittlaer).

Alles fieberte dem Umzug in das im Bau befindliche Rathaus entgegen. Und dann, im Sommer 1956, war es endlich soweit. Über diesen Umzug und die Erstellung des Hauses ist vom Heimatverein schon oft berichtet worden, insbesondere in der Ausgabe der „Quecke“ Nr. 26/27 vom Juli 1956. Ich erspare mir daher Wiederholungen und ende mit der Zeichnung des Kollegen Johannes Thume, dem seinerzeit die Bauleitung oblag.

Eine Anmerkung dazu: Johannes Thume (verstorben) war auch der Architekt und Bauleiter der zehn Häuser der Siedlergemeinschaft Solidarität an der Mörikestraße (siehe dazu „Quecke“ 1997, Seite 170).

Die Betriebsausflüge

Fast hätte ich sie vergessen, die jährlichen ganztägigen Betriebsausflüge. Alle nahmen teil, der Chef saß mit im Bus. Selbst die Amtsvertreter waren eingeladen, die mußten dafür ja auch das

Geld im Haushalt bereitstellen. Jeder war mit Freude dabei und hatte auch Freude, was sehr zur Gemeinschaft, zu unserem familienhaften Zusammenhalt, beitrug. Zwei Bilder von Ausflügen aus der Mitte der 1950er Jahre an Rhein und Ahr sollen dies belegen:



Auf diesem Foto sehen Sie von links nach rechts: Luise Debus (später Frau Hanrath), Heinz Kutscher (Telefonist, verstorben), Margret Brors (später Frau Alshut), Heinz Hehmann (im Heimatverein jetzt mit Besucheraufgaben betraut), dahinter vor dem Bus erkennen Sie den Schreiber dieser Zeilen Joachim Zeletzki, der Mann neben mir läßt sich nicht eindeutig erkennen, ebenso weiß ich nicht den Namen der Frau neben Heinz Hehmann (es soll eine Putzhilfe aus einer der Angerlandgemeinden gewesen sein), die Dame ganz rechts ist Agnes Haufs (zeitweise Hausmeisterin des alten Rathauses).



Auf dem letzten Bild sehen Sie neben den alten Bussen im fröhlichen Gespräch von links nach rechts: Joachim Zeletzki, Heinz Hehmann, mit dem Rücken zu uns Josef von der Weiden (verstorben), Horst Lübke, Trautel Strasser (verstorben), mit dem Rücken zu uns Doris Scherz (verstorben), halb zu sehen Heinz Schmitz (Sohn des Heimatforschers Heinrich Schmitz, er hat später in Angermund viele Heimatartikel und Bücher geschrieben, verstorben), Helene Fieweger (langjährige Sozialamtsleiterin, verstorben) und die von mir oben erwähnte Sekretärin des Amtsdirektors Vaßen, Helene Pallmann (verstorben).

Eine schöne, eine gute Zeit war das damals, meine Lehrzeit.

Ich möchte sie nicht missen.

Joachim Zeletzki

Lintorf 1974–2004

30 Jahre nach der Neugliederung

Am 31. Dezember 1974, 24 Uhr, endete die Selbständigkeit der Gemeinde Lintorf. Sie wurde ein Stadtteil von Ratingen - ebenso wie die bis dahin selbständigen Gemeinden Breitscheid, Hösel, Eggerscheidt und Homberg-Meiersberg. Ein langer Abwehrkampf um den Erhalt der kommunalen Selbständigkeit war verloren gegangen.

Der Landtag NRW in Düsseldorf hat die kommunale Neugliederung durch ein Gesetz mit Wirkung vom 1. 1. 1975 beschlossen. Grundlage der vorausgegangenen jahrelangen heftigen Diskussionen war das Gutachten einer Sachverständigenkommission unter Leitung des Staatssekretärs Dr. Rietdorf von 1968 über die Neugliederung der Städte und Gemeinden in den Ballungszonen und die Reform der Kreise des Landes Nordrhein-Westfalen. Konkret wurden die Beratungen schließlich durch den Neugliederungsvorschlag des Innenministers von Dezember 1973 und den unseren Raum betreffenden Gesetzentwurf vom April 1974. Die Gebietsreform wollte größere kommunale Einheiten schaffen, um die Städte wirksamer und wirtschaftlicher verwalten zu können. Ob das erreicht worden ist, mag jeder selbst beurteilen.

Zu diesem Zweck wurden alle Amtsverwaltungen im Lande aufgelöst, in denen jeweils mehrere selbständige Gemeinden zentral verwaltet wurden. So auch das Amt Angerland (bestehend seit 1930, ursprünglich als Amt Ratingen-Land) mit den Gemeinden Wittlaer samt Ortsteil Kalkum, Stadt Angermund, Lintorf, Breitscheid, Hösel, Eggerscheidt und der Amtsverwaltung in Lintorf. Die Angerlandgemeinden hätten sich gerne zu einer neuen Großgemeinde „Stadt Angerland“ zwischen Rhein und niederbergischem Land zusammengeschlossen. Vorbereitend hatten sie schon 1971 einen „Planungsverband Angerland“ gegründet. Aber der Gesetzgeber wollte die umgebenden Städte stärken. So kamen Wittlaer und Angermund nach Düsseldorf,

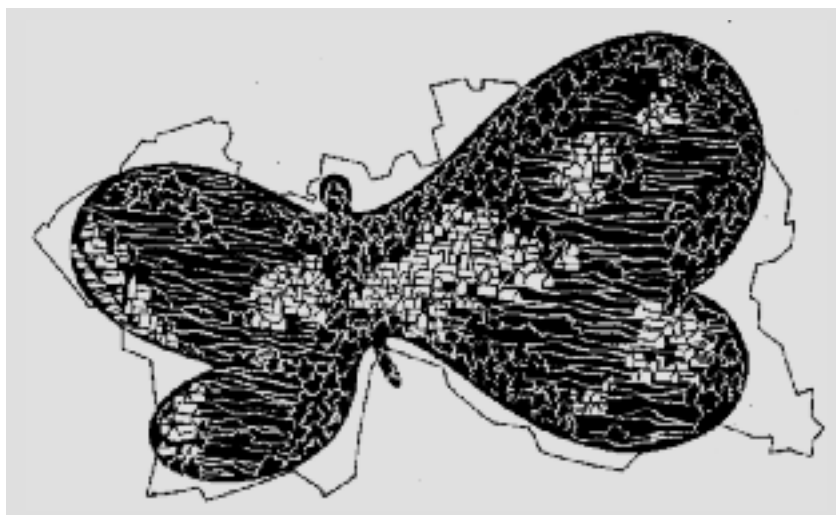
die anderen Gemeinden zusammen mit der Gemeinde Homberg-Meiersberg (aus dem Amt Hubbelrath) nach Ratingen.

Es ist hier nicht der Ort, die jahrelangen vielfältigen Bemühungen nachzuzeichnen, die auch in der Gemeinde Lintorf von allen Seiten - Politik und Verwaltung, Bürger, Vereine - unternommen wurden, um eine Eingliederung in die Nachbarstädte zu vermeiden. Es wurden zahlreiche Resolutionen verfasst, Gegenpläne entworfen und mit Werbekampagnen begleitet, Gutachten in Auftrag gegeben und umfangreiche Stellungnahmen zu den offiziellen Anhörungen der Landesbehörden erarbeitet, vertrauliche Gespräche mit hochrangigen Landespolitikern an verschwiegenen Orten geführt und immer wieder Eingaben an alle Entscheidungsträger verschickt. Das war eine aufregende Zeit für alle Bürger und Beteiligten, an der Spitze Amtsdirektor Johannes Overmans, der über Jahrzehnte die Geschicke im Amt Angerland mitgelentk hatte und nun sein Lebenswerk bedroht sah. Der letzte Amtsbürgermeister und Landtagsabgeordnete Wilhelm Droste organisierte den Abwehrkampf auf der politischen Ebene.

Die Angerlandgemeinden wollten gemeinsam die „Grüne Freiheit“ verteidigen und damit eine Zer-

splitterung des großen Erholungsraumes in der Ballungsrandzone auf die angrenzenden Großstädte verhindern. Der 1971 gegründete „Zweckverband Erholungsgebiet Angertal“ hat schon für dieses Ziel gearbeitet. Ein beauftragtes Werbebüro gestaltete als Symbol des Abwehrkampfes den „grünen Schmetterling“ in den Umrissen des Amtes Angerland mit Lintorf als Rumpf (Versorgungs- und Verwaltungszentrum) und den anderen Angerlandgemeinden in den Flügeln. Der Kreis Düsseldorf-Mettmann, zu dem neben Ratingen und anderen Städten auch das Amt Angerland gehörte, unterstützte unter Führung von Oberkreisdirektor Günther Nothnick und Landrat Willi Müser diese Position nachdrücklich.

Im Ergebnis haben alle Anstrengungen den Verlust der Selbständigkeit nicht verhindern können, wie das vom Landtag NRW am 10. 7. 1974 beschlossene Neugliederungsgesetz gezeigt hat. Aber unsere Bemühungen haben doch Schlimmeres verhütet. Einigen Gemeinden, speziell Angermund, drohte die Eingliederung in die benachbarten Großstädte des Ruhrgebietes, was als „Katastrophenfall“ angesehen wurde (wenn man an den Anschluss der Gemeinde Kettwig nach Essen denkt, nicht unbegründet). Lintorf und die östlichen Nachbargemeinden sind



Der „Schmetterling“ in den Umrissen des Amtes Angerland mit den sechs Gemeinden

nach Ratingen auch nicht eingemeindet worden - wie Wittlaer und Angermund nach Düsseldorf -, sondern sie sind mit Ratingen zu einer „neuen Stadt mit dem Namen Ratingen zusammengeschlossen“ worden - eine für das kommunale Selbstverständnis wichtige Nuance. Die neue Stadt Ratingen wurde Rechtsnachfolgerin des Amtes Angerland.

Ich habe die bewegenden Veranstaltungen vor Augen, mit denen sich alle Angerlandgemeinden im Dezember 1974 von ihrer kommunalen Selbständigkeit verabschiedet haben. Die Gemeinderäte haben in feierlichem Rahmen noch einmal Bilanz gezogen, letzte Erinnerungsfotos geschossen und den Blick mutig in eine ungewisse Zukunft gelenkt. In den vorhergehenden Wochen waren von den Gemeinden noch schnell weitreichende Entscheidungen getroffen

worden, um die Geschicke auch über den Tag X hinaus gestalten zu können. Manches hat sich bis heute bewährt.

Was ist nach 30 Jahren geblieben, was hat sich geändert? Geblieben ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit als Lintorfer, als Angermunder, als Hösel usw. Das Bürgerschafts- und Vereinsleben findet nach wie vor weithin „im Ort“ statt, für größere Veranstaltungen und besondere Attraktionen fährt man ins neue Zentrum. Die Stadtteile bemühen sich, durch attraktive Einrichtungen und Veranstaltungen „ihre Bürger“ im Ort zu halten.

Geändert hat sich die vielberufene „Bürgernähe“ der Verwaltung. Die Verwaltungsstellen in den Ortsteilen sind inzwischen aus Rationalisierungsgründen gestutzt oder geschlossen worden. Wer eine fachkundige Beratung oder

Entscheidung braucht, muss ins zentrale Rathaus fahren. So haben sich das viele Bürger 1974 nicht vorgestellt.

Für die neue Stadtverwaltung Ratingen war es ein hartes Stück Arbeit, die aufgelösten Amtsverwaltungen Angerland und Hubbelrath zu entflechten und zu integrieren. Die Stadt Ratingen hatte vor der Neugliederung 55.000 Einwohner, durch den Gebietszuwachs kamen an einem Tag fast 30.000 Einwohner hinzu, darunter Lintorf als größte Gemeinde mit 13.000 Einwohnern. Binnen kurzer Zeit ist es aber gelungen, eine fachlich kompetente Verwaltung für die neue Stadt Ratingen mit heute 92.000 Einwohnern aufzubauen. Sie ist nicht mehr vergleichbar mit der Verwaltung des Amtes Angerland, die zuletzt mit 200 Beschäftigten im Rathaus Lintorf sechs Gemeinden mit 35.000 Einwohnern verwaltet hat. Die heutigen Anforderungen an eine technisch gerüstete Kommunalverwaltung in regionaler Verflechtung und Konkurrenz sind ungleich größer (und teurer).

Hat die Gebietsreform gebracht, was der Gesetzgeber sich und anderen davon versprochen hat? Das Land hat erreicht, dass es in NRW weniger und dafür größere Kommunen gibt, die sich besser steuern lassen. Ob bei den Entscheidungen auch das Wohl der Bürger immer bedacht worden ist, wie oft behauptet, kann man bezweifeln. Zusammenschlüsse führen zwangsläufig zu weiteren Wegen in die Innenstädte mit stärker gegliederten und für manchen Bürger oft nicht mehr überschaubaren Verwaltungen. Die neu eingerichteten Bezirksausschüsse konnten zwar die früheren Gemeinderäte nicht ersetzen, haben aber durchaus politisches Gewicht bei den Entscheidungen des neuen Rates erlangt.

Wichtig war vor allem die Weiterentwicklung der Infrastrukturen in den früheren Gemeinden. Die neue Stadt Ratingen hat die Gefahr vermieden, dass durch eine übermäßige Konzentration auf die Kernstadt die hinzugekommenen Gemeinwesen auf dem Stand von 1975 verbleiben und schließlich veröden könnten. Eine kluge Investitionspolitik hat den ehemaligen Gemeinden eine eigenständige



Letzte Sitzung der Amtsvertretung des Amtes Angerland im Dezember 1974. Sitzend von links nach rechts: K. H. Bönninghausen, Kämmerer; E. Wellenstein, CDU Lintorf und letzter Bürgermeister Lintorfs; Th. Speckamp, Verwaltung; W. Classen, Verwaltung; Amtsdirektor J. Overmans; Amtsbürgermeister W. Droste M.d.L., CDU Hösel und letzter Bürgermeister Hösel; Dr. H. Blechschmidt, Beigeordneter; Grundmann, Angermunder Wählergemeinschaft; D'Heil, FDP Hösel und stellvertretender Amtsbürgermeister. Stehend von links nach rechts: Bürr, CDU Wittlaer; Holtschneider, CDU Wittlaer und letzter Bürgermeister Wittlaers; Wagner, CDU Lintorf; Doppstadt, CDU Lintorf; Nolden, CDU Wittlaer; Frau I. Schwarz, CDU Lintorf; Tackenberg, CDU Lintorf; Klapdor, CDU Angermund und letzter Bürgermeister Angermunds; Brücken, CDU Angermund; Steingen, CDU Lintorf; Hannen, CDU Breitscheid; Kösters, CDU Lintorf; Dr. Wittenberg, CDU Eggerscheidt; Graf von Spee, CDU Breitscheid; Hugenbruch, CDU Hösel; König, CDU Hösel; Bey, SPD Angermund; F. Windisch, SPD Lintorf; Rose, SPD Eggerscheidt; Lohse, SPD Lintorf; R. Windisch, SPD Lintorf; Grenda, SPD Wittlaer; Sprenger, SPD Wittlaer; Baumann, FDP Angermund; Räder, SPD Hösel; Zerres, SPD Lintorf. Es fehlten: Pfrenger, CDU Wittlaer; Barnitzke, SPD Hösel.

Die Aufnahme entstand im Sitzungssaal des Amtrathauses an der Speestraße 2 in Lintorf, der sich heute, nach 30 Jahren, noch im gleichen Zustand befindet. Heute finden dort fast täglich Veranstaltungen und Übungsabende Ratinger und Lintorfer Vereine statt, so auch die monatlichen Vortragsabende des Lintorfer Heimatvereins. Der Bezirksausschuss Lintorf/Breitscheid tagt hier regelmäßig, und einige ehemalige Amtsvertreter kommen oft und gern zu seinen Sitzungen

Weiterentwicklung ermöglicht, so dass es heute nach 30 Jahren in den Außenbereichen lebendige Bürgerschaften mit Eigenkolorit in attraktiven Wohnlagen gibt. Das gilt speziell auch für Lintorf, dessen Einkaufsmeile an der Speestraße/Lintorfer Markt mit seinen zahlreichen Straßenfesten und einem reichen Brauchtum inzwi-

schen auch für Alt-Ratinger Anziehungskraft gewonnen hat - wie von Bürgermeister Wolfgang Diederich mit lobenden Worten bestätigt wurde („Schwabing von Ratingen“).

Die neue Stadt Ratingen hat die Gebietsreform als Chance zur Fortentwicklung genutzt. Sie ist

heute eine historisch gewachsene Stadt im Grünen mit einer Perlenkette eigenständiger Gemeinwesen im Umkreis. Aus lebendigen Gemeinden sind blühende Stadtteile geworden! Darauf lässt sich in der Zukunft aufbauen.

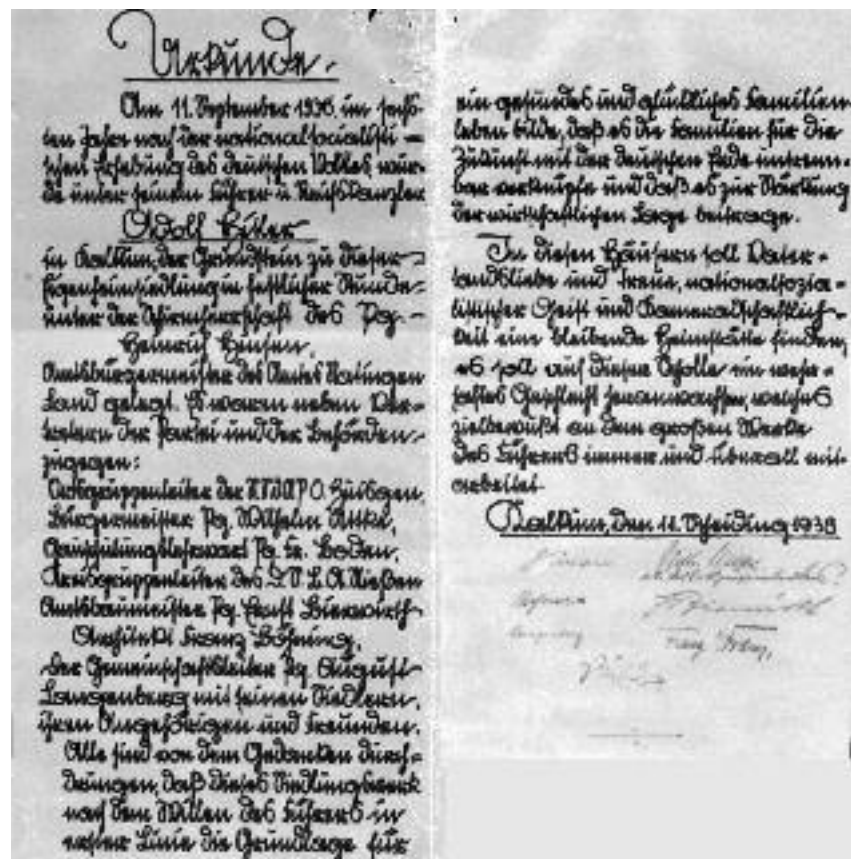
Dr. Horst Blechschmidt

Der lange Weg einer Grundsteinlegungsurkunde ...

Ein Archiv erhält normalerweise seine Zugänge von den von ihm betreuten staatlichen oder kommunalen Behörden. Das Stadtarchiv Ratingen ist für die Stadtverwaltung Ratingen zuständig und übernimmt von dort die als archivwürdig bewerteten Unterlagen. So weit - so unspektakulär. Dass es manchmal auch ganz anders geht, zeigt folgendes Beispiel.

Im Dezember 2003, kurz vor Weihnachten, erhielt ich einen Anruf aus der Stadt Nettetal. Der Kollege informierte mich über einen Fund, den die Stadt dort gemacht hatte und der sich auf das alte Amt Ratingen-Land, das spätere Amt Angerland, bezog. In Bauschutt, der nach Nettetal geliefert worden war, befand sich eine Messingkartusche, von der zunächst angenommen wurde, dass es sich um Kampfmittel aus dem Zweiten Weltkrieg handeln würde. Nachdem dies ausgeschlossen wurde und die Kartusche geöffnet worden war, kam eine Urkunde über eine Grundsteinlegung zum Vorschein - in schöner „deutscher“ Schrift auf Pergamentpapier geschrieben.

Der Kollege aus Nettetal fragte mich, ob wir Interesse an der Urkunde hätten. Eine Woche später hatte ich die Urkunde samt Messingkartusche auf meinem Schreibtisch liegen. Aus der Urkunde geht hervor, dass in Kalkum am 11. September 1938 der Grundstein für ein Haus oder eine Siedlung gelegt wurde. Beteiligt waren u. a. der damalige Amtsbürgermeister Heinrich Hinsen, der Bürgermeister Wilhelm Uttke, der Amtsbaumeister Ernst Bierwirth und einige Vertreter der NSDAP.



Leider ist auf der Urkunde nicht vermerkt, um welches Haus oder welche Siedlung es sich handelt.

Inzwischen habe ich herausgefunden, dass sich die Grundsteinlegungsurkunde in einem Haus in der Siedlung Am Fronhof befunden hatte und dort stellvertretend für die gesamte Siedlung hinterlegt wurde. Das Haus wurde im vergangenen Jahr samt Keller abgerissen, um einem Neubau Platz zu machen. Der Bauschutt wiederum wurde nach Nettetal geliefert, wo dann die Messingkartusche mit der Urkunde gefunden

wurde. So schließt sich der Kreislauf der Urkunde. Mittlerweile befindet sie sich im Magazin des Stadtarchivs an der Mülheimer Straße, unweit der damaligen Bürgermeisterei des Amtes Ratingen-Land, die auf der anderen Straßenseite lag und wo die Urkunde geschrieben worden sein könnte.

Joachim Schulz-Hönerlage

Ich danke Rita Becker aus Kalkum für die entsprechenden Informationen.

Macht, Reichtum, Mord und Totschlag

Linneper Vetternwirtschaft und Kölscher Klüngel

Die Heimatforschung in der Region um Ratingen beschränkte sich lange Zeit auf die wiederholte Reproduktion und Auswertung bereits bekannter Urkundenbestände. Für die regionale Geschichtsforschung wurden bislang nur wenige „neue“ Quellen zur mittelalterlichen Geschichte erschlossen. Hier werden nun erstmalig in regionalem Bezug Beispiele der 1977 vom Landschaftsverband Rheinland zusammengefassten Urkunden und Akten der Neuenahrer Herrschaften und Besitzungen Alpen, Bedburg, Hackenbroich, Helpenstein, Linnepe, Wewelinghoven und Wülfrath sowie der Erbvogtei Köln vorgestellt. Die durch neuere Publikation erschlossenen Quellen bergen wichtige Informationen zur spätmittelalterlichen Geschichte der bei Breitscheid ansässigen Edelherren von Linnepe und deren Einfluss im Bereich der Ortschaft Lintorf. Die Texte stellen eine erhebliche Bereicherung der regionalen, urkundlichen Überlieferung für die Zeit des späten Mittelalters dar.

Am **27. Oktober 1407**¹⁾ bekennt Daem Schwengler, Bürger zu Ratingen, Haus, Hof und Hofstatt, zu Ratingen an der Mauer gegenüber Ritter Arndt von Calchems Haus gelegen, wie er alles von seinen Eltern geerbt hat, und dazu noch einen Garten vor der Stadt an Herrn Johannes von Linnepe, Afterdechanten zu Köln, für 200 brabantische Mark erblich verkauft und übergeben zu haben.

(Ausfertigung mit ursprünglich drei Siegeln, dabei noch eine besondere Währschaftsverbeschreibung vom gleichen Tage, ebenfalls Pergament mit drei Siegeln, ausgestellt für Johannes von Linnepe).

Zu diesem Vorgang folgen noch weitere Schriftstücke am **23. November 1407**²⁾, am **8. April 1410**³⁾ und am **26. Juli 1410**⁴⁾, die unter anderem auch Johannes' Bruder Dietrich von Linnepe nennen.

Der vom Adelssitz „Haus Linnepe“ bei Breitscheid stammende Kölner



Schloss Linnepe im Jahre 1978

Kleriker Johannes von Linnepe tritt hier im Urkundenbestand des Familienarchivs erstmals in lokalem Zusammenhang in Erscheinung. Er erwirbt eine wohl stattliche Liegenschaft innerhalb der Mauern der Bergischen Stadt Ratingen aus der Hand eines wohlhabenden Bürgers. Das gegenüberliegende Haus befand sich zu diesem Zeitpunkt im Besitz des Ritters Arndt von Kalkum. Die Urkunde läßt erkennen, dass sich der lokale Adel darum bemühte, innerhalb der Stadt Ratingen Besitz zu erwerben und damit auch Einfluss innerhalb der Stadtmauern zu erlangen. Neben wirtschaftlichen Beweggründen bestand sicherlich auch Interesse daran, die Vorteile städtischer Privilegien und Rechte zu nutzen. Gleichzeitig förderten die adligen Familien das Bemühen der Lehnsherren, der Grafen und Herzöge von Berg, die Stadt in ihrer Entwicklung zu fördern. In Konfliktfällen gewährte die Stadt zudem besonderen Schutz durch Stadtmauer, Wehranlagen, besondere Rechte und Verpflichtungen.

Johannes von Linnepe stand in einer bemerkenswerten Traditionsfolge. Über viele Generationen hinweg strebten Familienangehörige eine kirchliche Karriere in Köln an. Die Vertretung der Fami-

lie im Domkapitel und im Kapitel herausragender Klöster, unter anderem an St. Gereon, belegt die überraschend bedeutsame, hochadlige Stellung des Familienverbandes. Eine Doktorarbeit zu den Bodenfunden aus der Bauzeit des gotischen Domes weist sogar nach, dass die Herren von Linnepe das vor der „Haustüre“ ihrer Stammburg bei Breitscheid gefertigte Koch- und Vorratsgeschirr zur Verpflegung der Arbeiter der Dombauhütte heranschafften.⁵⁾ Johannes von Linnepes Lebensweg nahm einen beeindruckenden Verlauf, während ausgerechnet ein Konflikt mit dem Kölner Erzbischof für seinen Vater tragisch endete und seine Mutter noch in hohem Alter in große Not brachte.

Am **16. April 1410**⁶⁾ lösen Johann und Dietrich von Linnepe (Bruder des Johannes) den von Johannes von Linnepe (ihrem Vater) für 1000 alte Schilde und 300 Gulden versetzten Zehnten zu Holzheim bei Gumprecht, Vogt zu Köln und Herrn zu Alpen, wieder aus. (Ausführung mit drei Siegeln)

9. September 1412⁷⁾ Gerhard von Berg, Dompropst und Archidiakon zu Köln, belehnt Dietrich Herrn zu Linnepe (Lynnepe) nach dem Tod des Meyers von Lintorf mit dem Zehnten zu Lintorf, der ein Lehen der Dompropstei und durch dessen Tod verfallen ist.

Zeugen und Mitsiegler: Wilhelm von Berg, Elekt zu Paderborn, Bruder des Ausstellers, Johann von Linnepe, Probst zu St. Gereon, Walrav von Kerpen, Probst von Mariengraden, Cono Raugraf, Ai-

1) Landschaftsverband Rheinland. S. 309, 1251

2) ebd. S. 310, 1252

3) ebd. S. 310, 1254

4) ebd. S. 310, 1256

5) Jansen, Lutz. Die archäologischen Funde aus der „ersten Bauzeit“ der gotischen Kathedrale zu Köln (1248–1322) u. a. S. 6, 70, 256

6) ebd. S. 310, 1255

7) ebd. S. 310, 1258

lerdechant, Heinrich von Püttingen und Jacob von Sombreff, beide Domherren. - Zu Cölln in uns proy-stien wohnungen gelegen in der emutitäten

(Abschrift Anfang des 17. Jhs. auf Papier)

Die in einer späteren Abschrift im Wortlaut überlieferte Urkunde dokumentiert die Belehnung des auf der Burg Linnep bei Heltorf lebenden Edelherren Dietrich von Linnep mit dem Kirchenzins, dem „Zehnten“ von Lintorf, den alle hier der Kirche verpflichteten Gläubigen zu entrichten hatten.

Das Schriftstück gibt Auskunft darüber, dass der Kirchenzehnte zu Lintorf bis zu diesem Zeitpunkt der Propstei des Kölner Doms zugehörte. Die Dompropstei war demnach durch einen eigenen Verwalter (Meyer) vor Ort vertreten, der die entsprechenden Ansprüche und Interessen zu vertreten hatte. Der urkundliche Nachweis eines Meyers der Kölner Dompropstei erlaubt den Schluss, dass es in Lintorf einen Ort gegeben haben muss, an dem dieser Vertreter höchster kirchlicher Instanz „residierte“ und an dem der zunächst in Naturalien entrichtete Kirchenzehnte gesammelt und eingelagert wurde. Dieser Ort war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das im 20. Jahrhundert gegen Auflagen des Denkmalschutzgesetzes abgerissene „Kornsgut“ nahe der Lintorfer Kirche. Namen wie „Viehhof“ und „Kornsgut“ sind kennzeichnend für Zehnthöfe von Grundherrschaften. Das imposante Gebäude des Lintorfer Kornsgutes mit eher romanisch als gotisch anmutendem Treppengiebel war neben dem Kirchengebäude eines der wenigen Gebäude innerhalb der Ortschaft, das zumindest eine Fassade in Steinbauweise besaß. Die im ländlichen Raum ungewöhnliche Treppengiebelarchitektur zitiert die repräsentative Bauweise wohlhabender, städtischer Bürgerhäuser des hohen Mittelalters. In Köln etwa gehörten Steingebäude mit Treppengiebeln zum Besitz sozial und wirtschaftlich deutlich aus der Masse herausgehobener sozialer Schichten. In Kaiserswerth blieb der beeindruckende Überrest eines romani-



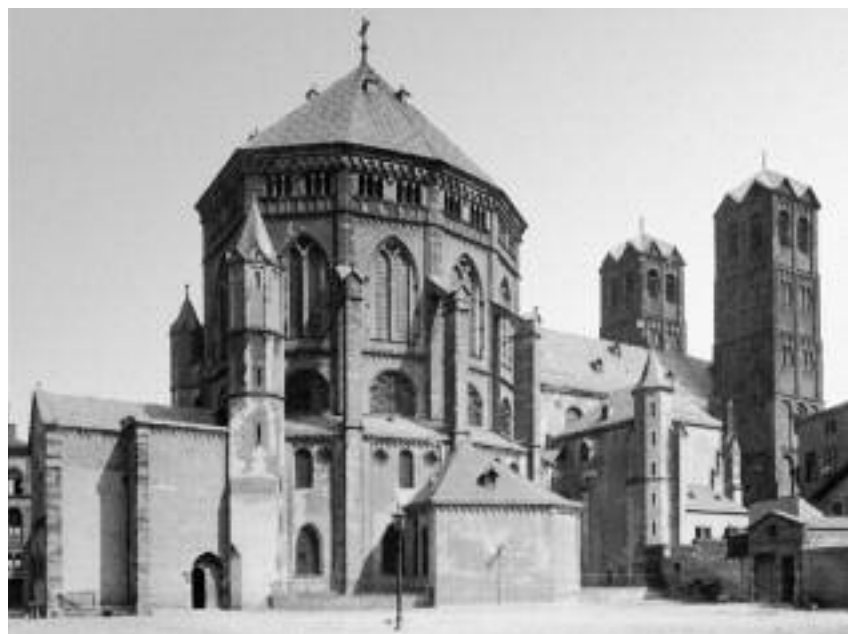
Das Kornsgut (erstmalig erwähnt im 15. Jh.) lag an der heutigen Straße Ulenbroich. Es wurde 1968 niedergedrückt. Charakteristisch war der in unserer Gegend ungewöhnliche Treppengiebel auf der Westseite. Unser Bild entstand um 1890. Im Hintergrund das Gut Termühlen, das heute noch an der Ecke Ulenbroich/Krummenweger Straße steht

schen Klerikerhauses des 13. Jahrhunderts innerhalb der Stiftsimmunität sogar bis heute erhalten.

Die erstmalig im regionalen Zusammenhang zitierte Urkunde gibt den Hinweis darauf, dass mit einiger Wahrscheinlichkeit die Kölner Dompropstei das Lintorfer Kornsgut als ihren Zehnthof errichten ließ, was diesem bauhistorisch bedeutenden und leider undokumentiert abgerissenen Gebäude

im Nachhinein einen noch höheren historischen Wert beimessen lässt.

Die Übertragungsurkunde unterzeichnete unter anderem der Propst von St. Gereon, einer der vornehmsten hochadligen, romanischen Abteien in Köln, Johann von Linnep, der seinem Bruder Dietrich von Linnep die einträglichen Pfründe direkt vor der „Haustür“ der Stammburg verschafft haben wird.



Stiftskirche St. Gereon in Köln um 1900. Ansicht von Südwesten

Am **1. Mai 1414**⁸⁾ gibt Dietrich (Dietrich II von Moers), Elekt (gewählter, vom Papst noch nicht bestätigter Erzbischof). Die päpstliche Bestätigung erfolgte am 30. August 1414) der Kölner Kirche, dem Herrn Johann von Linnep (Lynepe), Propst an St. Gereon und Domherr zu Köln, die Herrschaft Helpenstein, die sein verstorbener Vorgänger Erzbischof Friedrich (Friedrich III. von Saarwerden. Gestorben 9. April 1414) diesem und seinen Eltern wegen „unrechten Betragens“ entzogen und abgenommen hat, wegen dessen Verdienste und auf dessen Bitten mit Zustimmung des Domkapitels zurück und erteilt seinen Amtleuten, Kellnern, Dienern und Untertanen Befehl, Johann und dessen Erben im ungestörten Besitz der Herrschaft zu belassen.

(Pergament mit beiden Siegeln)

Der Vater des Dietrich und des Johannes von Linnep, Johann, war offenbar mit der erzbischöflichen Partei in Konflikt geraten. Als Konsequenz war ihm die Herrschaft Helpenstein, offenbar ein Kölner Lehen, entzogen worden. Das Ringen um den Besitz der Herrschaft Helpenstein, die seine Ehefrau mit in die Familie gebracht hatte, wurde zur Familientragödie.

18. Mai 1413⁹⁾

In ihrer Burg, bzw. ihrem festen Haus (in castro sive fortificio) zu Linnep, gab die edle Adelheidis von Helpenstein, Witwe des Ritters Johannes von Linnep, auf ihrem Krankenbett, zwar hoch betagt, doch „noch kräftig an Sprache und Verstand“, im Beisein ihres Sohnes, des Junkers Dietrich von Linnep, und der unten genannten Zeugen auf nachdrückliches Befragen des päpstlichen Notars, Henricus Doleatoris de Ratingen, Klerikers der Diözese Köln, die feierliche Erklärung ab, dass sie niemals in irgendeiner Form auf die Herrschaft Helpenstein verzichtet habe, selbst damals nicht, als ihr Mann zu Alpen gefangen saß und sie vergebens den Erzbischof von Köln aufgesucht und ihn für ihren Mann gebeten habe, worauf der Erzbischof jedoch nur eingehen wollte, wenn er dafür einen Verzichtsbrief auf

die Herrschaft Helpenstein erhielt, was aber ihr gefangener Ehemann abgelehnt habe, obwohl er bis zu seinem Tode im Gefängnis bleiben musste.

Die Unterzeichner waren Ailf van Huyß der Alde, Peter van Eckerseide, beide Knappen (wepener), Kirstgen Yserenhoit, Bürgermeister, Lewe Dechent, Johann Hornburgh und Ailf Lubbert, Schöffen und Rat zu Ratingen. (Pergament mit Notariatssignet und noch fünf Siegeln. Das erste Siegel des Ailf van Huyß fehlt. Die Umschrift des zweiten Siegels (Eckerseide) lautet: S.+ Peter + van + Lansbergh).

Die Urkunde bezeichnet die Burg Linnep als „festes Haus“, als Adelssitz ohne aufwändige Befestigungs- oder Verteidigungsanlagen. Die hoch betagte und rüstige Adelheidis tritt in der Urkunde als kämpferische und stolze Ehefrau auf, die vor den Erzbischof, immerhin einer der mächtigsten Fürsten des Reiches, hintrat und für ihren in Haft geratenen Mann sprach und sich nicht dem Macht Hunger des Erzbischofs beugte. Den Preis für Standhaftigkeit und Stolz bezahlte ihr Ehemann Johannes von Linnep mit dem Tod in Gefangenschaft. Der in hohen kirchlichen Ämtern stehende Sohn des Paares, der Domherr und Propst an St. Gereon, Johannes von Linnep, erreichte erst ein Jahr nach Ausführung dieser Urkunde die Übertragung bzw. Bestätigung der umstrittenen Herrschaft.

Am **12. Mai 1414**¹⁰⁾ wird Johann von Linnep als „Neffe und getreuer Rat“ des Dietrich, Elekt von Köln, Herzog von Westfalen und Engern, titulierte. Ob die Ansprache als „Neffe“ auf tatsächliche Verwandtschaft zurückgeht, ist unter Historikern umstritten. Sicher ist, dass dieser Begriff eine besonders enge Beziehung, ob Verwandtschaft, Freundschaft oder Treueverhältnis zwischen zwei Personen oder Personenverbänden, beschreibt. Johann von Linnep erhielt eine Rente von 70 schweren Gulden aus Zolleinkünften der Feste Zons. (Pergament, Siegel: ab).

Am **21. Dezember 1416**¹¹⁾ wird Johannes von Linnep durch Erz-



Dietrich von Moers, Erzbischof von Köln (1414–1463). Grabmal im Dom zu Köln

bischof Dietrich von Köln mit Helpenstein und der Kirchengift zu Holzheim vom Erzstift belehnt. (Abschrift um 1600).

Am **1. April 1417**¹²⁾ fordert Erzbischof Dietrich von Köln seine Mannen, Schöffen und Untersassen der Herrschaft Helpenstein auf, seinem Rat, dem andächtigen Johann von Linnep (Lynepe), Propst zu St. Gereon und Domherren zu Köln, Huldigung und Eid zu leisten, und entbindet sie ihres ihm geleisteten Eides. (Pergament, mit Siegel des Ausstellers)

Am **21. Dezember 1426**¹³⁾ belehnt Erzbischof Dietrich von Köln Johann von Linnep (Lynepe), Propst zu St. Gereon und Domherr zu Köln, mit Helpenstein und dem Patronat (kirchengicht) zu Holzheim, die beide vom Stift Köln zu Lehen gehen.

Der Propst von St. Gereon und Domherr zu Köln, Johannes von Linnep, verstarb vor dem 6. September 1431. Sein Testament wurde am **6. September 1431**¹⁴⁾ durch Dietrich (Theodericus) de Lynepe, Cunegundis de Lynepe, Stiftsdame zu Essen, und Matthias de Dusseldorf (Vicarius perpetuus zu St. Andreas in Köln) als Treuhänder vollstreckt. Johannes wird als Propst zu St. Gereon und

8) ebd. S. 18, 43

9) ebd. S. 133, 423

10) ebd. S. 134, 426

11) ebd. S. 136, 430

12) ebd. S. 136, 434

13) ebd. S. 149, 493

14) ebd. S. 26, 63

Domherr zu Köln angesprochen. Das sehr ausführliche Notariatsinstrument umfasst unter anderem ein eingehendes Inventar dessen, was im Hause des Verstorbenen auf der Domimmunität zu Köln an barem Geld, Schmuck, Kleidern, Wäsche, Waffen und Hausgerät aller Art vorgefunden wurde.

Im Jahr **1465 (8. April)**¹⁵⁾ belehnt Salentin von Isenburg, Dompropst und Archidiakon zu Köln, Friedrich Junggrafen von Neuenahr als Rechtsnachfolger und Erbe seines Schwiegervaters Dietrich von Linnep wegen seiner Ehefrau Eva, Dietrichs Tochter, mit dem Zehnten von Lintorf. (Abschrift um 1600).

Graf Friedrich trat nun in das Erbe seines Schwiegervaters ein, der das Lehen 1412 durch die Vermittlung seines Bruders erlangt hatte. Mit diesem Erbgang endete die Geschichte der Familie von Linnep bei Breitscheid, die mit Dietrich in der männlichen Linie ausstarb.

Die letzte Urkunde schließt an bereits bekannte und in der „Quecke“ auch publizierte schriftliche Überlieferungen an. Die Familie von Linnep besaß in der Region sicherlich einen weitaus größeren Einfluss, als aus bisher bekannten Urkunden erschlossen werden konnte. Sie verfügte spätestens seit 1407 über ein eigenes Haus, Hof und Hofstatt in der vergleichsweise jungen Stadtgründung Ratingen, sowie über einen Garten vor den Mauern. Besonderen Einfluss auf die Besitz- und Rechtserwerbungen nahm Johannes von Linnep, der, wie in dieser Zeit alltäglich, seine besondere Position im hohen Kölner Klerus nutzte, um den Familienbesitz und familiären Einfluss zu mehren. Sein gut dokumentierter Aufstieg vom Archidiakon zum Mitglied des hohen Domkapitels und Rat des Erzbischofs Dietrich II. dokumentiert den hochadligen Stand der Familie. Dies überrascht ein wenig, da aufgrund der bislang bekannten Besitz- und Eigentumsverhältnisse der Familie von Linnep kein besonderer Wohlstand und Einfluss abzuleiten war. Den hochadligen Stand der Familie bestätigt die Ansprache der Cune-

gundis von Linnep als „Stiftsdame“ in Essen, einer Klostergründung, die Generationen zuvor dem Kaiserhaus besonders nahe stand.

Als Angehörigem des Domkapitels stand Johannes von Linnep das Recht zur Teilnahme an der Wahl des Erzbischofs zu. Seine Titulierung als „Neffe“ und „getreuer Rat“ durch Erzbischof Dietrich II. von Moers legt den Schluss nahe, dass die enge Verbundenheit auf die Hilfe von Linneps bei der Wahl Dietrichs im Jahr 1414 in Bonn zurückgehen könnte. Die Wahl Dietrichs erfolgte nämlich nicht einstimmig. Eine Minderheit des Domkapitels blieb in Köln und wählte Wilhelm von Berg als Gegenkandidaten, der seinen Anspruch jedoch nicht durchsetzen konnte.¹⁶⁾

In welchem Konflikt der Vater von Johannes, Dietrich und Cunegundis, Johann von Linnep, geraten war, wird in keiner Urkunde erwähnt. Überliefert ist, dass er in Alpen gefangen gehalten wurde. Zwei Urkunden vom **14. September 1413**¹⁷⁾ und **2. Mai 1418**¹⁸⁾ betreffen Rechtsakte des Gumprecht, Vogt zu Köln und Herr zu Alpen. Dies gibt den entscheidenden Hinweis darauf, dass Johann von Linnep in der Haft des Edelvogtes von Köln verstorben ist. Der Zeitpunkt der Inhaftierung muss in der Regierungszeit Friedrichs III. v. Saarwerden gelegen haben. Friedrich war bereits 1371, im Alter von 23 Jahren, in sein Amt eingesetzt worden und starb erst nach Johann von Linnep, im Jahr 1414. Möglich ist die Teilnahme Johann von Linneps an der „Ravensberger Fehde“ (1405-1406)¹⁹⁾ auf Seiten des Herzogs Adolf von Jülich-Berg-Ravensberg. Als Sanktion könnte ihm der Erzbischof die Herrschaft Helpenstein als Kölner Lehen entzogen und ihn in Haft genommen haben. Möglicherweise stand Johann in diesem Konflikt im Spannungsfeld eines Lehnsverhältnisses zwischen dem Herzog und dem Erzbischof und zahlte zuletzt die Parteinahme für den Herzog lieber mit dem Leben als mit seinem Lehen. Es bleibt offen, ob er nicht bis zuletzt auf den Erfolg der Bemühungen seiner Ehefrau gegenüber dem Erzbischof gebaut und gehofft hat. Erst sein Sohn Johannes erreichte im

Jahr 1414, dass die Kölner Kirche der Familie die Herrschaft Helpenstein als Lehen und Erbteil beließ.

In den oben aufgeführten Urkunden sind Johann von Linnep (gestorben 1413) und seine Ehefrau Aleidis von Helpenstein (gestorben nach 1413), deren Kinder Dietrich von Linnep und Helpenstein (gestorben 1465), Johannes von Linnep, Herr zu Helpenstein, Afterdechant, Domherr und Propst von St. Gereon, Erzbischöflicher Rat (gestorben 1431), und Cunegundis von Linnep, Stiftsdame in Essen (gestorben nach 1431) aufgeführt. Als einziges Kind Dietrichs wird die Tochter Eva als Ehefrau des Friedrich von Neuenahr erwähnt. Nach mittelalterlichem Recht tritt dieser dann das Erbe des Schwiegervaters an. Die männliche Linie der Edelfherren von Linnep und Helpenstein, mit dem Stammsitz „Haus Linnep“ bei Breitscheid, ist demnach im Jahr 1465 erloschen.

Thomas van Lohuizen

Quellen:

- Jansen, Lutz. Die archäologischen Funde und Befunde aus der „ersten Bauzeit“ der gotischen Kathedrale zu Köln (1248-1322). Inaugural-Dissertation. Otto-Friedrich-Universität Bamberg. 1999.
- Landschaftsverband Rheinland. Inventare nichtstaatlicher Archive. Herausgegeben von der Archivberatungsstelle. Band 21. Urkunden und Akten der Neuenahrer Herrschaften und Besitzungen Alpen, Bedburg, Hackenbroich, Helpenstein, Linnep, Wevelinghoven und Wülfrath sowie der Erbvogtei Köln. Köln 1977. Rheinland-Verlag GMBH Bonn.
- Fuchs, Peter (Hrsg.). Chronik zur Geschichte der Stadt Köln. Band 2: Von 1400 bis zur Gegenwart. Greven Verlag Köln. Zweite Auflage 1993.

15) ebd. S. 199, 683

16) Fuchs. S. 15

17) Landschaftsverband Rheinland. S. 134, 425

18) ebd. S. 18, 42

19) Fuchs. S. 14

Der Breitscheider Rottzehnt von 1759

Der Rottzehnt war in früheren Zeiten eine Abgabe an den Landesherren, die dieser als Entschädigung für jede Rodung verlangte. Der Breitscheider Rottzehnt war unterschiedlich unterverpachtet worden, deshalb waren die Besitzverhältnisse am Zehnten unübersichtlich geworden. Er sollte daher „renovirt“ werden. Aus diesem Grund ist die vorliegende Liste der Rottzehntpflichtigen mit Beschreibung der einzelnen Stücke angelegt worden (Datum 1.2.1759)¹⁾. Dazu gibt es ein Kartenbuch aus dem Jahre 1781²⁾, in dem der Landmesser Caspar Joseph Nosthofen die einzelnen Grundstücke, die dem Rottzehnten unterlagen, gezeichnet hat. Er tat dies im Beisein des Angermunder Kellners Baasel, des Kanonikers Loeven vom Stift Gerresheim, des Stiftssekretärs, Vikar Tillewein, des Mintarder Pastors Carl Loeven und nach Anweisung des zuständigen Schöffen Biermann. Der Breitscheider Rottzehnt lag nämlich zwischen dem Rottzehnten, der dem Stift Gerresheim gehörte, und dem Zehntland der Pfarre Mintard. Die Vertreter der beiden Institutionen wurden dazu eingeladen, damit es bei der Einzeichnung der Grenzen nicht zu Streitigkeiten käme.

Zu den Ländereien, die mit dem Zehnten belegt waren, gehörten längst vergessene und zum Teil noch heute bestehende Fluren, wie z. B. Driegeltrath, Ober- und Unterschmalt, Denten Camp (= An der Tent), Hummelsbeck, An der Heide, Am Stein, Klaumanns, Windhöfel, Langeltrath, Hüttenfeld, Ehrkampsfeld, Jickelrath, Imesberg, Stockkamp, Holtheister, Pannenberg, Wüsthoff, Horster Kamp, Kemm, Wirtznoven.

Eines dieser Stücke ist das „Hüttenfeldt“, das hier stellvertretend für die anderen Stücke als Zeichnung und mit Beschreibung vorgestellt wird, weil es sich im Gegensatz zu manch anderen Stücken leicht lokalisieren lässt. Dieses Stück ist als „Hütten“ auch auf der Ploennies-Karte eingezeichnet.

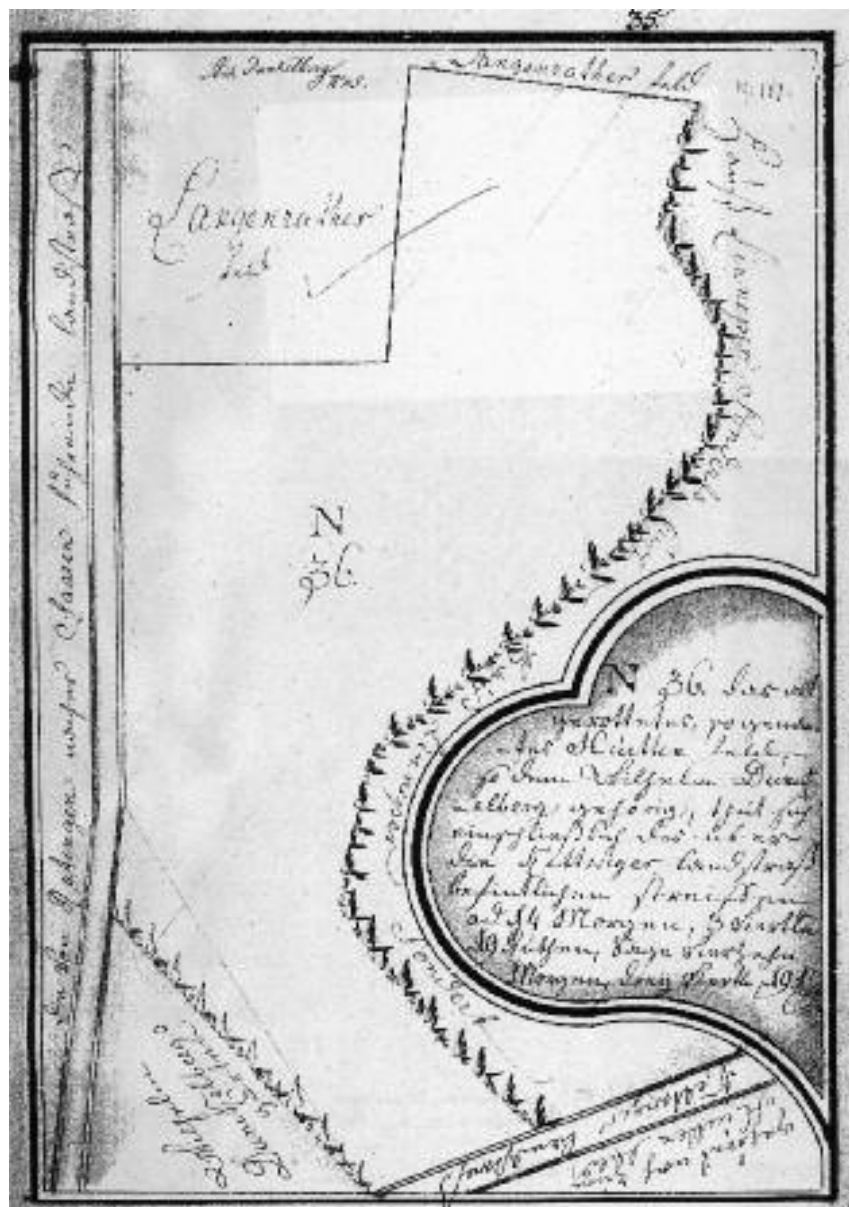


Ausschnitt aus dem Kartenwerk „Topographia Ducatus Montani“ von Erich Philipp Ploennies (1715)

Beschreibung des Stückes³⁾

Das Huttenfeld (altes Breitscheider Rottstück) No. 36:
Das Huttenfeldt Wilhelmen Dunkelberg gehörig, schiebet mit einer

Seithen auf die von Ratingen nach Sarn führende landstraß, mit der anderen Hauß Lenneper Sondersbusch, mit einem Vorhaubt das Langelter feldt, mit dem ande-



Zeichnung des Breitscheider Rottstückes Nr. 36 („das Huttenfeldt“ oder „ahn der Hutten“) mit Beschreibung, angefertigt durch den Landmesser Caspar Joseph Nosthofen im Jahre 1759

ren auff die Kettwiger Landstraß, und Dunkelbergs garten, haltet einschließlich der über die Kettwiger Landstraß befindlichen Streifen Lands

Größe: 14 Morgen, 3 Vierthel, 19 Ruthen⁴⁾

Die Lage des Stückes wird hier so beschrieben: es lag mit einer Sei-

te an der Straße von Ratingen nach Saarn (die heutige Kölner Straße), mit der anderen grenzte es an den Sonderts-Busch, der damals Haus Linnep gehörte, die nördliche Seite stieß an das Langeltratherfeld und die südliche an die Kettwiger Straße (heute „Am Sondert“).

- 1) HSTAD Jülich Berg III, 882
- 2) HSTAD Karten 4306 „Caspar Joseph Landmesser gefertigte Buchkarten samt Beschreibung“
- 3) HSTAD Jülich Berg III, 882, Überschrift: Vollständige Beschreibung des alten Cameral Breitscheider Rotzehnten Amtes Lansberg 1781
- 4) = Längenmaß, die rheinische Rute = 3,77 m

Liste der Rottpflichtigen

Monika Degenhard

	Reichstaler	Stüber	Heller
Friederich ahm Pannenberg		1	45
Peter ahm Langeltrath	1	45	
Löw zu Tolley	1	20	
Joann Neviand	1	15	
Hanswilhelm ahm Dorbusch vorhin gegeben	6		
Er thätte aber H. Duppengießer die Fruchten auß dem feld dermahlen selbst nehmen			
Peter Klein Eicken	3		
Hans Wilhelm Frings	3	30	
Hans Wilhelm Unterschmalt	1		
Hans Wilhelm ahm Imesberg	2	30	
Peter ahm Windthövell	5	-	
Wilhelm ahm Schumann	3		
Peter ahm<fehlt>	1	30	
Leur ahn der Hutten	4	37 fi	
Hendrich ahn der Heyden	6		
Wilhelm Breidscheid	1	15	
Wilhelm Klaumann	3		
Henrich zu Wirtznoffen	3		
Joann ahm Stackamp	1	7 fi	
Wilhelm ahm Drigeltrath	1	15	
Friderich Mollscheid	2		
Adolff Obenschmalt	1	15	
Adolff Friedmann	1		
Hans Wilhelm Kordenbroich	1	30	
Peter ahm Langenkamp	1	15	
Adolff Hostes	1	15	
Baurs		37	8
Hans Wilhelm ahn der Hommelsbeck	3		
Görgen ahm Krames	3		
Joannes Ehrkamp		15	
Adolff ahn der Hurst	1		
Leur ahn den großen Kemmen		22	8
Joannes ahm Unterweeg	4	30	
Hermann Oberweeg	4	30	
Peter Perckmann	1		
Adolff Scherffen		15	
Adolff Manscheid	1	45	
Derich Karpenhauß	1	30	
Joan zu Stein	5		
Henrich aufr Kuhlen	1	15	
Joannes Koutenburg		15	
Peter zur Mühlen	3	45	
Hermann zu Villerfeld	2	30	
Joannes aufm Broich		37	8
Henrich Groven	3	37	8
Peter Sparckhorst	1	30	
Hanß Wilhelm ahm Newenhauß	2		
Peter ahn den Kleinhanden		10	
Peter aufm Hoddenbögel	2		
Großhanden	2		
Wilhelm ahm kleinen Mühlenberg		8	
Wilhelm großen Mühlenberg		45	
Hans Wilhelm zu Fiehrumb	2	30	
Hans Olff ahn der Brandbeck	1	15	
Peter ahm Schmalt		6	
Adolff Ickeltrath		7	8
Wilhelm ahn der Dellenbeck	1	45	
Peter ahm Roßbroch Kämpgen		9	
Wilhelm Keßell	6		

Kermesbesü-ek am Siepekothe

Am 17. September 1932 hant de Andrees Molitor on et Jretche Großhanten jehierot. Sie sind dann als jong Paar als Pächter op der Siepekothe nach Brettscheid (Breitscheid) jetrocke.



Das Ehepaar Andreas und Grete Molitor, geb. Großhanten

Anfang der dressijer Joahr hätt de Jraf von Spee, von Linnep, de Siepekothe an der Hennes Schmitz ut Angermonk verkoppt.

Et wor en aule Tradition bei us, dat mer sech jejeniddich op de Kermes besü-eke jing. Mer jing schon töm Meddacheete on bliev töm Kaffee on Oventeete.

Su wuden wir immer am letzte Sonndach em Aujust tor Selbecker Kermes enjelade.

De Hoff loch lenks vör em Esel, en nem Tal, janz romantisch, wiet vonne Verkehrsstroot fott. Ne jrute Obstbonget loch vör em Hus.

Äppel, Biere on Prume woren öm die Tied riep. Die Prumeböm stongen öm de jrute Jemüsejade eröm, vürean stong ne Mespelstruk.

Em Obstbonget stong de aule Backes ut Fachwerk, do wohnden die Hönner on Jäuß (Gänse) dren. Vör de Husdür stong en Bank, schü-en enne Sonn. De Hoff wor dann propper jefecht, on speeder stongen die blank jeputzte Trecker enne Remies.

Vör us wor et immer en Freud, narm Siepekothe op de Kermes te jonn. Op die Kermes nach Selbeck jingen wir nit, dat wor te wiet, et wud mähr op em Hoff jefiert, dat hieß ju-et eete on drenke.

Betiede woren wir schon töm Meddacheete do, och die angere Verwandschaft fong sech noh on noh en. Do kohmen de Jupp on et Hetwisch met Jong ut em Diepebru-ek, de Pitter on et Lisbeth met Jong vom Bande. Oft kohmen se schon Samsdeis on holpen enne Ernte.

Dat Jretche, die Frau vom Andrees hätt immer lecker jekockt, et Anneliese, dat äulste Weet hätt do-bee jeholpe. Et hätt immer ju-et jeschmeckt, vonne Renkfleeschzupp bes op die delikate Weinkrem.

Öm die Tied woren immer völl Flieje op em Burehoff, dat miek et Vieh. Überall hingen Fliejefänger, suwatt kennt mer hütt och nit miehe. Noh dem Meddacheete wor Ruhepause, die Kenger woren butte am spiele. De Andrees on et Jretche hadden vier Kenger: Anneliese, Trude, Margret on Christel. Su hadden se all Jesellschaft. Die Männer spelden Skat, on wir Fraue hadden jenoch te vertelle on te lache.

Dann wud et Tied vör der Kaffee. Wat wor dat en Pracht, wie de

Dösch jedeckt wor, eene Ku-eke never em angere. Et Anneliese hätt op nem Lehrhof et Ko-eke jeliert, do kann mer sech denke, wat do op der Dösch kohm.

Vom Igel met Schokoladenbuttercreme, Russische Apfeltorte, Prumetaat, Appeltaat, leckere Obstböden met Schlachsahne, alles wor do.

Eene Jong wollt alles probiere on hätt sieve Stöck Ku-eke jejete, noher hatte Buckping.

Wenn mer narm „Hüske“ wollt, most mer em Stall ane Küh vorbeee, dat wor immer kriminell, die Kenger on ech hadden dann immer Angst. Kohm mer kott dran vorbeee, driehnden se die jrute Köpp nach eenem on muhten us an on schluren met em Steet. Die woren harmlos, aver wir liepen immer flott dran vorbeee. Em Stall stong en Pomp, do konnt mer sech de Häng wäsche, on met dem Pompewater wud et Vieh jedränk. Et jo-ef jenoch te senn, minne Mann kohm vom Burehoff on interessierden sech vör alles. Dann jingen wir dorch de Ställ, och die Küh wuden besenn on et wud jeseiht, wie völl Melk sie joven on wat vör de Melk betahlt wud. Die Küh hadden all su schü-ene Names wie Berta, Olja, Emma, Liesa, Brung on Stiesel, on wie se all hießen. Dann jingen wir en der



Die vier Töchter von Grete und Andreas Molitor. Von links: Margret, Anneliese, Trude und Christel



Der Hof Siepenkothen in Breitscheid vor dem Zweiten Weltkrieg

Ferkesstall, manchmal woren och Säu met kleene Ferkes do. Et stonk immer enne Ställ, aver die Bure jeven do nix dröm, die sind dat jewöhnt. Em Peedsstall ro-ek et widder angisch wie em Kuhstall, on em Ferkesstall widder angisch wie em Hönnerstall. Katze liepen och immer eröm, die moßten se han wejen de Ratte on Mūs.

Op sinne Hoff wor de Andrees stolz, he hadden em och ju-et em Schuss. Mech interessierden miehe de Jade met dem fresche Jemūs, aver ech han mech alles anjekieke, mer wüd nit dommer dovon.

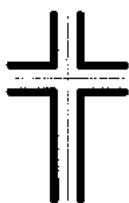

Ende Aujust woren die Prume riep. Dovon hadden se völl Böm, wahl

twentich Stöck. Wir nohmen immer ne Zentner met töm enmake, vör Prumemu-es on töm Eete. Dat janze Obst wor ohne Chemie, do wud nix jespritzt, wenn och schon emol e Wörmke dren wor, dat wor nit schlemm. Em Bonget stong ne Speckbiere-Bom, die kennt mer hütt och nit miehe. Die schmeckten immer su lecker jekockt. Wat wor dat ne Jenuss, wenn mer dat Obst su vom Bom eete konnt. Nu wud et Tied töm Ovendeete. Et jof emmer Erpelschloot met Bru-et on Botter on Schenk vonne ejene Ferkes, dat wor en Delikatess. Sie selver oten liever „Jekopptes“, dat wor die Wu-esch vom Metzger, och die wor ju-et. Die kom vom Metzger Otto Buschmann ut Kett-

wich. De Buschmann wor de Abnehmer vonne Küh, Kälver on Ferkes.

Sonne Kermesdach op em Burehoff wor für us wie ne Urlaubsdach. Dat es all lang her. De Andrees on et Jretche hant de Hoff bes 1969 bewirtschaftet, ab dann et Anneliese met sinnem Mann Walter Thönes. Die zwei hant bes 1995 de Hoff widder jeführt, dann wud he nit miehe landwirtschaftlich jenutzt. Jetzt sind Hus, Stallunge on Schür to moderne Wohnunge ömjebo-ut, mähr de aule Backes steht noch em Obstbonget. Ech denk noch jeen on oft an die schüene Tied trück.

Maria Molitor

Rat und Hilfe		
Bestattungen		
Kleinrahm		
... dem Leben einen würdigen Abschluss geben		
	<ul style="list-style-type: none"> - Erd-, Feuer-, See- und Anonymbestattungen - Erledigungen aller Bestattungformalitäten - Vorsorgeverträge - kostenlose Beratung - eigener Druck der Trauerbriefe - große Sargausstellung 	
<p>Am Heck 2 Ratingen-Lintorf</p> <p>Tag und Nacht Tel: 02102/36462</p>		<p>- ob einfach od. repräsentativ</p> <p>- individuell nach Ihren Wünschen</p>

Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

Fortsetzung und Ende des Vierten Lernausflugs

Nach einer kurzen Wanderung sind wir nun am letzten Hof im Sondersbachtal – dem Wetzelschhof angekommen. Da der Bauer Peter Wetzels vor einiger Zeit gestorben ist, werde ich euch die Geschichte des Wetzelschhofes erzählen.

Der Wetzelschhof

Sage und Dichtung: „Die Stammtafel der Familie Peter Wetzels zu Wetzels¹⁾ in Hösel, aufgestellt von August Wetzels am Dalbecksbaum zu Velbert am 15. Juni 1932.

Im Jahre 1700 wurde P. Wetzels in Hösel geboren und verheiratete sich nebenan nach dem Hof Nofen²⁾ mit einer geborenen Einloos ungefähr im Jahre 1733. Auf dem Gute Wetzels blieb eine Tochter und vermählte sich mit einem namens Stinshoff von Obenanger³⁾. Von dem Peter Wetzels stammten zwei Töchter und ein Sohn, letzterer auch wieder mit Namen Peter. Dieser wurde 1750 geboren und heiratete 1796 Sophia Boes vom Boesenhaus in Heiligenhaus. Von den beiden Schwestern des vorgenannten Peter Wetzels heiratete die eine einen namens Schmalscheidt von Selbeck und die andere einen mit Namen Huckendick in Kettwig vor der Brücke. Von P. Wetzels stammen Johann, Peter, Friedrich, Wilhelm, Agnes, Gertrud, Marie-Sophie und Maria. Von Johann Wetzels stammen zwei Söhne Johann und Wilhelm. Peter und Friedrich Wetzels sind ohne Kinder gestorben. Von Wilhelm Wetzels stammen: Friedrich, August, Wilhelm, Johann und Peter Wetzels und die Töchter Kalina, Johanna, Emma und Wilhelmina. Von Maria Wetzels, die mit einem Krümmel verheiratet war, stammen Friedrich, Heinrich, Johanna, Karoline, Jettchen und Amalie Krümmel. Wer noch weitere Einzelheiten erfahren will, muß sich entweder an die Linneper Kirche oder an den Wetzelschhof wenden, wo am Herdfeuer ein Gedenkstein eingemauert ist. Ferner befinden sich dort auch noch Grenzsteine mit dem Zeichen: P.W.“



Der Wetzelschhof im Jahre 1958

Zu Wetzels erfahre ich, daß der Gedenkstein am Herd durch den neuen Herd so verdeckt ist, daß die Inschrift nicht mehr zu sehen ist. Sie hat aber gelautet: „Wir sind hier fremde Gäste und bauten hier so feste, und wo wir sollen ewig sein, da bauen wir so wenig ein.“ Jedenfalls sind auf der Gedenktafel noch Namen und Jahreszahlen eingetragen, die uns noch manches Dunkle erhellen könnten. Nun bleiben sie uns verborgen. Von dem August Wetzels noch etwas Genaueres zu ermitteln, suchte ich den 85-Jährigen am Dalbecksbaum auf⁴⁾. Er wohnte bei seiner einzigen Tochter, die mit Otto Meckenstock von Groß-Kauhaus⁵⁾, in der Schwarzbach gelegen, verheiratet ist. An dem Weg, der nach Flandersbach⁶⁾ führt, hatte er sich ein schönes Eigentum mit Garten und Baumhof erworben. Was ich von dem alten Herrn erfuhr, war dieses: Die Ehe des Peter Wetzels mit der geborenen Einloos wurde in den ersten Jahren mit zwei Töchtern gesegnet, und dann hörte der Kindersegen auf. Als die Töchter in das heiratsfähige Alter kamen, nahm die ältere einen Schmalscheidt und die jüngere einen Huckendick. Dann teilte er seine Güter. Dem Schwiegersohn mit der älteren Schwester überließ er den Hof, die jüngere wurde abgefunden, und er selbst bezog mit seiner Frau den Altenteil im Backhaus. Was keiner erwartet hatte, am wenigsten die

Eltern selbst, das geschah im Jahre 1750. Dem sich in Ruhe gesetzten alten Ehepaare wurde noch ein Stammhalter geboren, dem sie nur den Namen Peter und sonst nichts mitgeben konnten. Er erlernte das Küferhandwerk, was später auch seine Nachkommen meistens betrieben. Man bezeich-

- 1) Der Name Wetzels, auch Wessel, Wetzels, war im frühen Mittelalter ein gebräuchlicher Vorname. Die Pächter der zinspflichtigen Höfe in der Hebeliste des Oberhofes Hösel aus dem Jahre 1218 waren zunächst alle nur mit dem Vornamen aufgeführt. Der Name „Wetzels“ erscheint in dieser Liste, sodass davon ausgegangen werden kann, dass der Wetzelschhof neben dem Oberhof der älteste Hof in Hösel war.
- 2) Der Hof Nofen liegt in Hösel, in den Höfen 45. Siehe auch „Quecke“ Nr. 73, Seite 150 bis 152, und Anmerkung 8.
- 3) Der Hof Obenanger liegt im Angertal, nahe dem Ortsteil Heiligenhaus-Hofermühle.
- 4) Der Dalbecksbaum ist eine Flurbezeichnung und liegt im Westen der Stadt Velbert, an der Grenze des Heiligenhauser Stadtteils Hetterscheidt. Mögliche Wortklärung: Bäume benutzt man früher vielfach zur Grenzbezeichnung und versah sie mit einer besonderen Marke.
- 5) Der Hof Groß-Kauhaus liegt in Ratingen im Schwarzbachtal am Kauhausweg.
- 6) Die frühere Honschaft Flandersbach gehört heute zur Stadt Wülfrath. Schon in den zurückliegenden Jahren wurden bei Gebietsreformen Teile von Flandersbach nach Heiligenhaus, Mettmann-Obschwarzbach und Velbert eingemeindet.

nete sie mit dem Namen: Kupper Wetzel. In der erwähnten Stammtafel und in der Erzählung des 85-jährigen August Wetzel ist Wahrheit und Dichtung vermischt. Ich habe in den Linneper Kirchenbüchern nur gefunden, daß ein Gerhard, nicht Peter Wetzel, am 15. 8. 1733 eine Agnes Knops zu Hoff heiratete. Eine Tochter Anna Maria Wetzel heiratete den Johannes Schmalscheidt zu Nofen. Die letzte Hoferbin von Wetzels, geboren am 22. 5. 1738, heiratete den Peter Stinshoff, geboren am 9. 4. 1736, zu Bruckhaus am 8. 5. 1759. Dieser begründete damit die Stinshofflinie von Wetzels. Das Rätsel mit dem so spät geborenen und enterbten P. Wetzel habe ich noch nicht gelöst.

Was sagen die Linneper Kirchenbücher dazu?

Bis in die Mitte des vorletzten Jahrhunderts stellte die Familie Wetzel die Besitzer des Wetzelshofes. Das änderte sich, als Peter Stinshoff die letzte Erbin des Hofes, Sybilla Wetzel, am 8. 5. 1759 heiratete. Im Heiratsregister, Band 3, Jahrgang 1759 Nr. 4, heißt es: „Anno 1759 den 25. April seyend Peter Stinshoff weiland Johannes Stinshoff und der noch lebenden Agnes Bruckhaus Ehelicher Sohn, und Sybilla Wetzel, Gerhard Wetzel und weiland Agnes Knops Eheliche Tochter zum ersten mahl proclamirt und nach dreyimaliger proklamation den 8. Mai hieselbst copuliert⁷⁾ worden.“ Der einzige Sohn aus dieser Ehe, Johann Hermann, geboren am 20. 10. 1762, verehelichte sich am 30. 12. 1784 mit Anna Gertrud Nesenhaus, geboren am 29. 3. 1761. Er hat den Erbhof nicht in Verwaltung nehmen können, denn er starb schon am 4. 7. 1791, kaum 30 Jahre alt, zu Gruiters-Aap⁸⁾ in Düsseldorf-Rath und wurde in Ratingen beerdigt. Obgleich der erste Peter Stinshoff zu Wetzels nach dem frühen Tode seiner Frau Sybilla, geb. Wetzel, am 11. 1. 1766 eine Anna Margarete Bruchhaus aus Homberg heiratete und mit ihr neun Söhne zeugte, wurde doch keiner von ihnen Erbe des Hofes, sondern nur der Sohn aus erster Ehe, Johannes Hermanus. Und obgleich der dritte Sohn von den neun Söhnen, Johann Peter, die Witwe seines Halbbruders Johannes Hermanus, Anna Gertrud Ne-

senhaus, am 30. 1. 1794 in Ratingen heiratete, wurde keiner von ihren Nachkommen aus 2. Ehe Erbe des Wetzelshofes, sondern nur Johann Peter aus der 1. Ehe. Nach seiner Großjährigkeit und nachdem er sich mit Agneta Oertelshofen verheiratet hatte, trat er sein Erbe zu Wetzels an. Von den sechs Kindern aus dieser Ehe wurde die älteste Tochter, Maria Gertrud, die Ehefrau des 4. Ahnen der Stinshofflinie zu Bruchhausen⁹⁾, Jakobus Stinshoff. Der 1. Sohn, Friedrich Wilhelm, von den sechs Kindern gründete die Stinshofflinie in der Schwarzbach am Schönheitshof und an der Schönheitsmühle¹⁰⁾. Der Sohn Karl von den sechs Kindern der Agneta Oertelshofen gründete die Stinshofflinie an der Boltenburg¹¹⁾. 1821 starb Agneta Oertelshofen. Zwei Jahre später wählte Peter Stinshoff zu seiner Frau die Schwester Maria Sophia von Jakob Stinshoff zu Bruchhausen. Damit trat der seltene Fall ein, daß die Schwester die Schwiegermutter ihres Bruders wurde. Dieser Fall trat aber erst am 6. 10. 1832 ein, also neun Jahre später. Noch sieben Kinder entsprossen der zweiten Ehe. Keiner aus der ersten Ehe erhielt den Wetzelshof, sondern der letzte Sproß aus der zweiten Ehe, Julius Stinshoff, wurde der Hoferbe, geboren am 19. 6. 1832. Stark 30-jährig, als sein Vater schon ein Jahr tot war, und seine Mutter altersschwach auch nicht mehr schaffen konnte, entschloß er sich, in den Ehestand zu treten und wählte zu seiner Lebensgefährtin Wilhelmine Stammeshaus von Duhr bei Mettmann. Drei Söhne und drei Töchter wurden dieser Ehe geschenkt. Von den drei Söhnen wurde Peter Wilhelm nur zwei Jahre alt und Julius Waldemar noch nicht 22 Jahre. So blieb August Peter, geboren am 7. 11. 1875, als alleiniger Erbe des Hofes übrig. Inzwischen waren die Großeltern, die Eltern mütterlicherseits, auch viele Tanten, Onkel und Schwester mit Ausnahme der Frau Emma Oberscheidt alle zu Wetzels gestorben. Da war es still und einsam auf dem Wetzelshof geworden. In einer kurzen Spanne Zeit hatte der Tod alle dahingerafft. Lange dauerte es, bis sich der letzte Stammhalter von den Schlägen erholt hatte. Endlich sah er sich doch gezwungen, Braut-

schau zu halten. Gewiß waren genug junge heiratslustige Mädchen da, die nur auf eine diesbezügliche Herzensfrage warteten. Aber Peter Stinshoff war vorsichtig. Was aber lange währt, wird endlich gut. Er wählte Maria Christina Neuvians, Tochter des Bauern Wilhelm Neuvians vom Breitscheider Hof und der Elisabeth Maria Kockerscheidt. Und doch war die Wahl für die Erbfolge ungünstig. Nur einmal kehrte der Storch bei ihnen ein und brachte nicht den gewiß gern gesehenen Erben, sondern ein Töchterchen, das in der Taufe am 26. 4. 1911 den Namen Emma Elisabeth erhielt. Der Vater erlebte es noch, daß sich Emma Elisabeth mit Dr. phil. Schrader verheiratete, aber er erlebte es nicht, daß sie ein Söhnchen gebar, das seinen Namen Peter trägt. Der letzte männliche Erbe in der 5. Ahnenreihe, August Peter Stinshoff, starb am 23. 1. 1940. Seine Gattin war ihm schon fast vier Jahre eher im Tode vorausgegangen. Frau Elisabeth Schrader wohnt noch auf dem Hof Wetzels. Ihr Mann stand an der Ostfront, wird aber jetzt bei dem Vormarsch der Russen im Osten als vermißt angegeben. Er ist entweder tot oder gefangengenommen worden. Schon Peter Stinshoff hatte nach dem Tode seiner Frau seine Äcker an die Nachbarn Karl Unterhansberg¹²⁾ und Walter Theus¹³⁾ verpachtet und die Fami-

7) Copuliert: verheiratet – Kirchliche Trauung.

8) Der Hof Grütersaap liegt auf Düsseldorf Stadtgebiet bei dem Ortsteil Knittkuhl.

9) Der Hof Bruchhausen liegt in Hösel an der Bruchhauser Straße Nr. 30. Siehe auch „Quecke“ Nr. 69, Seiten 170–173, und Bild Seite 171.

10) Der Schönheitshof liegt in Ratingen im Schwarzbachtal am Mauerweg.

11) Der frühere Kothen und die heutige Gaststätte liegt in Hösel an der Eggerscheidter Straße Nr. 12. Siehe auch „Quecke“ Nr. 68, Seiten 96–97, und Bild Seite 96 unten.

12) Karl Unterhansberg sen. war der damalige Besitzer des Hofes Stolls in Hösel, In den Höfen Nr. 18. Siehe auch „Quecke“ Nr. 73, Seiten 155–156, und Anmerkung 29, Bild: Seite 154 oben.

13) Walter Theus war der damalige Besitzer des Gützenhofes in Hösel, In den Höfen Nr. 32. Siehe auch „Quecke“ Nr. 73, Seiten 153–155, und Anmerkung 20, Bild: Seite 156 unten.

lie des Milchhändlers Kassing¹⁴⁾ in sein Haus aufgenommen. Nun ist Kassing am 5.2.1943 an Mittelohrentzündung gestorben und liegt auf dem Militärfriedhof zu Wyasma begraben. Die beiden Frauen mit je einem Kind wohnen vorläufig allein auf dem Wetzelshof bis nach dem glücklichen Ende des mörderischen Krieges¹⁵⁾.

Bevor wir durch das Sondersbachtal bachabwärts bis zum Kothen Groß-Steinkothen wandern, will ich euch noch einiges über das schöne Bachtal erzählen.



Das untere Sondersbachtal

Etwas über den Sondersbach und sein Tal

Am Oberlaufe des Sondersbaches liegen von der Quelle bis zum Sondershaus auf der linken Bachseite sechs stattliche Bauernhöfe: Unterhösel mit Hinüber¹⁶⁾, Nofen¹⁷⁾, Auf der Schlippen¹⁸⁾, Gützenhof¹⁹⁾, Stolls²⁰⁾ und Wetzels, weil die Ackerfelder, die zu den Höfen gehören, fast alle auf der linken Seite des Baches liegen. Der Bach hat von der Quelle bis zur Mündung eine westliche Richtung. Er kommt aus einem Teiche²¹⁾ am Hofe Unterhösel und fließt in seinem Oberlaufe durch vier weitere Teiche: bei Nofen, bei der Schlippen, beim Gützenhof und bei Wetzels²²⁾. Die Bachsohle ist für das kleine Bächlein verhältnismäßig breit und mit saftigen Wiesen bedeckt. Die beiderseitigen Ackerfelder haben bis zum Wetzelshof und bis zur Talsohle hin nur geringen Abfall, so daß sie zum Ackerbau noch gut benutzt werden können. Das ändert sich auf der linken Seite schon von Nofen an bis unterhalb des Hofes Wetzels zu beiden Seiten. Hier

verengt sich das Sondersbachtal mehr und mehr und die Abhänge werden beiderseits steiler. Beim Sondershäuschen²³⁾ ist das Tal

14) Wie in allen Dörfern und Städten in Deutschland, so gab es auch in Hösel im Laufe der Jahre und Jahrzehnte viele Milchhändler, die früher mit Pferd und Wagen und später mit dem Auto Milch und Molkereiprodukte an die Höseler Bevölkerung verkauft haben. Hier die Namen einiger Milchhändler: Schellscheidt, Fudiker, Blumendeller, Kassing, Fiedler, Meisloch, Rotthaus, Droste und andere. Der letzte Milchhändler war Willi Brucksch.

1964 verkaufte W. Stinshoff das Grundstück, auf dem noch die alten Hofgebäude standen, an die Familie Cloppenburg, die für den Bau eines neuen Wohnhauses die Jahrhunderte alten Scheunen und Stallgebäude abreißen ließ. Zwischen dem Wetzelshof und dem Stollshof wurde 1973 noch eine private Flurbereinigung durchgeführt. Die restlichen landwirtschaftlichen Flächen werden heute noch von dem Landwirt Weyersgraf aus Homberg bearbeitet.

- 16) Siehe „Quecke“ Nr. 72, Seiten 73-74 und Anmerkung 38. Bild: Seite 73 und 74 oben und unten.
- 17) Siehe „Quecke“ Nr. 73, Seiten 150–152, und Anmerkung 8. Bild: Seite 150 und 151 unten.
- 18) Siehe „Quecke“ Nr. 73, Seiten 152-153 und Anmerkung 15. Bild: Seite 153 oben, 153 unten.
- 19) Siehe „Quecke“ Nr. 73, Seiten 153–155, und Anmerkung 20. Bild: Seite 156 unten.
- 20) Siehe „Quecke“ Nr. 73, Seiten 155-156 und Anmerkung 29. Bild: Seite 154 oben.
- 21) Die eigentliche Quelle des Sondersbaches befindet sich in einem kleinen Taleinschnitt unterhalb des Golfclubcasinos.
- 22) Heute gibt es nur noch einen Teich, der zwischen dem früheren Hof Unterhösel und dem Kothen Hinüber liegt.
- 23) Im Sondersbachtal gab es zwei Gebäude, die mit der Katholischen Jugend von Ratingen und Hösel in Verbindung gebracht werden können:



Das „Sondershäuschen“ im Jahre 1939

15) Schlußbemerkungen über den Wetzelshof: Nach dem Tod von Peter Stinshoff 1940 wurden die landwirtschaftlich genutzten Flächen zunächst von den Nachbarhöfen Stolls und Gützenhof weiter bearbeitet. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm der Landwirt Schrooten einen Teil der Landwirtschaft bis Anfang der 1950-er Jahre. Um diese Zeit wurden auch die Felder, die auf der rechten Seite des Sondersbachtals lagen, von Frau Stein, verwitwete Schrader, geborene Stinshoff, verkauft. Um 1960 kaufte dann der Cousin der Frau Stein, Werner Stinshoff zu Bruchhausen, den Wetzelshof.

Das Sondershäuschen, das schon 1928 von der Katholischen Jugend aus Ratingen in mühevoller Arbeit für ein Jugendheim hergerichtet und wohnlich eingerichtet wurde. Das Haus war damals im Besitz der Familie Schürberg, und etwas später war die Familie Unterhansberg Eigentümer. Das Gebäude ist nie an die Katholische Kirche verkauft worden. Siehe auch „Quecke“ Nr. 73, Seite 155, Anmerkung 21. Siehe auch „Quecke“ Nr. 63, Seiten 29–31: „Kaplan Angenendt und die Katholische Jugend von St. Peter und Paul in den Jahren 1921–38“. In der „Quecke“ Nr. 63, Seite 31 unten, wurden einige Fakten nicht richtig wiedergegeben

früher geschlossen gewesen. Das Wasser hat nicht abfließen können, und es hat sich hier ein ziemlich großer Teich gebildet. Die steilen Abhänge weisen darauf hin. Der Sondersbach bekommt nur von der rechten Seite kleine Zuflüsse, die alle in den begleitenden Bergrücken tiefe Täler gebildet haben, die alle mit Strauchwerk und einigen Waldbäumen bewachsen sind und wodurch zum Teil Fahrwege zu den Höfen führen. Das erste Quertal mündet mit seinem Bächlein unterhalb des Hofes Unterhösel in das Tal. In dieser Schlucht hat sich einmal eine lustige und für den Betreffenden beängstigende Geschichte abgespielt, die von dem noch schulpflichtigen G. O. ins Werk gesetzt wurde. G. O. ging beim Lehrer Herrenbrück in die Schule. Dieser besuchte öfters den Vorsteher K. O. und blieb dann in reger Unterhaltung bis spät abends dort sitzen. G. O. verabredete sich mit einem Knecht, den Lehrer mal durch einen Jugendstreich in Angst zu setzen. Bevor der Lehrer aufbrach, nahmen sie ein langes Seil mit. Das eine Ende des Seiles befestigten sie an einem Baum, der links vom Wege am Abhang stand. Das andere Ende zogen sie über den Ast eines Baumes auf dem entgegengesetzten Abhang. In der Mitte des Strickes genau über dem Wege banden sie einen Besen, die Reiser nach unten, fest. Mit klopfenden Herzen warteten die beiden Schlingel auf der rechten Seite hinter dem Baum in den Sträuchern und hielten das Seil fest in der Hand. Endlich, endlich erschien der nichtsahnende Schulmeister. Als er nicht weit von dem herabhängenden Besen entfernt war, ließen sie das Seil langsam nachschießen, bis der Besen den Weg berührte, dann zogen sie es wieder stark an, so daß der Besen rasch in die Höhe schnellte, dann sank der Besen von einer unsichtbaren Kraft in Bewegung gesetzt nach unten, und wieder schnellte er in die Höhe und so einige Zeit fort. Betroffen stutzte der Lehrer Herrenbrück, aber die Dunkelheit hinderte ihn daran, zu ergründen, ob es Wirklichkeit oder ein Gespenst war. Die Angst und der Schrecken nahmen ihm die ruhige Überlegenheit, und schnell entschlossen erkletterte er flink den linken Abhang und nahm über



Das von Rektor Magon 1932 erbaute Haus, welches einige Jahre als katholisches Jugendheim diente

die Felder reiþaus. Wohlweislich verschwie er das Vorkommnis, damit seine schimpfliche Flucht vor einem Gespenst nicht ruchbar wurde.

Jetzt wird der Fahrweg nicht mehr benutzt, und er ist fast zugewachsen. Nur ein schmaler Fußweg führt rechts vom Wege am Rande des Abhanges ins Tal hinab. Ein zweites schmales Quertal führt unterhalb des Hofes Nofen hinauf bis zum Kückelshof²⁴⁾. Ungefähr in der Mitte dieser Schlucht ist eine sehr sumpfige und stets wasserreiche Stelle. Als man nach dem Ersten Weltkrieg durch Schwierigkeiten mit der Heiligenhauser Behörde wegen der Wasserlieferung²⁵⁾ sich gezwungen sah, eine eigene Wasserversorgung anzulegen, riet ein Geologe, an dieser Stelle die Brunnen anzulegen, denn diese Formation allein liefere gesundes Trinkwasser stets in genügender Menge für eine ganze Gemeinde. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung, denn Heiligenhaus ließ mit sich verhandeln und senkte so wesentlich den Preis der Wasserversorgung, daß eine neue Anlage bedeutend teurer geworden wäre. Das dritte Quertal ist der Peddenkamp, von dem schon die Rede war. Hätte mein Onkel Karl Schriever damals einen Geologen befragt, der hätte ihn gewiß davor gewarnt, dort einen Brunnen anzulegen. Das vierte Quertal mündet dem Hof Wetzels gegenüber ins Sondersbachtal. Der Mittellauf des Sondersbaches geht nur durch Wald. Hier hat der Bach eine tiefe Schlucht gebildet, ein Zeichen, daß der Bach zeitweise viel Wasser abführt und, da er ein starkes Gefälle hat, sehr reiþend werden kann. Eigentümlicherweise ergießen sich über dem Sondersbachtale häufig wolkenbruchartige Regenfälle, so daß die Talsohle ganz überschwemmt wird.

In meinen jungen Jahren war ich einmal an einem Sonntag auf dem Hof Stolls, als um die frühen Stunden des Nachmittags ein heftiges Gewitter losbrach. Von beiden Seiten ergossen sich große Wassermengen in das Tal des Sondersbaches, so daß die Talsohle hoch mit Wasser angefüllt wurde und alle Wegübergänge überflutet wurden. Stundenlang mußte ich warten, bis sich das Wasser soweit verlaufen hatte, daß ich den Weg über den Peddenkamp wieder benutzen konnte. Im unteren Teile des Mittellaufes liegt am linken Abhang ein Haus, das für die katholische Jugend von dem jetzigen geistlichen Rektor errichtet wurde²⁶⁾. Das Jugendheim ist aber

24) Der Kückelshof liegt in Hösel an der Beuthener Straße Nr. 18. Siehe auch „Quecke“ Nr. 72, Seiten 69–70, und Anmerkung 15. Bild: Seite 69 oben.

25) Die Wasserversorgung der Gemeinde Hösel wurde bis ca. 1950 vom Heiligenhauser Wasserwerk „In der Ilp“ sichergestellt. Danach wurde eine neue Wasserleitung von Kettwig vor der Brücke nach Hösel verlegt, und zwar von den Wasserwerken Kettwig-Mülheim-Ruhr.

26) Das zweite Gebäude, das im unteren Sondersbachtal nahe dem Großen Steinkothen liegt, ist im Jahre 1932 von dem damaligen Rektor der Katholischen Kirchengemeinde Hösel, Magon, gebaut worden. Das notwendige Grundstück hatte er von der Familie Unterhansberg vom Stollshof, In den Höfen Nr. 18, angekauft. Er hatte sein Haus als Treffpunkt für die Katholische Jugend aus Hösel und Ratingen zur Verfügung gestellt. Auch dieses Gebäude wurde immer wieder von der Hitlerjugend beschädigt, und es wurde eingebrochen, so dass sich Rektor Magon entschloss, sein Haus an den Küster der Katholischen Kirchengemeinde Hösel, Karlikowski, zu vermieten. Nach seinem Auszug hat dann die große Familie Ellenbeck das Haus bezogen. Heute ist dieses einsam gelegene Gebäude noch bewohnt. Es ist seit 1970 im Besitz der Familie Ende. Postalisch ist die Adresse: Im Angertal Nr. 7.

zu einer Wohnstätte umgewandelt worden, und es wird von der Familie Ellenbeck mit acht Kindern bewohnt. Im Angertal 14. Der Unterlauf führt dicht an einem Waldrande vorbei. Der linke Bergabhang ist so flach, daß er wieder zum Ackerbau benutzt werden kann. Kurz vor der Mündung des Sondersbaches in die Anger liegt zu beiden Seiten je ein Haus, die denselben Namen führen, nämlich Steinkothen. Die Gastwirtschaft Steinkothen²⁷⁾, auch kleine Eule genannt, gehört dem W. Vogelbusch, der eine Püttmann zur Frau hat. Sein Sohn Ewald aus seiner ersten Ehe ist von Beruf Konditor und zur Zeit Soldat. Die Gastwirtschaft ist stillgelegt. Die Räume hat ein bombengeschädigtes Geschäftshaus aus Düsseldorf vorübergehend gemietet. In dem Steinkothen auf der linken Bachseite wohnt die Arbeiterfamilie Hermanns. Wohnhaus und Scheune gehören dem Bauern August Bellscheidt. Die Linneper Kirchenbücher erwähnen noch anfangs des vorigen Jahrhunderts ein selbständiges Bauerngut Groß-Steinkothen²⁸⁾. Das Wohnhaus hat



Der Große Steinkothen im Kriegsjahr 1916

in dem Baumhofe des jetzigen Steinkothen gelegen. Darin wohnten längere Jahre eine Familie Knevels und danach Kückels und Niepenberg. Dieses Bauerngut ist von den nahen Höfen Bellscheidt und Knevels²⁹⁾ aufgesogen worden. Die westliche Richtung der Anger verwandelt sich bei der Mündung des Sondersbaches in eine südwestliche, die sie im großen und ganzen bis Ratingen beibehält. Bis zur Mündung bei Duisburg-Wanheim nimmt sie aber eine nordwestliche Richtung an. Jenseits der Anger liegt die Eisenbahnstation Steinkothen³⁰⁾ und

die Anger abwärts die Müschenau³¹⁾ mit einem Blick auf die Reichsautobahnbrücke³²⁾ über die Anger. Die Eisenbahnstation Steinkothen und auch die Müschenau gehören zur Gemeinde Bellscheidt-Homberg-Bracht³³⁾.

Die Ernst-Stinshoff-Straße³⁴⁾ endet bei dem Übergang über den Sondersbach und heißt in der Fortsetzung – Im Angertal. Wir setzen nun unseren Lernausflug weiter fort, indem wir auf der Ernst-Stinshoff-Straße zurückgehen. Das nächste Haus auf der rechten Seite ist die Schmiede am Dörchen³⁵⁾. Hugo

27) In der Ploennieskarte von 1715 ist schon der Kleine Steinkothen als „Steenhof“ eingezeichnet. In dem früheren Kothen hat dann die Familie Vogelbusch 1928 damit begonnen, eine kleine Gaststätte einzurichten, die auch unter dem Namen „Kleine Eule“ bekannt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Wirtshaus an den Konditor Otto Kühn verpachtet, der bis zur Aufgabe 1966 das Gasthaus geführt hat. Das Haus ist dann verkauft worden, und auf dem Gelände wurde in den 1970er Jahren eine Tierpension eingerichtet, die heute nicht mehr besteht. Der Fußweg, der Jahrzehnte lang zur Müschenau führte, wurde durch



Der Pächter Otto Kühn (Dritter von rechts) mit seinem Personal vor dem „Kleinen Steinkothen“ im Jahre 1959. Als Gast ist Schmiedemeister Alwin Stammer von der benachbarten Schmiede „Am Dörchen“ mit auf dem Bild (Dritter von links)

den Verkauf geschlossen trotz großer Proteste der Höselener Bevölkerung. Heute Ernst-Stinshoff-Straße 100.

28) Der frühere Hof Groß-Steinkothen wird schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1553 erwähnt. In der Blüte des Kalksteinabbaus und der Kalkbrennerei in Hösel von ca. 1700–1900 war hier der Anfang der Kalkstraße. Diese Straße führte über Lintorf und Angermund nach Wittlaer zum Kalkblech am Rhein. Das Anwesen ist seit 1954 im Besitz der Familie Baum. Heute: Im Angertal Nr. 1.

29) Die Höfe Bellscheidt und Knevels liegen auf Homberger Gemeindegebiet am Breckhauser Weg. Heute Ratingen-Homberg.

30) Im Jahre 1903 wurde die Angertalbahn zwischen Ratingen-West und Wülfrath eröffnet. Erst 1911 bekamen die Höse-

ler den lang umkämpften Haltepunkt „Steinkothen“. 1943 wurde das kleine Stationsgebäude durch Jagdbomberbeschuss zerstört und nicht wieder aufgebaut. Der Personenverkehr wurde 1955 endgültig eingestellt.

31) Die Müschenau müsste frei übersetzt eigentlich Spatzenwiese heißen. Sie wurde schon Anfang des 17. Jahrhunderts urkundlich erwähnt. Über 200 Jahre war das Anwesen im Besitz der Familie Schlieper. Schon 1937 hatte Hermann Schlieper damit begonnen, eine kleine Sommerfrische mit Gartenwirtschaft einzurichten, die im Laufe der Jahre weiter ausgebaut wurde. Bis zum Verkauf 1970 wurde die Gaststätte von seiner Tochter Christine Weisen weiter geführt. Auch heute noch befindet sich hier ein Ausflugslokal „Haus Müschenau“: Im Angertal Nr. 58.

32) Die Reichsautobahnbrücke über das Angertal wurde in den Jahren 1935–1937 erbaut. Sie hat eine Länge von 250 m und ist 37,30 m hoch. Am 15. Mai 1937 wurde die Strecke von Köln bis Oberhausen eröffnet und für den Autobahnverkehr freigegeben. Siehe auch „Quecke“ Nr. 67, Seiten 116–123: „Von der Reichsautobahn zur A3“.

33) Seit dem 1. 1. 1975 ein Teil von Ratingen-Homberg.

34) Ernst Stinshoff war von 1906 bis 1929 Ortsvorsteher von Hösel. Er starb 1937.

35) Die Schmiede am Dörchen (Dörken) wurde 1825 zum ersten Mal urkundlich

erwähnt. Lange Jahre war das Anwesen im Besitz der Familie Stinshoff zu Bruchhausen. Um 1880 hatte der Schmied Fritz Brettmann die Schmiede von der Familie Stinshoff gepachtet bis zum Jahre 1910. Sein Nachfolger wurde sein Neffe Hugo Wilke. Im Jahre 1942 konnte er den Betrieb von Stinshoff kaufen. 1950 wurde sein Schwiegersohn, der Schmiedemeister Alwin Stammer Teilhaber. Der Handwerksbetrieb hieß nun bis 1958: Wilke und Stammer. Danach führte die Familie Stammer die Schmiede und Schlosserei alleine bis 1978. Aus familiären Gründen wurde der kleine Metall verarbeitende Betrieb verpachtet. Da schon lange keine Pferde mehr beschlagen werden, ist aus dem ehemaligen Schmiedebetrieb eine Bauschlosserei geworden.



Die Autobahnbrücke über das Angertal mit einem Personenzug, der in Richtung Ratingen-West fährt, im Jahre 1938

Wilke hat sie kürzlich von der Erbgemeinschaft Stinshoff zu Bruchhausen käuflich erworben. Seine Frau ist eine geborene Meisenkothen. Sie haben einen Sohn, der an der Ostfront steht, und eine Tochter Marianne, die Schneiderin ist. Die Schmiede liegt ganz an der Außenseite der Gemeinde Hösel.

sen zu, zum Teil gerechnet, daher die Numerierung der folgenden drei Häuser 1.) Nr. 9³⁶⁾ – die frühere Gastwirtschaft „Zum alten Kalkofen“ und dazu gehört noch der Bergrücken mit der Obstanlage. Das ganze Gebiet mit der Wohnung hat vor langen Jahren die Firma Benz und Hilgers aus Düsseldorf von der Familie Bruchhausen



Die Schmiede „Am Dörchen“ im Jahre 1912. Vorne am Pferd Schmied Hugo Wilke

Ihre Lage erklärt sich aus dem alten Betrieb der beiderseitigen Kalköfen an der Gaststätte an der Eule, wo noch die Überreste zu sehen sind, und gerade gegenüber derjenigen, von den Gebrüder Stinshoff zu Bruchhausen, die ganz verschwunden sind³⁶⁾. Alles ist dort eingeebnet und mit Tannen bepflanzt. Die Schmiede trägt die Nr. 7³⁷⁾. Nun wird zur rechten Seite der Ernst-Stinshoff-Straße der Weg, der am alten Kalkofen vorbeigeht auf den Hof Bruchhau-

gekauft. In dem Hause Nr. 9 wohnt jetzt zur Miete die Familie Stakenborg. Hier wohnte vor Zeiten Wilhelm Behmenburg als Gastwirt. Er baute im Jahre 1877, als mein Vater von der Schwarzbach nach Hösel versetzt wurde, die Gastwirtschaft „Am neuen Hof“, die nachher sein Schwiegersohn Wilhelm von der Bey erbte und nach dessen Tod dessen Schwiegersohn, der Frisör Batz³⁹⁾. 2.) Nr. 11⁴⁰⁾ Das Haus mit der Gärtnerei des kürzlich verstorbenen Gärtners

Lemmer. Jetzt bewohnt das Haus die Familie Ellenbeck, der die Tochter Anneliese Lemmer zur Frau hat, und die Witwe von Rudolf Lemmer. Sein einziger Sohn R. Lemmer wird seit dem Rückzug von El Alamein unter dem General Rommel vermißt vor der Grenze Ägyptens. 3.) Das tieferliegende Haus heißt am alten Kalkofen. Jetzt ist die Nr. 13⁴¹⁾ bewohnt von zwei Familien. Durch die im Hintergrunde sichtbare Felsenöffnung liegt das weite Gebiet des alten Kalksteinbruchs, der seit 1870 stillgelegt wurde und der jetzt ganz mit Strauchwerk und Waldbäumen zugewachsen und ein beliebter Aufenthaltsort von Hasen, Kaninchen, Rehen und Füchsen ist. Seitwärts wurde daraufhin ein neuer Kalksteinbruch angelegt, aus dem man bis zur Stilllegung der Kalköfen die Kalksteine holte. Das Haus Nr. 13⁴²⁾ blieb aber das Kontor mit der Geschäftsstelle und mit der Stallung für Pferde und Fuhrknechte. Bei einem nächtlichen Brande wurden nur das Pferd und das Stehpult mit den eingeschlossenen Geschäftsbüchern gerettet, der Fuhrknecht hatte sich zur Nachtruhe ins Heu auf dem Speicher gelegt und verbrannte. Das Stehpult trug auch Brandmale an sich. Der Vorsteher Ernst Stinshoff hatte es zum An-

36) Die neuen Kalköfen der Gebrüder Stinshoff an der heutigen Ernst-Stinshoff-Straße wurden im Jahre 1874 erbaut. Sie waren aber nur bis 1899 in Betrieb. Der Grund war die große Konkurrenz der Kalkindustrie im Raum Wülfrath und Dornap, die wesentlich billiger Kalksteine fördern und brennen konnte. Die stillgelegten, über viele Jahre verfallenen Kalköfen wurden 1943 endgültig eingeebnet.

37) Heute Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 79.

38) Das Haus steht heute an der Bruchhauser Straße Nr. 91. In diesem Haus befand sich bis ca. 1880 die Schankwirtschaft „Am alten Kalkofen“.

39) Die frühere Gastwirtschaft „Am neuen Hof“ führte danach mehr als 100 Jahre den Namen „Von der Bey“. Kürzlich wurde das Gasthaus umbenannt, es heißt jetzt: „Onda Blu“. Das Gebäude steht in Hösel an der Bahnhofstraße Nr. 136. Siehe auch „Quecke“ Nr. 63, Seite 72, und Anmerkung 23.

40) Heute Bruchhauser Straße Nr. 85.

41) Heute Bruchhauser Straße Nr. 86.

42) Das frühere Kontor, auch „Pulverhäuschen“ genannt, wurde von der Familie Helmut Ortelt von Werner Stinshoff angekauft. In mühevoller Arbeit hat er das alte, schon sehr marode Haus vor vielen Jahren wieder aufgebaut. Heute Bruchhauser Straße Nr. 86.



Das „Pulverhäuschen“, das frühere Kontor des Kalksteinbruches um 1960

denken später neben seinem Bette stehen und bewahrte vorsichtig verschlossen seine Wertpapiere auf. Die Geschichte des Pultes erzählte er jedem, dem es neben den anderen Möbeln auffiel, und er wies dann zugleich zur Erhärtung der Wahrheit seiner Geschichte auf die Brandmale hin. Unsere Rückwanderung geht über die Ernst-Stinshoff-Straße an der Gaststätte „Zur Eule“⁴³⁾ vorbei, die auf der linken Seite liegt, aber zur Gemeinde Eggerscheidt gehört, durch den Wald und durch die Steinkuhlshecke am Hasperhof⁴⁴⁾ vorbei bis zum Kothen Windfoch⁴⁵⁾. Von hier geht es über die Eggerscheidter Straße zurück zur Schule.

43) Die weit über die Grenzen von Hösel bekannte Gaststätte „Zur Eule“ wurde um 1880 von dem damaligen Bürgermeister von Eckamp, Graf Spee, erbaut. Noch vor der Jahrhundertwende kam das Haus in den Besitz der Familie Knevels. Im Laufe der Zeit wurde das Gebäude mehrfach umgebaut und erweitert. 1970 verkaufte die Familie Knevels das große Anwesen. Der erste Käufer ließ das Ausflugslokal noch einmal umbauen. Der normale Gaststättenbetrieb wurde bis Anfang der 1980-er Jahre weitergeführt. Danach wurde das Restaurant wieder verkauft, und der neue Besitzer betreibt in den Räumlichkeiten einen Swinger-Club.

44) Der Hasperhof liegt an der Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 34. Siehe auch „Quecke“ Nr. 70, Seiten 142 und 143, und Bild Seite 142. Hier wird der Hasperhof ausführlich beschrieben.

45) Der Kothen Windfoch stand an der alten Eggerscheidter Straße, Ecke Ernst-Stinshoff-Straße und wurde um 1970 abgerissen.

Berichtigung

1) In der „Quecke“ Nr. 73, Seite 153, Bild oben, muss die Bildunterschrift heißen: Der Bruder des Hoferben, Fritz Großerlinden, auf dem Trecker bei der Getreideernte. Der Hoferbe war sein Bruder Gerhard Großerlinden.

2) Auf der Seite 154, Bild oben, muss die Bildunterschrift heißen: Der Stollshof Anfang der 1960er Jahre.

3) Auf der Seite 156, Bild unten, muss die Bildunterschrift heißen: Der Gützenhof im Jahre 1954.

4) Auf der Seite 157, Bild unten, muss die Bildunterschrift heißen: Chorausflug 1938 zum Rhein. Der Kirchenchor vor einer Gaststätte auf der Insel Grafenwerth. Obere Reihe, zweiter von rechts, der damalige Chorleiter Lehrer Suter.



Ansichtskarte der Gaststätte „Zur Eule“ aus dem Jahre 1955

Bearbeitung und Anmerkungen von Helmut Kuwertz

Ein Höseler Schulbild von 1923



Das oben gezeigte Bild wurde 1923 fotografiert. Es zeigt 27 Kinder der katholischen Volksschule Hösel, vermutlich das erste und zweite Schuljahr, mit ihrem Lehrer, Herrn Lanzmich. Die hier gezeigten Mädchen und Jungen sind vermutlich zum größten Teil verstorben.

Heute wären sie zwischen 86 und 88 Jahren alt. Nach den Angaben meiner Tante Käthe Lörkens, geb. Poßberg, hier die Namen der auf dem Bild Dargestellten:

Von unten nach oben und von links nach rechts sieht man:

1. Reihe:

Lotti Werntges; Maria Bauer; Grete Mühlensiepen; Grete Ernesti; Lehrer Lanzmich; Cilli Diste; Ida Ellenbeck; Käthe Poßberg; Lene Benden

2. Reihe:

Trude Höllmann; Änne Wassenberg; Hans Krüdenscheid; Hans Pacin; Jakob Wevelinghoven; Ludwig Hermann

3. Reihe:

Heini Klöckner; Bernhard Höllmann; Willi Sartorius; Peter Gilles; Peter Düppen; Hermann Ellenbeck

4. Reihe:

Rudi Marquard; Hans Klöckner, August Benden; Heini Hannemann

5. Reihe:

Klemens Spiekermann; Karl Fahle; Fritz Weiß

Edi Tinschus

Sei nicht dumm, frag, warum

*Sei nicht dumm,
frag, warum,
denn wer fragt, der bleibt nicht dumm.*

*Warum ist der Himmel rot,
wo wohnt der liebe Gott,
wie weit ist das Meer;
warum stehn viele Häuser leer?*

*Sei nicht dumm,
frag, warum,
denn wer fragt, der bleibt nicht dumm.*

*Wie arm ist 'ne Kirchenmaus,
wofür geb ich Geld aus,
was tut man für Gotteslohn,
wieviel Zinsen hab ich schon?*

*Sei nicht dumm,
frag, warum,
denn wer fragt, der bleibt nicht dumm.*

*Wann beginnt die Hungersnot,
was kommt nach dem Tod,
wer regiert die Welt,
was heißt „sterben wie ein Held“?*

*Sei nicht dumm,
frag, warum,
denn wer fragt, der bleibt nicht dumm.*

Wolfgang Schmölders

„Wir pflegen Kultur - wir bringen Kultur“

30 Jahre Kulturkreis Hösel e.V.

„Wir pflegen Kultur - wir bringen Kultur“ lautet das Motto des Kulturkreises Hösel. Eine auf ehrenamtlicher Basis arbeitende Vereinigung, die mit rund 500 Mitgliedern am 18. Februar 2005 ihr 30-jähriges Bestehen feiern kann. Das heißt drei Jahrzehnte Engagement in Sachen Kultur auf hohem Niveau. Das Werden und Wachsen dieser Privatinitiative ist wie ein schillerndes Feuerwerk, das viele Glanzlichter in einem breit gefächerten Veranstaltungsangebot setzte. Angefangen von Referaten kulturellen und aktuellen gesellschaftspolitischen Inhalts, Dia- und Filmvorträgen, Lesungen bekannter Autoren, heimatkundlichen Wanderungen und Exkursionen, Besichtigungen von Firmen und wissenschaftlichen Instituten über Solisten- und Kammerkonzerte, Kunstausstellungen, Tagesfahrten in geschichtsträchtige Städte, in Museen, zu auswärtigen Musik- und Theaterveranstaltungen bis zu mehrtägigen Studienreisen in das In- und Ausland reicht das vielseitige Spektrum. Zu Referaten wurden Fachleute, teilweise aus den umliegenden Universitäten, eingeladen, hochkarätige Musikensembles und Stipendiaten des Deutschen Musikrates engagiert und kompetente Experten aus den eigenen Reihen zu Reisevorbereitungen animiert.

Das Logo des Kulturkreises mit dem roten Punkt als Zentrum, von dem kreisartig Wellen ausgehen, ist symbolträchtig für die Arbeit, deutet darauf hin, dass zündende Impulse weit über den Stadtteil hinaus getragen werden. So bürgt heute schon der Name überregional für Qualität und ist ein exzellentes Beispiel dafür, dass mit dem nötigen Engagement und Fachkompetenz Kulturarbeit kontinuierlich und ehrenamtlich über einen langen Zeitraum auf hohem Niveau initiiert und organisiert werden kann. Und das inmitten von anerkannten Kultur-Metropolen mit ihren hochkarätigen und reizvollen Angeboten. „Möglich war das nur durch den unermüdlischen Einsatz und zündende Ideen der jeweiligen Vorstände und der

Beiratsmitglieder, auch durch tatkräftige Hilfestellung und beratende Anregungen vieler Mitglieder,“ betont Johannes Werner, seit Mai 2002 erster Vorsitzender des Vereins. „Hier konnten sie alle ihre Visionen einbringen und viele ihrer Vorstellungen von Kultur verwirklichen, globale Vermittlungen und Auseinandersetzungen innerhalb der historischen, künstlerischen, geistesgeschichtlichen und gesellschaftspolitischen Strömungen an andere weitergeben.“

Lag im ersten Jahrzehnt des Bestehens die Zahl der Veranstaltungen bei maximal 15 pro Jahr, sind es heute jährlich zwischen 40 bis 50. Eine beachtliche Leistung, die ihresgleichen sucht, zumal der Verein eine privatrechtliche Institution ist, finanziell getragen von den Mitgliedern, gelegentlichen Zuwendungen von Sponsoren und den geringen Finanzspritzen der Kommune.

Warum die Gründung eines Kulturkreises im relativ kleinen Stadtteil Hösel? Eigentlich existiert hier seit fünf Jahrzehnten eine fundierte Kulturarbeit. Nach Kriegsende mit den ersten Entspannungs- und Aufbaujahren wurde auch in Hösel der Wunsch nach kulturellen Veranstaltungen immer dringlicher. So gründete auf Initiative der Herren Dr. Paul Schilken, Dr. Lambert Kleyheeg, Hans Ferres und Felix Vossen die Gemeinde 1953 als erste des damaligen Amtes Angerland den Verein „Volkshochschule Hösel e.V.“. Bemerkenswert ist, dass diese Volkshochschule nicht als öffentlich-rechtliche kommunale Organisationsform entstand, sondern die privatrechtliche Struktur eines eingetragenen Vereins erhielt. Ziel war die Förderung der Erwachsenenbildung durch Vorträge, Veranstaltungen, Schrifttum und das Bemühen, „gesellschaftlich integrierend zu wirken, den Sinn der Mitbürger für Belange der Allgemeinheit zu schärfen und die kulturellen Interessen der Bürger zu aktivieren und so echte Bindungen zur Heimat Hösel wachsen zu lassen“. Als langjähriger Dozent der VHS fungierte der bekannte Buchautor,

Referent und Dirigent Erhard Krieger. Für seine Verdienste um die Kulturarbeit in Hösel wurde er 1977 vom Kulturkreis zum ersten Ehrenmitglied ernannt. Heute noch lebende Ehrenmitglieder sind Ilse Suter, Dr. Gottfried Finke und Klaus Loogen.

Mit der kommunalen Neugliederung am 1. Januar 1975 verlor die Kommune Hösel ihre relativ große Selbständigkeit, deren sie sich zusammen mit fünf anderen Gemeinden im Verband des Amtes Angerland seit 1950 erfreute, und wurde mit diesen in die Stadt Ratingen eingegliedert. So ging auch der Bildungsauftrag als kommunales Mandat auf die Volkshochschule Ratingen über. Ein bitterer Verlust für die Höseler Bürger, mit dem sie sich keinesfalls abfinden wollten. Eigeninitiative bei kulturellen Veranstaltungen sollte gewahrt bleiben. So gründeten bereits am 18. Februar 1975 154 engagierte Bürger den „Höseler Kulturkreis e.V.“ und wählten die Herren Dr. Wilhelm Gutberlet, Klaus Brand (ab 1977 Heinz Schmidt) und Werner Eichhorn in den Vorstand. Damit legten sie einen Grundstein zu einer 30-jährigen Kulturarbeit, die von Umfang und Niveau beispielhaft ist. „In Zusammenarbeit mit weiteren Interessierten und qualifizierten Persönlichkeiten, nicht zuletzt im Beirat, hat der Gründungsvorstand eine solide Basis geschaffen, auf der die nachfolgenden Vorstände aufbauen konnten,“ schrieb 1990 Dr. Herbert Krietenstein. Er leitete zehn Jahre, von 1978 bis 1988 den Vorstand, von 1988 bis 1993 war Rainer von Hamm erster Vorsitzender, ihm folgte von 1993 bis 1996 Klaus Loogen, von 1996 bis 2002 dann Elisabeth Schulte, und ab 2002 bis heute führt Johannes Werner den Kulturkreis.

Das Archiv erzählt in Hunderten von Schriftstücken über Studienreisen mit ihren umfassenden historischen, kulturgeschichtlichen und geologischen Informationen in die interessantesten Regionen Deutschlands, Österreichs, Frankreichs, Skandinaviens, Englands und Italiens, nach Hongkong, China, Amerika und Kanada, über

kunstgeschichtliche Diavorträge aller Epochen, aktuelle Referate von der Kernenergie bis zu den Frauen im Islam, über Musik- und Literaturgeschichte und andere unzählige hochkarätige Veranstaltungen. Das Archiv aber gibt vor allem Zeugnis davon, dass alle Vorstände mit Fantasie und Kreativität und in fruchtbarer Teamarbeit dem Kulturkreis zu hohem Ansehen verhalfen. Und das im Sinne einer Maxime des Psychologen C.G. Jung: „Alle Kultur ist Erweiterung unseres Bewusstseins“ und einer Definition des Kulturpolitikers Hilmar Hoffmann: „Kultur ist eine Lebensform, ein Lebensprozess. Kultur bringt Kommunikationsfiguren hervor, schafft Beziehungsgeflechte zu Menschen und ihrer Umwelt, weist auf die Zukunft hin - und das immer mit dem Blick auf die Vergangenheit. Kultur ist Lebensform, Gestaltung und Aneignung“. Es würde den Rahmen des Artikels sprengen, alle Namen zu nennen, die sich um den Kulturkreis verdient gemacht haben, so wie die vielen Reiseberichterstatter. Eigentlich sind es mehr oder weniger alle Mitglieder, die aktiven und auch die passiven, denn jeder Einzelne trägt mit seiner Mitgliedschaft zum Erfolg dieser herausragenden Stadtteilkultur bei.

„Wenn man die Anfänge der Entwicklung des Kulturkreises von 1975 bis 1978 als mutige Erprobungs- und Erkundungsphase charakterisiert, so kann man die Zeit ab 1979 aus gutem Grund als Phase einer Konsolidierung und weiteren unternehmenslustigen Entfaltung bezeichnen“, schrieb 1986 Dr. Wilhelm Gutberlet in einem Rückblick. Zu den ersten Veranstaltungen zählten Diavorträge, so „Perlen - Juwelen des Meeres“, Bridge-Seminare und in Zusammenarbeit mit dem Verein Lintorfer Heimatfreunde Wanderungen und Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung der niederbergischen Region. Bereits im April 1977 fand der erste Kammermusikabend statt. Die ersten Fahrten zu auswärtigen kulturellen Veranstaltungen führten in den Altenberger Dom, das Schauspielhaus Düsseldorf und zu den Hersfelder Festspielen. Ziele einer der ersten mehrtägigen Studienreisen waren neben Burgund Flandern und die Provence.

Stieg die Mitgliederzahl innerhalb der ersten beiden Jahre von 154 auf 203 Personen, so waren es 1986 bereits 402 und Ende 2003 über 500 Mitglieder.

Während der Krietenstein-Ära erschienen drei informative Publikationen. Der Kulturkreis gab 1980 den 320 Seiten starken Band „Hösel. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte“ heraus. Der Lintorfer Heimatforscher und Autor Theo Volmert hat in jahrelangen Recherchen aus alten Dokumenten, Quellen, Archiven und vergilbten Berichten die Spuren der Höseler Historie und ihrer Familien aufgeschrieben. Es entstand ein kurzweiliges Geschichtsbuch mit vielen Fotos, Karten und Faksimiles. 1989 wurden zwei Broschüren publiziert. „Streifzüge durch die Geschichte“ galt als Dankeschön des Kulturkreises an den scheidenden ersten Vorsitzenden. Auf 281 Seiten sind alle historischen Referate abgedruckt, die Dr. Herbert Krietenstein zu den jeweiligen Studienreisen während seiner Vorstandsarbeit gehalten hat. Ein interessanter Einblick in wichtige Stationen der abendländischen Geschichte. Als Ergänzung hierzu erschien von Dr. Gottfried Finke „Baudenkmäler, Sehenswürdigkeiten, Landschaften“ mit fundierten Betrachtungen über herausragende Baudenkmale innerhalb der Reiseziele.

1987 verlor der Kulturkreis einen engagierten Mitstreiter. Heinz Schmidt, seit 1977 stellvertreten-

der Vorsitzender, erlag seinem schweren Herzleiden. Als sich 1983 die „Vereinigung der Musikfreunde im Kulturkreis Hösel“ konstituierte, wurde der Musikkenner Schmidt für die Konzerte federführend. Von Anfang an war klar, dass nur hochrangige Kammermusik das Markenzeichen des Angebotes sein sollte mit bundesweit oder international anerkannten Musikern und preisgekrönten Nachwuchskräften. Als Forum bot sich das 1982 eröffnete Oberschlesische Landesmuseum mit dem optisch ansprechenden und akustisch einwandfreien Oktogon-Saal an. Schon in den ersten vier Konzerten konnten jeweils über 100 Besucher gezählt werden.

Elisabeth Schulte, deren Credo lautet: „Musikalität, Perfektion und Ausstrahlung müssen im Konzert eine gelungene Symbiose eingehen“, wurde nach dem Tode von Heinz Schmidt als Leiterin der Musik-Vereinigung gewählt und gleichzeitig als stellvertretende Vorsitzende des Kulturkreises. Die engagierte Musikpädagogin setzte hohe Maßstäbe in den bis heute über 80 von ihr initiierten und organisierten Kammerkonzerten. Ständig ist sie bei Konzertbesuchen in den umliegenden Metropolen auf der Suche nach Ausnahmetalenten. Nie engagiert sie Künstler, ohne deren Qualität vorher beim Konzertieren geprüft zu haben, und pflegt enge Kontakte zum Deutschen Musikrat, einer vom Bund getragenen Institution, die jährlich den Deutschen Musikwettbewerb auslobt, den an-



Am 25. Januar 2004 musizierte das Barockmusikensemble „L'Ornamento“ im Oberschlesischen Landesmuseum

spruchvollsten innerhalb der Bundesrepublik. Er wird ausgerichtet für junge professionelle Musiker mit klassischen Orchesterinstrumenten. Die Jury setzt sich aus namhaften Professoren der Musikakademien und etablierten Musikern zusammen. Elisabeth Schulte nimmt jährlich in Berlin oder Bonn an der Bundesauswahl der Konzerte der Stipendiaten des Deutschen Musikrates teil, der Elite des Nachwuchses, und lädt viele zum Konzertieren in Hösel ein. „Heute sind etliche von diesen einst bei uns zu Gast weilenden jungen Musikern schon Konzertmeister oder Solisten in großen Orchestern oder fanden in herausragenden Ensembles internationale Anerkennung,“ erzählt sie. In einem breiten künstlerischen Spektrum von mittelalterlichen Klängen bis zu Kompositionen des 20. Jahrhunderts gelang es der Leiterin der Musik-Vereinigung, in Formationen und Programmen einen abwechslungsreichen und spannungsvollen Bogen in den Kammerkonzerten zu setzen. Sie ziehen viele Besucher aus den benachbarten Städten an. Das 100. Konzert im November 2004 war ein besonderer Leckerbissen. Mit Kompositionen aus der Zeit Beethovens begeisterte die Pianistin Ragnar Schirmer, die bereits auf namhaften internationalen Bühnen konzertierte. Für Fahrten in die umliegenden Philharmonien ist die Musikpädagogin ebenfalls verantwortlich.

Von 1988 bis 1996 war Elisabeth Schulte stellvertretende Vorsitzende des Kulturkreises, von 1996 bis 2002 erste Vorsitzende und dann wieder bis heute Stellvertreterin. Somit kann sie bei den Feierlichkeiten zum 30-jährigen Bestehen im Jahre 2005 stolz auf eine 17-jährige erfolgreiche Tätigkeit innerhalb des Vorstandes zurückblicken. Ihr Einsatz und ihre Arbeit galten immer der kontinuierlichen Bewahrung des hohen Niveaus innerhalb der Veranstaltungsangebote und des gesellschaftlichen Miteinanders. So wurde sie bereits am 10. Juni 2002 im Namen des Bundespräsidenten mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, eine hohe Ehrung auch für den gesamten Kulturkreis „Sie haben ein Stück Stadtteilkultur geschaffen, das heute weit über die Grenzen

Ratingens hinausgeht,“ gratulierte Bürgermeister Wolfgang Diedrich.

Als begeisterter Enthusiast für das Musiktheater ist Werner Heilmann verantwortlich für Operaufführungen und Fahrten zu herausragenden Bühnen umliegender Metropolen und zu den Festspielorten wie Bregenz und Meiningen. Ihm gelang es sogar, anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Kulturkreises, Karten für die Wagner-Festspiele in Bayreuth zu organisieren.

„Literatur ist das Gedächtnis der Menschheit und als solches unerlässlich“ und „Die Kunst hat die Aufgabe Grenzen zu überschreiten, neue Sichtweisen zu finden innerhalb der geistesgeschichtlichen Strömungen, wir brauchen Kunst wie das tägliche Brot“ findet Regine Walther. Mit ihrem Eintritt in den erweiterten Vorstand erfuhr der Kulturkreis eine erneute Bereicherung. Die Pädagogin setzt sich vermehrt für literarische Veranstaltungen und für moderne Kunst ein. „Hier ist Umdenken angesagt und kontinuierliche Auseinandersetzung notwendig.“ So initiiert die Kunstpädagogin Besichtigungen von Galerien in den umliegenden Städten, Besuche von Kunstausstellungen und jedes Jahr den Rundgang durch die Düsseldorfer Kunstakademie. Alles unter Führung von kompetenten Fachexperten. In Kooperation mit dem Oberschlesischen Landesmuseum organisiert sie im großen Ausstellungssaal des Neubaus an der Bahnhofstraße die Sommerausstellungen. Es sind Kunstpräsentationen mit hochkarätigen international bekannten Künstlern. Hier zeigte der Österreicher Michael Kravagna eine stattliche Auswahl seiner farbenprächtigen Bilder. Mit einer Fülle von bezaubernden Bildkompositionen stellte sich Rolf Escher vor, einer der bedeutendsten Zeichner und Grafiker der Gegenwart. Die norddeutsche Kunstprofessorin und Malerin Elke Hergert faszinierte mit großformatigen abstrakten Bildern in expressiver Farbigkeit zum Thema „Wasser“, zeigte den spannungsreichen Kontrast zwischen der Unendlichkeit des Meeres und dem Einbruch menschlichen Wirkens durch Technik und Architektur. Einen Beitrag zur Osterweiterung der EU leistete der Kulturkreis mit dem

polnischen Maler Andrzej Cisowski bei der letzten Kunstausstellung. Zeitgleich mit einer Bilderschau in der Warschauer Nationalgalerie präsentierte der Künstler in „Schöne neue Welt“ ein märchenhaftes Panoptikum in malerischer Fabulierfreude mit surrealistischen, kubistischen und poppigen Stilelementen. Ausstellungen also, die unterschiedliche Strömungen der modernen Kunstszene spiegeln.

Als Schriftführer erwarb sich Hans-Dieter Schultz-Methke in den letzten Jahren viele Verdienste, ebenfalls als sachkundiger Organisator und Reiseführer, so zu alten Kulturstätten und Baudenkmalen in landschaftlich reizvollen Regionen von Syrien und Spanien.

Mit großem Engagement führt Johannes Werner seit Mai 2002 den Kulturkreis. Der langjährige Wirtschaftsmanager, vertraut mit den Methoden des modernen Marketings, ist für diese Position ein ausgesprochener Glücksfall. Zwar will er bewährte und gewachsene Strukturen bewahren, aber mit „dem Einsatz moderner Medien ausbauen und vermehrt den Verein nach außen öffnen“. „Wir sind ein tolles Team mit guter Arbeitseinteilung. Jeder kümmert sich um ein Gebiet seiner Neigung. Wir haben viel mehr Ideen als wir umsetzen können. Unsere rund 40-50 Veranstaltungen im Jahr werden



Der Vorstand des Kulturkreises Hösel im Jahre 2004. Von links: Regine Walther, Vorsitzender Johannes Werner, Hans-Dieter Schulz-Methke und Elisabeth Schulte, Organisatorin der Kammerkonzerte

bestens frequentiert,“ zieht der Vorsitzende Bilanz und betont, dass die Vorbereitungen zur Feier des 30-jährigen Bestehens in der Rateringer Stadthalle auf Hochtouren laufen. Johannes Werners Visionen? „Einen Teil des abendländischen Weltkulturerbes der Vergangenheit und aktuelle geistesgeschichtliche und gesellschaftspolitische Strömungen der

Gegenwart in Vermittlung und Auseinandersetzung zur Freude und zum Genuss für viele in unseren Veranstaltungen transparent machen“. Denn wie heißt es in der bereits zitierten Maxime von C.G. Jung? „Alle Kultur ist Erweiterung unseres Bewusstseins!“

Ein besonderes Ziel des agilen Vorsitzenden ist es, langfristig mit

modernen Marketingstrategien junge Menschen in den Kulturkreis zu integrieren. Hierzu existiert als bescheidener Anfang bereits eine exzellente Homepage unter:

www.kulturkreis-hoesel.de

Ruth Ortlinghaus

Ein großer Höeseler Bürger: DGB-Vorsitzender Ludwig Rosenberg (29. 6. 1903 – 23. 10. 1977)

Am 29. Juni 2003 wäre Ludwig Rosenberg 100 Jahre alt geworden.

Von 1962 bis zu seinem Tode wohnte er Am Fernholz 2 in Hösel, wo er am 23. Oktober 1977 an den Folgen eines Herzinfarktes verstarb.

Zum stillen Gedenken an den großen Gewerkschaftsführer der Nachkriegszeit ließen DGB, die Friedrich-Ebert-Stiftung und der Regierende Bürgermeister von Berlin anlässlich seines 100. Geburtstages geschmackvolle Kränze an seinem sehr gepflegten Grab auf dem Höeseler Waldfriedhof niederlegen. Eine kleine Abordnung von Gewerkschaftsfunktionären gedachte seiner am Grab in einer internen Zusammenkunft.

Wer war Ludwig Rosenberg, den 1946 nach dem Kriege Hans Böckler dazu bewogen hatte, aus der britischen Emigration „nach Hause“ zurückzukehren? Was

wissen wir noch über den Mann, der 1933 als „Jude“ aus seiner Gewerkschaft entlassen wurde und nach England emigrierte? Welche Bedeutung hatte für ihn Hösel, wo er als „Weltmann des DGB“ von 1962 – also seit seiner Wahl zum DGB-Vorsitzenden – bis zu seinem Tode wohnte und wirkte?

Ludwig Rosenberg war in Berlin geboren und wuchs dort in einem bürgerlich-liberalen Elternhaus auf. Er besuchte das Realgymnasium, musste jedoch nach dem Tode seines Vaters von der Oberprima abgehen und in eine kaufmännische Lehre wechseln.

Schon in jungen Jahren wurde er gesellschaftspolitisch und gewerkschaftlich aktiv. Bereits in den frühen 1920er Jahren trat er dem republikanischen Jugendbund bei. Im Jahre 1922 erwarb er die Mitgliedschaft im Reichsbanner und in der SPD. Ab 1925 entfalte er seine Aktivitäten innerhalb

des Gewerkschaftsbundes der Angestellten (GDA).

Stets auf Erweiterung seines Horizontes und lebenslanges Lernen bedacht, besuchte Rosenberg 1930/31 die Fachschule für Wirtschaft und Verwaltung in Düsseldorf. Vielleicht war es zu jener Zeit, dass er einen ersten Eindruck von Hösel „Luftkurort im Walde“ – wie es damals hieß – bekam. Viele Düsseldorfer und Essener besuchten an Sonn- und Feiertagen gerne die idyllische Waldgemeinde.

Sein familiäres Umfeld hatte eigentlich nicht auf die spätere, großartige Gewerkschaftskarriere hingedeutet. Auch im weiteren Verlauf seines Lebens umwehte ihn wegen seines stets weltmännischen Auftretens der Hauch eines „liberalen Bürgersprozesses mit sozialem Touch“.

Ab 1927 war Rosenberg die Funktion des Bezirksgeschäftsführers der GDA in Brandenburg an der Havel übertragen worden. Im April 1933 entließ ihn seine Gewerkschaft als „Juden“. Er hatte früh die Gefahren des Nationalsozialismus erkannt und emigrierte noch im selben Jahr nach England, wo er Freunde in London hatte.

Rosenberg hatte es nicht leicht in London und musste alles Mögliche unternehmen, um sich „über Wasser“ zu halten. Er arbeitete zunächst als Journalist und dozierte an der Worker's Educational Association. Später begann er dann eine kaufmännische Tätigkeit.



Das zum 100. Geburtstag mit Kränzen geschmückte Grab Ludwig Rosenbergs auf dem Höeseler Waldfriedhof

Er hatte immer wieder versucht, seine Mutter dazu zu bewegen, ebenfalls Deutschland zu verlassen. Sie aber fühlte sich zu stark verwurzelt. Im Jahre 1943 wurde sie im KZ Auschwitz ermordet.

Nach Beginn des Weltkriegs wurde Rosenberg vom britischen Arbeitsministerium bald als Betreuer der deutschen und österreichischen Flüchtlinge in Großbritannien eingesetzt. Er griff sein gewerkschaftliches Engagement wieder auf und wirkte als Mitbegründer der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter.

Zusammen mit anderen Gewerkschaftern veröffentlichte er 1945 in England einen Programmentwurf für den Neuaufbau der Gewerkschaften im Nachkriegsdeutschland.

Im Jahre 1946 kehrte Ludwig Rosenberg zurück nach Deutschland. Der spätere 1. Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Hans Böckler, hatte ihn gebeten, „nach Hause“ zu kommen und beim Wiederaufbau mitzumachen. Diesem Ruf seines verehrten Mentors folgte Rosenberg und wurde so zu einem der „Männer der ersten Stunde“ bei dem Aufbau der deutschen Gewerkschaften.

Zunächst bekam Rosenberg im Jahre 1946 eine Funktion im Sekretariat des Ausschusses der Gewerkschaften in der britischen Besatzungszone übertragen. Im darauf folgenden Jahr wurde er dann Sekretär des neu gebildeten Gewerkschaftsrates, aus dem heraus später die Gründung des DGB er-

folgte. Bei dem Gründungskongress des Deutschen Gewerkschaftsbundes im Jahre 1949 wählte die Versammlung ihn in den Bundesvorstand. Er bekam die Leitung der außenpolitischen Abteilung übertragen. In dieser Funktion erwarb er sich große Verdienste um die Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt. Er galt als „Außenminister der Gewerkschaften“. Seine diesbezügliche Rolle und sein Wirken können nicht hoch genug eingeschätzt werden, denn eine eigene deutsche Außenpolitik gab es noch gar nicht. Er verfügte rasch über glänzende internationale Kontakte und genoss ein sehr hohes Ansehen.

Im Jahre 1954 wurde Ludwig Rosenberg die Hauptabteilung Wirtschaft innerhalb des DGB übertragen.

Schon nach wenigen Jahren hatte sich Rosenberg einen außerordentlich bemerkenswerten Ruf innerhalb des DGB erarbeitet. Bei Vielen galt er als bester Kopf im Bundesvorstand. Bei Vorstandswahlen erhielt er regelmäßig das beste Wahlergebnis und damit immer mehr Stimmen als der jeweilige Vorsitzende.

Im Jahre 1955 zeichnete er verantwortlich für das erste Aktionsprogramm des DGB. Darin standen Forderungen nach Einführung der 40-Stunden-Woche, nach mehr sozialer Sicherheit und nach verbessertem Arbeitsschutz. Rosenberg mied die Extreme und verstand sich ausgezeichnet in der Erarbeitung von Kompromissen. Er hatte maßgeblichen Anteil daran, dass die noch in der Weimarer Zeit stark zersplitterten Gewerkschaften sich unter dem Dach des DGB zusammengefunden hatten. Lediglich die Deutsche Angestellten-Gewerkschaft (DAG) war ihren eigenen Weg gegangen. Die spätere, starke Stellung der Gewerkschaft der Polizei hat sie dem weit-sichtigen Rosenberg zu verdanken, der anders denkenden Kräften innerhalb der GdP so überzeugend zugeredet hatte, dass auch die GdP zum DGB kam. Alt-MdB Heinz Pensky, Höselers Bürger und langjähriger Weggefährte Rosenbergs, hat die Vorgänge noch frisch im Gedächtnis: „Ich war ja Landesgeschäftsführer NRW der GdP und hatte oft mit

Rosenberg zu tun. Er war ein kluger und umgänglicher Mann, der sich um das Ansehen der Polizei sehr verdient gemacht hat.“

Auf dem Bundeskongress des DGB im Jahre 1962 kandidierte Ludwig Rosenberg für den Vorsitz und wurde mit überwältigender Mehrheit gewählt. Damit hatte er den Zenit seiner glänzenden Gewerkschafts-Karriere erreicht.

Er zog ebenfalls 1962 um nach Hösel, wo er sich ein Haus hatte bauen lassen. Landtagsabgeordneter Dr. Hans Kraft erinnert sich: „Das Grundstück Am Fernholz 2 war damals noch verwilderte Wiese. Unsereiner verfügte nicht über Taschengeld, so dass ich jeweils Teile der Schulferien dazu nutzte, mir durch gärtnerische Hilfstätigkeiten einen kleinen Heckpfennig anzusammeln. Um seinen Garten anlegen zu lassen, hatte Rosenberg mit Paul Räder aus Hösel den weit und breit einzigen SPD-Gärtner unter Vertrag genommen. Ihm ging ich zur Hand. So lernte ich auch Ludwig Rosenberg kennen.“

Die in jenen Jahren noch idyllische „Waldgemeinde“ Hösel bedeutete für den Gewerkschaftsvorsitzenden eine Oase der Ruhe. Hier sah man ihn oft bei ausgedehnten Waldspaziergängen, während der er pfiffige Lösungen für komplizierte Probleme suchte. In Gesprächen mit wichtigen politischen Weggefährten auf solchen Gängen durch die Höseler Natur erhielt er immer wieder wertvolle Anregungen für seine Tätigkeit an der Spitze des DGB.

Zeitzeugen dieser Spaziergänge schildern ihn übereinstimmend als stets elegant gekleideten, jung wirkenden Mann. In seiner knapp bemessenen Freizeit widmete er sich in seinem Haus in Hösel an langen Winterabenden auch der Lyrik, der antiken Geschichte und der Philosophie.

Es war maßgeblich Rosenberg, der in den deutschen Gewerkschaften die Abkehr von der vormaligen klassenkämpferischen Rolle einleitete. Zu Beginn seiner Hösel-Jahre formulierte er 1963 die programmatische Linie, dass eine rein staatliche Wirtschaft zu vermeiden sei. Im selben Jahr besetzte er thematisch das Feld des Mitbestimmungsrechtes für alle Arbeitnehmer. Als die Verjährung



Ludwig Rosenberg (1903–1977)

von Kriegsverbrechen anstand, engagierte er sich 1965 in vorderster Reihe für die Aufhebung einer solchen Verjährung und hatte damit auch Erfolg.

Diese wenigen Beispiele mögen Beleg dafür sein, dass ungemein wichtige Impulse für den Weg des DGB von den kreativen Lösungsansätzen des Höselers Rosenberg ausgingen.

Als Höseler nahm Ludwig Rosenberg, wann immer es seine Zeit erlaubte, auch am öffentlichen Leben der Gemeinde teil. In seinem Standardwerk zu Hösel schreibt Theo Volmert: „Er förderte die Arbeit der Höseler Volkshochschule“. Langjährige Mitglieder der SPD Hösel, wie zum Beispiel Alt-MdB Heinz Pensky, Landrat a.D., können bezeugen, dass Rosenberg seine Mitgliedschaft im Ortsverein Ernst nahm und immer wieder zu Versammlungen erschien. Dabei entspannen sich dann auch auf hohem argumentativen Niveau Auseinandersetzungen um den richtigen Weg von Partei und Gewerkschaft. Ebenfalls verbunden zeigte sich Rosenberg zeitlebens der Arbeiterwohlfahrt. Er legte großen Wert darauf, die Spendenliste für deren traditionelle Weihnachtsfeier mit Nr. 1 und dem höchsten Einzelbeitrag anzuführen.

Auf dem Bundeskongress des DGB im Jahre 1969 vollzog Ludwig Rosenberg, was er schon lange vorher angekündigt hatte: Er machte den Weg frei für die nächste Generation und kandidierte nicht mehr für den Vorsitz. Es begannen die Jahre als Pensionär in Hösel.

Auch als Pensionär blieb Rosenberg seiner bisherigen Lebensgestaltung treu. Er stand jeden Morgen um 7 Uhr auf und ließ sich dann in sein Büro bei der Bank für Gemeinwirtschaft in Düsseldorf fahren. Ein Büro in den Räumen des DGB hatte er mit der Begründung abgelehnt, dass er dort nicht als „Nachtgespenst rumgeistern“ wolle.

Er wurde verstärkt publizistisch tätig und mischte sich in gewerkschaftliche Belange nicht mehr ein.

Ludwig Rosenberg hatte nie dazu geneigt, still zu sitzen und Däumchen zu drehen. Deshalb nahm er auch mit über 70 Jahren

zahlreiche weitere Aufgaben von Hösel aus wahr. Er war Mitglied des Komitees für die Vereinigten Staaten von Europa, wirkte im Deutschen Rat der Europa-Bewegung und spielte als Vize-Präsident eine wichtige Rolle in der Europa-Union. Bei diesen Funktionen kamen allen Beteiligten immer wieder Rosenbergs glänzende internationalen Kontakte zugute. Überdies arbeitete er für die Friedrich-Ebert-Stiftung, führte Seminare durch und hielt Vorträge über Gewerkschaftspolitik. Auf Grund des starken Interesses an seiner Auffassung schrieb er auch zahlreiche Artikel für Zeitungen.

Seine Waldspaziergänge in Hösel behielt er bei, ebenso Photographieren als weiteres Hobby. Mit zunehmendem Alter bremste er seinen Zigarettenkonsum und griff stattdessen häufiger zur Pfeife.

Im Juli 1977 ergriff Rosenberg von Hösel aus die Feder, um in einer für ihn ungewöhnlich scharfen Form zum Verhältnis von Jusos und Gewerkschaften Stellung zu nehmen. Dabei nahm er sich vor allem den damaligen Stamokap-Fraktionsführer Benneter vor und wies ihm ideologische Verbohrtheit nach, so dass die Gewerkschaften auf seine Ratschläge nicht angewiesen wären.

Am 23. Oktober 1977 erlag Ludwig Rosenberg den Folgen eines Herzinfarktes. Auf der Trauerfeier am 27. Oktober in Düsseldorf sprach Willy Brandt als SPD-Vorsitzender und würdigte den Verstorbenen unter anderem mit den Worten, dass Rosenberg „...im Kampf um die Festigung der Demokratie immer in der vordersten Reihe zu finden...“ gewesen sei. Zeitzeuge Alt-MdB Heinz Pensky, der bei der Trauerfeier für seinen politischen Freund und Höselers Mitbürger selbstverständlich dabei war: „Es war eine würdige Feier, und Willy Brandt fand auf seine unnachahmliche Art feinfühlig die richtigen Worte und Bilder, um Ludwig Rosenberg und seine großen Verdienste um die Gewerkschaftsbewegung und den demokratischen Aufbau in Deutschland zu ehren.“

So, wie Rosenberg dafür gesorgt hatte, dass Deutschland die Pflege von Heinrich Heines Grab in Paris sicherstellt, haben Gewerkschaft und Partei die Ehrenpflicht

übernommen, sein Grab auf dem Höseler Waldfriedhof in stets sehr gepflegtem Zustand zu halten.

Neben vielen Ehrenämtern und Mandaten wurden Ludwig Rosenberg auch herausgehobene öffentliche Ehrungen zuteil.

Er trug das Große Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Eine derart hohe Auszeichnung hat nach ihm im gesamten Kreis Mettmann erst wieder Prof. Dr. Klaus Hänsch, MdEP, Präsident a.D. des Europäischen Parlaments, erfahren.

Rosenberg war Großoffizier des Verdienstordens der Italienischen Republik und Senator der Max-Planck-Gesellschaft.

Sein lebenslanger publizistischer Drang führte zu einer Reihe von Veröffentlichungen:

1948 - Vom Wirtschaftsuntertan zum Wirtschaftsbürger;

1952 - Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Funktion der Gewerkschaften;

1958 - The German Experiences with Inflation;

1959 - Wirtschaftspolitik als Aufgabe.

Höseler Zeit:

1969 - Entscheidungen für morgen - Gewerkschaftspolitik heute;

1972 - Genieße die Zeitgenossen;

1973 - Sinn und Aufgaben der Gewerkschaften - Tradition und Zukunft.

In der Reihe „Persönlichkeiten der Gegenwart“ hat Dieter Schuster im Europa-Verlag August Lutzeyer, Freudenstadt, im Jahr 1969 einen 68 Seiten langen Beitrag mit angehängtem Bilderteil vorgelegt: Ludwig Rosenberg; ein Porträt von Dieter Schuster.

Herrn Dr. Gerhard Hochgürtel, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, gilt ein besonderer Dank für seine engagierte und unermüdliche Unterstützung.

Quellen:

- Archiv der sozialen Demokratie, Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.

Theo Volmert: Hösel, Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte. Ratingen, Dezember 1980.

- Fotos: Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.

Dr. Hans Kraft

Dr. jur. Karl Tittel, Pflichtverteidiger des Nazi-Verbrechers Kurt Franz aus Ratingen

Zur Person: Dr. Karl und Dr. Erhard Tittel

Dr. Karl Tittel wurde 1905 im Sudetenland geboren und studierte in Prag und Wien Rechtswissenschaften und Volkswirtschaft. Er hatte eine Anwaltspraxis im Sudetenland, geriet im Zweiten Weltkrieg in Gefangenschaft und kam 1947 nach Lintorf. Dorthin waren bereits seine Frau und seine beiden Söhne nach einer abenteuerlichen Flucht gelangt und hatten bei der Familie Fritz Füsgen, zu welcher familiäre Beziehungen bestanden, Unterschlupf gefunden. Der Bruder Karl Tittels, Prof. Dr. Ernst Tittel, hatte eine Tochter der Familie Füsgen, Fränzi, geheiratet und lebte mit ihr in Wien.^{)} Familie Tittel, Lintorf, lebte mehrere Jahre im Pfarrhaus des Dechanten Veiders, an den sich Erhard Tittel, bei seiner Ankunft in Lintorf gerade vier Jahre alt, noch gut erinnert. Es habe nie auch nur ein einziges lautes Wort zwischen dem Rechtsanwalt und dem Pfarrer gegeben, obwohl doch ihre beruflichen Aufgaben so verschieden gewesen seien: Der Pfarrer stiftete und segnete eine Ehe, der Anwalt musste möglicherweise helfen, eine gerade ge-*



Die Familie Tittel aus Lintorf im Jahre 1963. Von links: Karl-Martin Tittel, Erhard Tittel, Dr. jur. Karl Tittel, Elisabeth Tittel

schlossene Ehe auch wieder zu scheiden, weil es sein Beruf war. Karl Tittel hatte sich bereits in den 1950er Jahren einen glänzenden Ruf in der Jugendverteidigung erworben, in welcher er hauptsächlich tätig war. Er fungierte nur einmal als Pflichtverteidiger in einem NS-Prozess, dem ersten Treblinka-Prozess, der 1964/65 in Düsseldorf stattfand.

Dr. Erhard Tittel, der Sohn Karl Tittels, 1943 geboren, hat seine Schulzeit in Lintorf in allerbesten Erinnerung: Rektor Emil Harte, die Lehrer Hans Lumer und Anna Eilau betrachtet er auch heute im Rückblick noch als „Spitzenkräfte“ bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen. An seine Zeit im Ratinger Gymnasium denkt er dagegen nur mit Schaudern, da er einige seiner Lehrer in ungueter Erinnerung hat. Das Abitur legte er deshalb schließlich an einem Gymnasium in Emmerich ab. Von 1963 bis 1969 studierte er in Köln Jura, dazwischen ein halbes Jahr Gaststudium in Harvard, USA, mit Schwerpunkt „amerikanisches Strafrecht“. Seine Referendarzeit leistete er am Oberlandesgericht Düsseldorf ab und ging dann als Jurist in die Bundeswehrverwaltung. Nach mehreren Stationen baute er ab 1986 das damals neu gegründete Umweltministerium in Bonn mit auf, seit 1992 leitet er in diesem Ministerium den Fachstab „Bundesverkehrswegeplan“. Er ist Lehrbeauftragter für die Bereiche „Umwelt, Naturschutz, Emissionsschutz“ an verschiedenen deutschen Universitäten und in Harvard.

Dr. Erika Münster

In der „Quecke“ Nr.70/2000 (S.179 - 183) erschien der Artikel von Erika Münster: „Kurt Franz aus Ratingen. Letzter Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka“.

Zwei Strafprozesse, in welchen es um die Verurteilung wegen gemeinschaftlich begangenen Mordes an über vierhunderttausend Juden ging, fanden 1964/1965 und 1970 in Düsseldorf statt und

gingen unter dem Namen „Treblinka-Prozesse“ in die Geschichte ein. Kurt Franz wurde im ersten Treblinka-Prozess zu lebenslanger Haft sowie zeitweiser Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt. Das Urteil wurde in der Revision bestätigt. Er konnte aus dem Gefängnis heraus in den letzten Jahren in Hafturlauben seine Ehefrau in der gemeinsamen Ratinger Wohnung besuchen. Mit voller Anschrift ist er noch 1989 im

Ratinger Telefonbuch eingetragen. Kurt Franz wurde 1993, nach einer Haft von 28 Jahren, aus dem Gefängnis entlassen und starb am 4. Juli 1998 in Wuppertal.

Nach Erscheinen meines Artikels stellte sich heraus, dass der

^{*)} „Die Parfümerie Füsgen in Lintorf und der Professor aus Wien“ von Karl-Martin Tittel in „Die Quecke“ Nr. 61 vom November 1991, S. 51-53.

Pflichtverteidiger des Kurt Franz, Rechtsanwalt Dr. Karl Tittel, inzwischen verstorben, in Lintorf gewohnt hatte. Seine Ehefrau machte darauf aufmerksam und verwies darauf, dass ihr Sohn, Dr. Erhard Tittel, damals noch Jura-Student, seinen Vater bei den Prozessvorbereitungen unterstützt und mit ihm viele Gespräche über die schwere Bürde, die diese Aufgabe mit sich brachte, geführt hatte. Die Vorbereitung für den ersten Treblinka-Prozess umfasste den Zeitraum von etwa fünf Jahren, bevor die Hauptverhandlung eröffnet werden konnte.

Dr. Erhard Tittel, heute als Jurist in einem Bundesministerium tätig, erklärte sich auf meine Bitte hin bereit, einmal aus seiner Sicht und seiner Erinnerung darzulegen, wie ein Pflichtverteidiger, auf den jeder Angeklagte in einem Rechtsstaat Anspruch hat, mit einem solchen Mandat umging.

Dr. Erika Münster

Erhard Tittel erinnert sich an die Pflichtverteidigung des Kurt Franz im Treblinka-Prozess

Zu dem von Frau Dr. Münster in der Ausgabe 2000 der „Quecke“ verfassten Artikel möchte ich auf deren Bitte hin einen Beitrag aus der Sicht der Strafverteidigung leisten. Denn die Ermittlung von lange zurückliegenden Sachverhalten mit grausamsten Taten ist die eine Seite, die gemeinsam von Staatsanwälten, Rechtsanwälten und Richtern zu bewältigen ist und dann letztlich vom Gericht bewertet werden muss. Ich möchte hingegen als damaliger „Zeitzeuge“, der als junger Student mit den Prozessen sehr intensiv befasst war, etwas zu den Hintergründen schreiben, u. a. auch von den „Sorgen und der Zwangslage“ berichten, denen sich ein so genannter Pflichtverteidiger in einem solchen, weltweit mit größter Aufmerksamkeit verfolgten Prozess vom Beginn bis zum Ende ausgesetzt sieht.

Zunächst zum näheren Verständnis:

Als Pflichtverteidiger wird ein Rechtsanwalt von dem verhandelnden Gericht bestellt, wenn es sich um sehr schwere Straftaten handelt, bei denen davon auszu-

gehen ist, dass der Angeklagte die zu seiner Verteidigung notwendige Sachkenntnis nicht haben kann, um sich sachgerecht zu verteidigen. Es kommen daher nur diejenigen Anwälte in Betracht, die über diese Sach- und Rechtskenntnisse verfügen und sie in jahrelanger Praxis unter Beweis gestellt haben.

Nun ist es bei „normalen“, hochkriminellen Straftaten schon schwer genug, einen kundigen Pflichtverteidiger zu finden, denn in der Regel haben Straftäter dieser Sorte keine finanziellen Mittel zur Verteidigung, sondern der Staat muss dafür herhalten.

Noch viel schwieriger stellt sich die Bestellung eines Pflichtverteidigers bei solchen politisch hochbrisanten Prozessen dar, wie dem von Treblinka, dem zweitgrößten Judenvernichtungsprozess Deutschlands. So genannte „Promi-Anwälte“, die nur auf Show und Geld aus sind, sind deshalb nie in solch brisanten Prozessen aufgetreten, bei denen es nichts zu verdienen, aber viel zu verlieren gab, eine „berufslose“ Einstellung, die mit dem Berufsstand eines Anwaltes als Organ der Rechtspflege schlicht nicht zu vereinbaren ist.

Die Bestellung meines Vaters, Rechtsanwalt und Diplomvolks-



Dr. Karl Tittel im Jahre 1954 als Strafverteidiger in der Jugendgerichtsbarkeit

wirt Dr. Karl Tittel aus dem Sudetenland, der sich nach den Kriegswirren und Gefangenschaft als Flüchtling in Düsseldorf eine Anwaltspraxis aufgebaut hatte, erfolgte nicht ohne sehr gründliche Überlegung und gehörte wohl zu einer seiner schwersten persönlichen Lebensentscheidungen. Denn er gehörte ja der Generation

an, der man den Pauschalvorwurf, die Deutschen seien allesamt Verbrecher gewesen, immer wieder gemacht hatte. Er, der Besatzung, Krieg, Gefangenschaft und Vertreibung aus der Heimat mit dem Verlust seines Familienvermögens bezahlt hatte, der sollte nun einen dieser Schergen des Nazi-Regimes, und zwar nach der Anklage zu der schlimmsten Sorte gehörend, verteidigen?

Es gehört schon sehr viel Berufsethos, Mut und auch Selbstüberwindung dazu, eine solche Bitte des Gerichtsvorsitzenden anzunehmen.

Das Gericht war natürlich froh, einen absoluten Profi bekommen zu haben, dessen Einsatzwillen hinlänglich bekannt war; auf der anderen Seite hat sich das Gericht dafür den Vorwurf in der Öffentlichkeit erspart, irgendwelche Promi-Anwälte, die von der wirklich harten Arbeit eines Strafverteidigers nichts oder nur wenig verstanden, quasi als „Deckmäntelchen besorgt“ zu haben, um so das politisch mehr als brisante Verfahren in der Verhandlung leichter durchführen zu können. In diesem Zusammenhang möchte ich ausdrücklich dem Kollegen meines Vaters, Rechtsanwalt Ostrop aus Düsseldorf, bei dem ich auch ein wenig gelernt habe, danken für seine Entscheidung, sich ebenfalls als Pflichtverteidiger bestellen zu lassen. Denn dieser hatte schon in den „Nürnberger Prozessen“ diese Bürde übernommen und soweit mir bekannt, auch noch in dem so genannten „Majdanek-Prozess“, der als letzter großer Prozess einige Jahre nach dem Treblinka-Verfahren in Düsseldorf durchgeführt wurde.

Zum Treblinka-Prozess selbst: Verfahren, Ablauf bis hin zum Urteil und der Revision beim Bundesgerichtshof

Lassen Sie mich zunächst feststellen, dass die Recherchen und Feststellungen von Frau Dr. Münster in ihrem Artikel in der „Quecke“ 70/2000 sich zu 100 % mit denen decken, die ich in Erinnerung habe. Ich habe bewusst auf die Zusendung von Unterlagen, die meine Erinnerungen auffrischen könnten verzichtet, diese Gelegenheit hatten auch die Zeugen in den damaligen Verfahren nicht, oder zumindest sehr eingeschränkt. Ich

komme später auf den letzten Halbsatz zurück. Zeitlich um eine Generation versetzt, reden wir über dieselben Sachverhalte.

Einstieg in das Verfahren:

Haben Sie schon einmal eine Anklageschrift gelesen, mehr als 800 Seiten stark, gespickt mit den grausamsten Taten, die man sich eigentlich überhaupt nicht vorstellen kann?

Ich war zu der Zeit, als ich mit meinem Vater in die Prüfung der Unterlagen einstieg, junger Student, voll gestopft mit strafrechtlichem Wissen, hatte auch die Strafrechtspraxis sozusagen mit „Mutter- und Vatermilch“ eingesogen, konnte aber den Beschreibungen der Staatsanwaltschaft keinen Glauben schenken, so ungeheuerlich waren die geschilderten Umstände, die ich keinem der Leser zumuten möchte. Meinem Vater erging es genauso.

Der Angeklagte bestritt, was sein gutes Recht war, alles. Es wäre töricht gewesen, sein Gewissen - jedenfalls in diesem Stadium des Verfahrens - zu ergründen, denn das hätte die Befangenheit der Verteidigung ausgelöst und in vielerlei Hinsicht Nachteile, vor allem in psychologischer Sicht, haben können. Denn welcher Verteidiger kann einen Angeklagten, von dessen Taten er genau weiß, noch mit gutem Gewissen verteidigen?

Die Strategie der Verteidigung war klar: Zuerst die Fakten, dann das Recht.

In praxi heißt dies: Minutiöses Auseinandernehmen der Anklageschrift, Bewertung der Zeugenaussagen, Ermittlungen von Widersprüchen bis ins letzte Detail, Fragen über Fragen an die Zeugen im Prozess, und wenn es noch so unangenehm für Zeugen und Verteidigung war. Dass die Verteidigung da hart herangehen musste, war klar und auch außerordentlich unangenehm, sowohl im als auch außerhalb des Gerichtssaales. Bei der Verteidigung hieß es: entweder ganz oder gar nicht. In der Öffentlichkeit wurde dies nach der Berichterstattung allerdings oft anders gesehen. Gleichwohl hat sich mein Vater nicht beirren lassen.

Zunächst stellten sich die Fakten etwas uneinheitlich dar, denn die Zeugenaussagen waren - zumin-

dest zu Beginn des Prozesses - nicht so eindeutig, wie dies die Staatsanwaltschaft in ihrer Anklage dargestellt hatte. Es gab Widersprüche, die sich nicht allein mit der abgelaufenen Zeit erklären ließen. Es gab Zeugen, die wegen ihrer unmittelbaren, grausamen Erlebnisse sehr präzise Schilderungen gegeben hatten, es gab aber auch solche, die ganz offensichtlich auf das Verfahren vorbereitet worden waren. Simon Wiesenthal hat dies in jüngster Zeit zugegeben, wobei ich ihm daraus keinen Vorwurf machen möchte. Er hat die Zeugen auf just diese zu erwartende Verteidigungspraxis aufmerksam und sich sogar selbst bei den „zu beratenden Zeugen“ anfechtbar gemacht. Moralisch Recht hat er aber damit sicherlich gehabt, denn während ich diesen Artikel schreibe und permanent umändern muss, weiß ich immer mehr, wie schwer es ist, über 30 Jahre zurückliegende Ereignisse exakt zu berichten.

Während ich wegen der im Nachhinein auftauchenden Ungereimtheiten im Verfahren immer positiver gestimmt wurde, bemerkte ich bei meinem Vater zunehmende Nervosität bis hin zur tagelangen Schlaflosigkeit. Ich war selbst bei den Verhandlungen nicht dabei und hatte nur abends die Gelegenheit, mit meinem Vater zu diskutieren. Offenbar schien sich die Schlinge um den Hals des Angeklagten Franz und seines früheren Lagervorgesetzten Stangl (der erst 1970 aus Brasilien ausgeliefert wurde) immer enger zu ziehen.¹⁾

Beweislage und Strafurteil

Auf der anderen Seite konnte man auf Seiten des Gerichts und der Staatsanwaltschaft auch immer größere Nervosität feststellen. Die Beweislage, was die bisherigen Zeugeneinvernahmen in Deutschland anging, war nach meiner Auffassung nicht so eindeutig, wie von der Staatsanwaltschaft vorgebracht, aber sie schien schwer genug für die Angeklagten.

Es galt daher, sich nicht nur auf - zumindest teilweise vorbereitete Zeugenaussagen - zu verlassen, sondern auch diejenigen zu vernehmen, die im Ausland lebten und nicht mehr willens waren, auch nur zur Zeugeneinvernahme nach Deutschland - trotz aller Garantien der Regierung - zurückzukehren.

So flog das komplette Gericht - einschließlich Verteidigung und Staatsanwaltschaft - quer durch die Welt, um Zeugen vernehmen zu können.

Diese Vernehmungen waren wegen der anfangs unsicheren Beweislage aus juristischer Sicht, die ich vereinfacht darstellen möchte, notwendig geworden: Es kamen je nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme vier Möglichkeiten einer Verurteilung in Betracht,

1) Franz Stangl starb 1971 in der Justizvollzugsanstalt Düsseldorf an Herzversagen, bevor seine Verurteilung wegen gemeinschaftlich begangenen Mordes an mindestens 400.000 Juden rechtskräftig wurde - er hatte Revision beim Bundesgerichtshof eingelegt.



Das Gericht vor dem Abflug nach Seattle/USA auf dem Düsseldorfer Flughafen. In Seattle wurden wichtige Zeugen vernommen. Zweiter von rechts: Dr. Karl Tittel

- als schwächste und für den Angeklagten günstigste: Beihilfe zum Mord
- Totschlag, wenn bei seinen eigenen Tötungshandlungen keine erschwerenden Umstände, wie Heimtücke oder Arglist oder Grausamkeit festgestellt worden wären
- Mord, der eben jene erschwerenden Umstände wie Grausamkeit, Heimtücke oder Arglist enthielt
- und schließlich noch Völkermord.

Das Strafmaß bewegte sich in diesen Fällen von fünf Jahren Zuchthaus für die „leichteste“ Tat bis hin zu lebenslangem Zuchthaus für die schwerste Straftat.

In der Öffentlichkeit, vor allem in den Medien, war immer wieder von Völkermord die Rede, wohl als Folge der internationalen „Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse“, die historisch wohl mehr als politische denn als reine Strafprozesse zu betrachten sind.

Danach ist der mit lebenslanger Freiheitsstrafe zu bestrafen, „wer in der Absicht, eine nationale, rassische, religiöse oder durch ihr Volkstum bestimmte Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören, vorsätzlich Mitglieder der Gruppe tötet“ (mehrere Fallalternativen, die das Gesetz weiter vorsieht, sind hier unbeachtlich).

Die Verteidigung, vor allem ich als junger, völlig von der Generationenlast unberührter, angehender Jurist (das Wort von der „Gnade der späten Geburt“ traf hier sicherlich zu) konnte sich des Eindruckes kaum erwehren, dass die ganze Verhandlungsführung des Gerichts sich an dieser Strafbestimmung orientierte. Sie sah die schärfsten Strafen vor und erfasste diejenigen Täter, die man heute als so genannte Schreibtischtäter bezeichnet. Das sind diejenigen, denen man selbst keine eigenhändigen Morde konkret nachweisen kann, weil sie fernab vom Tatgeschehen saßen, gleichwohl aber mindestens so schlimm sind wie ihre „Handlanger“, die Schergen.

Man hatte allerdings, so richtig wie diese erweiterte und auch leichter zu verfolgende Straftat als Folge eben jener Grausamkeiten im „Dritten Reich“ war, übersehen,



Todesfabrik Treblinka

Ankunft in Treblinka. Die Gaskammer liegt links außerhalb des Bildes, aber der so genannte »Himmelfahrtsweg« zu den Gaskammern beginnt am hinteren Ende der langen Baracke auf der linken Seite. Auf dem großen offenen Platz sind Sortierkommandos mit dem Ordnen der Sachen beschäftigt, die die Menschen mitgebracht haben. Im Hintergrund ein Bagger bei den Massengräbern. Rund eine Million Menschen werden nach Treblinka deportiert, doch nur etwa hundert überleben hier den Krieg.

Die Zeichnung stammt von Samuel Willenberg, der Gefangener in Treblinka war und sie später im Buch *Revolt in Treblinka* veröffentlichte. Man zwang ihn zum Beispiel, Frauen das Haar abzuschneiden, bevor sie in die Gaskammern getrieben wurden. Er musste auch die Habseligkeiten der Ermordeten sortieren, die dann nach Deutschland geschickt wurden. Willenberg war am Aufstand in Treblinka am 2. August 1943 beteiligt. Er entkam nach Warschau, wo er sich der polnischen Widerstandsbewegung anschloss und im August 1944 am Warschauer Aufstand teilnahm.

dass dieser Straftatbestand des § 220 a StGB erst 1954 in das deutsche Strafgesetzbuch aufgenommen worden war (Bundesgesetzblatt, II, Seite 729).

Nach dem schon mehr als 2000 Jahre geltenden Grundsatz des römischen Rechts, „nulla poene sine lege“ (keine Strafe ohne Gesetz), der auch als einer der fundamentalen Grundsätze in unsere Verfassung aufgenommen worden ist, konnte der Angeklagte auf keinen Fall wegen Völkermordes verurteilt werden, weil seine Taten, egal wie man sie bewerten mochte, jedenfalls nicht nach dieser erst sehr viel später eingefügten Strafbestimmung, bestraft werden durften.

Es kam daher in der Beweisaufnahme in der Tat genau darauf an, ob man dem Angeklagten mit absoluter Sicherheit eigenhändige, grausame Straftaten nachweisen konnte oder nicht. Wenn ja, dann zweifelsfrei Mord, wenn nein, dann

allenfalls Beihilfe zum Mord (anderer).

Das Ergebnis der Beweisaufnahme war nach all den durchgeführten Zeugeneinvernahmen - trotz aller wegen der verstrichenen Zeit in Nuancen noch verbliebenen Zweifel - absolut eindeutig. Man mag heute noch darüber streiten, ob die Verurteilung wegen „gemeinschaftlichen Mordes“ an 300.000 Juden wirklich juristisch einwandfrei zu beurteilen ist, oder ob hier die Beihilfebehandlung die richtige Beurteilung gewesen wäre. Allerdings wäre dies ein mehr akademischer Streit, denn jedenfalls ist absolut einwandfrei nachgewiesen, dass Herr Franz, wie er sich nach der Revisionsverhandlung vor dem Bundesgerichtshof (amtlich) wieder nennen durfte, durch mindestens 35 eigenhändige, grausamste Taten unschuldige Männer, Frauen und sogar Kinder ermordet hat.

Selbst wenn auch nur eine eigenhändige Tat hätte nachgewiesen

werden können, wie der abscheuliche Kindsmord, den Frau Dr. Münster in ihrem Artikel erwähnt, hätte dies allemal zur Höchststrafe gereicht. Deshalb möchte ich dem Leser auch nicht zumuten, weitere Mordgeschehnisse zu

schildern, die an Grausamkeiten dem Vorerwähnten in nichts nachstanden. Dies wäre auch nicht im Sinne der Opfer.

Die Schwere seiner Taten war so groß, dass dieser Mann selbst nach unserem heutigen liberalen

Strafrecht nie wieder das Licht der Freiheit erblicken würde.

In anderen, auch zivilisierten Staaten wäre er schon seit 1970 nicht mehr auf dieser Welt.

Dr. Erhard Tittel

Die Operationen

Während meiner Gefangenschaft, im Frühjahr 1945, war mir am rechten großen Zeh der Nagel ins Fleisch gewachsen. Nach einigen Wochen, ich hatte gerade wieder bei meiner Lehrfirma CALOR EMAG in Ratingen zu arbeiten begonnen, entzündete sich die Einwachsung. Und da man damals Fußpfleger im heutigen Sinn noch nicht kannte, begab ich mich in die Praxis von Dr. med. Eigen in der Bahnstraße in Ratingen. Hierbei handelte es sich um den alten Dr. Eigen. Dr. Eigen war zu seiner Zeit ein bekannter Landarzt. Ich kann mich heute noch daran erinnern, dass er zu Fuß von Ratingen, mit einer großen Arzt-Tasche an der Hand, zu uns nach Hösel zu meinen Eltern kam.

Dr. Eigen besah sich meinen Zeh und sagte dann: „Komm morgen früh in die Praxis, ich entferne das eingewachsene Stück Zehennagel. Bringe nach Möglichkeit einen großen Schuh, Pantoffel oder Socken mit!“

Zu Hause holte mein Vater ein Paar riesige Wehrmachtsturnschuhe hervor. Dieses Sonderexemplar hatte ein in unserem Hause einquartierter Soldat bei uns liegen lassen.

Bewaffnet mit dem rechten Riesenturnschuh betrat ich am anderen Morgen leicht aufgeregt die Praxis von Dr. Eigen senior. Sein Sohn, der junge Dr. Eigen, war ebenfalls in der Praxis. Er trug noch eine Uniformjacke, er war Stabsarzt oder etwas Ähnliches gewesen.

Der junge Doktor wurde von seinem Vater beauftragt, mir die Betäubungsspritze in den Zeh zu setzen. Er erhielt dabei den Hinweis: „Nimm nur die Hälfte, ich habe nicht genug davon.“ Zu meinem Glück hielt sich der junge Arzt nicht daran. Er grinste etwas und spritzte mir die ganze Ampulle. Während der Operation hatte der alte Arzt Probleme mit der assis-



Dr. med. Paul Eigen (1873 - 1952) praktizierte seit 1900 als Arzt auf der Bahnstraße in Ratingen. 42 Jahre lang war er außerdem Chefarzt des Evangelischen Krankenhauses

tierenden Sprechstundenhilfe. Er schimpfte sie aus und ließ dabei das Skalpell im Zeh stecken. Als er bemerkte, dass ich ängstlich zu dem Messer startete, bekam ich auch einige entsprechende Bemerkungen ab.

Nach der Operation stülpte ich meinen Riesenturnschuh über den Fuß und humpelte zum Bahnhof Ratingen-Ost, um mit dem Zug nach Hösel zu fahren. In Hösel musste ich ebenfalls noch den weiten Weg vom Bahnhof nach Hause humpeln. Es war schon gut, dass mir der junge Dr. Eigen die ganze Ampulle gespritzt hatte.

Den Nachmittag verschlief und verdöste ich, bis die Wirkung der Spritze vorbei war. Es traten dann brennende, aber auszuhaltende Schmerzen auf. Das ganze passierte im beginnenden Frühling.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, überraschte mich mein Vater mit einem Paar riesiger Spezial-Gummistiefel. Es waren so eine Art Überschuhe, nur von gewaltiger Größe. Die in Falten weitaufklaffenden Schäfte konnte man mit einer Reihe leiterähnlicher Verschlüsse zusammendrücken.

„Probier mal, ob du die Stiefel mit dem Verband am Fuß anbekommst“, sagte mein Vater.

Das war leider der Fall. Nun durfte ich mich in der Mistgrube postieren und, bewaffnet mit Mistgabel und Spaten, Pferdekarren voll Mist laden. Mein Vater und mein Onkel fuhren mit zwei Pferden den Mist auf das Feld.

Am Abend kam die nächste Überraschung. Wir hatten damals Kühe auf dem Hof. Die Kuh meines Onkels hatte etwas am Huf. Derartige Dinge wurden zu dieser Zeit noch vom Hufschmied behandelt. Am Abend erschien der Schmied Alwin Stammner, um der Kuh etwas den Huf zurechtzuschneiden.

Auch ich musste bei diesem Eingriff assistieren. Den Hinweis auf meinen Zeh ließ man nicht gelten.

Mein Vater und mein Onkel hielten das kranke Bein der Kuh fest. Ich hatte die Aufgabe, der Kuh in die glitschigen Nasenlöcher zu fassen und sie dadurch zu beruhigen. Das Gegenteil war der Fall. Das Viech machte einen Schritt nach vorne, und schon klemmte mein kranker Zeh wie in einem Schraubstock zwischen seinen Spreizhufen. Ich brüllte wie am Spieß, aber keine Reaktion der drei anderen, geschweige denn von der Kuh. Mir tanzten schon Funken vor den Augen, bis man mich aus meiner Lage befreite. Mit drei Mann musste man den Fuß der Kuh in die Höhe bringen. Für den Rest der Operation durfte ich dann das Bein der Kuh mit festhalten.

Der Zeh sah grausam aus. Ich bin am anderen Morgen zum Verbinden in die Praxis von Dr. Eigen gegangen. Anschließend ging ich wieder arbeiten. Bei der CALOR-EMAG konnte mein Zeh schneller heilen. Hier gab es keine Kuh mit Spreizhuf, und es stank auch nicht nach Mist.

Das waren zwei Operationen in zwei Tagen.

Edi Tinschus

110 Jahre Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Ratingen

*Gegen Ende des 19. Jahrhunderts beschlossen die Entscheidungsgremien der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul, mit Genehmigung der erzbischöflichen Baubehörde die 600-jährige gotische Hallenkirche umzubauen und nach Osten hin durch zwei Querschiffe und einen neuen Hochchor zu erweitern. Ein gewagtes Unternehmen – immerhin wurde etwa ein Drittel der alten Kirche abgerissen – das man heute sicherlich als Frevel an einem historischen Denkmal verurteilen würde. Planung und Bauleitung wurden dem Privatbaumeister **Heinrich Johann Wiethase** übertragen, die Bauausführung lag in den Händen des bekannten Ratinger Bauunternehmers **Gustav Bovers**. Die Bauzeit betrug gut zwei Jahre, von 1892 bis 1894. Da Heinrich Wiethase 1893 verstarb, musste sein Neffe **Heinrich Renard** die Arbeiten zu Ende führen. Am 18. November 1894, also vor 110 Jahren, konnte die Gemeinde den ersten Gottesdienst in der erweiterten Kirche feiern. Die Konsekration durch den Bischof erfolgte allerdings erst im Juni 1897, da sich die Innenarbeiten verzögerten und die neugotische Innenausstattung (Hochaltar, Kanzel, Kommunionbänke usw.) nicht fristgerecht fertiggestellt wurden.*

*Vor zehn Jahren, 1994, hielt **Otto Samans**, der Ehrenvorsitzende des „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.“, im Medienzentrum einen beachtenswerten Vortrag mit dem Thema*

Hundert Jahre St. Peter und Paul – aus der Sicht des Küstersohnes

Otto Samans, dessen Großvater, Vater und Bruder mehr als hundert Jahre den Küsterdienst an der Pfarrkirche St. Peter und Paul versahen, wollte mit seinen Erzählungen an die hundertjährige Wiederkehr der Fertigstellung des Erweiterungsbaues erinnern. Jetzt, zum 110. Jahrestag des ersten Gottesdienstes in der „neuen“ Kirche, überließ er uns das Manuskript seines Vortrages zum Abdruck in der „Quecke“:

„Vor 101 Jahren schrieb mein Großvater Heinrich Samans als 76-Jähriger an den Kirchenvorstand von St. Peter und Paul: „...Mit so großem Verlangen man mich seinerzeit (1850) zum Küster haben wollte, mit ebenso großem Verlangen, so scheint mir, möchte man mich jetzt, da ich alt geworden bin, wieder los sein ... Ich kann nicht begreifen, wie ehemalige Meßjungen, die jetzt zu etwas gekommen sind, gleichsam zu Gericht sitzen über den alten Küster ...“

Ich brauche mit 76 Jahren keinen Küsterdienst mehr zu leisten, darf aber heute hier davon erzählen.

Vor 100 Jahren wurde der Erweiterungsbau unserer Kirche fertiggestellt. In verschiedenen Veranstaltungen ist dieses Ereignisses gedacht, sind aber auch Planer und Erbauer (u.a. der Großvater einiger noch in Ratingen Lebender) gebührend gelobt worden, auch

wenn die Erweiterung eine „Verschlimmbesserung“ gewesen ist.

Vor 99 Jahren erhielt mein Vater Robert Samans sen. einen Anstellungsvertrag als Küster von St. Peter und Paul, der unterschrieben war von Pfarrer Weyers, Carl Strucksberg, Edmund Wellenstein und Ludwig Wolff. (Auch von den zuletzt Genannten sind noch Enkel unter uns.)

50 Jahre war mein Vater treuer „Hüter“ der Kirche, aus dieser Zeit will ich nun einiges berichten.

Zügig hatte die erweiterte Kirche ihre Einrichtung bekommen, so vor allem die Schnitzwerke: Hochaltar, Kanzel, Kommunionbank und etliche – meist von Bürgern bzw. Familien gestiftete – bunte Fenster. Alle konnten zufrieden sein. Und doch gab es einen großen Nachteil, von dem ja schon Hans Kaiser aus der Überlieferung berichtet hat: Von zu vielen Ecken und auch Bankplätzen aus konnte



Robert Samans sen. war von 1895 bis 1945 Küster an St. Peter und Paul

man den Altar nicht sehen! Die Klagen der „Höchstbesteuerten“, deren Abgaben zur „Bestreitung kirchlicher Bedürfnisse“ 1890 auf

25% der Einkommensteuer festgesetzt worden waren, wurden von neuem laut. Trotzdem galt und gilt heute noch für die alten Ratinger: Mögen die in diesem Jahrhundert gebauten neuen Kirchen in den verschiedenen Stadtteilen auch zweckmäßigere Räume und somit bessere Voraussetzungen für Gemeinschafts-Gottesdienste erhalten haben, die schönste Kirche ist nach wie vor St. Peter und Paul! Übrigens war die Kanzel in den ersten 50 Jahren nach der Erweiterung am 2. Pfeiler links, am Anfang des Mittelschiffes, befestigt. Ob deswegen – weil ja einige Plätze wegfielen – die Männer und Jungen auf der linken Seite (Evangelienseite) saßen, weiß ich nicht. Jedenfalls galt bei uns, so lange die Geschlechtertrennung üblich war, eine andere Regelung als in den meisten Kirchen, in denen die linke Seite die Frauenseite war. Diese Teilung war besonders auch in den Schulgottesdiensten üblich,



Das Mittelschiff von St. Peter und Paul nach der Kirchenerweiterung von 1892 bis 1894 und vor der Ausmalung durch Heinrich Nüttgens (1925). Die Kanzel befindet sich am 2. Pfeiler vorne links

ja sogar in der Sonntags-Kindermesse. Erst nach dem letzten Krieg begannen einige selbstbewußte Väter, sich den aufsichtsführenden Lehrerinnen gegenüber durchzusetzen und ihre Familien zusammenzuhalten.

Für alle Kinder gab es natürlich keinen Bankplatz. Die Kleineren kamen einfach vorn vor die Bankreihen, auf's „Blare-Eng“, also den Platz zwischen der Kommunionbank und den Bänken im Mittel-



Das 1909 fertig gestellte neue Pastorat an der Kirchgasse 1 (früher Markt 14)

schiff. Dort hatten sie zwar eine bessere Sicht, knieten aber reihenweise auf dem Steinboden. Wenn es im Herbst kühler wurde, dann kamen die gefürchteten Sissal-Läufer zum Einsatz, deren Rillen alle in Ratingen groß Gewordenen noch heute in ihren Knien zu spüren glauben.

Der Transport dieser Läufer – vor allem der längste durch den ganzen Mittelgang hatte ein beachtliches Gewicht! – war für den Küster und seine Helfer, also auch die heranwachsenden Söhne, zweimal im Jahr ein spürbarer Sondereinsatz, auch wegen des Staubes, den man dabei schlucken mußte. Sie wurden im Sommer im Keller des Pfarrhauses gelagert.

Da war es schon interessanter, in den sonst verschlossen bleiben-

den Teil des Pfarrhauses einzudringen, wenn vor Weihnachten die Krippenfiguren vom Speicher geholt wurden. Dieser Termin mußte wegen der möglichen Verschmutzung des Treppenhauses immer genau mit der Haushaltsorganisatorin des Pfarrers abgesprochen werden.

Dieses Pfarrhaus – früher Markt 14, heute Kirchgasse 1, stand zu Zeiten von Pastor Weyers noch nicht. Er wohnte vielmehr von 1888 – 1905 – dem Jahr seines Todes – im alten Pastorat Grütstraße 8 (heute 12). Sein Nachfolger wurde „Dechant“ Offermanns. Zu dessen Zeit wurden das alte Küsterhaus und die Vikarien in der Grütstraße abgerissen (1908/09), das neue Pfarrhaus und die drei Kaplaneien gebaut.



Das alte Pfarrhaus an der Grütstraße wurde 1909 Wohnsitz der Küsterfamilie. Es steht heute unter Denkmalschutz

Die Küsterfamilie erhielt Wohnung im alten Pfarrhaus, drei Zimmer bekam aber eine Familie Dietz. Ferdinand Dietz war der erste Senior des katholischen Gesellenvereins gewesen, er wurde nun mit Aushilfs-Arbeiten in der Kirche beschäftigt. Pastor Offermanns wünschte nämlich, daß immer ein Küster eine Viertelstunde vor jeder Messe in der Sakristei bereit war. Weil aber der Organist Alfred Kraus keine Solostimme hatte, mußte mein Vater häufiger bei Choralämtern auf der Orgelbühne aushelfen.

Unter Dechant Offermanns erhielt die Kirche (1908?) dann auch erstmals drei weitere Glocken, die aber im Ersten Weltkrieg als Material zum Gießen von Kanonen wieder abgegeben werden mußten. Sie wurden im Turm zerschlagen, die Brocken abtransportiert.

1927 wurden wiederum drei neue Glocken angeschafft (Christus König, Suitbertus und Anna). Mit der „Märch“ – eigentlich St. Maria – Peter und Paul und Catharina, die schon 400 und mehr Jahre im Turm hingen, bildeten sie ein schönes Geläut in den Tönen b, des, es, f, ges, as.

Der Zusammenklang war prächtig, und mit geschickten Kombinationen von zwei oder drei Glocken ließen sich nette Melodienansätze läuten. Mein Bruder Robert hat das gründlich ausprobiert. Der Antrieb dieses Geläuts erfolgte elek-



Die Familie des Hilfsküsters Dietz in den 1930-er Jahren. Von rechts: Ferdinand Dietz, seine Frau Margarete, davor der Sohn Heinz, neben ihm sitzend die Tochter Regina Dietz mit ihrem späteren Mann. Im Hintergrund stehend Freunde der Dietz-Kinder.
Foto: Robert Samans jun.

trisch, von der Sakristei aus. Vielleicht entsinnen Sie sich noch, daß bei der Zerstörung des Hauptschiff-Gewölbes zwischen den Türmen am 22. März 1945 das Glockenkabel heil geblieben war und bis zur Renovierung einsam in der Luft baumelte.

Von Hand war nur noch das „Beiern“ ausgeführt worden, das an den Vorabenden und Morgen von bestimmten Festen, z.B. Prozessionstagen oder der Erstkommunion üblich war. Dazu wurden die Klöppel der beiden größten

Glocken zur Seite bis vor den Glockenrand hochgebunden. Die Drahtseile führten zu einem Sitz über dem Gestänge, an dem die Glocken hängen. Durch wechselseitiges zweimaliges Drücken auf die Seile (des-des-b-b) brachte man die Klöppel zum Anschlag. In einiger Entfernung, etwa am Waldrand oder auf den Feldern rund um Ratingen klang das wie ein fortgesetztes Schweben von Tönen. Ausgeführt wurde das Beiern von den Brüdern Kimpenhaus, deren Elternhaus in der Grütstraße Nr. 1 stand. Später hat sich auch mein Bruder eifrig dabei betätigt, ich habe es einmal versuchen dürfen.



Die drei im Ersten Weltkrieg eingeschmolzenen Glocken wurden 1927 durch drei neue Glocken ersetzt. An Heiligabend läuteten seit langem wieder alle sechs Glocken von St. Peter und Paul

Im Zweiten Weltkrieg mußten wieder die drei neuen Glocken abgegeben werden. Sie verrotteten auf einem Feld in der Nähe von Hamburg, gemeinsam mit Tausenden anderer Glocken. Das historische Geläut war sogar von den Nazis als besonders wertvoll anerkannt worden und geblieben. Es erhielt dann wieder drei junge Schwestern, so daß das Geläut mit sechs Glocken wieder vollständig ist. Ob eine siebte Glocke sich da harmonisch einpaßt, ist hoffentlich genau untersucht worden.¹⁾

1) Seit 1995 gibt es eine siebte Glocke im Turm von St. Peter und Paul. Sie trägt den Namen „Edith Stein“ und fügt sich musikalisch gut in die Harmonie des Geläutes ein.

Eine weitere Anschaffung für die Kirche war – ich glaube 1907 – eine Heizungsanlage, die vielleicht schon 1894 mit vorbereitet worden war. Im Keller unter der Sakristei wurden zwei Heizöfen eingebaut, die mit Kohlengries beschickt wurden. Die erwärmte Luft strömte durch Kanäle in einen großen Schacht, der im Chorraum endete und mit einem Rost abgedeckt war. Von dort aus konnte sich die Wärme im ganzen Kirchenraum verbreiten. Weil aber warme Luft bekanntlich erst nach oben steigt, war es unter dem Gewölbe immer wärmer als unten in den Bänken. Dafür war die Bedienung der Öfen mit ähnlichem Aufwand verbunden wie bei einem Heizer auf einer Dampfloch, auch und gerade z.B. an den Weihnachtsfesttagen.

Und eine Dusche gab es natürlich im Heizungskeller nicht! Wie gut, daß man sich vor 22 Jahren entschlossen hat, eine neue Fußbodenheizung anzulegen, so daß die Nachfolger meines Bruders jetzt eine sauberere und wirksamere Heizmöglichkeit haben.

Vizeküster Dietz mußte sich während des Ersten Weltkriegs voll bewähren, als mein Vater zunächst zum Militär, dann zum Arbeitseinsatz bei Mannesmann verpflichtet wurde. Später hat Herr Dietz als rund 80-Jähriger noch jeden Sonntag die Meßfeier in St. Josef in Eckamp vorbereitet und werktags regelmäßig um 8 Uhr die Messe gedient. Zuletzt schief er meist zwischen Sanktus und Paternoster im Knien ein, was von Pastor bzw. Dechant Hilbing still geduldet wurde.

Doch muß ich erst noch von dessen Vorgänger, Pastor Johannes Bierfert, berichten. Der war ein gütiger, väterlicher Seelenhirt. Er wurde betreut von zwei Schwestern: „Billchen“ und „Trinchen“, bei denen meine Schwester und ich als Kleinkinder wie zu Hause ein- und ausgingen und viel in ihrer Küche gespielt haben.

Pfarrer Bierfert fühlte sich später (1924?) den wachsenden Aufgaben nicht mehr gewachsen und wurde nach Lechenich in der Voreifel versetzt.

Max Hilbing erwies sich zunächst als wahrer „Pfarrherr“, erst später hat er sich das uneingeschränkte



Prozession am Markt in Ratingen um 1930. Geistliche von links nach rechts: Kaplan Jakob Berg, Pfarrer Max Hilbing, leider unbekannt, Kaplan Wilhelm Veiders, später Pfarrer in Lintorf

Vertrauen seiner Mitarbeiter und die liebevolle Anerkennung seiner Pfarrkinder erworben. Bis 1929 wurden unter der Regie dieses Pfarrers von St. Peter und Paul die Kirchen St. Josef in Eckamp und Herz Jesu in Ratingen Ost – aus heutiger Sicht vielleicht nicht weit genug im Osten – sowie die Erweiterung des Krankenhauses fertiggestellt. Die Glocken wurden schon erwähnt, außerdem war schon 1925 die Ausmalung der Kirche durch den Kunstmaler Heinrich Nüttgens aus Angermund erfolgt.

Es folgte eine Zeit der Bedrängnis, aber auch der inneren Besinnung. Wichtig für die Jugend, aber auch für die ganze Gemeinde war in dieser Zeit Kaplan Angenendt. Hatten sich vorher die einzelnen katholischen Vereinigungen oft fast eigensinnig für sich gehalten, so hielt man ab 1933 zunehmend eng zusammen. Bis dahin hatte es die großen gemeinsamen Feiern nur an den Hochfesten gegeben – etwa in der Christmette am Weihnachtsmorgen (von 5 - 7 Uhr), bei der Komplet an Ostern zum Abschluß des 40-stündigen Gebets, beim „Te Deum“ nach den Prozessionen – dann war die Kirche zu klein! Die Form der Gemeinschaftsmesse, durch Romano Guardini angeregt, setzte sich zunächst bei der Jugendmesse mittwochs um 1/4 vor 6 Uhr und an den Kommunionstagen der weiblichen und männlichen Pfarrjugend durch, die ja vorher noch

„Jungfrauen- und Jünglings-Kongregation“ geheißen hatten.

Neue Lieder wurden gesungen, Adolf Lohmann kam selbst nach Ratingen, um sie einzuüben. Beim Beten sprach man im „Tonus recitus“. Besonders stimmungsvoll wurde es dann bei Bekenntnisfeiern, etwa am Christ-Königs-Fest. Vorgebetet wurde sowohl aus einer Bank im Mittelschiff als auch von der Orgelbühne – das war ohne Mikrofon bestens zu verstehen! Manchmal wurde man innerlich so gepackt, daß man fast glaubte, was man da sang: „Christus, mein König, Dir allein, schwör ich die



Zu besonderen Anlässen wurde der Chorraum der Kirche festlich geschmückt, eine schwierige und nicht ganz ungefährliche Arbeit für den Küster

Liebe lilienrein, bis in den Tod die Treue!“

Zu solchen Anlässen wurde die Kirche besonders geschmückt.

Auf einen ansprechenden Schmuck legte aber auch der Pastor großen Wert. An allen Hochfesten wurden die Chorwände mit Wandteppichen behängt, die Altarstufen mit einem großen, gewebten Teppich belegt – manchmal Stolperstufen für die kleineren Meßdiener beim Umtragen des Meßbuches. Das geschah auch an Allerheiligen. Nach der letzten Messe – gegen 12 Uhr – wurden diese Teppiche entfernt und durch schwarze Behänge ersetzt, der Hochaltar mit schwarzen Tafeln verdeckt und die „Tumba“ aufgestellt. Unsere ganze Familie – außer der Mutter (sie saß zu Hause am Telefon) – war mit diesem Umbau zwei Stunden intensiv beschäftigt.

Die Tumba wurde damals auch bei Beerdigungen 1. Klasse aufgebaut, bei 1a-Beerdigungen kam dann noch ein Untergestell darunter, damit Kerzenleuchter und Lorbeerbäume und Blumenpflanzen gut und sicher postiert werden konnten. Diese Bäume und Pflanzen hatte zunächst meine Großmutter, später mein Vater zu Hause gezogen und gepflegt. Zu den gegebenen Anlässen wurde alles mit der Schubkarre zur Kirche gefahren. Im entsprechenden Alter kam ich – als Gewichtsausgleich – vorn auf den „Bock“ und fühlte mich als „Prinz der Grütstraße“. Als 16/17-Jähriger habe ich mich revanchiert und die Karre häufiger für meinen Vater geschoben.

Das Verhältnis zum Dienstherrn, der recht hohe Anforderungen an seinen Küster stellte, blieb immer korrekt und gut. In den letzten Jahren war das Vertrauen so groß, daß man bei den berüchtigten Volksbefragungen der Nazis insgeheim in der Sakristei mehr „Nein-Stimmen“ zählte als im gesamten innerstädtischen Bezirk offiziell überhaupt festgestellt wurden.

Wir Jungen erhielten von unserem Vater in den dreißiger Jahren noch ein besonderes Recht: Damals nisteten sich in den Kirchtürmen die Tauben ein. Die ersten waren aus abgerissenen Schlägen des



Robert Samans jun. war von 1938 bis 1940 und von 1945 bis 1973 Küster von St. Peter und Paul

unmittelbaren Nachbarn Brors – des alten Polizisten i. R. – gekommen. Mit zwei Freunden, die Erfahrung im Umgang mit Tauben hatten, haben wir etwa drei Jahre lang die Eindringlinge in den Türmen verfolgt, sie gefangen, Nester ausgenommen u.ä. Dabei sind wir natürlich auch den Fledermäusen begegnet. Die hatten ihre Heimat unter dem Dach zwischen dem Nordturm und dem Hauptturm, wo sie tagsüber in einer großen Traube hingen. Durch die eingeschlagenen Bomben am 22. März 1945

haben sie ihren Unterschlupf verloren, die Tauben leider nicht.

Als mein Vater 1938 65 Jahre alt wurde, übernahm mein Bruder Robert das Küsteramt. Mit dieser Regelung waren diesmal alle Beteiligten zufrieden. Er wurde dann sogar – ebenso wie der Organist Stader – Kirchenbeamter. Aber im Frühjahr 1940 mußte er zum Kriegsdienst zur Flak einrücken. Vater wurde notgedrungen reaktiviert. Neben seinem normalen Dienst hat er in den Jahren viele Stunden in der Sakristei verbracht, wohin er sich die Kirchenbücher geholt hatte, um Anfragen nach dem Nachweis der „arischen Abstammung“ zu erledigen.

Bei Löschversuchen nach dem Bombenangriff am 22. März 1945 fiel er auf das Gewölbe über dem Chorraum und erlitt eine Gehirnerschütterung. Er ist dann nicht mehr in „seinen“ Kirchturm hochgestiegen, auch nicht, als erst die SS die Nationalflagge, am 17. April schließlich die amtierende Stadtverwaltung das „Weiße Tuch“ zum Zeichen der Kapitulation zeigen wollte. Letzteres hat Feuerwehrmann Stenmanns (Vater von Klaus) besorgt. Nach mehreren Schlaganfällen ist mein Vater dann am Martinsmorgen 1947 gestorben. Er wurde zur Begräb-



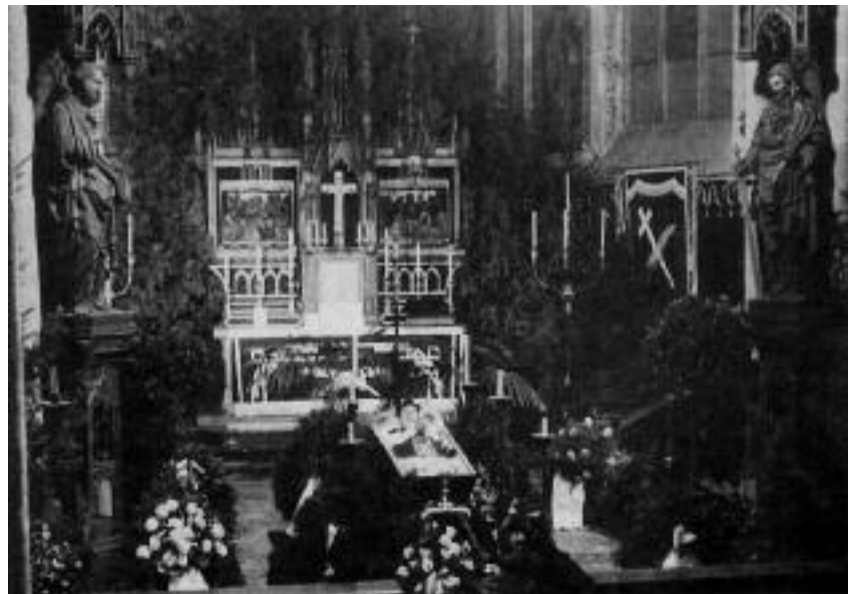
Die teilzerstörte Kirche St. Peter und Paul im Jahre 1945. Man erkennt die aufgemauerte Trennwand zwischen dem zerstörten und unzerstörten Teil des Hauptschiffes. Auf der Trennwand die von Kaplan Rosenbaum und Helfern angebrachten Zinkbleche. Durch den zerstörten Teil der Kirche läuft das intakt gebliebene Stromkabel für den Antrieb der Glocken im unzerstörten Westturm

nismesse in „seiner Kirche“ aufgebahrt. Ich habe seinem Ansehen viel zu verdanken, z.B. die Zulassung zum Studium (240 von 1200 Bewerbern!), vermutlich auch, daß meine unordentliche Heimkehr (ohne Gefangenschaft und ohne Entlassungspapiere) ohne nachteilige Folgen blieb. Auch brauchte ich keinen Arbeitseinsatz beim Schuttaufräumen in der Stadt zu leisten. So habe ich beim Aufräumen an der Kirche geholfen, u.a. das Eisengitter zur Oberstraße zersägt und weggeschafft. Als im Kirchenraum die Trennmauer zwischen dem zerstörten und dem unzerstörten Teil des Hauptschiffes hochgezogen wurde, wünschte Kaplan Rosenbaum – später Pfarrer in Hückeswagen – noch eine Sicherung des vorstehenden Gewölbes gegen Regen. Wir haben dann – das waren Edmund Wellenstein, Willi Dahmen und ich, vor allem aber Kaplan Rosenbaum selbst – mehrere Reihen von Zinkblechen zum Schutz gegen die Feuchtigkeit angebracht, die man auf den alten Fotografien von Gerhard Buschhausen deutlich erkennen kann.

Mein Bruder war am 4. November 1945 heimgekehrt, er war schwer krank, konnte aber bald den Dienst wieder übernehmen. Mit seine erste besondere Aufgabe war die Herrichtung des Altarraumes zu den Exequien von Dechant Hilbing Ende Januar 1946. Er wird mir verzeihen, daß ich ihm für seinen Dienst, den er mit vollem Idealismus angetre-

ten hat, nicht eine ebenso herzliche „Laudatio“ halte wie unserem Vater. Eigentlich hätte er es auch verdient.

Das Leben in St. Peter und Paul ist weiter gegangen. Vier weitere Pfarrer haben wir inzwischen gehabt. An den Kirchenraum wurden ganz neue Anforderungen gestellt. Nach dem Konzil wurde der Altar vom „Hochchor“ nach

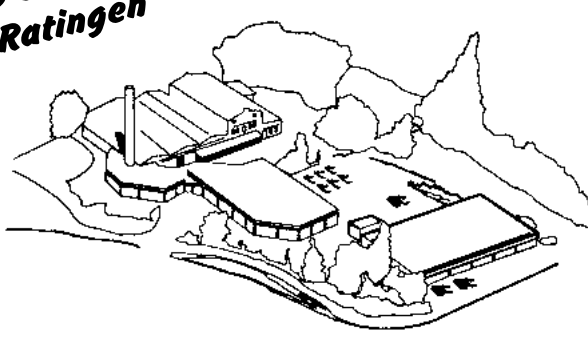



Als Dechant Max Hilbing im Januar 1946 verstarb, wurde sein Leichnam im Altarraum der halbzerstörten Kirche aufgebahrt

vorn zwischen die Gläubigen gerückt. Durch die Änderung der Bankanordnung ist der Altar jetzt fast von allen Plätzen sichtbar, er ist Mitte der versammelten Gemeinde. Ich selbst habe mich nur schwer daran gewöhnt, habe den Mittelgang sehr vermißt, ja ich bin fast 20 Jahre „Suitbertaner“ geworden. Nun aber ist alles schön so! Wir lieben unsere Kirche so, wie sie ist. Wenn also in der nächsten Zeit unvermeidlich einiges repariert, verändert werden muß, dann bitte sehr behutsam! Und vor allem: Keine eigenwilligen Vorstandsbeschlüsse. Wenn wir nach der Zwangspause in 1 - 2 Jahren in unsere Kirche zur Feier des Gottesdienstes zurückkehren, dann muß es immer noch und ganz besonders neu „unsere Peter- und Paul-Kirche“ sein.²⁾

2) In den Jahren 1996 bis 1998 wurde die Kirche St. Peter und Paul grundlegend restauriert. Die Gottesdienste wurden in der evangelischen Stadtkirche gehalten. Ein wichtiges Ergebnis der Arbeiten war die Wiedereinführung des breiten Mittelganges.

**45 Jahre
in Ratingen**






Ford-Haupthändler
40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74
Telefon 02102/3000-0 · Telefax 02102/3000-32

De Köster von Pitter on Paul

En ons alde Kerk gov et vör lange Ziet ens ne Köster, de dronk sech geen eene. Et wor am Dag vör Pitter on Paul. De Pastur mosst örgenswo hen, dröm seit he vör de Köster: „Du weiss, dat morgge Pitter on Paul es. Du mots nachher die zwei hellige Figure op dene Podeste gehürech affstuve on ene de Fü-et wäsche.“

Et Nommedeis ging de Köster an de Arbet. Vörher hatt he sech äwer a paar halve Schobbes henger de Binde geschott, on he wor ald bedenklech am schockeke. He nohm de lange Stü-ever on gov sech an de Arbet. Op eemol bliev he met dem lange Stü-ever be dem Paulus am Kopp hange on: Kladera-datsch! Do log de Paulus en de Kerk en Scherve. De Köster stong do wie ene Aap, de vom Pru-eme-boum gefalle es, on he wor tereckt nöüter gewode.

Dann fiel em een, dat en der Stenkesmest der Schnieder Franz wonnden on dat he deselve lange Backebaat wie de Paulus hätt. De Köster ging ens wacker dohin on seit vör de Schnieder: „Du mots mech hölpe. Morgge es Pitter on Paul, du mots morgge de Paulus markiere.“ De Franz wollt erst net dran, äwer no kotter Ziet wore se sech einig, dat de Franz vör drei



Bis 1893 hieß die Kirchgasse wegen der vielen Misthaufen vor den Häusern Steinesmist, in Ratinger Mundart natürlich „Stenkesmest“



Der hl. Paulus im Chorraum von St. Peter und Paul stammt möglicherweise vom früheren barocken Hochaltar der Kirche (1737)

Dahler am nächste Dag em Huch-amt de Paulus make sollt.

Am angere Morgge öm vielde vör tiehn wor de Franz en de Sakristei. Jetts wu-ed de aangetrocke. Plute wore jo genoch do. Als Helligesching wu-ed de Rank von ene alde Strühhoot genome, dann bührten em de Köster op nackte Fü-et op dat Podest. Donoch stock de Köster die Keeze an, on dem arme Franz wu-ed et schonn ganz schön warm an de Fü-et.

De Kerk ging aan. En de Predigt kallden de Pastur to-iesch vom Petrus met dem Hemmelsschlü-etel, dann kom der Paulus dran: „Seht ihn euch an, diesen Mann! Ein Vorbild an Mut und Entschlossenheit, furchtlos und treu, keineswegs gewillt, seinen Standpunkt zu verlassen.“ On alles kiekt de Paulus an, on de arme Dü-ewel

konndet et nit mie uthaule. De Keezeonsel liep em schon tösche de Tieve, on die Keeze wore am schwalke, dat bi-et em en de Ouge, dat he koum noch kieke konnt. Äwer dat wor noch nit et Schlemmste. Wie noh de halve Mess die Messedi-ener ut de Sakristei torückkome, do schmiet eine met sinne breide Krage en Keez öm, on die fiel dem arme Franz tereckt op die nackte Knö-ek. Do woret äwer met sinn Kurasch am Eng, on met einem Satz wor minne Franz von dem Podest eraff dorch die Kerk eru-et no Hus en der Stenkesmest.

En de Kerk konnt kee Mensch mie wat sage. Se hannt gemennt, dat wörene Geist gewese, on et es nie eine gewahr gewode, wer de Paulus gewese es.

Jean Oberbanscheidt

75 Jahre Herz-Jesu Kirche Ratingen

Für die Pfarrgemeinde Herz-Jesu Ratingen war der Juni 2004 geprägt durch die Feierlichkeiten zum 75-jährigen Bestehen der Herz-Jesu Kirche. In einem feierlichen Hochamt mit dem Kölner Weihbischof Dr. Friedhelm Hofmann am Mittwoch, dem 6. Juni 2004, gedachte die Gemeinde der Konsekrierung der ersten Kirche vor 75 Jahren. Ein Orgelkonzert, eine Festmesse mit Weihbischof Norbert Trelle, eine Prominentenlesung, die Pfarrprozession, Kindertage und eine Geistliche Erkundung ließen die 75 Jahre Gemeindegeschichte wieder auferstehen.

Der industrielle Aufschwung unserer Stadt Ratingen zeigte bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Notwendigkeit einer eigenen Kirche für den Ratinger Osten auf. Im Jahr 1912 wurde durch den damaligen Pfarrer von St. Peter und Paul, Pastor Johannes Biefert, ein „Katholischer Kirchenbauverein Ratingen Ost“ gegründet unter dem Vorsitz des Rektors Johannes Sanders. Kaplan Franz Vaahsen war geistlicher Beirat und hatte von Fräulein Katharina Schäfer für den Bau der neuen Kirche ein Grundstück an der Rosenstraße zur Verfügung gestellt bekommen. Der Weltkrieg und die Inflation verhinderten vorerst die Umsetzung der Pläne.

Mit der Einführung von Max Hilbing als Pfarrer an St. Peter und Paul durch Kardinal Karl Joseph Schulte erhielt er 1924 den Auftrag, den Kirchenneubau im Ratinger Osten in Angriff zu nehmen. Nach Plänen des Stuttgarter Architekten Hans Herkommer wurde durch den ersten Spatenstich am 14. Juli 1928 mit dem Bau der pfeilerlosen Basilika begonnen. Die Konsekrierung erfolgte am 9. Juni 1929 durch Weihbischof Dr. Sträter; Wilhelm Veiders wurde der erste Rektor der jungen Gemeinde. Das Mosaik vom „Heiland, in seiner Liebe und Erbarmen“ von Dr. Willi Oeser, Mannheim, beherrschte viele Jahrzehnte das Kirchenbild.

Bereits 1929 bildeten sich Vereine zur Stärkung des Gemeindelebens. Schon am 12. April 1929 wurde der Kirchenchor unter der Leitung des Lehrers Erich Eick gegründet, im Sommer folgten der Mütterverein und etwas später ein Jünglingsverein und ein Jungfrauenverein. Am 17. April 1932 gründete Franz Wellenstein den Borromäusverein im Rektorat. Die Folgen der hohen Arbeitslosigkeit



Das Mosaik des liebenden und barmherzigen Heilands von Dr. Willi Oeser beherrschte das Kirchenschiff der ersten Herz-Jesu Kirche

Anfang der 30er Jahre begründete die Bildung einer Notgemeinschaft in der Gemeinde, die regelmäßig Spenden sammelte und ältere Menschen sowie kinderreiche Familien mit „Pfundsammlungen“ unterstützte.

Wenn wir die Chronik der Zeit unter dem nationalsozialistischen

Regime nachlesen, wird uns bewußt, wie schwierig eine öffentliche Gemeindegemeinschaft war; die Verteilung von Hirtenschreiben der Bischöfe wurde 1936 untersagt, Informationen über „Katechismus-Wahrheiten“ wurden 1937 wieder eingezogen, Caritas-Kollekte, Kirchenzeitungen sowie katholische



Das Innere der heutigen, zweiten Herz-Jesu Kirche

Schulen 1939 verboten. Die Gemeinschaft der jungen Männer wurde durch die Staatspolizei aufgelöst. Das Kirchengebäude überstand die Kriegswirren des Zweiten Weltkrieges ohne großen Schaden, aber viele Gemeindeglieder waren gefallen und noch in Gefangenschaft.

In schwerer Zeit begannen die Gemeindeglieder einen Neuanfang. Am 16. Dezember 1945 gründete sich ein Arbeiterverein Herz-Jesu. Im September 1947 besuchte Josef Kardinal Frings das Dekanat Ratingen und feierte in der Kirche das feierliche Hochamt. Nach den Rektoren Wilhelm Veiders, Josef Stahl und Georg Helbach kam im November 1947 Franz Rath in die Gemeinde. Unter seiner Leitung wurde im Juni 1949 die erste Orgel beschafft, und viele freiwillige Helfer bauten ein Pfarrheim mit einem Kindergarten. Bei dem Sommerfest des Kindergartens im September 1950 wurde für die Kohlen der Heizung gesammelt. Die Kirmes im Oberdorf war geboren. Die Katholische Volksschule „Auf der Aue“ konnte bereits im Februar 1948 eingeweiht werden.

Nach dem Tode von Pfarrer Ferdinand Cremer in St. Peter und Paul wurde Franz Rath am 16. Juni 1951 zu seinem Nachfolger ernannt. Am 26. August 1951 trat Heinrich Roth als 5. Rektor seit Bestehen des Rektorates Herz-Jesu seinen Dienst an. Er sollte über 40 Jahre der Seelsorger an Herz-Jesu bleiben. Im September 1952 wurde die Gemeinde zur



Monsignore Heinrich Roth, Pfarrer an Herz-Jesu von 1951–1992

Pfarre erhoben und erhielt einen eigenen Kirchenvorstand. Im Dezember 1959 wurden in Herz-Jesu neue Glocken geweiht, da die ersten von 1933 in den Kriegstagen abgeliefert werden mußten.



Pfarrer Heinrich Roth als „Schirmherr“ der Frauengemeinschaft bei einem Ausflug

Sorge bereitete der bauliche Zustand der Kirche; die Stahlkonstruktion war total verrostet und der Kirchenvorstand entschloß sich zu einem Neubau. 1964 wurde zuerst ein Pfarrsaal mit Bücherei neben der Gaststätte „Zur Rose“ als Notkirche gebaut, und am 7. Juni 1970 konnte Weihbischof Dr. Augustinus Frotz die neue Kirche konsekrieren, die nach den Plänen des Architekten Theo Scholten entstand. Die künstlerische Ausgestaltung - wie Altar, Ambo, Kreuz und Leuchter - erfolgte durch den Ratinger Künstler Erich Elsner und wurde durch die Künstlerin Hildegard Bienen aus Marienthal später ergänzt (Kreuzwegstationen, Tabernakel und Kirchenfenster).

Einen besonderen Ehrentag erlebte die Gemeinde Herz-Jesu, als Otto Merkelbach am 4. September 1966 seine Primiz in seiner Gemeinde feiern konnte.

Mit einem Pfarrjubiläum im August und September 1979 wurde an 50 Jahre Gemeindeleben erinnert. Neben kirchenmusikalisch gestalteten Gottesdiensten mit Predigten von Prälat Gottfried Weber aus Düsseldorf feierte Generalvikar Norbert Feldhoff ein Hochamt mit den Grüßen von Josef Kardinal Höffner. Die Kirmes im Oberdorf bildete den Abschluß für die Gemeinde. Auch Kirchenchor und Frauengemeinschaft konnten auf 50 Jahre erfolgreicher Zeit zurückblicken.

Neben den Rektoren und den Pfarrern haben so manche Kapläne die Gemeinde begleitet. Josef Hengst kam 1946 nach Herz-Jesu; Robert Bachem, Ernst Michels,

Werner Skorjans, Heinz Schmidt, Albert Cürten, Werner Schneider, Günter Ernst folgten mit den Jahren. Heinrich Roth kam als Pfarr-Rektor, ist über 40 Jahre als Pfarrer geblieben und hat die Menschen im Ratinger Osten geprägt. Josef Kardinal Höffner ernannte ihn 1982 zum Erzbischöflichen Rat, Weihbischof Dr. Hubert Luthe 1986 im Auftrag von Papst Johannes Paul II. zum Päpstlichen Hauskaplan und Prälaten ehrenhalber. Aber Monsignore Roth wollte immer nur „der Pastor“ seiner Gemeinde bleiben und sie geistlich beschirmen. Ihr schenkte er zu seinem Goldenen Priesterjubiläum 1981 einen neuen Tabernakel. Zwölf Jahre leitete er als Dechant das Dekanat Ratingen. Seine weltliche Verbundenheit zeigten die Verleihung des Hubert-Bös-Ordens der Karnevalisten sowie der

Dummeklemmer-Plakette der Ratinger Jonges. Im Oktober 1992 legte er die Leitung der Pfarre in jüngere Hände; Pastor Werner Oermann von St. Peter und Paul betreute fortan die Gemeinde. Als Heinrich Roth im Mai 1993 verstarb, wurde er unter großer Beteiligung der Gemeinden aus dem Dekanat auf dem Grabfeld der Geistlichen auf dem Katholischen Friedhof durch Dechant Christian Kreuzberg beigesetzt. Die Erinnerung an Pastor Heinrich Roth bleibt wach unter anderem durch die Heiligenfiguren in der Herz-Jesu Kirche, die er der Gemeinde zum Geschenk machte.

Eine Gemeinde lebt neben den Geistlichen von den Menschen, die sich in ihr engagieren. Ohne diesen Einsatz sind der Kirchenchor, die Bücherei, die Frauenge-

meinschaft, die KAB, der Kindergarten und die Durchführung von Sommerfest und Karneval nicht denkbar. Stellvertretend seien hier die Pfarrsekretärinnen genannt. Maria Lippold und Susanna Schneider waren über viele Jahrzehnte Dreh- und Angelpunkt des Gemeindelebens.

Im Oktober 1993 kam Alfons Demand für fünf Jahre als Pfarrer nach Herz-Jesu und gestaltete die Gottesdienste mit Musicals und Gospelsongs. Im Rahmen der Seelsorge 2000 übernahmen im September 1998 die Minoriten von St. Suitbertus mit Pater Peter Ruchala und Kaplan Richard Swajca die geistliche Betreuung der Pfarre Herz-Jesu. 2000 wurde der Seelsorgebereich Ratingen-Mitte/Homburg mit den Pfarrgemeinden St. Peter und Paul, St. Suitbertus, Herz-Jesu und St. Jakobus gegründet.



Alfons Demand, Pfarrer von 1993–1998

Im Januar 2001 mußten an der neuen Kirche Sanierungsmaßnahmen durchgeführt werden, da Putzflächen sich ablösten und die Sicherheit der Kirchenbesucher nicht gewährleistet war. In weiteren Baumaßnahmen wurde aus dem alten Pfarrhaus ein neuer Kindergarten und aus dem alten Kindergarten ein neues Seniorentreff und ein Pfarrbüro als Kommunikationscenter von Herz-Jesu. Ebenso wurde die Bücherei erweitert und ergänzt.

Der plötzliche Tod von Pfarrer Werner Oermann - St. Peter und Paul - im Juli 2002 erschütterte die ganze Stadt Ratingen und machte besonders auf die schwierige seelsorgerische Versorgung der Kirchengemeinden aufmerksam. Die Vorstellungen der Gremien zu einer weiteren Zusammenfassung liegen dem Erzbischof vor. Hier ist es gut zu hören, daß das Minoritenkloster St. Suitbertus über das Jahr 2004 hinaus weitergeführt wird.

Im Juni 2004 feierte die Gemeinde 75 Jahre Herz-Jesu Kirche mit dem Bibelspruch „Herr öffne meine Lippen, damit mein Mund dein Lob verkünde“ (Psalm 51/17). In einer Festschrift wurde die Geschichte dieser Gemeinde zusammengetragen.



Seit 1998 betreuen die Minoritenpatres von St. Suitbertus auch die Pfarre Herz-Jesu. In der Mitte der jetzige Pfarrer Pater Peter Ruchala, Ofm

Friedhelm Kipp

Die Stichwahl brachte die Entscheidung Harald Birkenkamp wurde neuer Bürgermeister der Stadt Ratingen



Ratingens neuer Bürgermeister Harald Birkenkamp und seine beiden ehrenamtlichen Stellvertreterinnen Anne Korzonnek (links) und Margarete Paprotta (rechts)
Foto: Jürgen Venn

Erst die Stichwahl am 10. Oktober 2004 entschied darüber, wer als Bürgermeister für die nächsten vier Jahre Verwaltungschef im Ratinger Rathaus sein wird. Harald Birkenkamp, der Kandidat der bei den Stadtratswahlen erstmalig angetretenen „Bürgerunion“, siegte mit 57 % der Stimmen über den bisherigen Amtsinhaber Wolfgang Diedrich von der CDU, auf den 43 % der Stimmen entfielen. Die Wahlbeteiligung betrug nur 47 %. Bei der eigentlichen Kommunalwahl am 26. September 2004 hatten beim Kampf um das Bürgermeisteramt Wolfgang Diedrich

34 %, Harald Birkenkamp 27,1 % und Dirk Tratzig, der Kandidat der SPD, 24,3 % der Stimmen erhalten, so dass die Stichwahl erforderlich wurde.

In der konstituierenden Ratssitzung am 15. Oktober wurde Harald Birkenkamp vom ältesten Ratsmitglied, Heinz Brazda (BU), vereidigt. In geheimer Abstimmung und in seltener Einmütigkeit hatte der Rat zuvor seine beiden ehrenamtlichen Stellvertreterinnen gewählt. Erste stellvertretende Bürgermeisterin wurde Anne Korzonnek (SPD), zweite stellvertre-

tende Bürgermeisterin Margarete Paprotta von der CDU. Sie erhielten beide 66 Stimmen und somit die Zustimmung aller im neuen Rat vertretenen Parteien.

Bemerkenswert war die versöhnliche Stimmung, die nach dem harten Wahlkampf im Stadtrat herrschte. Harald Birkenkamp, der seine erste Ratssitzung leitete, beschwor alle Ratsmitglieder, fair und respektvoll miteinander umzugehen. Es gehe schließlich einzig und allein um das Wohl unserer Stadt.

Manfred Buer

Der Lintorfer Florist Thomas Dietz sorgte für den „grünen Rahmen“ bei den Reiterwettbewerben der Olympischen Sommerspiele in Athen

Seit vielen Jahren genießt der Gärtnereibetrieb „Blumen Enk“ im Ratinger Raum einen guten Ruf. Vor mehr als 50 Jahren vom jetzt 94-jährigen Gärtnermeister Heinrich Enk am heutigen Konrad-Adenauer-Platz in Lintorf gegründet, ist „Blumen Enk“ zu einem großen Unternehmen geworden mit zahlreichen Verkaufsstellen, dem auf Grabschmuck spezialisierten Hauptbetrieb am Lintorfer Waldfriedhof und einem riesigen Gartencenter in Ratingen-West.

Doch neben dem Verkauf von Pflanzen und Blumen verfügt „Blumen Enk“ auch über ganz andere Tätigkeitsbereiche wie den Verleih von Kübelpflanzen, die Dekoration von Räumen und Sälen zu bestimmten Veranstaltungen oder die Ausstattung großer sportlicher Ereignisse mit Blumenschmuck. Die enorme Ausweitung des Familienbetriebes ist vor allem dem heutigen Geschäftsführer Thomas Dietz zu verdanken, dem Enkel des Firmengründers.



In den 1980er Jahren war Thomas Dietz ein bekannter und erfolgreicher Springreiter, der auf allen großen nationalen und internationalen Championaten an den Start ging. Er war Deutscher Meister der Jungen Reiter und errang den Titel bei den Rheinischen Meisterschaften der Senioren. Aus dieser Zeit rührt seine Bekanntschaft und Freundschaft mit vielen deutschen Springreitern wie Ludger Beerbaum, Otto Becker, Franke Sloothaak oder Paul Schockemöhle. Im

Jahr 1984 entschied sich Thomas Dietz jedoch gegen eine Karriere als Berufsreiter, zu der ihm Paul Schockemöhle geraten hatte, und für den elterlichen Betrieb. Er besuchte die Meisterschule und legte seine Meisterprüfung ab.

Nachdem er in Düsseldorf bereits erfolgreich war bei der Ausstattung des WTC-Tennisturniers und einiger Sportveranstaltungen der DEG, half ihm seine Bekanntschaft mit seinen ehemaligen Reiterkameraden und dem Bundestrainer der deutschen Springreiter bei der Bewerbung um die floristische Ausstattung namhafter Reitturniere wie die in Dortmund, Düsseldorf, Frankfurt, München oder Berlin. Dabei kam ihm natürlich zugute, dass er sowohl über die nötigen Fachkenntnisse und ein gutes Organisationstalent verfügt als auch seine Kenntnisse und sein Verständnis für die Zusammenhänge und Abläufe eines Turniers, die er sich in seiner aktiven Zeit erwarb. Im





In diesem Jahr nun gelang Thomas Dietz ein großer Durchbruch: Er wurde mit der Ausstattung des CHIO in Aachen, des bedeutendsten deutschen Turniers, beauftragt, und das IOC übertrug ihm die Projektleitung für die floristische Ausschmückung der Reiterwettbewerbe bei den Olympischen Sommerspielen in Athen.

Mit seinen beiden Mitarbeitern Pierino D'Ambrosio und Karl-Heinz Klein weilte Thomas Dietz vier Wochen in Griechenland, um für die Dekoration der Wettkampfstätten für Dressur, Springreiten und Vielseitigkeitsprüfung sowie der zugehörigen VIP-Bereiche zu sorgen. Aufgrund der hohen Kosten wurden die echten und künstlichen Pflanzen und Bäume, die Kübel, Amphoren und Steine, die dafür benötigt wurden, nicht aus Deutschland eingeflogen, sondern von einheimischen Betrieben nach vorheriger Ausschreibung geliefert. Die Hauptarbeit bestand natürlich in der Planung, die in Absprache mit Parcourschef Olaf Petersen erfolgte.

Vieles musste bedacht werden: Die Maße der Stadien, die Positionen der Fernsehkameras, die Bandenwerbung, Art und Farbe der Hindernisse, die zu erwartenden Wetterbedingungen und Windverhältnisse und vieles andere mehr.

Im April reiste Thomas Dietz daher schon zum ersten Mal nach Athen, um sich mit den Gegebenheiten vertraut zu machen.

Aber auch die Auf- und Abbauarbeiten sowie die Pflege der Dekorationen während der Spiele wurden von Thomas Dietz geleitet. Von griechischer Seite wurden ihm dafür 15 Mitarbeiter zur Verfügung gestellt.

Für Thomas Dietz und „Blumen Enk“ wurde der Einsatz in Grie-

chenland zu einem großen Erfolg, für ihn und seine Mitarbeiter war die „Teilnahme“ ein unvergessliches Erlebnis. Die Zusammenarbeit mit den Offiziellen klappte hervorragend, die Organisation war ausgezeichnet. Besonders schön war es natürlich für Thomas Dietz, seine Begeisterung für den Pferdesport mit seiner Arbeit als Florist kombinieren zu können.

Manfred Buer

Feste lieben BLUMEN ENK

FLORISTIKPARTNER



Speestraße 38
Ratingen-Lintorf

Lintorfer Waldfriedhof
Ratingen-Lintorf

Am Gratenpoet (Friedhof)
Ratingen-Tiefenbroich

Lise-Meitner-Straße 5-7
Ratingen-West

Inh. Thomas Dietz Tel. 0 21 02. 1 81 64 o. 02 11. 35 62 90



Kurt Tappeser

Nur wenige Monate nach seinem Freund Fritz Wachendorf starb am 4. Januar 2004 unser Mitglied Kurt Tappeser im Alter von 70 Jahren. Er litt seit längerer Zeit an einer tückischen Krankheit, die er mit viel Optimismus und Zuversicht bekämpfte.

Kurt Tappeser wurde am 3. März 1933 in Ratingen geboren, das er nur verließ, um mit seiner Familie auf Reisen zu gehen. Fast sein gesamtes Arbeitsleben verbrachte er in seiner Heimatstadt Ratingen - 47 Jahre war er als Postbeamter in verschiedenen Stadtbezirken tätig. Mitte der 1980er Jahre leitete er eine Zeitlang das Postamt in Lintorf.

Neben seinem Beruf war das Fotografieren seine große Leidenschaft. Von seinen Urlaubsreisen in Europa und Nordamerika brachte er unzählige Dias mit. Die jeweils schönsten stellte er zu Vorträgen zusammen, deren Texte er entwarf und die er auch selbst vertonte. Vielen Ratingern sind diese ausgefeilten Meisterwerke, die er in Überblendtechnik vorführte, in bester Erinnerung, denn er zeigte sie nicht nur in vielen Ratinger Ver-

einen, sondern auch in der Volkshochschule.

Kurt Tappeser war ein Perfektionist. Gefielen ihm Bilder nicht mehr, weil sie in seinen Augen nicht zum richtigen Zeitpunkt oder bei richtigem Licht aufgenommen worden waren, fuhr er kurzerhand an Ort und Stelle, um neue Aufnahmen zu machen. Dabei war es egal, ob das gesuchte Motiv in Deutschland oder im Ausland zu finden war.

Auch beim Verein Lintorfer Heimatfreunde zeigte er mehrere seiner Vorträge: „Ratingen und Umgebung in den vier Jahreszeiten“, „Ratingen gestern und heute“, „Die Epoche der Dampflokomotiven“ und vor allem „Paris, Lichterstadt der Welt“ haben bei seinen Zuhörern wohl den stärksten Eindruck hinterlassen.

Nach einem Gespräch mit dem Vorsitzenden Dr. Werner Schwanke trat Kurt Tappeser im Frühjahr 1965 dem gerade gegründeten Fotoclub Lintorf bei, dem er bis zu seiner Auflösung im August 1997 angehörte und dessen Schriftführer er lange Jahre war. Er war es auch, der mit Fritz Wachendorf und Jupp Lamerz dafür eintrat,



dass die Mitglieder des aufgelösten Fotoclubs geschlossen dem Verein Lintorfer Heimatfreunde beitraten.

Einige Male schrieb Kurt Tappeser Beiträge für die „Quecke“: Er erinnerte sich an wichtige Beobachtungen in seiner Jugendzeit.

Für die Hilfe und Unterstützung, die Kurt Tappeser unserem Verein jahrelang geleistet hat, möchten wir ihm herzlich danken. Seinen Rat und sein freundliches Wesen werden wir sehr vermissen. Wir werden uns oft und gern an ihn erinnern.

Manfred Buer

In eigener Sache

Wie beliebt unser Jahrbuch „Die Quecke“ bei den Ratingern seit langem ist, spüren wir jedes Jahr in der Weihnachtszeit. Unser Stand auf dem Weihnachtsmarkt in Lintorf am 1. Advent-Wochenende ist stets umlagert, weil dort die brandneue „Quecke“ erstmalig zu haben ist. In den Ratinger Buchhandlungen wartet man ungeduldig auf die Auslieferung. Für viele Ratinger, auch außerhalb ihrer Heimatstadt, ist die „Quecke“ unabdingbare Weihnachtslektüre.

Auch Bundeskanzler **Gerhard Schröder** gehört seit diesem Jahr zu den Lesern der „Quecke“. Sie wurde ihm im Mai von Jugendamtmitarbeiter **Michael Baaske** ins Kanzleramt nach Berlin ge-

bracht als Dankeschön für die Stiftung eines Hauptpreises für die Rätselaktion „Von Luther bis Lorient“ des Ratinger Jugendamtes. Gewinner der fünfbandigen Ausgabe von Rainer Maria Rilkes Werken mit Widmung des Bundeskanzlers war übrigens „Quecke“-Autor **Thomas van Lohuizen**.

Die Beliebtheit der Veröffentlichungen des Lintorfer Heimatvereins zeigt sicher auch die Tatsache, dass im Februar vier ältere Ausgaben der „Quecke“ und im August das Buch „LINTORF – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815“ bei „Ebay“ im Internet versteigert wurden.

In der vorigen Ausgabe der „Quecke“ berichteten wir ausführlich über die Geschichte und den Abriss von „Haus Anna“. Mittlerweile sind auf dem Grundstück an der Krümmenweger Straße 33 Eigentumswohnungen und neun Reihenhäuser entstanden, die in Kürze bezogen werden können. Vor Beginn der Abrissarbeiten war vereinbart worden, dass der Grundstein von „Haus Anna“ geborgen werden und einen geeigneten Platz in der Umgrenzungsmauer der Neubauten finden sollte. Beim Richtfest der neuen Siedlung „Fontanna“ am 18. April 2004 stellte sich jedoch heraus, dass der Grundstein unwiederbringlich verloren gegangen ist. Gut, dass der Verein Lintorfer Heimatfreunde über ein Archivfoto verfügt!



Der Grundstein für das Kettelerheim und das Pfarrzentrum „Haus Anna“ befand sich rechts neben dem Haupteingang zum Kettelerheim

Die augenblickliche Ausstellung in den Vitrinen unseres Vereins im alten Lintorfer Rathaus zeigt übrigens Erinnerungen an „Haus Anna“: Fotos, Reste des Parketts und des Bühnenvorhanges aus dem großen Saal, Geschirr und Gläser aus der Restauration. Zu Beginn des Jahres war das denkmalgeschützte Haus „Ulenbroich“ Thema unserer Vitrinenausstellung, und um die Osterzeit konnte man mit Lintorfer Motiven bemalte Ostereier von **Günther Saßmannshausen** bewundern. Die Ausstellung zum Jahresabschluss soll den Häusern „Siloah“ und „Bethesda“ gewidmet werden, die heute Teil des Fliedner-Krankenhauses sind.

Die beiden Gebäude waren auch Ziel und Anschauungsobjekte des Lintorfer Heimatvereins am dies-

jährigen „Tag des Offenen Denkmals“, der am Sonntag, dem 12. September 2004, begangen wurde. Etwa 30 aufmerksame und dankbare Teilnehmer folgten **Dr. Michael Schifferdecker**, dem leitenden Arzt des Klinikbereiches I, durch die beiden historischen Häuser und hörten seine interessanten Ausführungen. Besonders beeindruckend war das Treppenhäuser im denkmalgeschützten „Haus Siloah“, das in diesem Jahr 125 Jahre alt wurde.

Auf Vorschlag des Lintorfer Heimatvereins beschloss der Bezirksausschuss Lintorf / Breitscheid am 29. April 2004 einstimmig, dass der neue Fuß- und Radweg zwischen der Kalkumer Straße (Kirmesplatz) und dem Soestfeld den Namen „Jean-Frohnhoff-Weg“ tragen soll. Die Benennung erinnert



Treppenaufgang im „Haus Siloah“, das in diesem Jahr 125 Jahre alt wurde

an den beliebten Mundartautor und langjährigen stellvertretenden Vorsitzenden des Lintorfer Heimatvereins, Jean Frohnhoff, dessen Geburtstag sich im kommenden Jahr zum 100. Mal jährt. Das Vermessungsamt der Stadt Ratingen erstellte mittlerweile eine Vorlage, die dem Haupt- und Finanzausschuss des Rates zur Abstimmung vorgelegt wurde, die vermutlich noch in diesem Jahr erfolgen wird.

Der Heckenweg, der an der St. Johannes-Kirche vorbei vom Meisenweg zur Straße Am Löken führt, soll übrigens den Namen „Kreuzherrenweg“ tragen.

Die Mitgliederversammlung unseres Vereins am 16. September 2004 brachte einige Veränderungen in der Zusammensetzung des Vorstandes. **Walburga Fleermann-Dörrenberg** stellte sich aus gesundheitlichen Gründen nicht zur Wiederwahl, an ihrer Stelle wurde **Ewald Dietz** zum stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins gewählt. Als Beisitzerin bleibt Walburga Fleermann-Dörrenberg aber im erweiterten Vorstand.

Zu neuen Beisitzern wurden gewählt: **Klaus Backhaus** und **Peter Quack**. **Angela Wisniewski** übernahm das Amt der stellvertretenden Schriftführerin von **Hedwig Krolle**, die ebenfalls aus privaten Gründen auschied.



Vitrinenausstellung im alten Lintorfer Rathaus: Geschirr, Gläser und Teile des Parkettfußbodens aus „Haus Anna“

Der Unterhaltungsnachmittag der Lintorfer Heimatfreunde war wieder ein voller Erfolg. Mehr als 250 Mitglieder hatten sich im Evangelischen Gemeindezentrum bei Kaffee und Kuchen eingefunden, um den Dixiland-Klängen der erfrischend aufspielenden „Tuxedo Jazzband“ unter der Leitung des Lintorfers **Herwig Holdt** zu lauschen. Der lang anhaltende Applaus bewies, dass die flotte Musik der Herren im besten Mannesalter auch bei den älteren Mitgliedern unseres Vereins gut ankam. Zwischendurch gab es Kostproben aus der neuen „Quecke“ Nr. 74.

Im August dieses Jahres konnte **Grete Gärtner**, die langjährige Kassierein unseres Vereins, ihren 90. Geburtstag feiern. Wir freuen uns, dass sich ihre Gesundheit wieder stabilisiert hat. Frau Gärtner lebt seit einigen Jahren in einem Seniorenstift in Hilden.

Schon im April feierte ihre Nachfolgerin im Amt, **Elsa Piwernetz**, den 80. Geburtstag. Unser Ehrenmitglied hilft dem Vorstand immer noch häufig und gerne bei „Sondereinsätzen“.

Auch **Erika Volmert**, die Witwe des Mitbegründers unseres Vereins und langjährigen Schriftleiters der „Quecke“, **Theo Volmert**, wurde im Juli 80 Jahre alt.

Ebenfalls im Juni konnten wir **Alfred Preuß**, dem Seniorchef unserer Hausdruckerei, zum 75. Geburtstag gratulieren. Seinem unermüdlichen Einsatz in den letzten Monaten des Jahres und

seiner guten Zusammenarbeit mit der Schriftleitung der „Quecke“ ist es zu verdanken, dass unser Jahrbuch jedes Jahr pünktlich zum Weihnachtsmarkt erscheint.



Seit Jahren wird die „Quecke“ in der Lintorfer Druckerei Preuß gedruckt. Im Laufe der Zeit wurden die Druckmaschinen größer und auch die Druckvorbereitung änderte sich völlig. Auch in diesem Jahr gab es einen technischen Fortschritt. Als erste in Europa setzt die Druckerei Preuß auf eine Druckplattenherstellung ohne chemische Entwicklung. Das von Agfa entwickelte Verfahren wurde auf der Druckfachmesse Drupa im Frühjahr 2004 in Düsseldorf erstmals dem Fachpublikum aus aller Welt vorgestellt. Damals kaufte Alfred Preuß jun. (links) das neue Gerät und setzte es erfolgreich ein. Der Vorteil der neuen Druckplattenherstellung: ein ganzer Arbeitsgang, nämlich der Umweg über die Erstellung eines Druckfilms, entfällt. Dabei wird Zeit gespart, das Filmmaterial wird nicht gebraucht und vor allem entfällt der Entwicklungsprozess mit umweltschädlichen Chemikalien. Immer wieder muss Peter Quack (Mitte) interessierten Druckereien das Verfahren erklären. Alfred Preuß sen. (rechts) hat sich längst an die neuen Techniken im Druckwesen gewöhnt. Aber manchmal trauert er dem alten Bleisatz doch nach, mit dem er Anfang der 1950er Jahre die ersten „Quecken“ bei der Druckerei Perpéet gesetzt hat.



Lok 78273 mit einem Personenzug in Ratingen West bei der Abfahrt Richtung Lintorf im Jahre 1958

Zum Schluss bittet uns unser Mitglied und „Quecke“-Autor **Bernd Bastisch** um Hilfe:

SUCHE:

Für einen Artikel über die Ratinger „Westbahn“, die für den Personenverkehr am 1. Februar 1876 eröffnet wurde, suche ich Fotos und andere Unterlagen (zum Beispiel Fahrkarten oder Fahrpläne usw.) aus der Zeit vor 1985 vom Streckenabschnitt Duisburg-Wedau bis Düsseldorf-Rath. Auf den Fotos müssen nicht unbedingt Lokomotiven oder Züge zu sehen sein. Auch Fotos von Gleisanlagen oder Bahngebäuden werden gesucht. Sollten Sie über so etwas verfügen, bitte melden Sie sich doch beim Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. oder direkt bei mir: Bernd Bastisch, Lintorfer Straße 40c, 40878 Ratingen.

Als Vorgeschmack auf „130 Jahre Ratingen Rheinisch“, so hieß der Bahnhof Ratingen West in früherer Zeit, schon einmal ein Foto, das mir freundlicherweise von Herrn Heinrich Liebermann zur Verfügung gestellt wurde.

Manfred Buer

In der „Quecke“ Nr. 70 vom Dezember 2000 berichteten wir über unser Mitglied **Josef Schiffer**, der im Zweiten Weltkrieg als Oberfeldwebel durch persönlichen Mut das Leben vieler Menschen in Italien gerettet hatte. Durch die Nichtausführung eines unsinnigen Befehls setzte er dabei sein eigenes Leben aufs Spiel. Fünfzig Jahre nach Kriegsende wurde er dafür von der Italienischen Republik mit dem Titel eines „Commendatore della Repubblica“ geehrt. Erst jetzt zeichnete ihn die Bundesrepublik Deutschland für sein Verhalten aus. Schließlich hatte er durch seine mutige Tat dem Ansehen seines Vaterlandes in Italien genutzt und das damalige Bild vom „tedesco cattivo“, vom „bösen Deutschen“, gemildert. Auf Vorschlag von Frau **Angela Genger**, der Leiterin der Mahn- und Gedenkstätte in Düsseldorf, in der Josef Schiffer oft und gerne Düsseldorfer Schülerinnen und Schülern als Zeitzeuge für die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges Rede und Antwort steht, verlieh Bundespräsident **Johannes Rau** Josef Schiffer im vergangenen Jahr das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. In einer kleinen Feierstunde wurde es ihm am 20. November im Jan-Wellem-Saal des Düsseldorfer Rathauses durch Oberbürgermeister **Joachim Erwin** überreicht.



Überreichung des Bundesverdienstkreuzes an den heute 90-jährigen Josef Schiffer durch Oberbürgermeister Joachim Erwin im Jan-Wellem-Saal des Düsseldorfer Rathauses am 20. November 2003

Aus der Vorschlagsbegründung:

Josef Schiffer hat durch seine in der NS-Zeit gezeigte Zivilcourage mehrere Dörfer in Italien vor der Zerstörung und somit zahlreiche Menschen vor dem Tod bewahrt. 1944 erhielt er den Spezialauftrag, in drei Fabriken für Schießpulver im Bezirk Lunigiana/Italien den Ablauf der Produktion zu überwachen, das fertige Pulver zu kontrollieren und an die Deutsche Wehrmacht zu liefern. In dieser Funktion lernte er schnell die Arbeiter in seinen Fabriken und deren Familien näher kennen. Die Deutsche Wehrmacht versuchte zu dieser Zeit, sich mit zunehmender Härte Respekt zu verschaffen. Es kam zu Geislerschießungen

und zur Beschlagnahmung von Eigentum der Zivilbevölkerung. Schiffer wusste um die Ängste der ihm anvertrauten Arbeiter und setzte sich unter anderem nachhaltig für die Rückgabe von Lebensmitteln und Fahrzeugen an seine Arbeiter ein. Nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens zwischen Italien und den Alliierten im April 1945 zogen die deutschen Truppen ab. Schiffer erhielt den Auftrag, die drei von ihm betreuten Pulverfabriken in die Luft zu sprengen. Befehlsgemäß legte Schiffer die Sprengladung, zündete sie aber nicht. Er bewahrte auf diese Weise die Orte vor der Zerstörung und ihre Bewohner vor dem Tod. Die Nichtbeachtung des Befehls zeugt von äußerster Zivilcourage, denn sie hätte für Josef Schiffer die standrechtliche Erschießung zur Folge haben können. Noch heute ist es Schiffer ein wichtiges Anliegen, die nationalsozialistische Vergangenheit aufzuarbeiten und als mahnendes Beispiel immer wieder in Erinnerung zu rufen. So engagiert er sich seit einigen Jahren in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf für die Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft. Für seine Verdienste wurde Schiffer 1995 mit der Goldenen Verdienstmedaille der Stadt Aulla und 1999 mit dem Titel „Commendatore della Repubblica“ der Italienischen Republik ausgezeichnet.

*Die kurze Laudatio auf den neuen Ordensträger hielt Professor **Enrico Peyretti** aus Turin, ein bekannter Vertreter der italienischen Friedensbewegung und enger Freund des Geehrten. Er wandte*

sich in deutscher Sprache an seine Zuhörer:

Sehr geehrte Damen und Herren!

Es ist mir eine große Ehre und Freude, bei der Verleihung dieser wichtigen Auszeichnung an Herrn Josef Schiffer dabei zu sein. Vor allem aber fühle ich mich geehrt und bin froh darüber, sein Freund zu sein.

Ich kenne ihn gewissermaßen seit 58 Jahren.

Eines Tages kurz nach Kriegsende im April 1945 sah ich, wie drei deutsche Soldaten erschossen wurden. Sie hatten die Verbindung zu ihrer Kompanie verloren, die sich auf dem Rückzug befand. Damals war ich neun Jahre alt – doch dieses Ereignis steht mir bis heute vor Augen.

Der Kampf der italienischen Partisanen gegen den Nationalsozialismus und gegen den Faschismus war gerecht. Aber diese Erschießung war eine tiefe Ungerechtigkeit, denn diese drei Soldaten waren unbewaffnet, sie bedrohten niemanden und sie trugen keine persönliche Schuld.

Meiner Meinung nach zeigt uns das, dass wir alle lernen müssen, unsere Konflikte zu lösen, ohne Waffen zu gebrauchen, die töten und die gleichgültig machen können gegenüber der Heiligkeit des menschlichen Lebens. In allen Heeren gibt es zu viele Fälle von sinnlosem Morden, die weit über die Notwendigkeit einer Verteidigung hinausgehen.

An jenem Tag erfuhr ich, dass es in unserem Dorf einen vierten deutschen Soldaten gab, der nicht

erschossen wurde, weil er während der deutschen Besatzung die italienische Bevölkerung menschlich und respektvoll behandelt hatte. Er hatte die Zivilbevölkerung vor einigen ungerechten Maßnahmen der Besatzungsmacht bewahrt. Zum Zeitpunkt des Rückzuges hatte er sich geweigert, die Munitionsfabrik, für die er im Dorf Pallerone in der Nähe von Aulla verantwortlich war, in die Luft zu sprengen, denn er wollte der Bevölkerung weiteren Schaden und Schmerz ersparen. Verschiedene Dokumente belegen diese Tatsachen.

1995 feierten wir in Italien den fünfzigsten Jahrestag der Befreiung. Da dachte ich an jene getöteten Soldaten und an jenen vierten Soldaten, den ich nie zuvor gesehen hatte. Ich brachte seinen Namen in Erfahrung, und es gelang mir, ihn in Düsseldorf wiederzufinden. Der Bürgermeister von Aulla lud ihn zum fünfzigsten Jahrestag der Befreiung ebenso ein wie mich. So lernte ich Josef Schiffer kennen.

1995 stellte ich fest, mit welcher großer Freundschaft und Feierlichkeit die älteren Bewohner des Dorfes Josef Schiffer aufnahmen



Die Laudatio hielt Professor Enrico Peyretti aus Turin

und umarmten. Denn sie erinnern sich gut an seine Tat zum Schutz der Zivilbevölkerung.

Seit diesem Tag sind wir eng befreundet.

Wegen seiner Verdienste für den Frieden verlieh ihm Präsident Oscar Luigi Scalfaro am 24. März 1999 den Titel eines Commendatore der Italienischen Republik.

Ich bewundere meinen Freund Josef. Denn inmitten des Krieges, der oft die Menschen verdirbt, blieb er gut und gerecht. Er war mehr Mensch als Soldat. Ich bewundere ihn und ich danke ihm, denn unsere beiden Völker sind jetzt Freunde – auch aufgrund des Verdienstes von Menschen wie ihm, die trotz des Krieges und inmitten des Krieges am Frieden bauten.

Der wahre Sieg besteht nicht darin, einen anderen zu beherrschen, sondern gemeinsam an Gerechtigkeit und Frieden mitzubauen.

Die Ehre, die Deutschland dem Friedensbürger Josef Schiffer heute gibt, ist eine Ehre für ganz Deutschland. Seine großen Traditionen der Kultur und Zivilgesellschaft, die der Nationalsozialismus verraten und beschämt hatte, werden durch den Frieden und die Freundschaft zwischen den Völkern neu bestätigt. In einer Welt, in der militärische und wirtschaftliche Gewalt überhand nehmen und neue, schreckliche Gewalttaten hervorrufen, lasst uns im neuen Europa für Gerechtigkeit und Frieden zusammenarbeiten.

*Nach einjähriger Pause ehrte der Heimatverein „Ratinger Jonges“ im Jahre 2003 zum 14. Mal einen Ratinger Bürger durch die Verleihung der Dumeklemmerplakette. Findungskommission und Vorstand hatten den Ratinger Architekten **Bruno Lambart** ausgewählt, der für seinen persönlichen Einsatz um die Erhaltung und Restaurierung der historischen Wasserburg Haus zum Haus ausgezeichnet wurde. Die Feierstunde fand am 6. Dezember 2003 im Museum der Stadt Ratingen statt. Sie wurde musikalisch umrahmt von Schülerinnen der Flötenklasse des Musikpädagogen Ralf Meiers von der Städtischen Musikschule Ratingen. Die Laudatio hielt **Heinzreiner Klinkenberg**, ebenfalls Architekt und den Ratingern bestens bekannt durch seine Studienreisen und Vorträge in der Volkshochschule:*

Der römische Senator und Philosoph Marcus Porcius Cato (234 bis 149 v. Chr.), Vorbild altrömischer Sittenstrenge, hat es so formuliert: Die Tat in der Geschichte besteht einmal in der Tat selbst, dann in der Übermittlung der Tat und schließlich in der Würdigung dieser Tat durch die Zeitgenossen oder die Nachwelt.

Das ist es, was ich mit diesem Zitat, nunmehr vor 2153 Jahren ausgesprochen, anklingen lassen will: eine Tat, ein Werk eines einzelnen Menschen ist von den Zeitgenossen oder den Nachfahren zu würdigen, wenn es eben diese

Würdigung verdient. Mit solchen Gedanken bin ich an die mir gestellte Aufgabe herangegangen, heute am Nikolaustag des Jahres 2003, die Laudatio auf unseren Mitbürger in dieser Stadt, Herrn Dipl.-Ing. Bruno Lambart, zu halten.

Anlass ist die Tatsache, dass Bruno Lambart aus eigener Initiative heraus ein Baudenkmal, ein Kulturgut vor dem weiteren Verfall bewahrt und wieder instandgesetzt hat: die Wasserburg Haus zum Haus. Ein für uns Ratinger signifikantes Bauwerk von besonderem Stellenwert, an dem wir uns orien-

tieren können, wenn wir von dem kostbaren Wort „Heimat“ sprechen und von dem Bildungswert, der von eben diesem Bauwerk ausgeht. Es gehört zur Stadt Ratingen durch alle Zeitläufte hindurch als Teil der Geschichte des Bergischen Landes, als Teil der Wehrhaftigkeit des Mittelalters, die Gott sei Dank friedlicheren Zeiten gewichen scheint. Denn mit diesen baulichen Zeitzeugen war es oft so, dass mitten im Frieden der Krieg dräute mit dem Vorhandensein einer solchen Burg, häufig genug war gerade sie eine Herausforderung für den feindlichen Nachbarn, einen Überfall zu wa-



Verleihung der Dumeklemmerplakette 2003. Baas Karl-Heinz Dahmen und Vizebaas Georg Hoberg überreichen Urkunde und Plakette an Bruno Lambart (von links nach rechts)

gen, das Land mit Krieg zu überziehen.

Die ersten Hinweise auf eine Befestigungsanlage an dem schmalen Fluss der Anger, so will man glauben, stammen von einem 1973 geborenen Eichenpfahl aus dem 8. bzw. 9. Jahrhundert, der belegt, dass hier ein Ort durch starke Baumstämme befestigt war, durch in den Boden eingerammte Eichenhölzer. Man muss davon ausgehen, dass der uralte Rittersitz mit Namen „Castrum Huys“ schon längere Zeit im Vorfeld vor dem Ort Ratingen gelegen war und Schutzfunktion für sich selbst oder auch für die Stadt besessen hat.

Aber 1276, also 12 Jahre vor der Niederlage des Kölner Erzbischofs bei Worringen, entschlossen sich die Grafen von Berg, den Ort Ratingen als Oppidum zu befestigen und mit einer Stadtmauer zu umgeben. Damit verlagerte sich längs der Grenze zwischen Berg und Kurköln das Verteidigungsverhalten zugunsten befestigter Städte, die nun Teil der Landesverteidigung wurden: der Stadtbewohner wurde jetzt zum Verteidiger des Landes Berg, der Schwertadel wurde somit entlastet. Der Territorialherr und damit auch seine ihm unterstellten Adeligen brauchten nun nicht mehr in Friedenszeiten sozusagen unnütze Soldaten vorzuhalten in Adelsburgen oder den großen Landesburgen, der Bürger übernahm die neue Aufgabe. Hier kündigt sich ein Wandel an; nicht nur in Ratingen, am gesamten Nie-

derrhein werden neue Städte gegründet und befestigt, auch dies ein Anzeichen für den Niedergang des Adels – die Zeit des Bürgers in der Stadt dämmert herauf.

Der Burg Haus zum Haus waren alles in allem wechselvolle Zeiten beschieden, nicht immer glückliche. Sie war der Stammsitz der seit dem 14. Jahrhundert erwähnten Herren vom Haus. Nach 1783 gelangte sie schließlich in den Besitz der Grafen von Spee. Ambrosius Franz Reichsgraf von Spee zu Heltorf war damals der Erwerber der Burg, die noch eine intakte wirtschaftliche Einheit mit Vor- und Hauptburg war.

Von 1794 bis 1807 waren im Haus zum Haus französische Truppen der Revolutionsarmee einquartiert, die – wie man weiß – nicht gerade zimperlich mit alten Gemäuern umgingen. So kam es, wie es kommen musste: die Burganlage erlitt Schäden, und der Verfall begann und schritt unaufhaltsam weiter, bis im Jahre 1928 die Stadt Ratingen sich des Baudenkmals vor ihren Toren erbarmte und zusammen mit dem Verein für Heimatpflege erste Maßnahmen ergriff zu ihrer Rettung. Ein eiserner Ring wurde um den Südost-Turm gelegt, um ein völliges Auseinanderbrechen der Rundmauern zu verhindern. Aber der große Luftangriff auf Ratingen am 22. März 1945 brachte auch der Wasserburg erneute Schäden in Vor- und Hauptburg.

Das alles brachte den Eigentümer Dr. Maximilian Graf von Spee im Jahre 1972 dazu, die Gesamtanla-

ge von Haus zum Haus der Stadt Ratingen als Geschenk anzubieten. Die Stadt nahm an, suchte aber im gleichen Augenblick nach einer sinnvollen Nutzung zur Entlastung des städtischen Haushalts. Von einem Umbau zu einem Hotel war die Rede, von Ritterspielen im Burgbereich à la Satzvey und von einem Schulungszentrum der Neuen Heimat.

Da trat der Düsseldorfer Architekt Bruno Lambart auf den Plan und bot an, die Burg nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten aus eigenen Mitteln zu restaurieren mit dem Ziel, sein Architekturbüro aus Düsseldorf nach Ratingen zu verlegen und in der Burg neu zu installieren. Es galt bei diesem Unterfangen, ein modernes Architekturbüro in eine alte Umhüllung so gekonnt einzubringen, dass sowohl Denkmalpflege wie zeitgemäßer Bürokommfort ineinander aufgingen und das Bild der mittelalterlichen Wasserburg erhalten blieb. Aus diesen Gedanken heraus wurde zum Beispiel für die Fassade des Herrenhauses eine Bestandsaufnahme des Rheinischen Landesmuseums aus dem Jahr 1930 herangezogen und berücksichtigt, die den alten Zustand darstellte. So präsentiert sich heute das Herrenhaus im historischen Gewande, es ist seit der Wiederherstellung ein selbständiges Gebilde im Burgbereich mit einer Gastronomie der gehobenen Klasse.

An dieser Stelle ein Wort zur Rolle der Stadtverwaltung Ratingen, die nach Aussage von Bruno Lambart in hervorragender Weise dem Architekten zur Seite gestanden und viele Schwierigkeiten ausgeräumt hat, dies vor allem ein Verdienst des damaligen Stadtdirektors Dr. Alfred Dahlmann.

Ich richte ein zweites Wort an die Ratinger Jonges. Sie haben sich die Aufgabe der Wahrung der Kulturgüter im heimatlichen Bereich auf die Fahne geschrieben und dies im weitesten Sinne. Ihr Interesse und ihr Einfluss reicht in weite Bereiche, und das ist lobenswert. Die Verleihung der Dumeklemmer-Plakette kommt eben nicht von ungefähr und wie von selbst – sie ist das Ergebnis einer vernünftigen und verantwortungsbewussten Beobachtung unserer Region. Dennoch beklage ich in der Baudenkmalpflege, einem

Hauptanliegen unserer Zeit, nach wie vor, dass noch vieles im Argen liegt, weil Kenntnisse und Einsichten in die Probleme der Denkmalpflege noch nicht weiter vorge drungen sind. Viele Mitbürger wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen, wenn Fragen der Erhaltung anstehen, Fragen nach dem Wert eines alten Hauses oder einer Kirche. Ich meine, dies ist ein öffentlicher Auftrag für die Ratinger Jonges, hier Pionierarbeit zu leisten, Aufklärung zu betreiben. Ich mahne dies heute bei dieser Gelegenheit nochmals nachdrücklich an, einfach weil unsere Zeit danach verlangt – und die Ratinger Jonges für solch eine Aufgabe wie geschaffen sind.

Soviel in wenigen Worten zur Geschichte des Hauses zum Haus und seiner Rettung durch Bruno Lambart. All das sagt natürlich nichts aus über die Tat als solche, den Mut, die persönliche Entscheidung eines Privatmannes, auch über das Kalkül eines modernen Architekten, die vielen Einzelentscheidungen bei unvorhergesehenen Schwierigkeiten bis hin schließlich zum Umzug in das neue Domizil nach Ratingen. Wer kann schon ermessen, wieviel positives Denken notwendig war, wieviel Begeisterung, alle Rückschläge zu überwinden, das Ganze durchzustehen, um endlich das einmal Begonnene zu einem glücklichen Abschluss zu bringen.

Das gilt es festzuhalten und zu würdigen als etwas, was als Aufgabe herausragt aus dem üblichen Tun normaler Bürger. Nur den allerwenigsten fällt es ein, eine mardede mittelalterliche Burg zu erwerben – und sei der Kaufpreis noch so niedrig – um sie dann unter Einsatz erheblicher eigener Mittel zu restaurieren.

Die Rettung von Haus zum Haus war ein solch herausragender Akt einer Privatperson ohne öffentlichen Auftrag.

Zu einer Laudatio gehören auch die Lebensdaten und die Lebensumstände, die den Menschen geprägt haben. Wie immer gilt das Interesse stets mehr dem SOSEIN eines Menschen als dem DASEIN. Bruno Lambart wurde 1924 in Düsseldorf geboren – man erkennt sofort den Rheinländer am Tonfall seiner Sprache – und er ging in die Volksschule am Paulusplatz,

anschließend auf das Hohenzollerlerymnasium, wo er im Kriege ein Notabitur machte. Dann 1942 Arbeitsdienst und sofort daran anschließend Wehrdienst an der Front. Das hieß drei Jahre Russland. Heil zurückgekehrt 1945, wiederholte er das Abitur, da das erste nicht anerkannt wurde. Es folgte das Studium der Architektur an der Technischen Hochschule Stuttgart mit Diplomabschluss 1951. Mitarbeit im Büro des bekannten Architekten Prof. Wilhelm bis 1952. Dann der erste eigene Erfolg gemeinsam mit dem Studienfreund Günter Behnisch beim ausgelobten Wettbewerb für die Kreishandelschule in Schwäbisch Gmünd. Das gab Auftrieb, und so beschlossen beide jungen Architekten, ein gemeinsames Architekturbüro in Stuttgart zu eröffnen, das war 1952. Ein zweites Büro folgte bald, nämlich 1956 in Düsseldorf. Die beiden Architekten trennten sich 1962: Behnisch übernahm das Büro in Stuttgart, Lambart das in Düsseldorf. Von dort also 1973 Umzug in das Ratinger Büro in Haus zum Haus. So der berufliche Werdegang. Im Jahr 2002 blickte Bruno Lambart auf eine 50-jährige Tätigkeit als freischaffender Architekt in der Bundesrepublik Deutschland zurück. Nahezu alle Aufträge resultieren aus gewonnenen Wettbewerben, eine fast einmalig zu nennende Bilanz!

Für den Menschen Bruno Lambart kommt noch etwas hinzu: alle Aufträge hat er erhalten ohne Verbindungen zu den Mächtigen der Zeit, ohne Kontakte zu politischen Parteien, ohne ihm gewogene Sponsoren oder sonstwie geartete Institutionen. Das heißt im Umkehrschluss: keine Kniefälle, keine Abhängigkeiten, keinen Repressionen aussetzbar, und mit einem Seitenblick auf das Projekt Haus zum Haus, auch Investitionen in Projekte, die keine lukrativen Gewinne versprochen.

Schwerpunkte der Aufgaben waren vor allem Arbeiten für die öffentliche Hand, also Schulbauten, Krankenhäuser, Verwaltungsbauten, Rathäuser, Bauten für den Bund, Universitäten, Bibliotheken, Restaurierung historischer Bauten (neben Haus zum Haus das Schloß Gelsdorf in der Nähe von Bonn). Es würde zu weit führen im Rahmen dieser Laudatio, die

wichtigen Bauwerke des Architekten Bruno Lambart aufzuzählen und zu nennen. Vielleicht aber sollte ich doch diejenigen Bauten erwähnen, die er in unserer Stadt gebaut hat: gleich nebenan das Medienzentrum mit der Stadtbücherei, das Ärztehaus in Ratingen-West, das Alte Steinhaus, das Postamt und das Jugendzentrum in Lintorf, die Erweiterung der Käthe-Kollwitz-Realschule in Ratingen-West, die so genannten Arbeiterwohnungen an Haus Cromford und die Wohnhausbebauung am Obertor.

Eine kleine persönliche Anekdote nebenbei. Ich lernte Bruno Lambart 1965 kennen, als ich Schulbaudezernent bei der Regierung in Arnberg war und in meiner dienstlichen Tätigkeit die Planung für die Kreisberufsschule in Ostendorf, Kreis Altena, zu genehmigen hatte, die er durch einen Wettbewerb gewonnen hatte. Aufgrund der geltenden Schulbaurichtlinien des Landes NRW musste ich Bedenken vorbringen, und zwar gegen das großzügige, offene Treppenhaus, Kernstück der Schule. Mir waren die Hände gebunden und ich empfahl ihm damals, nach Düsseldorf ins Bauministerium zu fahren, um von dort eine Befreiung von den Vorschriften zu erwirken. Und tatsächlich, er erhielt sie auch von dem Ministerialrat Reisinger in Würdigung der überzeugenden Gesamtkonzeption. Der kleine Beamte in Arnberg, ich war damals noch Bauassessor, konnte keine Abhilfe schaffen, der große Ministerialbeamte in Düsseldorf schon eher – so ist das eben in der Verwaltungshierarchie. Vorschriften hin, Vorschriften her!

Heute am Tage nach 38 Jahren stehen wir uns wieder gegenüber, beide Bürger einer Stadt, beide immer noch Architekten, beide noch nicht im landläufigen Ruhestand, obwohl wir die gesetzte Zeit überschritten haben. Was ist hier Fügung, was Zufall, was Vorsehung? Kein Mensch vermag darauf eine Antwort zu geben, die Wege des Schicksals sind für uns nicht zu durchschauen – und vielleicht ist das auch gut so.

Ich bin am Ende meiner Rede angekommen.

Sie, Herr Lambart haben, wie Sie mir mit leichtem ironischen

Lächeln mitteilten, im Jahr 1966 zusammen mit dem Fußballer Uwe Seeler das Bundesverdienstkreuz erhalten, in Würdigung Ihrer Leistung als Architekt.

Heute erhalten Sie von den Ratinger Jonges die Dumeklemmer-Plakette 2003 für Ihren persönlichen Einsatz um die Rettung von Haus zum Haus. Herr Lambart, Sie haben sich damit um die Stadt Ratingen verdient gemacht. Alle Bürger der Stadt sagen Ihnen Dank und wünschen Ihnen zugleich weitere gesunde und glückliche Jahre in den Mauern dieser bergischen Stadt und in den Mauern von Haus zum Haus.

*Nach der Überreichung der Dumeklemmerplakette und der Urkunde durch Jonges-Baas **Karl-Heinz Dahmen** und Vizebaas **Georg Hoberg** dankte Bruno Lambart dem Heimatverein „Ratinger Jonges“ in einer kurzen Rede für die ihm zuteil gewordene Ehrung:*

*Verehrter Baas,
sehr geehrter Herr Bürgermeister,
meine Damen und Herren,
liebe Jonges,*

Dank für diese Auszeichnung. Für mich ist es ein Beweis dafür, dass auch die Jonges mein Lieblingsprojekt in ihr Herz geschlossen haben.

In ganz Deutschland war ich über 50 Jahre als Architekt tätig, teilweise mit großen und bedeutsamen Projekten betraut, die schönste und wichtigste Bauaufgabe aber blieb in all den Jahren die Wasserburg in Ratingen.

Heinzreiner Klinkenberg hat so viel Positives über mich berichtet – meinen Dank für die Laudatio –, so dass man es dabei eigentlich bewenden lassen sollte, aber ich möchte doch die Gelegenheit für einige Anmerkungen nutzen.

Wir haben das große Glück, dass uns die Altvorderen eine wunderschöne Stadt mit einem herrlichen Umfeld hinterlassen haben, historisch interessant, maßstäblich strukturiert. Kurz: Ratingen bietet seinen Bewohnern eine hohe Lebensqualität.

Gerade in einer Stadt wie Ratingen kommt der Pflege des Brauchtums eine wichtige Rolle zu. Und so möchte ich die Ratinger Jonges dazu ermuntern, das Schicksal unserer Stadt wachsam zu verfolgen.

Heimatspflege ist nicht nur das Bewahren von Mundarten, Gebräuchen und historischen Details, sondern ist auch die Pflege des Stadtbildes mit seinen Straßen, Plätzen und Häusern. Nachfolgende Generationen sollen hier wie bisher eine lebens- und liebenswerte Heimat behalten oder finden.

In der Arbeit der Ratinger Jonges und auch der anderen Heimatvereine sollte die Pflege des Stadtbildes meines Erachtens einen Schwerpunkt bilden. Sie sollten mit darüber wachen, dass die Entwicklung dieser schönen Stadt nicht in die Hände derer fällt, die einseitige Interessen verfolgen und mit fragwürdigen Versprechungen locken, die später – wie leider schon mehrfach geschehen – in einem Scherbenhaufen enden.

In Zusammenhang mit der gebauten Umwelt möchte ich den Bundespräsidenten zitieren, der im April diesen Jahres anlässlich eines Konvents zum Thema Baukultur feststellte:

„Ein Buch kann man zuschlagen und weglegen. Musik kann man abschalten, und niemand ist gezwungen, ein Bild aufzuhängen, das ihm nicht gefällt. An einem Haus aber kann man nicht vorbeigehen, ohne es zu sehen. Architektur hat die größte gesellschaftliche Wirkung.“

Ich will diesen Tag jedoch nicht nur dazu nutzen, mahnend den Zeigefinger zu erheben, sondern auch darlegen, dass ich es mit dem Engagement für die Öffentlichkeit ernst meine, und noch einmal auf die Wasserburg zurückkommen.

Der Aufbau von Haus zum Haus war nicht nur eine der schönsten

Bauaufgaben in meinem Berufsleben. Es macht mir darüber hinaus Freude, dass nicht nur wir uns dort wohl fühlen, sondern die Bürger und auch insbesondere die Kinder an diesem Baudenkmal Anteil nehmen. Täglich bekomme ich dafür die Begeisterung und die Anerkennung der vielen Spaziergänger zu spüren.

Sie haben vielleicht verfolgt, dass in den letzten Jahren durch die Konzerte die Burg noch mehr geöffnet wurde. Dies soll in der Zukunft intensiviert werden. Meine Frau und ich haben die gemeinnützige „Kulturstiftung Wasserburg Haus zum Haus“ gegründet und mit einem soliden Stiftungskapital ausgestattet. Am 23. Oktober 2003 wurde die Gemeinnützigkeit dieser Stiftung durch die Bezirksregierung anerkannt.

Die Stiftung wird sich der Kunst und Kultur auf der Burg widmen und damit einen neuen Akzent in Ratingen setzen. Wir wollen junge Menschen, seien es Musiker, bildende Künstler oder Wissenschaftler, auf ihrem Weg fördern und begleiten. Das unverwechselbare Ambiente der Burg ist aber auch für renommierte Künstler attraktiv. Die Konzepte, wie wir das alles realisieren wollen, werden wir im neuen Jahr vorstellen können.

Wir glauben, dass wir damit einen wichtigen Beitrag zum Kulturleben der Stadt Ratingen leisten können und den Fortbestand des historischen Ensembles nicht nur baulich, sondern durch unser Erbe auch inhaltlich langfristig sichern.

Ricarda Huch hat einmal treffend formuliert: „Traditionen pflegen heißt nicht Asche aufbewahren, sondern eine Flamme am Leben erhalten.“



Die Wasserburg Haus zum Haus in den 1950er Jahren. Foto: Willy Hübers

In einer Feierstunde im Museum der Stadt Ratingen wurde der langjährigen Vorsitzenden des Sozialdienstes katholischer Frauen (SkF), **Edith Bohnen**, am 5. Juni 2004 vom Heimatverein „**Ratinger We-iter e.V.**“ die Johanna-Flinck-Ehrennadel verliehen. **Hildegard Pollheim**, Vorsitzende der „Ratinger We-iter“, würdigte in ihrer Begrüßungsansprache das langjährige soziale Engagement Edith Bohnens. Die Johanna-Flinck-Ehrennadel wurde eigens für Frauen geschaffen, die



Hildegard Pollheim (links), die Vorsitzende des Heimatvereins „Ratinger We-iter“, überreicht Edith Bohnen die Johannes-Flinck-Ehrennadel

sich in ihrer Heimatstadt Ratingen im gesellschaftlich-sozialen Bereich Verdienste erworben haben. Es handelt sich nicht um eine Medaille oder einen Orden, die man zu bestimmten, feierlichen Anlässen tragen kann, sondern um ein von einem Silberschmied gefertigtes, täglich zu tragendes Schmuckstück, das einen grünen Smaragd zeigt, der von einem Netz gehalten wird – Symbol für alle, die fallen könnten, aber letztendlich doch durch das soziale Netz aufgefangen werden. Die Ehrennadel wurde benannt nach **Johanna Flinck** (1877–1956), die sich bis ins hohe Alter als Fürsorgerin zunächst im Kreis Düsseldorf, später im Kreis Düsseldorf-Mettmann für ihre Mitmenschen einsetzte. Im Jahre 1919 wurde sie als eine der ersten Ratinger Frauen in die Stadtverordneten-Versammlung gewählt. Sie war Mitglied im Wohlfahrtsausschuss und Waisenpflegerin für den gesamten Ratinger Stadtbezirk. Edith Bohnen hatte sich ausdrücklich gewünscht, an diesem Tag keine der üblichen Laudationes zu hören. So hielt nach einer Zwischenmusik der hervorragenden Ratinger Violinistin **Sabine Baron** ein langjähriger Freund der Familie Bohnen, **Hans Müskens**, einen Festvortrag über das Thema

Legen wir ein Netz aus. Wir brauchen es alle! ,

in dem natürlich ein wenig Lob für die Geehrte doch nicht fehlen durfte:

Verantwortung tragen liegt nicht im Trend (WZ vom 5. Juni 2005)

Sehr geehrter
Herr Bürgermeister,
sehr geehrter
Herr Dezernent Steuwe,
liebe Frau Vorsitzende,
sehr geehrte Damen und Herren
liebe Frau Bohnen,
lieber Peter,
liebe Familie Bohnen,

es ist ein alter pädagogischer Grundsatz, Bekanntes und Bewährtes in einem weiteren Schritt unter einem neuen Aspekt zu betrachten, um so einen vertieften Zugang zu dem, was man weitergeben möchte, zu erreichen.

Sie kennen wahrscheinlich die Fenster von St. Peter und Paul, die

der Kölner Künstler Hans Lünenborg vor ungefähr 25 Jahren geschaffen hat. Auf ein Fenster will ich heute Ihr Augenmerk lenken, auf das „Petrusfenster“. Ein Fischernetz nimmt fast die ganze Fläche des großen gotischen Fensters ein.

Am heutigen Morgen will ich das Bild ein wenig aus dem biblisch-theologischen Hintergrund herauslösen, der dem Entwurf zweifellos zu Grunde liegt. Ich sehe heute das Bild mehr unter einem sozialen Aspekt. Ihnen fallen dabei sofort Begriffe und Formulierungen ein wie Netzwerk, soziales Netz, durch die Maschen des Netzes fallen und anderes.

Lassen sie mich noch einen Augenblick lang bei der Betrachtung des Bildes bleiben. Wie schon an-

gedeutet, „hängt“ das Netz fast über die ganze Fensterfläche. Die Maschen selbst sind vielfach von Gold und Gelb durchwebt. Ganze Flächen des Netzwerkes sind gold-gelb gestaltet. Der Hintergrund ist in Grau- und Blautönen gehalten, undefinierbare Formen, die eher Unsicherheit und Angst assoziieren. In diesem Netz sehen wir mehrere menschliche Gestalten. Drei Menschen sind durch ihre Körperhaltung und ihre Blickrichtung nach oben gewandt. Einer scheint kopfüber nach unten zu stürzen, dem Ende des Netzes, dem Abgrund entgegen. Die menschlichen Gestalten haben keine individuellen Gesichtszüge, sondern zeigen den Menschen in seiner allgemeinen Gestalt. Jeder von uns könnte es sein. Das Netz scheint oben rechts und links am



Das Petrus-Fenster des Kölner Künstlers Hans Lünenborg in der Pfarrkirche St. Peter und Paul

Maßwerk aufgehängt zu sein. Auffallend ist die Aufhängung an der linken Seite. Das Netz hängt nämlich hier an einem kleinen goldfarbenen Haken, der sich durch den Dreipass windet. Der ist wiederum verbunden mit einer kleinen Rose. In der Rosette in der Spitze des Fensters erkennt man ein Bild Gottvaters, der seinen gekreuzigten Sohn hält. Das ist ein sogenannter Gnadenstuhl, eine traditionelle Darstellung der Dreifaltigkeit. Umrahmt ist diese Gottesdarstellung von einem dreifachen Ring in den Farben Weiß, Schwarz und Gelb.

Bei Kirchenführungen vor allem mit Kindern kommt häufiger die

Bemerkung: Es ist aber nicht schön, so wie diese Menschen in einem Netz gefangen zu werden. Meine Antwort ist dann: Stelle dir vor, das Netz wäre nicht da, dann würden die Menschen tief in den Abgrund stürzen - ohne Halt, ohne eine Möglichkeit herauszukommen. So bietet das Netz Halt und Sicherheit vor dem Absturz und dann auch noch die Chance, die Maschen wie eine Strickleiter zu benutzen, um wieder nach oben zu kommen.

Lösen wir das eine oder andere Bildelement noch etwas genauer auf: Die grauen und dunkelblauen Farben in den undefinierbaren Formen des Untergrundes sind

expressionistische Ausdrucksmittel für Angst und Unsicherheit. Die gold-gelbe Farbe im Netz ist Symbol des Himmels, der seinen vollendeten Ausdruck in dem Goldkreis der Rosette findet. Der Kreis selbst ist ebenfalls ein Zeichen der Vollendung, Zeichen des göttlichen Bereichs, der im Gegensatz zur „Verstrickung“ des Netzes mit seinem Hin und Her steht. Trotzdem ist der Goldton in die einzelnen Netzteile und Maschen hineingewebt. Das Netz ist somit auch vergleichbar mit einer Himmelsleiter. Erklären wir auch noch die kleine Rose. In der mittelalterlichen Ikonographie - also der Bestimmung von Bildzeichen - ist die Rose das Symbol für Christus. So könnte man sagen, das ganze Netz als Bild unserer Welt hängt an Christus. Offen bleibt dann die rechte Seite. Hier scheint das Netz einfach am Maßwerk des Fensters festgehakt zu sein, am Maßwerk, am Mauerwerk des Hauses, das Menschen aufgebaut haben.

Lösen wir jetzt die Bildbetrachtung für einen Augenblick - wie schon angemerkt - aus der biblisch-theologischen Dimension und deuten das Netz als weltimmanentes Bild. So kommen wir zu der Lösung, die ich ja schon andeutete, dass wir Menschen Netze bauen, um nicht abzustürzen. Das Netz als Zeichen der Stabilität, der Solidarität, der Hilfe, der Verantwortung vom einen zum anderen. Letztendlich ein Bild unserer menschlichen Welt mit allen Höhen und Tiefen.

Beim Schlussgottesdienst des Ökumenischen Kirchentages hier in Ratingen im Jahre 2001 wurde auf dem Marktplatz ein Netz gespannt, an dem viele Menschen mitwirkten, wobei die einzelnen Schnüre und Seilteile jeweils von einem gehalten wurden. Am Schluss war das Netz so stark, dass ein Mensch im vollen Vertrauen auf die anderen darauf steigen konnte. Und es hielt. Ein gutes, eindringliches Bild für ein soziales Netz, für zwischenmenschliche Beziehungen, für Verlässlichkeiten, aber auch für eine haltbare Mensch-Gott-Beziehung.

Den Bezug zum heutigen Morgen, zur Ehrung von Frau Edith Bohnen und damit auch der Bezug zum SkF hat wahrscheinlich jetzt schon

jeder gesehen. Ich stelle den Bezug ganz bewusst her und sage, das Fenster sagt etwas Entscheidendes vom Tun und von der Absicht des SkF. Es sagt auch etwas von dem Einzelnen, der dieses wichtige Werk in unserer Stadt trägt, ob als einer der vielen ehrenamtlichen Helfer oder als hauptamtlicher Mitarbeiter. Es sagt auch etwas über Edith Bohnen aus, die eine ganze Menge an Kraft, Energie, an Ideen und Durchsetzungsvermögen in diese Aufgabe investiert hat und jeden Tag von Neuem im Sinne der zahlreichen Projekte aktiv ist.

Edith Bohnen hat an diesem sozialen Netz mitgestrickt und im Laufe der Jahre viele Maschen hinzugefügt, um das Netz immer dichter werden zu lassen bzw. um neue Löcher zu stopfen. Im Bild der Leiter bedeutet das, sie hat Sprossen gebaut, eine nach der anderen, dass Menschen wieder nach oben kommen können, zumindest die Chance haben, mit Hilfe anderer auf Grund eigener Anstrengung zu klettern - und somit nicht auf der Strecke bleiben oder - was noch viel schlimmer wäre - im Abgrund versinken.

Wo lässt sich Edith Bohnen im Bild des Fensters finden? Sie ist eine von den vielen, die das Netz gestrickt haben, und zwar in dem Bewusstsein, dass jeder das Recht hat, auf der Leiter nach oben zu steigen. Jedem muss das Netz Sicherheit vermitteln. Sie ist aber auch eine von denen, die das Netz halten durch ihren ganz persönlichen Einsatz, durch ihre Phantasie und ihre Ideen, sie ist der Haken im Maßwerk des Fensters, an dem das Netz aufgehängt ist.

Ich weiß, dass es Edith Bohnen unangenehm ist, schon als Bild in einem Kirchenfenster zu erscheinen, was normalerweise nur den Heiligen zugestanden wird. So meine ich das auch nicht. Auch ich identifiziere mich mit den Aussagen dieses Fensters. Auch ich und jeder von uns braucht den festen Halt, das sichere Netz. Auch ich kann aus irgendwelchen Gründen abstürzen, wenn ich z.B. krank bin, wenn ich alt werde, und ich freue mich dann über den Halt, den das Netz schenkt. Auch ich möchte an dem Flechtwerk mitwirken, einzelne Maschen mit

Goldfäden durchwirken, damit die Welt menschlicher, friedlicher werde. Auch ich möchte Haken sein, an dem das Netz aufgehängt ist. Ich kann mir vorstellen, dass es Ihnen allen ebenso geht. Also: Liebe Frau Bohnen, Sie sind in guter Gesellschaft. Heute stehen Sie nur stellvertretend für die vielen, die aus einem inneren Ruf, aus einem urmenschlichen Bedürfnis heraus Mit-Mensch sein wollen, Nachbar, Solidarpartner.

Dieses Bild vom Netz war eigentlich die Grundidee von Agnes Neuhaus, als sie 1899 den Sozialdienst katholischer Frauen in Dortmund gründete, und zwar auf rein ehrenamtlicher Basis. Ihr Ziel war es und damit des Verbandes, *aus christlicher Verantwortung den in der Gesellschaft Benachteiligten zu helfen*. Es ging darum, menschliche und materielle Hilfe zu leisten, aber auch darum, *durch politische Tätigkeit die Öffentlichkeit für die Probleme der Randgruppen zu sensibilisieren*. 1908 wurde hier in Ratingen eine Ortsgruppe gegründet aus eben der Erkenntnis heraus, dass auch in einer kleinen überschaubaren Größe, die Ratingen damals zweifellos war, Menschen durch das Netz hindurchfallen können. Menschliche, materielle Hilfe war angesagt, aber genauso Sensibilisierung der Öffentlichkeit und der Politik. Das ist bis heute so geblieben.

Sie stehen in dieser langjährigen Tradition vor Ort - auch in der Nachfolge von Maria Schmitz, meiner hochverehrten Lehrerin aus lange zurückliegenden Volksschulzeiten, die ebenfalls ihren Ort in dem Netz hat - auch und gerade in der politisch so bedrückenden Zeit des Dritten Reiches.

Schauen Sie sich einmal das große Schild am neuen Haus des SkF an der Düsseldorfer Straße 40 an, da bekommen Sie einen Eindruck von dem ausgelegten Netz:

- Allgemeiner Sozialdienst
- Haus für allein erziehende Mütter
- Projekt Wohnen und Leben
- Kindertagespflegevermittlung
- Wohnungslosenhilfe
- Sozialberatung für Schuldner
- Betreuung nach dem Betreuungsgesetz
- Sozialpsychiatrisches Zentrum
- Möbelkammer

- Fahrradstation
- Textilwerkstatt mit Verkauf

Und schließlich die neueste Aktivität:

- Kontakt- und Beratungsstelle für gestresste Mütter

Das, was ich hier aufgezählt habe (es ist wahrscheinlich noch nicht vollständig), befindet sich natürlich nicht alles in der Düsseldorfer Straße, sondern verteilt sich wie ein Netz über das ganze Stadtgebiet. Erkennbares und wichtiges Zeichen in einer Zeit, die oftmals als sozial kalt gedeutet wird.

Lassen Sie mich einen Augenblick darüber nachdenken, worin das Motiv für Edith Bohnen liegt, einem solch großen Betrieb als Vorsitzende vorzustehen. Sie hat damit sehr viel Verantwortung auf sich genommen und das alles ehrenamtlich.

Ich kann mir vorstellen, dass das Wissen und die Bereitschaft um soziale Verantwortung im Elternhaus grundgelegt wurde. In der Familie wird sichtbar und vorgelebt, was es heißt, von sich selbst einmal abzusehen, um den anderen mit in den Blick zu nehmen. Ein Erziehungsziel, das wir auch heute gerne in den Familien sehen würden, was aber leider oftmals in Vergessenheit geraten ist oder auch als lästig oder nicht opportun angesehen wird. Stichwort: Soziales Lernen in der Familie, in der Schule, in Gemeinschaften. Die in der eigenen Herkunftsfamilie gelernte soziale Verantwortung haben Sie, liebe Frau Bohnen, sicherlich mit in ihre eigene Familie hinein genommen und weitergegeben. Dass Ihr Mann Peter Sie in ihrem Engagement unterstützt, ohne dass er darüber großes Aufheben macht, darf an dieser Stelle erwähnt werden.

Untrennbar mit der Erziehung ist sicherlich für Edith Bohnen auch das verbunden, was man mit christlichem Menschenbild meint. Dieses christliche Menschenbild sieht den Menschen und zwar jeden - mit einer Würde ausgestattet, die von keinem anderen Menschen angetastet werden darf und die es gegebenenfalls zu schützen gilt. Diese Würde ist jedem Mitmenschen zu eigen - ganz unabhängig von seiner physischen oder psychischen Leistungskraft, seiner Befindlichkeit, seiner Haut-

farbe, seiner Herkunft, seinem Einkommen, seiner körperlichen Verfassung und seinen geistigen Fähigkeiten. Jeder Mensch ist darüber hinaus Person. Ein ganz wichtiger Aspekt, so meine ich, der die Arbeit des SkF kennzeichnet und dem sich Edith Bohnen aus Überzeugung verpflichtet weiß.

Wenn Sie die einzelnen Aussagen der Definition nachvollziehen, dann erkennen Sie fast schon die Vielzahl der Schilder an der Düsseldorfstraße 40.

Für Edith Bohnen ist das christliche Menschenbild vor allem aber auch durch die Gottesebenbildlichkeit des Menschen geprägt. Hier liegt der eigentliche und tiefste Grund der menschlichen Persönlichkeit: *Da jeder Mensch von Gott nach seinem Bild erschaffen wurde, ist ihm von Anbeginn an eine unverfügbare Würde zugesprochen.* Daraus folgt, dass man nicht umhin kommt, *allen Menschen ausnahmslos und in gleicher Weise Würde zuzusprechen.* Hier liegt nach meiner Überzeugung der entscheidende Grund dafür, dass „Gott“ in die Präambel der EU-Verfassung hinein gehört, weil sich damit der einzelne Mensch und der Mensch in der Gemeinschaft an ei-

ne höhere Ordnung gebunden weiß, die seit Jahrhunderten unser Leben geprägt hat und prägt.

Im christlichen Menschenbild und im Gedanken der Gottesebenbildlichkeit des Menschen begründet sich - so meine ich, der zweite Haken, an dem das Netz hängt und der im Mauerwerk unserer Welt eingeschlagen ist, um ein Zeichen der Hilfe, der Nähe, der Solidarität, der Liebe und Gemeinsamkeit zu setzen.

Am Christi Himmelfahrtstag vor einigen Jahren erwähnte Pfarrer Werner Oermann, der ja Ihnen und dem SkF sehr nahe stand, bei der Predigt den alten Ritus, dass früher nach dem Evangelium die Osterkerze gelöscht wurde, um sinnfällig werden zu lassen, dass Christus zu seinem Vater zurückgekehrt sei. In dem Moment fiel die gesamte Elektrik in der Kirche aus. Pfarrer Oermann meinte in seiner schlagfertigen Art: *So habe ich das aber nicht gemeint.* Draußen schien hell die Sonne und somit wurde jetzt für eine Zeit lang das große Netz auf den Erdboden projiziert. Spuren von himmlischem Gold - sonst hoch oben, jetzt zum Greifen nahe und im wahrsten Sinne des Wortes betretbar. Sinnbild dafür, wenn wir in

unserer Welt Netze spannen. Da vermitteln wir Sicherheit, Freude, Mut, Neuanfang. Sie, Frau Bohnen, und die Männer und Frauen, die Ihnen zur Seite stehen, machen das möglich, machen das Leben in unserer Stadt für den einen oder anderen, für viele lebenswert und auch wieder lebenswert: Ein Stück des Goldfadens in Ihrer Hand, den Sie aber nicht festhalten, sondern weitergeben. Nebenbei noch: Am Schluss des Gottesdienstes beim Segen war der Strom plötzlich wieder da. Der alte Zustand war wieder hergestellt. Es war wie ein Impuls, den ich gerne an Sie alle weitergebe, Verständnis für die Notwendigkeit des Netzes aufzubringen.

Das Bild des Kirchenfensters, das Sie vorliegen haben, zeigt viel freie Flächen. Das ist keine Papierverschwendung, sondern ein Zeichen dafür, dass noch viel zu tun ist. Mit dem Flechten des Netzes sind wir noch an kein Ende gekommen. Nur so können manche Menschen überleben. Und unser Leben wird bereichert.

Verantwortung zu tragen liegt im Trend!

Buchbesprechungen:

Otto Redlich und die Rateringer Stadtgeschichte

Fast 80 Jahre sind seit dem ersten Erscheinen des Buches vergangen. Ein wahrlich „alter Schinken“ also. Lohnt es sich überhaupt, eine solche Darstellung noch einmal aufzulegen? Ist die Darstellung nicht längst durch neuere Forschungen überholt? Das scheinen mir einige berechtigte Fragen zu sein, um deren Beantwortung ich mich gerne bemühen will. Zunächst mögen Sie aus meiner Bereitschaft, dieses Buch für die „Quecke“ zu besprechen, ersehen, dass ich das Projekt für durchaus sinn- und verdienstvoll halte. Aber das wird Ihnen vermutlich nicht genügen. Deshalb will ich weiter ausholen und das Buch in seinen historischen Kontext stellen und auch etwas über die Person seines

Autors bzw. Herausgebers ausführen.

Otto Reinhard Redlich wurde 1864 in der Nähe von Borna, in Sachsen also, geboren. Damit gehörte er zu den vielen rheinischen Historikern, die „eigentlich“ Sachsen waren. Stellvertretend für viele andere sei hier der Name Karl Lamprecht genannt, auch er ein Sachse. Überhaupt scheint es in den Jahren um 1900 und noch in den Jahrzehnten danach enge Beziehungen zwischen dem Rheinland und Sachsen gegeben zu haben, denn beide Länder waren führend im Bereich der Landesgeschichte. Nun hat aber Otto Redlich nicht – wie man vermuten könnte – in Bonn studiert, sondern im hessischen

Marburg, wo er auch seine Ausbildung als Archivar erhielt. 1891 kam er dann ans Düsseldorfer Staatsarchiv. Er blieb dieser Institution dann bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1929 verbunden und war in den Jahren 1921 bis 1929 auch dessen Leiter. Gestorben ist er zehn Jahre nach seiner Pensionierung, 1939 in Düsseldorf. Sein Nachlass wird übrigens im heutigen Landesarchiv Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf verwahrt, das bis vor wenigen Monaten noch Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv hieß.

Betrachtet man das wissenschaftliche Œuvre Redlichs, so fällt auf, dass er im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen kein lu-

penreiner Mediävist (also Mittelalterforscher) war, sondern einen starken Forschungs- und Publikationsschwerpunkt im Bereich der Frühen Neuzeit hatte, also in den Jahrhunderten zwischen der Reformation und der Französischen Revolution. Das verdient deshalb Erwähnung, weil es damals eine historische Fachdisziplin namens „Frühe Neuzeit“ überhaupt noch nicht gab. Die erste Professur, die sich explizit auf diese Epoche bezog, wurde erst 1964 an der RWTH Aachen eingerichtet. Ein Professor für Neuere Geschichte war zuvor also gehalten, von der Reformation bis zum Zweiten Weltkrieg zu lehren, eine Vorstellung, die uns heute angesichts der zunehmenden Differenzierung in unserem Fach ziemlich fremd geworden ist.

Zu Lebzeiten Redlichs wurde diese Epoche – die Frühe Neuzeit – in Deutschland eher stiefmütterlich behandelt. Für die Mediävisten war sie zu „modern“, für die Neuzeithistoriker zu „mittelalterlich“. Allgemein galten die Jahrhunderte zwischen 1500 und 1800 als eine Zeit, in der Deutschland – oder besser: das was später einmal so genannt werden sollte – in Kleinstaaterei und politischer Ohnmacht versunken war. Der Westfälische Friede (1648), nach heutiger Forschungsmeinung ein herausragendes gesamt-europäisches Verfassungsdokument, war den Historikern bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eher ein Symbol für deutsche Schmach, denn für deutsche Zukunft.

„Deutsche Geschichte“, das war damals einmal das Mittelalter – also die Zeit der Könige und Kaiser aus den berühmten Herrscherdynastien der Ottonen, der Salier, der Staufer usw. – und dann erst wieder das 19. Jahrhundert, also die Zeit der deutschen Einigung unter preußischen Vorzeichen, die man als Wiederanknüpfung an den vergangenen Glanz des Mittelalters interpretierte. Die kleindeutsche Reichsgründung des Jahres 1871 war nach dieser Sichtweise die Vollendung der deutschen Geschichte.

Ob Redlich dies genauso sah, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, es fällt aber auf, dass er sich Zeit seines Lebens auch Themen zugewandt hat, die da-

mals wenig Konjunktur hatten, ja mehr noch: die bei den meisten Angehörigen der Historikerzunft ausgesprochen verpönt waren. Dazu zählt in erster Linie die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Otto Redlich mehrere wichtige Studien gewidmet hat und die auch in der vorliegenden Stadtgeschichte stark betont wird. Vielleicht ist hier auch der Grund dafür zu suchen, dass Redlich Zeit seines beruflichen Lebens Archivbeamter geblieben ist und nicht – wie so viele andere vor und nach ihm – in den Universitätsdienst gewechselt ist.

Natürlich war auch Redlich ein Kind seiner Zeit. Die nationalistischen Tendenzen des Kaiserreichs und die nationale „Schmach“ von Versailles haben auch in seinem Denken und Förschen Spuren hinterlassen, Spuren, die man auch in der nun wieder vorliegenden Geschichte der Stadt Ratingen unschwer erkennen kann. Ein „Franzosenfresser“, wie so viele andere, ist Redlich aber deswegen nicht gewesen, wie allein seine intensive und relativ vorurteilslose Beschäftigung mit der rheinischen Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons zeigt. Und wenn Redlich im Zusammenhang mit den Kriegen Ludwigs XIV. von „Raubkriegen“ spricht, so wird man sich – bei aller Vorsicht vor derartigen Wertungen – doch fragen können, ob sie nicht genau dies waren, „Raubkriege“ eben.

Otto Redlich war aber auch ein Mann, der sich nicht im Elfenbeinturm der Wissenschaft verschanzte, sondern stets eine an historischen Fragestellungen interessierte Öffentlichkeit suchte. Was heute noch zum Berufsethos eines jeden guten Archivars gehört, nämlich die Kooperation mit den lokalen Geschichtsvereinen, war auch für Redlich selbstverständlich. Viele seiner Aufsätze sind daher auch im Organ des Düsseldorf-Geschichtsvereins erschienen, dem Düsseldorf-Jahrbuch, dem er über lange Zeit als Autor eng verbunden war. Auch mit anderen rheinischen Geschichtsvereinen, dem Bergischen etwa oder dem Historischen Verein für den Niederrhein, pflegte er einen engen Austausch. Nicht zuletzt seine Ratinger Stadtgeschichte zeugt von

dem Bemühen, einen breiteren Kreis von Lesern zu erreichen, Lesern eben, bei denen man zwar ein vitales Interesse an der Geschichte ihrer Stadt, aber keine historischen Fachkenntnisse voraussetzen kann.

1926, das Jahr der 650-Jahrfeier der Stadt Ratingen, war auch das Jahr, in dem die letzten französischen und belgischen Besatzungstruppen das Rheinland verließen, so dass die Menschen in unserem Raum so etwas wie eine Befreiung erlebten. Schon 1925 hatte man in einer großen Ausstellung rheinisches Selbstbewusstsein zur Schau gestellt, in der man „Tausend Jahre deutscher Geschichte am Rhein“ feierte, wie fragwürdig der Anlass damals auch gewesen sein mag.

Es erscheint nicht zu weit hergeholt, wenn man feststellt, dass auch die Redlichsche Stadtgeschichte etwas von diesem neuen Selbstbewusstsein des Rheinlands reflektiert. Damals verfügte noch kaum eine der Nachbarstädte über eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Stadtgeschichte, sieht man einmal von der zweibändigen Geschichte der Stadt Düsseldorf ab, die 1921 erschienen war. Für eine relativ kleine Stadt, die Ratingen damals war, kann diese Leistung also nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Gewiss, Redlich konnte bei der Abfassung seines Buches auf einige Vorarbeiten zurückgreifen, auch gibt es neben ihm noch andere Autoren in dem Band, den Hauptteil der Arbeit hat er aber selbst geleistet. Deswegen trägt dieses Buch auch unverkennbar seine Handschrift. Bezeichnenderweise hat Redlich die Bearbeitung der katholischen Kirchengeschichte Ratingens einem anderen Autor überlassen, dem Geistlichen Arnold Dresen. Offenkundig hatte der Protestant Redlich gewisse Berührungspunkte gegenüber einem Thema, das ihm aufgrund seiner durch und durch protestantischen Prägung eher wesenfremd sein musste. (Auch dies wirft übrigens ein interessantes Schlaglicht auf die intellektuelle Situation in den 1920er Jahren. Die Gräben, die der Kulturkampf der Jahre nach 1871 aufgeworfen

hatte, waren damals noch lange nicht zugeschüttet. Nach wie vor bestanden massive Ressentiments zwischen den Konfessionen, die wie selbstverständlich auch ihren Niederschlag in der Geschichtswissenschaft fanden.)

Die Kapitel des Bandes sind sehr unterschiedlich zu bewerten. Wie Joachim Schulz-Hönerlage in seiner Einleitung zur Neuedition feststellt, ist das erste Buch – „Äußere Geschichte der Stadt Ratingen“ – aus heutiger Sicht etwas problematisch. Tatsächlich hat Redlich hier – ganz im Stil der borussischen Geschichtswissenschaft – die Geschichte als eine Abfolge von Kriegen und Schlachten geschildert, sowie die „großen Männer“, die nach landläufiger Ansicht „Geschichte gemacht“ hätten. Das würde man heute sicherlich anders angehen.

Vieles, was im ersten Buch Erwähnung findet, setzt zudem beim Leser ein gehöriges Maß an Vorwissen voraus. Allerdings muss man davon ausgehen, dass dieses Vorwissen beim weit überwiegenden Teil der damaligen Leserschaft – also bei dem, was man gemeinhin als „Bildungsbürgertum“ bezeichnet – durchaus vorhanden war. Der Schulunterricht war ganz auf die Ereignisgeschichte abgestellt, wobei natürlich die nationale (oder sollte ich besser sagen: nationalistische) Perspektive zugrunde lag. Natürlich waren die Deutschen dabei stets die „good guys“ – also die mit den weißen Hüten – während die anderen (namentlich die Franzosen) die „bad guys“ mit den schwarzen Hüten zu geben hatten.

Gewissermaßen bediente Redlich hier also die Erwartungshaltung seiner Leserschaft. Er nahm sie gleichsam an die Hand, um ihnen dann im zweiten Buch – „Rechts- und Wirtschaftsgeschichte“ – eine andere Seite der Geschichte nahezubringen, die – wie erwähnt – damals noch durchaus Neuland darstellte.

Was Redlich hier auf knapp 150 Seiten bietet, würde man modern gesprochen eine „Strukturgeschichte“ nennen, auch wenn dem Autor natürlich dieser Begriff noch unbekannt war. Erkennbar wird das Bemühen, nahezu jeden Lebensbereich in der Stadt zu erfassen,

also die Verwaltung, die Rechtspflege, das Finanzwesen und den Bereich von Handel und Gewerbe. Dies alles ist gründlich aus den Quellen gearbeitet und kann auch nach heutigen Maßstäben als mustergültig betrachtet werden. An der einen oder anderen Stelle waltet zwar eine gewisse Sorglosigkeit im Umgang mit den Fakten, doch schmälert dies keinesfalls den Gesamtwert der Darstellung.

Ganz unverkennbar hat sich Redlich in diesem Teil durch die neuen Impulse der rheinischen Landesgeschichte beeinflussen lassen, wie sie namentlich vom 1921 gegründeten und noch heute bestehenden „Institut für rheinische Landeskunde“ an der Universität Bonn ausgingen. Das Konzept dieser „rheinischen Landeskunde“ hat auch heute noch wenig von seiner Faszination eingebüßt, auch wenn man das politische Verhalten einiger ihrer Vertreter mittlerweile in sehr kritischem Licht sieht. Die Bonner Landeskundler waren damals (und manche behaupten, sie wären dies immer noch, was ich persönlich jedoch etwas anders sehe) die unbestrittenen Leitfiguren der rheinischen Geschichtsforschung, deren Einfluss sich natürlich auch ein Mann wie Redlich nicht entziehen konnte.

So scheute er sich nicht, Akten in die Hand zu nehmen, die manch anderer Historiker damals – wenn überhaupt – nur mit spitzen Fingern angefasst hätte. Steuerakten beispielsweise, Zunftakten oder auch solche, die sich auf die ersten Ansätze industrieller Betätigung in dieser Stadt beziehen. Was Redlich beispielsweise über die Brügelmannsche Baumwollgarnspinnerei „Cromford“ ausführt, kann – ungeachtet mancher neuer Erkenntnisse im Detail – auch heute noch Gültigkeit beanspruchen. Gerechterweise muss hier allerdings hinzugefügt werden, dass sich Redlich bei seiner Darstellung der Handels- und Gewerbeverhältnisse Ratingens auf Vorarbeiten von Heinrich Eschbach stützen konnte, was er in einer Fußnote ausdrücklich erwähnt. Redlich hieß also nicht nur so, er war auch wissenschaftlich durchaus „redlich“.

Der dritte Teil des vorliegenden Bandes, die „Geschichte der katholischen Pfarre Ratingen“ aus der Feder von Arnold Dresen, ist gewissermaßen ein „Buch im Buch“. Die katholische Kirchengeschichte kann durchaus als eigenständiger Teil gesehen werden, wodurch auch verständlich wird, dass zahlreiche Sachverhalte, die auf den vorangegangenen Seiten bereits dargelegt wurden, hier noch einmal zur Sprache kommen. Offensichtlich hat es hier zwischen Redlich und Dresen keine inhaltliche Absprache gegeben. Ich betrachte dies jedoch keineswegs als abträglich, denn was Dresen hier in enormer Fleißarbeit kompiliert hat, nötigt auch dem heutigen Leser noch Respekt ab. Freilich gilt auch hier der Vorbehalt, dass durch neuere Forschungen manches als überholt gelten muss. Dies gilt beispielsweise – wie Schulz-Hönerlage anmerkt – für die Baugeschichte der Pfarrkirche St. Peter und Paul, über die wir aufgrund der Grabungen aus den 1970er Jahren weiterführende – wenn auch keineswegs erschöpfende – Kenntnisse besitzen.

Erfreulicherweise enthält sich Dresen weitgehend jeder konfessionellen Polemik, was angesichts des eben angesprochenen Fortbestehens der konfessionellen Gegensätze erstaunt. Deutlich wird dies etwa bei der Schilderung der Reformation in Ratingen, die frei von negativen Wertungen ist, wie man sie bei einem katholischen Geistlichen vielleicht vermutet hätte. Selbst ein so einschneidender Vorgang wie die Säkularisation des Jahres 1803 – also die Aufhebung der Klöster und die Einziehung ihres Besitzes von Staats wegen – wird von Dresen ohne polemische Einwürfe behandelt.

Auf konfessionelle Polemik verzichtet auch Redlich in seinem Beitrag zur protestantischen Kirchengeschichte Ratingens weitgehend. An der einen oder anderen Stelle wird zwar klar ersichtlich, welches Gesangbuch er selber besaß, doch wird man das auch aus heutiger Sicht kaum als gravierenden Nachteil ansehen. Dieser Beitrag besticht im Übrigen durch die Einbindung der Ratinger Stadtgeschichte in die allgemeine

Kirchengeschichte des Rheinlands, auch wenn an dieser Stelle natürlich ebenfalls der Vorbehalt gemacht werden muss, dass die Forschung in mancher Frage mittlerweile neue Erkenntnisse erbracht hat.

Positiv ist auch zu vermerken, dass Redlich die Kirchengeschichte nicht isoliert betrachtet, sondern sie durchaus zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt in Beziehung setzt.

Was die Schulgeschichte der Stadt Ratingen angeht, so hat sich ihr Johannes Petry angenommen, der damals als Studiendirektor am hiesigen Gymnasium wirkte. Dass hier ein Lehrer und kein Historiker schreibt, merkt man dem Beitrag an, der gegenüber den vorangegangenen Teilen des Buches methodisch und inhaltlich etwas abfällt. Auch hat Petry offenbar keine eigenen Quellenstudien betrieben und sich in seiner Darstellung im Wesentlichen auf die bereits vorhandenen Ausarbeitungen von Peter Eschbach bezogen. In der Einleitung von Joachim Schulz-Hönerlage können Sie im Übrigen nachlesen, wo man der Schulgeschichte auch inhaltlich misstrauen muss. Insgesamt aber wird man auch dieses Kapitel – trotz aller Unzulänglichkeiten – nicht in Bausch und Bogen verwerfen dürfen. Solange sich kein anderer Bearbeiter findet, wird dies die einzi-

ge Darstellung dieses stadtgeschichtlichen Aspekts bleiben.

Die eingangs gestellte Frage, ob es gerechtfertigt erscheint, eine fast achtzigjährige Stadtgeschichte noch einmal aufzulegen und dem interessierten Publikum zur Lektüre zu empfehlen, kann ich in diesem Fall eindeutig bejahen. Sicher wäre es wünschenswert gewesen, man hätte die ältere Ratinger Stadtgeschichte völlig neu bearbeitet und nach Maßgabe des heutigen Forschungsstands geschrieben. Aber ein solches Unternehmen hat fast titanischen Charakter. Man muss nicht nur qualifizierte Mitarbeiter gewinnen (was schon schwer genug ist), man muss auch die nötigen finanziellen Voraussetzungen schaffen, um ein solches Vorhaben zu realisieren – und hier sehe ich angesichts der chronisch defizitären öffentlichen Kassen ein Hauptproblem. Einmal ganz abgesehen von der Tatsache, dass eine moderne Stadtgeschichte einen Vorlauf von zehn bis fünfzehn Jahren benötigt.

Außerdem – und diesen Aspekt will ich nicht gering bewerten – werden die neuen Bearbeiter vermutlich zu keiner grundstürzenden Neubewertung der Ratinger Stadtgeschichte gelangen. Dies gilt in erster Linie für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit. Anders verhält es sich im Falle des 19. und 20. Jahrhunderts, aber hierzu gibt es

ja seit einigen Jahren eine zuverlässige, durchweg modernen Ansprüchen genügende Stadtgeschichte, die den Lesern hinreichend bekannt sein dürfte.

Beide Bände zusammen bieten eine Gesamtschau der Ratinger Stadtgeschichte, die in dieser Form noch lange Zeit Gültigkeit haben wird. Dies gilt um so mehr, als sich die Herausgeber der „alten“ Stadtgeschichte entschlossen haben, diese nicht einfach als reprographischen Nachdruck erscheinen zu lassen, sondern ihn mit einer kritischen Einleitung zu versehen, ihn neu zu bebildern und vor allem, ihn mit einer ausführlichen Bibliographie zu versehen, in der die wichtigste Literatur zur Geschichte der Stadt aus der Zeit nach 1926 aufgelistet ist. Dadurch werden manche inhaltlichen Defizite der Redlich-Dresen-Petryschen Darstellung wettgemacht – Defizite, die in den meisten Fällen der Tatsache geschuldet sind, dass die Forschung eben in den letzten 80 Jahren neue Erkenntnisse hervorgebracht hat.

Ratingen. Geschichte von den Anfängen bis 1815, hrsg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Essen : Klartext Verlag 2004, 493 Seiten, zahlreiche, z.T. farbige Abbildungen, ISBN 3-88474-943-9, € 29,90

Professor Dr. Jörg Engelbrecht

Stadtarchiv Ratingen (Hrsg.) in Verbindung mit dem Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.:

Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Band 8, Ratingen 2003

Das neue „Ratinger Forum“, seit 1989 herausgegeben vom Stadtarchiv in Verbindung mit dem Ratinger Heimatverein, ist mittlerweile in der achten Folge erschienen. Es ist unbestritten, dass sich die nun vorliegende Ausgabe von den bisherigen – zumindest in äußerlicher Gestalt – deutlich abhebt: Der Band verlässt die Tristesse der grau-grünen Hefte und strahlt in einem satten Blauton. Und auch die Inhalte (Aufsätze, kleinere

Beiträge, Rezensionen und die Fortsetzung der unverzichtbaren Ratinger Bibliografie) gehen in manchen Bereichen über das klassische thematische Repertoire der lokalen Geschichtsschreibung hinaus.

Der Beitrag über „Kunst im öffentlichen Raum“ erfasst erstmals sämtliche Kunstwerke, Brunnen und Statuen, die in und um Ratingen öffentlich zu besichtigen sind. Schriftleiterin Dr. Erika Müns-

ter, der Diplom-Ingenieur Josef Chwieralski und Malwine Przybylak, Auszubildende im Stadtarchiv, sind der Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte der verschiedenen Werke gründlich nachgegangen. Dabei sind mancherlei skurrile Details ans Tageslicht gekommen: Der „Bergische Löwe“ beispielsweise, der vor dem Hauptportal von St. Peter und Paul steht, ist kein Symbol mittelalterlicher Städtelherrschaft, sondern ei-

nes nationalen Heimatbewusstseins. Die Statue wurde nicht vor Jahrhunderten, sondern 1944 von dem Düsseldorfer Künstler Ernst Reiss-Schmidt aus Muschelkalk gefertigt und als eines der drei „historischen Standbilder“ aufgestellt. Die beiden anderen Figuren (der „Stadtsoldat“ und der „Dumeklemmer“) sind bis heute verschollen, so wie auch das Todesdatum des Künstlers – übrigens der Erfinder des Skibobs – unbekannt blieb. Viele der vorgestellten Kunstwerke sagen so auch etwas über die Gesellschaft ihrer Entstehungszeit aus: von dem monumentalen Beton-Obelisk vor der Stadthalle oder dem wappengezierten Stadtbrunnen auf dem Marktplatz von Hans Breker (beide 1976) bis hin zu den Kunstwerken des Euroga-Weges durch das Angertal, bei deren Anblick auch geschmunzelt werden darf, kann man in Form, Material und Gestaltung immer auch etwas über das Kunst- und Geschichtsverständnis der Ratinger ablesen.

Archivar Joachim Schulz-Hönerlage nähert sich in seinem Beitrag Dr. Franz-Josef Gemmert, dem ersten Nachkriegsbürgermeister, an. Zugleich hat er die gesammelten Sagen und Heiligenlegenden über die Siedlung Ratingen und ihre Entstehungsgeschichte, welche von Schülern des Lintorfer Kopernikus-Gymnasiums neu erzählt wurden, erstmals veröffentlicht – auch das also ein interessanter Beitrag: der Missionar Suitbertus und die „Dumeklemmer“ aus kindlicher Sicht.

In einer breit angelegten Studie stellt der Lintorfer Archäologe Thomas van Lohuizen die Ergebnisse seiner Arbeiten vor, die ihn in den vergangenen Jahren immer wieder suchend in den Ratinger „Untergrund“ verschlagen haben. Bei seinen stets erfolgreichen Ausgrabungen hat van Lohuizen die verschiedenen Keramik- und Metallteile inzwischen zu einem Gesamtbild zusammengefügt und ist zu dem Ergebnis gelangt, dass vor allem Lintorf und Breitscheid bereits in mittelalterlicher Zeit in fast „industrieller“ Weise Töpfe

und Gefäße anfertigten. Die in Massenproduktion getöpferte Ware gelangte über Fernwege in das gesamte Rheinland (z.B. Köln) und sogar – nachgewiesenermaßen – bis in eine Messehalle Londons.

Hermann Tapken, ein Spezialist für die nationalsozialistische Vergangenheit in Ratingen, stellt in seinem Aufsatz das Schicksal der jüdischen Kinderärztin Hilde Bruch vor. Die Medizinerin praktizierte nur kurz in Ratingen: Von Oktober 1932 bis zum Frühjahr des Folgejahres unterhielt sie ihre Praxis am Marktplatz. Es mutet entsetzlich an, mit welcher abscheulichen Impertinenz Ratinger Nazis die Ärztin aus der Stadt ekelten, weil sie Jüdin war. Tapken belegt, dass auch Hilde Bruch am 1. April 1933, dem Tag des reichsweiten Boykotts gegen jüdische Praxen, Geschäfte und Kanzleien, bedrängt und bedroht wurde, bis sie schließlich Ratingen verließ. Sie emigrierte in die USA und wurde dort eine weltweit renommierte Wissenschaftlerin, unter anderem gilt sie als die erste Erforscherin von Magersucht und Bulimie.

Zeitzeuge und „Forum“-Autor Helmut Pfeiffer erinnert sich in seinem Beitrag ganz persönlich an das Leben in der Stadt zwischen 1945 und 1955, also zwischen der Kapitulation und dem einsetzenden Wirtschaftswunder. Mit klarem Blick für Details und größere Zusammenhänge gleichermaßen zeichnet er die Schwierigkeiten nach, denen sich seine Generation über Jahre hinweg zu stellen hatte. Hunger und Trümmerbeseitigung, Neubeginn von sozialem und wirtschaftlichem Leben, Wiederaufnahme von Ausbildung oder Vereinstätigkeiten sowie die Währungsreform sind hierbei die vielleicht wichtigsten Schlagworte, denen sich der Autor widmet. Eine sehr persönliche Beschreibung, durch welche sich der Zustand absoluter Bescheidenheit dieser Jahre wie ein „roter Faden“ hindurchzieht. Was bleibt, sind die facettenreichen Erinnerungen von engagierten Zeitzeugen wie Helmut Pfeiffer.

Auch die Auseinandersetzung um den Ratinger Prälaten und Religionslehrer Karl Josef Mücher ist noch nicht abgeschlossen. Bei einer reichlich hitzigen Debatte im Sommer 2002 hatte man dem Stadtarchiv und dem Historiker Hermann Tapken, der im „Forum“ (Band 7) bereits den Lebensweg des Geistlichen nachgezeichnet hatte, vorgeworfen, keine Zeitzeugen befragt zu haben. Diesem Vorwurf kam die Redaktion nun nach. Im neuen Band werden Interviews mit ehemaligen Schülern Müchers abgedruckt, die der Historiker Detlef Wörner durchgeführt hat. Dennoch bleibt die Rolle, die Mücher zur Zeit des Nationalsozialismus und in der unmittelbaren Nachkriegszeit gespielt hatte, umstritten. Das bezeugen die verschiedenen Meinungen, die sich zu diesem Themenbereich konstituiert haben. Der Gegner der Nazis und hintergründige Wort- und Meinungsführer beim politischen Wiederaufbau nach dem Krieg ist nach wie vor in der Diskussion zwischen Geschichtswissenschaft und den persönlichen, teils emotionalen Erinnerungen der Zeitzeugen ein „Mann des Widerspruchs“ (Tapken).

Das neue „Forum“ setzt die Tradition seiner Qualität in den Beiträgen und Rezensionen unbestritten fort. Hier wird der Blick auch über die Stadtgrenzen hinaus gewagt, und die Redaktion scheut sich nicht, auch schwierige Themen zu integrieren. Vergleiche zu ähnlichen regionalen Veröffentlichungen braucht das „Ratinger Forum“ nicht ansatzweise zu scheuen. In den Universitätsbibliotheken und Archiven des Rheinlands, wie beispielsweise Bonn oder Düsseldorf, gehören die acht Bände zum festen Bestand. Auch das dokumentiert den hohen wissenschaftlichen Stellenwert dieser Publikationsreihe des Stadtarchivs, in dem seit vielen Jahren kontinuierlich eine ausgesprochen engagierte, seriöse und wirkungsvolle Arbeit geleistet wird.

Bastian Fleermann M.A.

Richard Baumann:

**75 Jahre Bund der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften
1928–2003. Für Glaube, Sitte und Heimat, herausgegeben vom Bund der
Historischen Deutschen Schützenbruderschaften e. V., unter Mitarbeit von
Uta K. Remmers, Münsterschwarzach 2004**

Für sozial- und regionalhistorische sowie volkskundliche Forschungen stellen Schützenbruderschaften und ihre geschichtlichen Entwicklungen ein vielschichtiges und wichtiges Feld dar. Die christlichen Bruderschaften bildeten seit dem Mittelalter in Deutschland wichtige soziale Gruppierungen, deren vorrangiges Ziel es war, im Kriegsfall die Verteidigung der Heimatstädte und -dörfer zu garantieren. Doch rasch schloss sich eine weitere erhebliche Komponente an: Bruderschaften dienten mehr und mehr auch den Zielen der Geselligkeit, des Vereinslebens und des lokalen Zusammenhalts sowie der sportlichen Betätigung bei Schießwettbewerben. Kurzum können diese Gruppierungen bis heute als ein Hort christlich-städtebürgerlicher Traditionen gewertet werden; sie haben ihren integrativen Bestandteil nicht verloren, auch wenn die Werte „Glaube, Sitte, Heimat“ einem stetigen Wandel unterliegen.

Einen zentralen Überblick über die Geschichte des Schützenwesens in Deutschland im 20. Jahrhundert legt nun der Ratinger Volkskundler, Journalist und Autor Dr. Richard Baumann vor. Anlässlich des 75-jährigen Bestehens des „Bundes der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften“ zeichnet er den Weg dieses Verbandes detailliert nach. Die inneren Organisationsformen und Traditionsmuster des Bundes und ihrer Tochter-Bruderschaften, die für Nicht-Schützen so oft leider unverständlich erscheinen, wer-

den in diesem Buch endlich einmal engagiert und klar vermittelt, so dass viele Begriffe oder Feierlichkeiten rasch deutlicher werden. Schon aufgrund dessen ist diese Neuerscheinung sehr zu begrüßen.

Aufbauend auf den Vorarbeiten der hauptamtlichen Archivarin des Bundes, Uta Kirsten Remmers M. A., hat Richard Baumann auf über 300 Seiten einen faszinierenden Einblick in die Welt der Schützen gewährt. Dabei wird deutlich, dass diese Welt nicht isoliert ist, sondern maßgeblich mit der Geschichte Deutschlands korrespondiert. Nach einer gelungenen Einleitung zur Schützengeschichte (vor allem im rheinischen Köln) geht der Autor auf die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts ein. Die „Erzbruderschaft vom heiligen Sebastian“, Vorläufer-Verband des späteren Bundes, wurde am 27. Februar 1928 von Dr. Peter Louis, Pfarrer in Leverkusen-Bürrig, gegründet und kurz darauf die erste Ausgabe des Organs „Der Schützenbruder“ herausgegeben. Doch schon wenige Jahre später hatten sowohl der Dachverband als auch die zahlreichen Bruderschaften und ihre Mitglieder mit der Gleichschaltungspolitik der Nationalsozialisten zu kämpfen. Als Konkurrenz zur christlichen Erzbruderschaft verstand sich nun die NS-Organisation „Deutscher Schützenbund“, die sich vollkommen der nationalsozialistisch-atheistischen Ideologie unterworfen hatte. Immer mehr kleinere Bruderschaften wurden aufgelöst, ihr

Vermögen konfisziert, bis schließlich 1936 auch die Erzbruderschaft ihre Aktivitäten einstellen musste.

Nach 1945 gestaltete sich der Neubeginn des Schützenwesens schwierig: Die Alliierten mussten sämtliche Vereinsgründungen genehmigen, Waffenbesitz (auch von leichten Sportgewehren) war grundsätzlich untersagt. Im Rheinland hielten jedoch Bundeskanzler Adenauer und der Kölner Kardinal Frings ihre helfenden Hände über die Schützenbrüder. Die Schützenbruderschaften und ihr Dachverband konnten sich in der Nachkriegszeit zu einer neuen Blüte entwickeln.

Bis in die Gegenwart verfolgt Richard Baumann den Gestaltwandel und die Entwicklungen der Schützen. Mit durchgehender Präzision und fesselnder Darstellung gelingt so ein Überblick, der sich in einem neuen Standardwerk für alle Interessierten oder Forscher, die sich mit dem Schützenwesen im 20. Jahrhundert beschäftigen, als unabdingbar erweisen wird. Glanzvoll bebildert und mit zahlreichen tabellarischen Übersichten, die wir der Arbeit von Archivarin Remmers zu verdanken haben, ist das Werk auch optisch ein Gewinn. Insgesamt liegt hiermit ein prachtvoller, gelungener und lezenswerter Band vor, der den Stellenwert und die Position der Schützen auch in der modernen Gesellschaft geschickt verdeutlicht.

Bastian Fleermann M.A.

Richard Baumann / Otto Bartsch:

**Ratinger Bilder und Geschichten – Mit Stift und Feder durch die Stadt.
Mit einem Vorwort von Bürgermeister
Wolfgang Diedrich. Ratingen 2003**

Wenn ich mit Kindern und Jugendlichen durch unsere Stadt gehe oder Kirchen besichtige, dann verteile ich oft Papier und Bleistift

und bitte sie, einmal das zu zeichnen, was ihnen gerade im Augenblick besonders auffällt. Die Erfahrung zeigt, dass die Bilder und

Zeichnungen ganz persönliche Eindrücke wiedergeben. Im Anschluss daran setzen wir uns zusammen und fragen: „Warum hast

du gerade dieses Motiv gewählt?“ Das Ergebnis ist in der Regel eine Sammlung von Geschichten, erzählte Geschichte, an die ich anknüpfen kann.

Diese oder eine ähnliche Erfahrung haben vielleicht die beiden Autoren des Buches „Ratinger Bilder und Geschichten“ gemacht. Otto Bartsch, der Künstler, ist mit Sicherheit durch die Stadt gegangen und hat seine persönlichen Eindrücke in Zeichnungen festgehalten. Richard Baumann, der Schriftsteller, hat wahrscheinlich nicht hinter ihm gestanden und ihm zugeschaut, sondern hat sich am Schreibtisch Episoden ausgedacht und Informationen zusammengetragen, die mit den Bildern in einer Beziehung stehen könnten. Das Ergebnis ist ein schönes Bilder- und Lesebuch, das dem Leser - ob er in Ratingen geboren wurde oder erst im Laufe seines Lebens zugezogen ist - eine Menge an „Sehweisen“ bietet. Ergänzt werden die Zeichnungen und Texte noch durch eine Reihe von historischen Illustrationen, die eine weitere Veranschaulichung ermöglichen und zusätzliche Informationen geben wollen.

Dass der Zeichner Motive sucht, liegt auf der Hand, und die findet er in der Innenstadt mit ihren alten Häusern, Gassen und Kirchen, die findet er auch vor allem bei der Burg „Haus zum Haus“, in „Cromford“ und bei den alten Mühlen an der Anger. Sein Blick schweift vom alten zum modernen Ratingen. Hierzu gehören neben Stadthalle und Rathaus zweifellos der Stadtteil Ratingen-West mit seinen „großen Häusern“, aber auch mit seinen naturnahen Erholungsgebieten. Der Blick geht weiter in die anderen Stadtteile: Lintorf, Homberg, Hösel, Breitscheid, Egger-

scheidt. Alle sind sie vertreten mit Schloss, Burg und Kirche. Oftmals ist gerade das Detail kennzeichnend und öffnet den Blick des Betrachters: „Das habe ich so noch nie gesehen.“ Otto Bartsch hat sich möglicherweise selbst in einem der Bilder dargestellt. Auf dem Ratinger Markt steht der Maler mitten in dem Marktgetriebe unter einem Sonnenschirm und hat vor sich die Staffelei mit dem Motiv, das der Leser gerade betrachtet.

Zum Bild kommt der Text. Der Autor erzählt Geschichten, weiß von besonderen Ereignissen, kennt die Zusammenhänge, ohne eine umfassende Stadtgeschichte schreiben zu wollen. Trotzdem erfährt der Leser wichtige Einzelheiten von der langen Geschichte Ratingens. Was das Bild nicht leistet und nicht leisten kann, schafft der Text: Informationen zu geben, was „hinter“ dem Bild steckt. Und da kommt einiges - auch an Details - zusammen: Über das Leben in der Stadt im Laufe der Jahre und Jahrhunderte; über die Burg an der Anger und ihre wechselnden Besitzer; über Mühlen, über Lintorf und seine ganz eigene Geschichte; über die Kirchen in Homberg; über Schloss Linnep in Breitscheid; über die Grafen Spee, die Brügelmanns und andere Bewohner Ratingens aus früheren Zeiten. Vielseitig sind die Aspekte, die angesprochen werden. Texte und Bilder machen neugierig. Letztlich soll der Leser sich selbst auf den Weg machen, um einen eigenen Eindruck von der Stadt zu bekommen oder auch als kurzzeitiger Besucher das Buch mit nach Hause nehmen, um sich so an die schöne Stadt zu erinnern.

Beide Autoren sind nicht in Ratingen geboren, Ratingen ist aber für

beide zur Wahlheimat geworden. Otto Bartsch wurde in Oberschlesien geboren. Der Krieg und die Vertreibung führten in letztendlich in unsere Stadt. Hier war er lange Jahre Mitarbeiter der Stadtverwaltung und hatte als Abteilungsleiter seinen Schwerpunkt vor allem in der außerschulischen Jugend- und Bildungsarbeit. 1963 organisierte er eine große Freizeitmaler - Ausstellung. Er ist Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des „Clubs Ratinger Freizeitmaler“. Seit dem Jahre 2000 ist er Ehrenvorsitzender. Seine Bilder wurden bisher in vielen Ausstellungen im In- und Ausland gezeigt.

Dr. Richard Baumann, vielen als Redakteur einer großen Düsseldorfer Tageszeitung bekannt, ist seit 1957 „Ratinger“. Bevor er mit dem Studium beginnen konnte, musste er erst in den Krieg ziehen und die Kriegsgefangenschaft hinter sich bringen. Nach Kriegsende konnte er endlich Germanistik, Volkskunde und Kunstgeschichte in Würzburg studieren. So lag es nahe, dass seine berufliche Laufbahn auch bei einer Würzburger Tageszeitung begann, bis er schließlich Redakteur und Redaktionsleiter in Ratingen wurde. Der Beruf brachte schnell zahlreiche Kontakte zur Stadt- und Heimatgeschichte. In zahlreichen Aufsätzen und Beiträgen hat er sich mit heimatgeschichtlichen Themen beschäftigt. Vierzehn Buchveröffentlichungen zeigen bis heute seine Freude am Schreiben und sein großes Interesse an der Geschichte seiner fränkischen Heimat und an Ratingen. Damit verbindet sich auch der Wunsch, immer wieder Neues zu ergründen.

Hans Müskens

Bastian Fleermann,

„Alles schreit nach Brot“. Ernährung in Ratingen 1700 - 1900 als Indikator für den kulturellen Wandlungsprozess, Münster/New York/München/Berlin 2004, 151 S., zahlreiche s/w-Abbildungen.

Die vorliegende Veröffentlichung ging aus einer im Wintersemester 2003/2004 am Volkskundlichen Seminar der Universität Bonn ein-

gereichten Magisterarbeit hervor und wurde im Rahmen der ange-sehenen „Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur“ veröffentlicht.

Bastian Fleermann gibt eingangs einen fundierten methodischen und historischen Überblick, der Quellen und Perspektiven, Fra-

gestellungen, den geografischen und politischen Untersuchungsraum sowie die Vorbedingungen der Nahrungskultur seit der Stadterhebung Ratingens im Mittelalter bis zum Ende der Frühen Neuzeit vorstellt. Zwar beklagt der Verfasser eine recht schmale Quellenbasis (S. 13), allerdings hat er mit Sachkenntnis und Spürsinn so viel Material zusammengetragen und ausgewertet, dass trotz aller Probleme, die die Erforschung der Alltagskultur und -geschichte mit sich bringt, eine äußerst informative Arbeit entstanden ist.

Den Verzehr von Getreide, Obst und Gemüse, Nüssen und selbst Kümmel und Senf kann er bereits für das Mittelalter in der Region nachweisen. Zum Brotverzehr, einem der Hauptnahrungsmittel, lässt sich Aufschluss gewinnen über den späten Zusammenschluss der Bäcker zu einer Zunft (1712), die ihr Gewerbe gegen unliebsame Mitkonkurrenten, die billigeres, aber vielleicht auch qualitativ schlechteres Brot produzierten, schützen wollten. Vor dem Hintergrund einer überwiegend armen Bevölkerung, wie es sie zu dieser Zeit in Ratingen gab, wird die Perspektive beider Seiten gut nachvollziehbar dargestellt. Der

Schweineaufbrand am Beispiel eines Festes von 1749, der Fang von Krametsvögeln in den Waldgemarken, die Bedeutung des Trinkwassers und des Konsums von Alkohol, der auch unter Aspekten der Kalorienzufuhr und medizinischer Gründe betrachtet werden muss, werden eindrucksvoll nachgezeichnet.

Wichtige Aufschlüsse über bäuerliche Haushalte und deren Alltagskultur und hier insbesondere die Tischkultur erhält man auch aus dem Vergleich zweier agrarischer Inventare, zum einen des Mühlengutes Helpenstein, zum anderen des Eckamper Landwirts Johann Schellscheid. Der Vergleich ergibt große Unterschiede in der Haushaltsführung, die an die soziale Herkunft der Bewohner gebunden war: Während erstere auf dem Mühlengut sich eher an „aristokratischer Repräsentation“ orientierten, war bei letzteren eher „reine Funktionalität und bürgerliche Schmucklosigkeit“ zu konstatieren (S. 58).

Frühe Industrialisierung wie die Etablierung der Baumwollspinnerei Cromford und deren Auswirkung auf die Ernährung, die Nahrungskultur während der Französi-

schen Revolution, die Teuerung und Verarmung nach dem Wiener Kongress und der Revolution von 1848/49 sowie ein Exkurs über Alkoholkonsum und die Lintorfer Trinkerheilstätten sind weitere Untersuchungsbereiche, die mit hohem Gewinn zu lesen sind. Im letzten Kapitel wird abschließend die „Industrialisierung als Veränderungsfaktor der Nahrungsgewohnheiten“ thematisiert, die die Entwicklung von der traditionellen Küche zum „nivellierten Esstisch“ hin beförderte. „Die Nahrung als ‚soziales Totalphänomen‘ hat sich bei dieser Mikrostudie als anschaulicher Indikator für die Gesellschaft zwischen Vormoderne und Industrialisierung erwiesen“, so das Fazit Fleermanns (S. 134). Und dies lässt sich auf heute übertragen: man betrachte beispielsweise das Angebot und Konsumgewohnheiten in einschlägigen, globalen Schnellrestaurant-Ketten.

Das Buch ist sorgfältig lektoriert und mit zahlreichen Abbildungen versehen. Es sollte in keinem Bücherschrank zur Ratinger Stadt- und Regionalgeschichte fehlen.

Dr. Erika Münster

75 Jahre Herz Jesu Kirche. Herausgeber: Katholische Kirchengemeinde Herz Jesu Ratingen - Redaktion: Friedhelm Kipp (Text), Hans-Georg-Klößner (Archiv- und Fotorecherche), Hildegard Pollheim (Satz) - Ratingen 2004

Die Festschrift führt anhand von Bild und Text durch die Geschichte einer Ratinger Pfarrgemeinde. Es ist die Geschichte einer kirchlichen Gemeinde, die zugleich einen Einblick in die Ortsgeschichte der letzten 75 Jahre gewährt und ein Stück Ratinger Kirchengeschichte beschreibt. Es fing letztendlich damit an, dass die „Mutterpfarre“ St. Peter und Paul zu groß geworden war und darum der Plan entstand, im Ratinger Osten eine Rektoratspfarre mit eigener Kirche zu gründen. Damit war der Grundstein gelegt, und mit dem Bau konnte begonnen werden. Im Hinblick auf den Kirchenbau entschieden sich die damaligen Verantwortlichen für einen hoch aktuellen und zukunftsweisenden Kirchenbau. In den einschlägigen Zeitschriften und Büchern über

modernen Kirchenbau kann man die „alte“ Herz Jesu Kirche wiederfinden als Beispiel für modernes Bauen auch mit „modernen“ Baumaterialien. Leider hat der Bau dann doch nicht ganz gehalten, was er versprach, was seine materielle Qualität betraf. Das Eisengerüst der Kirche rostete vor sich hin, so dass zwei entscheidende Fragen im Raum standen: Sanierung oder Abriss mit Neubau. Für die zweite Variante entschied sich die Gemeinde, so dass wir heute eine „neue“ Herz Jesu Kirche vor uns haben. All das wird in vielen Bildern dokumentiert. Es ist fast so, als ob ein Film vor einem abläuft. Es beginnt mit dem beeindruckenden riesigen Christusbild an der Wand hinter dem Altar, ein Mosaik, das leider beim Abbruch der Kirche verloren ging. Die Bil-

derfolge zeigt aber nicht nur den Kirchenbau in seinem Wechsel, sondern vor allem auch die Menschen, die hier lebten und leben. Es sind die Pastöre, die hier wirkten, es sind die Männer und Frauen, die in den unterschiedlichen Vereinigungen und Verbänden das Leben der Gemeinde erst ausmachten. Menschen begegnen dem Leser, die er gekannt hat. So manche Erinnerung wird wach. Die sachlich geschriebenen Texte begleiten die Bilder, vervollständigen die Informationen, zeigen auf ihre Weise den historischen Weg einer Kirchengemeinde. Nachdenklich stimmt, und die Autoren gehen dem nicht aus dem Weg, dass wir wieder einmal an einem Wendepunkt stehen. Aus dem anfänglichen Rektorat in einer gewissen Abhängigkeit zur Mutterpfarre

wurde eine selbstständige Pfarrei mit eigener Dynamik und großem Selbstbewusstsein. Heute geht Herz Jesu in einem Pfarrverband auf, zu dem auch St. Peter und Paul gehört. Die Festschrift könnte so etwas wie ein Lehrbuch werden, bei allen Veränderungen die konkrete Geschichte vor Ort nicht

zu vergessen. Sie ist gleichzeitig ein Ausdruck für das Selbstbewusstsein der Gemeinde, wie es sich im Laufe der Jahrzehnte herausgebildet hat.

Derjenige, der an Ratinger Kirchengeschichte interessiert ist, findet hier viele Anregungen.

Gleichzeitig ist der Erinnerungswert sehr hoch. Wie gesagt: die Schrift schaut aber nicht nur zurück, sondern bietet Ausblicke auf die Zeit danach. Und das war dem Redaktionsteam sehr wichtig.

Hans Müskens

Erika Münster-Schröer / Achim Blazy:
Geheimnisvolles Ratingen,
Gudensberg-Gleichen (Wartberg-Verlag), 2004, 48 Seiten

Dass Ratingen und die nähere Umgebung über „geheimnisvolle“ Ecken und Nischen verfügt, ist bekannt. Aber die historischen und kulturellen Hintergründe dieser Orte und Plätze, an denen man im Alltag allenfalls hektisch vorbeiläuft, bleiben wie so oft im Dunklen. Abhilfe schafft hier der neue Band über eben diese geheimnisvollen Bereiche innerhalb wie außerhalb der alten Stadtmauern. Die Stadtarchivarin Dr. Erika Münster und der in Ratingen freiberuflich tätige Fotograf Achim Blazy stellen hierin in Wort und Bild einige ausgewählte „Geheimniskrämereien“ vor.

Ein Geheimnis sind für viele Nicht-Eingeweihte zum Beispiel die Glocken der Pfarrkirche St. Peter und Paul. Zwar wird der Klang weit über den Marktplatz hinaus täglich wahrgenommen, aber dass die älteste Glocke mittlerweile schon etwa 700 Jahre lang die Ratinger zum Gottesdienst ruft, wissen nur versierte Kenner. Auch erscheint es unfassbar, dass in den Weltkriegen (1917 und 1943) einige der Glocken als Gussmaterial für die Rüstung herhalten mussten. Später wurden sie ersetzt. Die Sagen um die Wasserburg Haus zum Haus oder den angeblich germa-

nischen Opferplatz am Stinkesberg werden ebenso dokumentiert wie die aus dem 15. Jahrhundert stammenden Gewölbekeller unter manchen alten Stadthäusern. An der Oberstraße kann im Weinkeller „La Cave“ bei Musik, anheimelnder Atmosphäre und gutem Wein manche schöne Stunde verbracht werden. Aber wer ahnt schon, dass der bruchsteinerne Keller schon viele Jahrhunderte alt ist? Auch die Hauszeichen an den historischen Gebäuden der Innenstadt oder das moderne Kriegerdenkmal von Ewald Mataré (1934) in Hösel sind durch die Textbeiträge von Erika Münster leichter zu deuten. Blazy, der hierzu Details in Farbe fotografiert hat, lässt dem Betrachter genügend Freiraum für eigene Assoziationen und bildliche Vorstellungen. Der jüdische Friedhof an der Grenze zu Kettwig, Haus Gräfenstein oder das reichlich ornamentierte Jugendstilbadezimmer im Schloss Landsberg zählen wohl zu den eher am Rande liegenden „geheimnisvollen“ Plätzen des Ratinger Umlandes, was einen Besuch dort umso spannender machen kann. Der noch als Backofen genutzte „Backes“ auf dem Homberger Zehnthof steht im Gegensatz zu

den nächtlichen Aufnahmen der modernen Industrie Ratingens: Mit scharfem Blick machte sich Blazy zu mitternächtlicher Stunde auf den Weg, um die futuristischen Firmengebäude von Vodafone oder Esprit in ihrer gespenstischen Nachtbeleuchtung fotografisch einzufangen.

Insgesamt liegt hier ein durchdachter und schön gestalteter Band vor, der an der herkömmlichen Besichtigungstour in Buchform gewollt vorbei geht. Hier werden die Dinge im Kleinen porträtiert; Skurriles und Verwunschenes, Besonderes und Geheimnisvolles am Rande der großen (Bau)Denkmäler entsprechend gewürdigt. Und eben diese Bereiche machen den besonderen Charme einer Stadt aus, die sich ihrer Geschichte vollkommen bewusst ist. Hier werden behutsam Moos und Efeu ein Stück weit zur Seite geschoben, um den Blick auf das Vergessene zu schärfen. Daher eignet sich das Buch nicht nur als attraktives Präsent, sondern ist - für Kenner wie für Zugezogene - ein willkommener Ratgeber für einen „geheimnisvollen“ sonntäglichen Erkundungs-Spaziergang.

Bastian Fleermann M.A.

Hetty Kemmerich:

„Sagt, was ich gestehen soll!“ - Hexenprozesse - Entstehung, Schicksale - Chronik, Dortmund 2004 (2. Auflage) Ingrid Lessing Verlag, 340 Seiten

Den Titel ihres neuen Sachbuches über die Hexenverfolgung am Niederrhein hat die Autorin Hetty Kemmerich bewusst ausgewählt. „Sagt, was ich gestehen soll“ be-

ruht auf der verzweifelt vorgetragenen Bitte von Anna Katharina Spee, geb. Nürberg, die 1631 in Erpel / Bruchhausen als Hexe hingerichtet wurde. Es gibt viele

Bücher zum Thema, daher ist es schon ein Wagnis, sich mit einer eigenen Arbeit auf den Markt zu begeben. Die Autorin ist aber von der Thematik so fasziniert, hat sich

durch Selbststudium, auf zahlreichen Tagungen und durch viele Gespräche mit Fachleuten durch die komplexe Problematik hindurchgearbeitet, dabei durchaus auch neue Aspekte gefunden und ansprechend dargestellt. Es ist schon bedrückend zu lesen, wie Menschen der frühen Neuzeit andere verfolgten und ihnen das Verbrechen der Hexerei anlasteten mit der Folge, dass unendlich viele ungerechte Todesurteile gefällt wurden.

Für die Autorin sind einige Ausgangsfragen wichtig, auf denen sie dann das Buch aufbaut: Wie kam es zur Verfolgung von Hexen? Wer konnte als Hexe oder als Hexenmeister hingerichtet werden? Was wissen wir über die Befürworter und über die Gegner der Hexenlehre?

Um diese Fragen zu beantworten, geht die Autorin in drei Schritten vor. Zunächst stellt sie im ersten Teil des Buches aktuelle Forschungsergebnisse vor und berücksichtigt dabei auch Erkenntnisse verschiedener Disziplinen und Fachrichtungen. Sie untersucht weiterhin die verschiedenen Ursachen der Hexenverfolgungen ebenso wie die Auswirkungen, die sich in der Zeit und darüber hinaus ergeben. Durch die offensichtliche Aktualität der Fragestellung löst sie Betroffenheit aus und gibt so dem Leser die Möglichkeit, sich mit dem Problem sachgerecht auseinanderzusetzen, ohne dass er durch eine vorgesetzte Meinung beeinflusst wird. In der ausführlichen Darstellung der Gesamtproblematik findet auch Friedrich Spee als Kritiker der Hexenprozesse einen angemessenen Platz.

Im zweiten Teil des Buches stellt Hetty Kemmerich zahlreiche Schicksale von Prozessopfern dar. Sie bezieht sich dabei auf wissenschaftlich untersuchte Dokumente von 56 Schicksalen wie Gerichtsprotokolle, Kostenrechnungen, Briefe u. a. Hierbei beschränkt sie sich im Wesentlichen auf den Niederrhein. „Verurteilt - verb(r)annt - vergessen“ ist die

Überschrift dieser umfangreichen und eindrucksvollen Darstellung, in der auch der Prozess gegen Katharina Spee beschrieben wird und die mit dem Prozess gegen die beiden Frauen Helene Mechtild Curtens und Agnes Olmans aus Düsseldorf-Gerresheim in den Jahren 1737/38 endet.

Im dritten Teil dokumentiert die Autorin rund 650 Hexenprozesshinweise aus einem Zeitraum von ungefähr 700 Jahren, die für die Region zwischen Bonn und Xanten nachgewiesen werden können. Zum ersten Mal werden so in einer umfangreichen Chronik die zum Teil verstreuten Hinweise zusammengetragen und dokumentiert.

Die drei unterschiedlichen Teile des Buches stellen jeweils einen eigenen Wert dar, sie ergänzen sich aber, weil durch die allgemei-

ne Darstellung der Hexenproblematik jedes einzelne Schicksal des zweiten Teils und jede Namensnennung im dritten Teil eine Konkretisierung erfährt. Der Leser wird nicht nur über einen historischen Sachverhalt, der irgendwann in einem anonymen Rahmen passiert ist, informiert, sondern er „erlebt“ Schicksale konkreter Menschen. Sie tragen Namen. Sie haben an Orten gelebt, die man oftmals heute noch aufsuchen kann. Es sind Männer und Frauen aus der Nachbarschaft, die hier genannt werden und denen unendlich viel Unrecht geschah.

Ohne den „pädagogischen Zeigefinger“ zu heben, leistet die Autorin Aufklärungsarbeit: Vorurteile schaden zu allen Zeiten Menschen. Und Ausgrenzung von missliebigen Personen oder Minderheiten ist auch ein Thema des 21. Jahrhunderts. „Aufklärung“ erfolgt in dem Buch vor dem Hintergrund historischer Fakten.

Ein weitgehend umfassendes Verzeichnis der aktuellen und von der Autorin benutzten Literatur ergänzt das Sachbuch. Hetty Kemmerich, 1944 in Lindlar im Bergischen Land geboren, studierte nach dem Abitur Deutsch und Geschichte für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen. Bis 1998 unterrichtete sie an einer Duisburger Grundschule. Seit rund 15 Jahren hat sich die Autorin ein umfangreiches Wissen über die neuesten Studien der Hexenverfolgung erar-



Hexenverbrennung, Holzschnitt, 1555

beitet. Es war ihr ein Bedürfnis, die Ergebnisse in dem Buch „Sagt, was ich gestehen soll!“ zusammenfassend darzustellen. Die Beschäftigung mit der Hexenprozessproblematik hat sie auch zu Friedrich Spee geführt. Sie ist Mitglied der Friedrich-Spee-Gesellschaft.

Die erste Auflage des Buches (2003) war schnell vergriffen, so dass der Verlag schon im Jahr 2004 eine neue, in einigen Teilen verbesserte Auflage herausbrachte.

Hans Müskens

Lückenhafte Weihnacht ?

„Bringen Sie Ihren herausgefallenen Backenzahn mit, es ist ja ein Stifzahn, den kann ich mit einem stärkeren Stift wieder anzementieren“, sagte meine Zahnärztin am Telefon, als ich ihr eine Woche vor Weihnachten 2003 von meinem „Fall“ berichtete. Die angekündigte Verwendung von Zement klang ein wenig nach Baustelle, war aber für mich dennoch eine große Beruhigung, da meine Befürchtung einer zu Weihnachten gut sichtbaren Zahnlücke offenbar gegenstandslos wurde.

Also legte ich meinen Zahn zwei Tage später in ein dunkelblaues Papiertütchen, versenkte es in der rechten Innentasche meiner (bereits angezogenen) Lederjacke, schwang mich auf mein Fahrrad und fuhr nach Lintorf-Mitte zur Praxis. Vor deren Eingang fühlte ich vorsichtshalber nach dem Tütchen ... fühlte auch in der linken Innentasche ... nichts! Kein Tütchen und kein Zahn. Nervös durchsuchte ich alle anderen Jacken- und Hosentaschen: Das

kostbare Objekt war verloren. Offenbar hatte ich das Tütchen nicht in die Innentasche meiner Jacke gesteckt, sondern aus Unachtsamkeit nur zwischen Jackenfutter und Pullover locker eingeklemmt, und es musste wohl während des Radfahrens langsam nach unten gerutscht und schließlich auf die Straße gefallen sein; das war die einzig mögliche Erklärung seines Verschwindens.

Ich schwang mich also unverzüglich wieder auf's Fahrrad und suchte bei langsamer Fahrt die in Frage kommenden sechshundert Meter der Duisburger Straße ab. Nun kam der nächste Schreck: Kaum war ich unterwegs, da sah ich, dass etwa drei oder vier Minuten zuvor die städtische Kehrmaschine allen erreichbaren Unrat beseitigt hatte; man konnte nämlich überall noch die feuchte Spur des Kreiselbesens erkennen. Ade, Backenzahn, du bist auf Nimmerwiedersehen verschwunden! Natürlich fuhr ich trotzdem los, wobei ich den Blick sorgfältig auf die

Fahrbahn und beide Rinnsteine richtete ... Nichts. Vor meiner Haustür angelangt, konnte ich alle Hoffnung begraben. Es gab nun noch die zweite Hinfahrt zur Praxis – ob die mir eine letzte winzige Chance böte?

Ich konnte das wertvolle Tütchen nur auf der rechten Straßenseite verloren haben, deshalb suchte ich dort jetzt besonders gründlich. Etwa auf der Hälfte meines Weges, versteckt zwischen zwei PKWs, lag etwas auf dem dunkelgrauen Asphalt nahe dem Bordstein. Sollte das etwa ...? Tatsächlich! Da lag mein kostbares Tütchen. Es sah leicht zerknittert aus, doch der Zahn darin war heil geblieben.

Mit einer geringen Verspätung und einer banalen Entschuldigung legte ich mich auf den Praxisstuhl der Ärztin. Sie setzte den Zahn unauffällig wieder an seine Stelle, und ich konnte lückenlos Weihnachten feiern.

Hartmut Krämer

Der Weihnachtsabend des Kellners

*Aller Welt dreht er den Rücken,
und sein Blick geht zu Protest.
Und dann murmelt er beim Bücken:
„Ach, du liebes Weihnachtsfest!“*

*Im Lokal sind nur zwei Kunden.
(Fröhlich sehn die auch nicht aus.)
Und der Kellner zählt die Stunden.
Doch er darf noch nicht nach Haus.*

*Denn vielleicht kommt doch noch einer,
welcher keinen Christbaum hat,
und allein ist wie sonst keiner
in der feierlichen Stadt. –*

*Dann schon lieber Kellner bleiben
und zur Nacht nach Hause gehn,
als jetzt durch die Straßen treiben
und vor fremden Fenstern stehn!*

Erich Kästner

Bildnachweis

- Titelbild: Udo Haafke
- Beitrag: „Das ‚Landhotel Krummenweg‘“
Familie Doerenkamp, Josef Keusen,
Archiv des VLH, Manfred Buer
- Beitrag: „Erinnerungen von Karl Doerenkamp“
Familie Doerenkamp, Archiv des VLH
- Beitrag: „Schwarzebruch“
Stadtarchiv Ratingen – Postkartensammlung Weidle
- Beitrag: „Am Winkelshäuschen“
Maria Molitor, Archiv des VLH, Manfred Buer
- Beitrag: „Jewitter“
Zeichnung aus „Lexikon der Heilpflanzen“, Lingen, Köln 1976
- Beitrag: „Jan und Griet vom Hof Termühlen“
Archiv des VLH, Wolfgang Kannengießer
- Beitrag: „Das vergessene Gütchen“
Ewald Dietz, Marlies Füsgen, Archiv des VLH
- Beitrag: „Abriss der Löken-Häuser“
Irmgard Schmitz, Manfred Buer, Thomas Grobschmidt
- Beitrag: „Wie ein Paradies“
Zeichnungen aus: Garms „Pflanzen und Tiere Europas“,
dtv 1969, Uta Asher, Pierre-Claude Hohn
- Beitrag: „Der Jahresablauf in der Landwirtschaft“
Jürgen Steingen, Archiv des VLH, Familie Lothar Schmitt
- Beitrag: „Wie man in Homberg vor sieben Jahrzehnten
wohnte und lebte“
Dr. Richard Baumann
- Beitrag: „Die Suche nach den familiären Wurzeln“
Karl-Heinz Jörgens
- Beitrag: „Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens“
Abbildung der Urkunde aus: Bötefür, M., Buchholz, G.,
Buhlmann, M. „Bildchronik 1200 Jahre Werden“, Essen 1999
- Beitrag: „Konfessionelle Auseinandersetzungen in Ratingen 1611“
Stadtarchiv Ratingen – Bildarchiv Buschhausen, Zeichnung
von E. Bierwirth aus „Geschichte der Stadt Ratingen“ von
Otto Redlich, Ratingen 1926
- Beitrag: „Die evangelische Stadtkirche in Ratingen“
Hans Müskens, Pfarrer Dr. Gerd-Ulrich Brinkmann,
Archiv der evangelischen Gemeinde
- Beitrag: „Vom Bollerwagen zum Schwertransportanhänger“
Hans Otto Wetzel
- Beitrag: „Anmerkungen zu Rudolf Rickes' Artikel aus „Quecke“ Nr. 73
Archiv des VLH
- Beitrag: „Lebenserinnerungen der Brüder Schwaab“
Bernhard Schwaab, Stadtarchiv Ratingen, Suchy „Düsseldorf,
den 10. November 1938“, Mahn- und Gedenkstätte und
Stadtarchiv Düsseldorf 1989, „Das Dritte Reich“, Bd. II,
Kurt-Desch-Verlag 1964
- Beitrag: „Volkssage oder völkischer Mythos?“
Kurt Tappeser, Anke Jensen-Giehler, Postkarte von 1940
- Beitrag: „Paul Schwer“
Paul Schwer (Kataloge)
- Beitrag: „Gretel Krauskopf-Gemmert“
Achim Blazy, Manfred Buer, Udo Haafke
- Beitrag: „Nachruf Professor Dr. Heinz Peters“
Dr. Marie-Luise Otten, Buchtitel: Manfred Buer
- Beitrag: „Kleiderlust und Körperfrust“
Rheinisches Industriemuseum, Schauplatz Ratingen
- Beitrag: „Ein Motorrad aus Breitscheid und ‚Das Wunder von Bern‘“
Thomas von der Bey
- Beitrag: „Von Kopf bis Fuß auf Marlene eingestellt“ und
„Park Monceau“
Michael Baaske
- Beitrag: „Gemeinsames Haus der Kulturen“
Manfred Buer
- Beitrag: „Eine griechische Familie in Lintorf“
Friedrich Wagner
- Beitrag: „Wie ein Lintorfer Junge zum Engländer wurde“
Dorothy und Willi Kibbat, Willi Wisniewski, Official United
States Navy, National Archives Washington,
Bundesarchiv Koblenz
- Beitrag: „Junge Ratinger fanden früh den Weg zur Marine“
Karl Schmidt, Marinekameradschaft „Admiral Graf Spee“
- Beitrag: „Die Posthalterei in Beelitz“
Manfred Fließ
- Beitrag: „Mer fahre en de Stadt“
Archiv des VLH
- Beitrag: „Et i-eschte Fahrrad“
Archiv des VLH, Ewald Dietz
- Beitrag: „Damals bei uns daheim“
Archiv des VLH, Reinald Bever, Jupp Lamerz
- Beitrag: „40 Jahre Kreuzherren in Lintorf“
Pfarrarchiv St. Johannes, Archiv des VLH,
Werner Frohnhoff, Hans-Jörg Frey
- Beitrag: „Nachruf Pater Nico van Rijn“
Michael Lumer, Archiv des VLH
- Beitrag: „40 Jahre ‚neue‘ Johann-Peter-Melchior-Schule“
Schulchronik, Archiv des VLH, Hans Lumer, Felicitas Lumer
- Beitrag: „Lehrling beim Amt Angerland“
Joachim Zeletzki, Archiv des VLH
- Beitrag: „Lintorf 1974 – 2004“
Archiv des VLH
- Beitrag: „Macht, Reichtum, Mord und Totschlag“
Archiv des VLH, „Rheinische Geschichte“ von Franz Petri und
Georg Droege, Bild- und Dokumentenband, Schwann,
Düsseldorf 1978
- Beitrag: „Der Breitscheider Rottzehnt von 1759“
Hauptstaatsarchiv NRW
- Beitrag: „Kermesbesü-ek am Siepekothe“
Maria Molitor, Margret Liermann, Trude Blumenkamp
- Beitrag: „Aus den Aufzeichnungen des Peter Vogel“
Helmut Kuwertz
- Beitrag: „30 Jahre Kulturkreis Hösel“
Archiv des Kulturkreises
- Beitrag: „Ludwig Rosenberg“
Helmut Kuwertz, Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn
- Beitrag: „Dr. jur. Karl Tittel“
Erhard Tittel, Stéphane Bruchfeld / Paul A. Levine
„Erzählt es euren Kindern“, C. Bertelsmann, 2000
- Beitrag: „Die Operationen“
Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „110 Jahre Erweiterungsbau St. Peter und Paul“
Otto Samans, Regina Samans, Stadtarchiv Ratingen,
Archiv des VLH, Manfred Buer
- Beitrag: „De Köster von Pitter on Paul“
Manfred Buer, Stadtarchiv Ratingen – Bildarchiv Buschhausen
- Beitrag: „75 Jahre Herz-Jesu Kirche Ratingen“
Friedhelm Kipp, Pfarrarchiv Herz-Jesu
- Beitrag: „Neuer Bürgermeister der Stadt Ratingen“
Jürgen Venn
- Beitrag: „Der Lintorfer Florist Thomas Dietz“
Thomas Dietz, Porträt aus: „Reiter-Revue“ 9/2004
- Beitrag: „In eigener Sache“
Manfred Buer, Druckerei Preuß, Bernd Bastisch
- Beitrag: „Laudatio auf Josef Schiffer“
Manfred Buer
- Beitrag: „Verleihung der Dumeklemmerplakette 2003“
Pierre-Claude Hohn
- Beitrag: „Verleihung der Johann-Flinck-Ehrennadel“
Gisela Hoven, Hans Müskens

Wir haben viele Eisen im Feuer.

Das können Sie ruhig wörtlich nehmen. Denn überall dort, wo es in der Industrie heiß hergeht, finden Sie KARRENA. Weltweit gehören wir zu den führenden Unternehmen im Feuerfest- und Schornsteinbau. Unsere Kunden erwarten ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit, entscheidet doch die Feuerfest- und Schornstein-

technik wesentlich über das Funktionieren der Gesamtanlage.

KARRENA bietet über 80 Jahre Erfahrung in diesem hochspezialisierten Baubereich. Durch eigene Forschung und Entwicklung haben wir die Maßstäbe für den Feuerfest- und Schornsteinbau wesentlich mitgeprägt. Sorgfältige Planung und Konstruktion sind für uns ebenso selbstverständlich wie modernste Montagetechnik und konsequente Qualitätskontrolle.

So kann jeder Kunde sicher sein, mit KARRENA gleich „mehrere Eisen im

Feuer“ zu haben. Und so die richtige Vorsorge zu treffen für eine langlebige und damit kostengünstige Lösung seiner spezifischen Anforderung im Feuerfest- und Schornsteinbau.



KARRENA

FEUERFEST- UND SCHORNSTEINBAU

Qualität auf höchstem Niveau.

KARRENA GmbH, Breitscheider Weg 34, D-40885 Ratingen-Lintorf, Tel.: (021 02) 938-0 • Fax: (021 02) 938-444 • Telex: 8585224
e-mail: info@karrena.de, Internet: www.karrena.de



Und wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Vermögensberater?

 Sparkasse
Hilden • Ratingen • Velbert

Mit der Sparkassen-Finanzplanung privat profitieren Sie vom Wissen erfahrener Vermögensspezialisten – und den Vorteilen, die nur die größte Finanzgruppe Deutschlands bieten kann. Wir analysieren individuell ihre Bedürfnisse und bieten Ihnen alle Leistungen für ein optimales Vermögensmanagement aus einer Hand. Mehr Informationen in Ihrer Geschäftsstelle oder unter www.sparkasse-hrv.de